


INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
ET VERITAS
MDCCCXX



Mitteilungen

des

Nordböhmischen Exkursions-Klubs.

Schriftleitung:

Prof. A. Paudler und Dr. F. Hantschel.

Achtundzwanzigster Jahrgang.

Leipa, 1905.
Im Selbstverlage des Vereines. — Druck von Joh. Künstner.

Inhalt des achtundzwanzigsten Bandes.

pag.
Aus Dr. Cajetan Watzel's Tagebuche. Zusammengestellt von Dr. Th. Watzel . . . . 1—20, 345—354
Gedichte von Dr. Karl Bayer 20, 150, 266, 369
Zur Namenkunde. Von A. Paudler . . . . 21—26
Gedichte von Frida Gumpinger 26, 155, 277, 354
Zur Geschichte von Zirkowitz an der Elbe. Von C. Jahnel . . 26—30
Nimm dich in Acht! Gedicht von A. Paudler 30
Kunstbrief. Von Dr. F. Hantschel . . . . 30—35
Kinderreime aus maner Hejmt. Von Joh. H. Kindermann . . 35—37
Pfarr- und Patronats-Herren von Stein-Schönau 1360—1433. Von Pf. A. Tscherney . . . . 37—40
Burgsberg und Burgsbergwarte. Von A. Paudler . . . . . 40—42
Märchen und Anderes. Von Hermann Runge . . . . 42—44
Um einen Nachlaß. Von P. Sauppe . . . . 44—45
Bilderschmuck in der Kirche. Eine Betrachtung von Josef Rößler . 45—49
Hans von Obernitz Von Georg von Obernitz . . . . 49—58
Begreiflich. Gedicht von Josef Rößler . . . . 58—59
Scharfrichter-Entlohnung in Auscha. Mitgeteilt von Josef Jarschel 59
Ein deutsches Lied. Von August Palme . . . . 59—60
Verein deutscher Lehrer-Chordirigenten. Von Joh. Haudeck . 60—63
Sagen aus Gablonz. Von Karl R. Fischer . . . . 63—64
Schutz für den Naturgenuß. Von A. Paudler . . . . 64—68
Der alte Müller. Gedicht von W. L. Wiesner . . . . 68—69
Aus dem Leben eines vergessenen Dichtersoldaten. (Josef Emanuel Hilscher.) Von Käthe Strunz . . . . 69—73
Wunsch im Lenze. Gedicht von Julius Parsche . . . . 73—74
Aus der Schwedenzeit. Von Heinrich Ankert . . . . 74—77
Jugendträume. Gedicht von Ferd. Thomas 77
Das Leibgericht. Dialektgedicht von Rob. Beh 77
Majolikamacher Bachora. Mitgeteilt von H. Ankert . . . . . 77—78
Heimkehr. Gedicht von Ferd. Schwind 79
Aus Freudenberg. Von Aug. Kögler . . . . 79—80
Freundschaft. Gedicht von Max Christel 81
Um Zeit zu gewinnen. Eine Warnsdorfer Sage. Von Heinrich Wähner 81—82
Gedichte von Josef Neumann 82, 307
Feuersegen und Wassersegen. Mitgeteilt von Jos. Simm . . . 83
Neujahrs-Grüße. Von Wenzel Bräuer, Jos. Friedrich, J. L. Haase, Dr. H. Hallwich, Dr. F. Herold, Dr. A. Kittel, Dr. Ed. Kreibich, Josef Neumann, Dr. Jos. Neuwirth, A. Paudler, Dr. Georg Pilk, Ferd. Schwind, Dr. M. Urban, Jul. Vatter, Emil Weiß und Fanny Zekel . . . . 84—85
Ein alter Neujahrsgruß. Mitgeteilt von Karl Lichtenfeld . . 85—86
Das Deutsche in Leitmeritz. Von Dr. W. Katzerowsky 86
Lesefrüchte. Von Prof. Dr. Koch 87
Die alte Orgel in Kreibitz. Von Ludwig Schlegel . . . . . . 88—89
Erinnerung. Gedicht von J. Friedrich 89
Aus Prager Archiven. Von E. Neder . . . . 89—91
Rudolf Müller. Von A. Paudler . . . . 129—149
Über das Inkolat Von K. Köpl . . . . 150—152
Der Buchdrucker Wenzel. Von C. Jahnel . . . . 152—153
Instruktion für den Schuldienst. Von H. Ankert . . . . . 153—155
Reminiszenz zur Erfindung des Telephons. Von J. G. Doleschal 156—158
Die Weihnachtskrippe. Von A. Frind . . . . 158—165
Ein Christ-Spiel aus Falkendorf bei Tetschen. Von Emil Neder 165—170
Vogtsdorf. Von P. Sauppe . . . . 170—172
Aus einem Antiquariats-Kataloge. Von A. Paudler . . . . 173—180
Was ein Bissel Pulver kann. Von Ant. Elger . . . . 180—183
Der Paulinen-See. Von A. Paudler. Mit einer Initiale von Aug. Frind in München . . . . 183—185
Gedichte von Josef Fischer 185, 394
Schluckenauer Turm-Urkunde. Von F. Zekel . . . . 185—187
Der Bauernkrieg in Böhmen 1775. Mitgeteilt von Karl Lichtenfeld 187—188
Senza speranza. Von Gustav Biedermann . . . . 189—190
Christoph von Dohna † 1618. Von J. Schubert . . . . . . 190—191
Storch und Reiher. Eine Fabel. Von F. Arlt 191
Seltsames. Von A. Paudler . . . . 192—207

Die Renovation des Magistrates in Auscha vor 175 Jahren. pag.
Von Josef Jarschel . . . . 207—209
Die große Überschwemmung Anno 1845. Von Franz Werner 209—211
Gestalten aus dem Volke. Von Aug. Kögler . . . . 211—219
Heimatkundliches vom Padloschiner Plateau. Von C. Jahnel 241—265
Ein Vertreter der Subjektivität. Von A. Paudler . . . . 266—269
Volkstümliche Redensarten und Gleichnisse in der Markersdorfer Mundart. Von Fz. Knothe . . . . 269—273
Jakuben an der Elbe. Von Emil Neder . . . . 273—274
Spießrutenlauf. Von August Kögler . . . . 274—277
Wenzel Karl, ein nordböhmischer Botaniker. Von V. Maiwald 278—280
Aus meiner Musikmappe. Von Joh. Haudeck . . . . 280—283
Ein letzter Wunsch. Gedicht von E. Hellmich 283
Toten-Verzeichnis. Von H. Ankert . . . . 283—285
Der Tschachen. Von A. Paudler . . . . 285—287
Die Wernstädter Braupfanne in Auscha (1645). Von Jos. Jarschel 287—290
Ein Ausflug nach Schluckenau. Von A. Paudler . . . . . . 291—306
Zur Geschichte von Georgswalde. Von Florian Holfeld . . . 307—312
Steinwiesen und Bilfertstein. Von Karl v. Zimmermann . . 312—316
Eine Faktorei in Schluckenau 1755. Von F Menčík . . . . 317—318
Über den Christbaum. Von A. Paudler . . . . 318—320
Kinderreime. Von Karl Karafiat . . . . 320—321, 439—440
Feldherrnhalle. Von Dr. Rob. Kammel . . . . 321—322
Geschichtsbilder von Ebersbach. Von A. Paudler . . . . . 322—324
Gegen Zahnschmerzen. Von A. Paudler . . . . 354—369
Der Tod des Herzogs Julius Franz v. Lauenburg. Von C. Jahnel 370—377
Im Traume. Von A. Paudler . . . . 377—379
Eichwaldiana. Von Rudolf Korb . . . . 379—393
Johann Georg Ottho. Von R. v. Ottenfeld . . . . 394—412
Die Böhm. Kamnitzer Wirtshäuser. Mitgeteilt von Karl Fleck . 412—415
Weihnachtsgebräuche. Von A. Paudler . . . . 415—419
Dreikönigsingen. Von Joh. Haudeck . . . . 419—421
Das heil. Dreikönig-Spiel in Falkendorf. Mitgeteilt von Emil Neder 421—425
Baujahre der Bensner Stadtkirche. Von Josef Jarschel . . . 425—427
Archäologisches aus dem Klubgebiete. Von R. R. v. Weinzierl 427—430
Ich habe dich geliebt. Gedicht von Jul. Palme 430
Die Freudenberger National-Garde. Von August Kögler . . 431—435
Was der Sturm rauscht. Gedicht von M. Werunsky 436
Ein reisender Bruchschneider in Auscha Von Josef Jarschel . 436—438
Aus dunkler Nacht. Gedicht von Hans R. Kreibich 438
Zwei Leipaer Musiker. Von Joh. Haudeck . . . . 438—439
Dr. Daniel Thum †. Von A. Paudler . . . . 440—443
Das erste Veilchen. Gedicht von Franz Rasche 444
Über den Gänsweg in die Daubaer Schweiz. Von Karl von Zimmermann . . . . 444—447
Bruno Knesch. Von A. Paudler . . . . 447—449
Evangelische Pastoren, Organisten, Lehrer und Beamte in Deutschböhmen im Zeitalter der Gegenreformation. Von Rudolf Knott . . . . 450—453
Natur- und Kunstdenkmäler 126
Sterbechronik . . . . 338—340
Wenzel Heimrich †. Von A. Paudler . . . . 91—93
A. Kukuk † 443
Aus Mitgliederbriefen von Antonienhöhe, Auscha, Bensen, Berlin, B. Kamnitz, Dresden, Dresden-Plauen, Freudenberg, Gablonz a. N., Grottau, Hirschberg, Höflitz, Johnsdorf, Leipa, Leitmeritz, Leschna, Linz, Lobendau, Luditz, Mauisch, Meistersdorf, Niedergruppai, Niederpreschkau, Niemes, Pisek, Prag, Reichenberg, Römerstadt, Salzburg, Schluckenau, Schmiegel (Prov. Posen), Schnauhübel, Smilkau, Teplitz, Tichlowitz, Tuhan, Warnsdorf, Wellnitz, Wien und Zahorschan . 106—122, 234—239, 325—332, 453—463
Bücher-Anzeigen. Von A. Paudler 122—125, 220—234, 332—337, 463—468
Verschiedenes . . . . 340—343
Neuere Nachrichten . . . . 470—471
Vom Nordböhmischen Exkursions-Klub . 93—106, 337—338, 469—470
Prof. A. Paudler † . . . . 468—469
Danksagung 469
Spendenverzeichnis für das Hauptregister 127
Zur Geschäftsordnung 340
Auskunft der Schriftleitung . . . . 127—128, 239—240, 343—344, 472

Inhalts-Verzeichnis des März-Heftes.

pag.

Aus Dr. Cajetan Watzel's Tagebuche. Zusammengestellt von Dr. Th. Watzel . . . 1—20
Rösleins Röckchen. Gedicht von Dr. Karl Bayer . . . 20
Zur Namenkunde. Von A. Paudler . . . 21—26
Einsames Sterben. Gedicht von Frida Gumpinger . . . 26
Zur Geschichte von Zirkowitz an der Elbe. Von C. Jahnel . . . 26—30
Nimm dich in Acht! Gedicht von A. Paudler . . . 30
Kunstbrief. Von Dr. F. Hantschel . . . 30—35
Kinderreime aus maner Hejmt. Von Joh. H. Kindermann . . . 35—37
Pfarr- und Patronats-Herren von Stein-Schönau 1360—1433. Von Pf. A. Tscherney . . . 37—40
Burgsberg und Burgsbergwarte. Von A. Paudler . . . 40—42
Märchen und Anderes. Von Hermann Runge . . . 42—44
Um einen Nachlaß. Von P. Sauppe . . . 44—45
Bilderschmuck in der Kirche. Eine Betrachtung von Josef Rößler . . . 45—49
Hans von Obernitz. Von Georg von Obernitz . . . 49—58
Begreiflich. Gedicht von Josef Rößler . . . 58—59
Scharfrichter-Entlohnung in Auscha. Mitgeteilt von Josef Jarschel . . . 59
Ein deutsches Lied. Von August Palme . . . 59—60
Verein deutscher Lehrer-Chordirigenten. Von Joh. Haudeck . . . 60—63
Sagen aus Gablonz. Von Karl R. Fischer . . . 63—64
Schutz für den Naturgenuß. Von A. Paudler . . . 64—68
Der alte Müller. Gedicht von W. L. Wiesner . . . 68—69
Aus dem Leben eines vergessenen Dichtersoldaten. (Josef Emanuel Hilscher.) Von Käthe Strunz . . . 69—73
Wunsch im Lenze. Gedicht von Julius Parsche . . . 73—74
Aus der Schwedenzeit. Von Heinrich Ankert . . . 74—77
Jugendträume. Gedicht von Ferd. Thomas . . . 77
Das Leibgericht. Dialektgedicht von Rob. Beh . . . 77
Majolikamacher Bachora. Mitgeteilt von H. Ankert . . . 77—78
Heimkehr. Gedicht von Ferd. Schwind . . . 79
Aus Freudenberg. Von Aug. Kögler . . . 79—80
Freundschaft. Gedicht von Max Christel . . . 81
Um Zeit zu gewinnen. Eine Warnsdorfer Sage. Von Heinrich Wähnert . . . 81—82
Mit Dir möcht' ich fliehen. Gedicht von Josef Neumann . . . 82
Feuersegen und Wassersegen. Mitgeteilt von Jos. Simm . . . 83
Neujahrs-Grüße. Von Wenzel Bräuer, Jos. Friedrich, J. L. Haase, Dr. H. Hallwich, Dr. F. Herold, Dr. A. Kittel, Dr. Ed. Kreibich, Josef Neumann, Dr. Jos. Neuwirth, A. Paudler, Dr. Georg Pilk, Ferd. Schwind, Dr. M. Urban, Jul. Vatter, Emil Weiß und Fanny Zekel . . . 84—85
Ein alter Neujahrsgruß. Mitgeteilt von Karl Lichtenfeld . . . 85—86
Das Deutsche in Leitmeritz. Von Dr. W. Katzerowsky . . . 86
Lesefrüchte. Von Prof. Dr. Koch . . . 87
Die alte Orgel in Kreibitz. Von Ludwig Schlegel . . . 88—89
Erinnerung. Gedicht von J. Friedrich . . . 89
Aus Prager Archiven. Von E. Neder . . . 89—91
Wenzel Heimrich †. Von A. Paudler . . . 91—93
Vom Nordböhmischen Exkursions-Klub . . . 93—106
Aus Mitgliederbriefen von Auscha, Bensen, Berlin, Dresden, Gablonz a. N., Grottau, Höflitz, Leipa, Leitmeritz, Leschna, Luditz, Manisch, Meistersdorf, Niemes, Pisek, Plauen, Prag, Reichenberg, Römerstadt, Salzburg, Schluckenau, Töplitz-Schönau, Tuban, Wellnitz und Wien . . . 106—122
Bücher-Anzeigen Von A. Paudler . . . 122—125
Natur- und Kunstdenkmäler . . . 126
Spendenverzeichnis für das Hauptregister . . . 127
Auskunft der Schriftleitung . . . 127—128

Mitteilungen

des

Nordböhmischen Exkursions-Klubs.

Schriftleitung:

Prof. A. Paudler und Dr. F. Hantschel.

Erstes Heft. März 1905. XXVIII. Jahrgang.

Aus Dr. Cajetan Watzel's Tagebuche.[1])

Gedenkblätter politischen und verwandten Inhaltes,

zusammengestellt von Dr. Th. Watzel.

Lange wohl verwahrtes Gut
Sei zu Markte jetzt gebracht;
Daß ich's gab aus meiner Hut,
Ob ich das auch recht gemacht? —

In einem raschlebigen Zeitalter, wie es das unsrige ist, wird die Erinnerung an Vorgänge und Persönlichkeiten, die einer verhältnismäßig noch recht nahen Vergangenheit angehören, nur allzuleicht durch die Flut der Tagesereignisse verwischt und verdrängt. Es ist aber nicht zu bestreiten, daß auf jeglichem Gebiete ein volles Verständnis des gegenwärtigen Zustandes der Dinge ohne Kenntnisnahme von früheren Zuständen, in welchen sich oft genug die Keime dessen, was uns jetzt beschäftigt, erkennen lassen, nicht zu erlangen ist. Aber auch mancherlei Gegensätze, die sich bei der Betrachtung des Vergangenen im Hinblicke auf die jetzige Lage der Dinge ergeben mögen, sind geeignet, eine solche Rückschau des öfteren lehrreich, im übrigen mindestens interessant zu machen.

Dies erwogen, kann es nicht zweifelhaft erscheinen, daß die privaten Aufzeichnungen eines urteilsfähigen Mannes, der ein volles Menschenalter hindurch in und mit seiner Vaterstadt, zugleich aber auch für sie gelebt und gewirkt hat, insoweit sie sich mit den öffentlichen Angelegenheiten dieser Stadt beschäftigen, es verdienen, der heutigen Bewohnerschaft derselben, wenigstens auszugsweise, zur Kenntnis gebracht zu werden. So mag es denn also dem Verfasser dieses Aufsatzes, als einem Sohne dieses auch außerhalb Leipas noch zur Genüge bekannten Mannes, gestattet sein, hiemit eine kleine Auslese aus dessen Tagebuch-Aufzeichnungen der Öffentlichkeit zu übergeben. —

Die entsprechend ausgewählten und fast ausnahmslos[2]) wortgetreu wiedergegebenen Partien desselben, deren Zusammenstellung sich natür-

[1]) Es ist uns sehr erfreulich, daß wir aus den Tagebüchern unseres ersten Obmannes einige Aufzeichnungen veröffentlichen können, durch deren kernige Schreibart die kräftige Gestalt des Verewigten in den Vorstellungen aller, die ihn gekannt haben, gleichsam wieder lebendig werden wird. Viele werden auch verwundert sein, wie sehr die politischen Ansichten, Erwartungen, Hoffnungen seit vier Jahrzehnten sich verändert haben. Schließlich verdient es Beachtung, daß die gegen den Adel und die Herrschaft Neuschloß gerichteten Bemerkungen sich leicht erklären lassen, wenn man bedenken will, daß der Vormärz, in welchem die Stadt Leipa als „Herrenstadt“ mit der „Obrigkeit“ häufig im heftigsten Streite sich befand, damals erst wenige Jahre zurücklag. Mit den Ursachen zu Verstimmungen sind allmählich auch die Gegensätze fortgefallen. Sch.-L. — [2]) Nur in ein paar ganz vereinzelten Fällen erlaubte ich mir von dieser Regel abzugehen, sei es,

licherweise nicht ohne eigene Zutaten ins Werk setzen ließ, beziehen sich vor allem auf das politische Leben im allgemeinen und namentlich, soweit es die Stadt Leipa betraf, nebenbei aber auch auf die Tätigkeit einiger Vereine Leipas, und zwar während des Zeitraumes von 1861 bis 1871, einer Zeit, welche entlegen genug ist, um eine freiere Aussprache zu gestatten, und andererseits doch noch nahe genug, um dabei mit der Tagespolitik allenthalben in Fühlung zu bleiben. —

Wir werden hiebei zunächst auf jenen denkwürdigen Zeitpunkt zurückversetzt, wo sich unser, damals noch einheitlich organisierter, Kaiserstaat durch die Einführung konstitutioneller Einrichtungen innerlich verjüngte. — Im Hinblicke auf unsere heutigen unerquicklichen parlamentarischen Zustände, sowie der Enttäuschungen eingedenk, welche ein hauptsächlich doch in verfassungsmäßigen Formen sich abspielendes Ringen zwischen den verschiedensten politischen Faktoren während der letzten beiden Dezennien gerade für uns Deutsche gebracht hat, wird es heutzutage manchem schwer verständlich sein, mit welchem Jubel damals der Umschwung vom absoluten zum konstitutionellen Regierungssysteme begrüßt wurde und welche kühne Hoffnungen, namentlich seitens des deutschen Bürgertums, an diese Neugestaltung unseres altehrwürdigen Staatswesens geknüpft wurden.

Von einem Manne, welcher, wie Direktor Dr. Cajetan Watzel, weil er von jeher freisinnige Anschauungen hegte und einem rüstigen Fortschritte huldigte, seinerzeit den Verlust der freiheitlichen Errungenschaften des Jahres 1848 schmerzlich genug hatte empfinden müssen [1]), darf es als selbstverständlich gelten, daß er die jüngste, unter Zutun des Ministers Schmerling gefaßte kaiserliche Entschließung aufs freudigste begrüßte und aus der Verwirklichung eines Systemwechsels, von dessen Notwendigkeit er ja schon längst überzeugt war, zugleich eine kräftige Anregung seines staatsbürgerlichen Bewußtseins schöpfte. Gleichwohl lassen die Worte, mit denen er dieses epochemachenden Ereignisses gedenkt, deutlich genug erkennen, wie weit er sich von einer allzu sanguinischen Auffassung der neuen Lage fernhielt. Er schreibt nämlich hierüber: „Den 26. Feber, Dienstag erfolgte die Veröffentlichung der österreichischen Verfassungs-Urkunde, der Reichs- und Landes-Statute. Die Gesammt-Monarchie soll umgestaltet werden auf der Grundlage freier Einrichtungen und unter gewissenhafter Wahrung der Prinzipien der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches, der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze und der Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung und der Besteuerung. — Und so wäre denn endlich, nach langem Zögern, der Übergang zum Rechtsstaate, auf dem Papiere wenigstens, vollzogen! . . .“ [2]) — Allein bei seinem tatkräftigen Wesen begnügte er sich nicht damit,

daß es sich um die Milderung eines Ausdruckes oder um eine sonstige ganz unwesentliche kleine Änderung handelte. Ich ging hiebei von der Voraussetzung aus, daß mein Vater in diesen Fällen bei beabsichtigter Veröffentlichung ein gleiches getan haben würde. Th. W. — [1]) Man vergleiche hierüber die von ihm selbst, und zwar im 8. Jahrgange der „Mitt. d. N. V. Exk.-Kl.“ veröffentlichten Erinnerungen aus den Jahren 1849 und 50, bes. auf S. 43. — [2]) Die noch folgenden beiden Sätze von besonders scharfem Gepräge sind zur Mitteilung weniger geeignet. Th. W.

etwa ruhig zuzuschauen, wie sich nun wohl die Dinge weiter entwickeln würden, sondern er legte sofort mit Hand an, um das Inslebentreten der neuen Einrichtungen am Orte seines Wirkens zu fördern, auf daß aus dem verheißungsvollen Entwurfe ein fruchtbares, in breiten Schichten des Volkes wurzelndes politisches Leben hervorgehe. Wie viel ihm aber bereits damals die engeren, kommunalen Interessen galten, dafür zeugt der im Folgenden zu berührende Vorgang, in welchem wir doch augenscheinlich ein dem Nützlichkeitsprinzipe gemachtes Zugeständnis und gleichzeitig ein besonderes Vertrauensvotum für die damalige Regierung zu erblicken haben. Von unserem heutigen Standpunkte aus mag uns letzteres allerdings nicht leicht verständlich sein; es wäre dergleichen aber auch einer anderen Regierung gegenüber, als jener des damals so volkstümlichen Ministeriums Schmerling gar nicht möglich gewesen, höchstens das sogenannte Bürgerministerium etwa ausgenommen. Aber wie die Sachen damals lagen, wo es sich vielleicht empfahl, durch den Beweis des besten Einvernehmens zwischen Bürgertum und Regierungsorganen dem neuen Systeme gewisse Stützen zuzuführen, ließ sich nicht bloß vom Standpunkte des um das Gemeinwohl besorgten Bürgers der Stadt Leipa, sondern selbst von jenem eines liberal und deutsch gesinnten Staatsbürgers aus gegen die oben bloß angedeutete Behandlung der im Folgenden ausführlich besprochenen Angelegenheit kaum etwas einwenden. Über die fragliche Angelegenheit selbst berichtet uns Dr. Caj. Watzel in seinem Tagebuche, wie folgt:

„Vom 16. bis 20. März. Bedeutende Erregtheit in Leipa wegen der bevorstehenden Wahl eines Landtags-Abgeordneten. Für den 17. M., Sonntags hatte ich mich an dem Zustandekommen einer Wahlbesprechung im Saale zum Herzog von Reichstadt beteiligt. Ich war zwar von dem deutschen Comité in Prag als Kandidat für meine Vaterstadt definitiv vorgeschlagen worden, verzichtete jedoch auf diese Auszeichnung, vermeinend, daß ich in meiner Stellung am Gymnasium der Stadt Leipa mehr nützen könne, denn als deren Landtags-Abgeordneter. Ich sprach mich in meiner Rede an die zahlreich Versammelten für die Wahl eines Ministers aus. Da aber die Bürger, und das konnte ich ihnen nicht verdenken, den von unseren Beamten begünstigten Polizei-Minister Baron Meczery nicht haben wollten und mich nicht haben konnten, so wählten sie schließlich den hiesigen J. u. Dr. Sigmund Stickel, einen Menschen . . . ., den allzugroße Bequemlichkeitsliebe und ängstliche Gemüthsart gleich unfähig machen zur ernsten und gewichtigen Mannesarbeit eines Volksvertreters, für den aber bei der oberflächlichen Menge sein materielles Gewicht und ganz besonders der Umstand spricht, für das Geschäft eines Abgeordneten am meisten Zeit zu haben. — Nach einigen einleitenden Worten sprach ich in dieser Versammlung Folgendes: „„Durch die Verkündigung der jüngsten Staatsgrundgesetze ist unser Kaiserstaat neuerdings aus der nur noch schwach vertretenen Reihe der unumschränkt regierten Reiche in die der konstitutionellen übergetreten, d. h. unser Kaiser hat aus freier Entschließung den gewichtigsten Theil seiner monarchischen Befugnisse, die gesetzgebende Gewalt und das Recht der Steuerbewilligung, in die Hände seiner Völker zurückgelegt. Diese für das allgemeine

Wohl so wichtigen Rechte wird von nun an der Reichsrath ausüben. Der Reichsrath wird aber aus den Landtagsabgeordneten ausgewählt. Wir erwählen daher mit unserem Landtags-Deputierten einen möglichen künftigen Reichsrath.[1]) Die Landtage werden sich aber überdieß mit den besonderen Angelegenheiten der einzelnen Kronländer zu beschäftigen haben. In Böhmen wird zunächst über die Sprachenfrage viel verhandelt werden. Es wird die Aufgabe der verständigen Landtagsmitglieder sein, in dieser heikligen Frage jede Voreingenommenheit und Leidenschaftlichkeit zu vermeiden. Dem Czechen und dem Deutschen gegenüber muß das Nationalgefühl geschont werden. Denn das ist (einem jeden) heilig und wird nicht ungestraft verletzt. Darum mag wohl dafür vorgesorgt werden, daß unsere Jugend beide Landes-Sprachen nach Bedürfniß, nicht aber auf Grund von Zwangsmaßregeln, sich anzueignen vermöge;[2]) wenn aber eine Partei im Landtage für eine besondere böhmische Krone agitieren sollte, so ist es die Pflicht unserer deutsch-böhmischen Abgeordneten, einem solchen auf vergilbte historische Dokumente sich einseitig stützenden Treiben mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten; weil wir wohl ein einiges, durch Freiheit starkes Gesammt-Oesterreich, keineswegs aber eine selbständige, nothwendigerweise in sich selbst gespaltene und den Keim zu fortwährenden Zerwürfnissen in sich bergende böhmische Krone haben wollen.[3]) — Eine andere Frage, die im böhmischen Landtage ihrer Erledigung harrt, ist die des Propinationsrechtes. Von allen Seiten hören wir den Ruf nach Beseitigung dieses Rechtes, nach Beseitigung des Biererzeugungs-Monopols. Und in der That steht dasselbe nicht nur im grellsten Widerspruche mit der von der Regierung eingeführten Gewerbefreiheit, sondern auch, als feudales Zwangsrecht, mit dem liberalen, bürgerfreundlichen Geiste der Gegenwart. So lange nicht freie Concurrenz herrscht, so lange werden die Bierpreise mit dem eigentlichen Werte desselben keineswegs im gerechten Verhältnisse stehen; denn das Monopol sorgt nur für die eigenen Interessen, die freie Concurrenz aber für die der Consumenten. Eine auf billige Entschädigung der Berechtigten gegründete Beseitigung des Propinationsrechtes ist daher vom Standpunkte des allgemeinen Wohles eine eben so gerechte, als nothwendige Forderung.[4])

---

[1]) In diesem vereinzelnden Sinne pflegt dieses Wort zwar jetzt nicht mehr gebraucht zu werden, und es würde sich heutzutage ein solcher Gebrauch wirklich recht wenig empfehlen; er steht aber immerhin mit dem Ursprunge dieser Körperschaft in Einklang und findet sich auch anderswo, z. B. im Brockhaus'schen Konversations-Lexikon (11. Aufl.) im Artikel „Österreich", wo auch in diesem Sinne von „Reichsräthen" die Rede ist. Th. W. — [2]) Es sei daran erinnert, daß damals und noch Jahre lang die zweite Landessprache, beziehungsweise die czechische Sprache an den Mittelschulen Böhmens einen obligaten Lehrgegenstand bildete. — [3]) In einer früheren, auf das „Oktober-Diplom" vom Jahre 1860 bezüglichen Tagebuchnotiz wurde die damit angekündigte „Einführung landständischer Verfassungen" nebst der darin Ungarn eingeräumten Sonderstellung, die in Böhmen zu ähnlichen Forderungen ermutigen konnte, ja mußte, für einen Abweg von bedenklichster Art erklärt. Und nicht mit Recht? Th. W. — [4]) Der Verfasser dieses Aufsatzes weiß sich selbst noch daran zu erinnern, wie ein paar Jahre später in einer Sitzung des böhmischen Landtages, der er gerade als Zuhörer auf der Gallerie beiwohnte, sich eben über diesen Gegenstand eine langwierige Debatte entsponnen hatte, an der sich auch hervorragende Persönlichkeiten (wie Brinz, Rieger u. a.) beteiligten. Th. W.

Für die Schule und Werkstätte, für ländliche und städtische Angelegenheiten, für Finanz- und Handels-Interessen, für die Vervollständigung unserer Verfassung und für eine neue, den Verhältnissen des Landes angemessene Gemeindeordnung werden überdieß dem Landtage Vorlagen gemacht werden. Es wird daher die Aufgabe des guten Landtagsabgeordneten sein, nur für solche Anträge zu stimmen, die mit den wahren Bedürfnissen des Landes und Volkes im Einklange stehen.

Darum, meine Herren, wählen Sie einen gesinnungstüchtigen, einen fortschrittsfreundlichen und charakterfesten Mann! Und wenn durch die Wahl eines solchen unserer Gemeinde überdieß ein mächtiger Freund und Gönner gewonnen werden kann, so sehe ich nicht ein, was uns hindern sollte, unseren Abgeordneten selbst in den höchsten Regierungskreisen zu suchen. — Es liegt im Wunsche des Ministeriums, daß nur liberale Kandidaten gewählt werden. Durch die Wahl eines Ministers können wir daher keinen Mißgriff machen; im Gegentheile geben wir dadurch dem Ministerium, das den freiheitlichen Fortschritt und die Wahrung der Rechte und der Nationalität der Deutschen will[1]), ein Vertrauens-Votum.

Doch Ihre eigene Überzeugung, sowie die Liebe, mit welcher Sie für das wahre Wohl unserer Vaterstadt Leipa besorgt sind, wird Sie besser, als meine schwachen Worte (es vermögen), auf den rechten Mann leiten."" — Über das Ergebnis wurde schon früher berichtet.

Als nun die Wahl vorüber war mit ihrer Qual, nicht ohne einige Enttäuschung da und dort hinterlassen zu haben, da gab es zunächst keinen weiteren Anlaß zu politischer Erregung, als bis die aus jenen Wahlen hervorgegangenen Landesvertretungen sich zu ihrer ersten Tagung versammelten. Der Bericht hierüber in Dr. C. Watzel's Tagebuche lautet übrigens ziemlich lakonisch, nämlich: „Den 6. April Samstag. Eröffnung der Landtage in den österreichischen Kronländern. — Den 21. April Schluß des böhmischen Landtages, nachdem er die Reichsrathswahlen vorgenommen und mit Zustimmung der deutschen Abgeordneten den Beschluß gefaßt hatte, daß die Czechen nicht Czechen, sondern Böhmen genannt werden! Dieser thörichte Beschluß hat die Deutschen in Böhmen zu Fremdlingen erniedrigt und ihnen das Recht auf ihre Heimath entzogen! Ein schöner Anfang das!"

Das Hauptgewicht dieser Mitteilung liegt jedenfalls in dem hier gefällten Urteile, dessen Richtigkeit heute wohl einem Jeden sich aufdrängt, während der Schreiber jener Sätze damals mit seiner Voraussicht gewiß recht vereinzelt dastand. — Jedoch mit weit lebhafterer Anteilnahme, als sie jener ersten Tagung des Landtages entgegengebracht worden war, sah man deutscherseits dem Zusammentritte des aus dem Schoße der einzelnen Landtage hervorgegangenen Reichsrates entgegen. Wir lesen hierüber in Dr. Watzel's Tagebuche Folgendes: „Den 29. April Montags Eröffnung des Reichsrathes in Wien; freilich, da die Ungarn, Siebenbürger, Kroaten und Venetianer nicht kamen, nur ein Rumpf-Parlament, und nebstbei mit seinem hochtoryſtischen Oberhause wenig

[1]) Man wolle hiebei nicht vergessen, daß man ja damals erst 1861 schrieb und daß Österreich noch als eine deutsche Macht zu gelten hatte. Th. W.

Aussicht auf gedeihliche Erfolge bietend. Doch hat der Kaiser unter Beobachtung der von konstitutionellen Regierungen bewahrten Formen zu den von ihm verfassungsmäßig einberufenen Mitgliedern beider Häuser der Reichsvertretung Worte gesprochen, welche glauben machen, daß es ihm Ernst sei, die Ideen einer in konstitutionellen Grundsätzen wurzelnden freisinnigen Politik zu verwirklichen."

Aus diesem durch die soeben besprochenen Vorgänge so bedeutsam gekennzeichneten Jahre finden wir im „Tagebuche" weiterhin von Aufzeichnungen politischer Art zwar teils kürzere, teils längere Artikel über Döllinger und seine Stellungnahme zur weltlichen Herrschaft des Papsttums, über Italiens großen Staatsmann Cavour, sowie über den Ausbruch des Bürgerkrieges in den nordamerikanischen Freistaaten, aber von Notizen, die sich näher oder entfernter auf politische Persönlichkeiten und Begebenheiten der Heimat bezögen, bloß noch zwei. Hievon bezieht sich die frühere auf einen später zu so großem Ansehen gelangten Mann, der als Leipaer von Geburt doch in Prag das Feld seiner Tätigkeit suchte und fand, auf Dr. Franz Schmeykal. Wir lesen über ihn: „Am 17. Mai Besuch von J. u. Dr. Franz Schmeykal, gegenwärtig Mitglied des Landes-Ausschusses in Prag. Dieser talentierte, liberal gesinnte und nach Körperform und Manieren gleich angenehme junge Mann konnte bisher zu keiner festen Lebensstellung gelangen. Obwohl nahezu 34 Jahre alt, ist er noch ohne bürgerliche Selbständigkeit. Nun, das neue Österreich wird seine schönen Begabungen würdigen und verwerten lernen." — Gewiß ein bedeutsamer Fingerzeig. — Was aber die spätere der oben angedeuteten beiden Aufzeichnungen betrifft, so ist ihr Gegenstand zwar an sich von bloß lokaler Bedeutung und überdies mehr privatrechtlicher als politischer Natur; gleichwohl entbehrt er keineswegs einer allgemeineren Beachtungswürdigkeit, einmal, weil es sich hier um einen typischen Fall handelt, fürs zweite, weil sich aus diesem Beispiele zugleich ersehen läßt, wie politische Strömungen selbst auf Rechtsverhältnisse ihren Einfluß erstrecken können. Hören wir also, was uns Dr. Caj. Watzel unter dem Datum des 3. Dezember vom Standpunkte des treuen Bürgers seiner Vaterstadt aus zu erzählen weiß und was er aus dem Ganzen zuletzt für eine Folgerung zu ziehen wagt. „Die sogenannte Fohlenwiese, im Ausmaße von 80 Joch 260 □°, wegen deren Benützungsrechte mit den gräflichen Besitzern von Neuschloß nahezu 200 Jahre lang Differenzen bestanden, gieng nun endlich gegen eine billige Entschädigung in die ungeteilte Nutznießung der Stadtgemeinde Leipa über. Eigentümerin derselben war die Gemeinde ja von jeher und zahlte für sie auch die landesüblichen Steuern. Aber die arglose Gutmüthigkeit der Vorfahren, mit welcher sie den eigennützigen und verschmitzten gräflichen Nachbarn und Schutzherren die Weide ihrer jungen Pferde auf jener, damals vielleicht weniger beachteten Wiese gestatteten, führte in der Reihenfolge der Jahre dazu, daß den Grafen Kaunitz die durch längere Zeit thatsächlich von ihnen ausgeübte Benützung jenes Leipaer Gemeinde-Eigenthums zu einem förmlichen Rechte erwuchs. Die reichen Grafen schämten sich nicht, der armen Stadtgemeinde gegenüber, als diese endlich zur Erkenntnis der begangenen Unvorsichtigkeit

gelangt war, auf diesem Rechte zu bestehen und, als neuestens die Ablösbarkeit solcher aus der Harmlosigkeit und wohl auch Dummheit des Volkes erwachsener Lasten gesetzlich zulässig erklärt wurde, sogar die dafür vereinbarte Ablösungssumme, ein Bettelgeld von 1100 Gulden, richtig anzunehmen. Das soll Adel sein! .... Und was läßt sich von einem solchen Adel für Österreich erhoffen!"

Wir kommen nun zum Jahre 1862. Die auf das politische Leben im Vaterlande bezüglichen Mitteilungen des „Tagebuches" werden spärlich; ein Zeichen, daß die lebhafte Brise des Vorjahres bereits im Abflauen war. Wenn es im Programme der damaligen österreichischen Regierung lag, unter möglichster Wahrung der Reichseinheit zeitgemäße, liberale Reformen durchzuführen, so stellten sich doch der Verwirklichung solcher immer neue und immer größere Schwierigkeiten entgegen. Wie zu sehen war, wollten die Früchte der jungen Saat nicht recht reifen, wogegen die Dornen allerorts in Menge aufschossen und sich namentlich uns Deutschen in Böhmen bereits recht fühlbar machten. Welch hoher Wertschätzung sich das neue Wesen gleichwohl immer noch erfreute, davon zeugt uns Dr. Watzels Bericht über die Feier des ersten Jahrestages der Verfassungs-Verleihung. Wir lesen hierüber Folgendes: „Den 25. Feber Dienstags wurde mit einem imposanten Fackelzuge, dem ein Festmahl in der „Stadt Graz" folgte (ich habe mich an beiden mit Freude beteiligt) die Vorfeier des 26. Feber begangen. — Das Staatsgrundgesetz vom 26. Feber müssen wir, um nicht in ein den Fortbestand Österreichs gefährdendes Chaos zurückzufallen, als eine unveräußerliche Errungenschaft festhalten. — Daß die Krone mit den gewählten Abgeordneten der Völker die gesetzgebende Gewalt theilt, von ihnen das Recht, neue Steuern und Anleihen auszuschreiben, empfängt, ihnen durch verantwortliche Minister Rechenschaft über die Verwendung von Gut und Blut gibt, und daß die Völker dieses höchste Recht gemeinsam ausüben, während die Kronländer, was übrigens zu bedauern ist, in ihren besonderen Angelegenheiten Selbständigkeit haben, — dies ist für uns der unantastbare Kern unserer Verfassung, alles Übrige nur eine wandelbare Form, die nach Bedürfniß zu ändern, die Verfassung selbst die angemessenen Mittel gewährt. So aufgefaßt, muß die Februar-Verfassung die unverrückbare Grundlage der liberalen Partei bleiben, und in diesem Sinne den 26. Feber zu feiern, ist nicht etwa das Kennzeichen einer durch die Korruption der Bach'schen Regierungs-Periode sehr anrüchig gewordenen Loyalität, sondern heißt dem konstitutionellen Prinzip huldigen, Zeugnis für dessen Unantastbarkeit ablegen, das Verständnis der politischen Lage offenbaren und der unverzagten Hoffnung auf die vollständige Durchführung des mit dem Grundgesetz inaugurierten Programms Ausdruck geben.

Den 26. Feber. Feierlicher Gottesdienst in der Kloster- und Frauenkirche. — Abends glänzender Ball im Saale „zum Herzog von Reichstadt", dem ich mit meiner Anna bis morgens 4 Uhr bei-

wohnte. Treffliche Unterhaltung. — Den 28. Feber. In großer Gesellschaft einer Soirée bei unserem Landtagsabgeordneten Dr. Stickel beigewohnt."

Wir finden bei dieser festlichen Gelegenheit politische Motive mit dynastischen Gefühlen, religiösen und geselligen Antrieben in einer Harmonie, um welche das heutige Geschlecht die Menschen von damals wahrlich beneiden könnte. Was das politische Leben betrifft, so wurde im übrigen die Bevölkerung einer kleineren Landstadt wie Leipa davon fürs gewöhnliche nicht allzustark berührt, zumal ja dasselbe, in ruhigen Formen tadellos verlaufend, bald von einigen wenigen führenden Persönlichkeiten der liberalen, verfassungstreuen Partei von Prag aus vorsorglich überwacht und geleitet wurde. Über den in jenen maßgebenden Kreisen ein paar Jahre später zur Führerrolle gelangten Mann finden wir auch unter den Aufzeichnungen dieses Jahres einen sehr bemerkenswerten Ausspruch, indem es da heißt: „Den 15. Juni. Besuch vom Mitgliede des böhmischen Landes-Ausschusses Dr. Franz Schmeykal, seit einem Jahre Advokat in Prag. — Für diesen trefflichen jungen Mann, der voriges Jahr nur zaghaft und endlich nur auf mein wiederholtes Andringen daran gieng, sich um das Mandat eines Abgeordneten für die Landgemeinden des B. Leipaer Wahlbezirkes zu bewerben, ist seine Zeit nun doch auch herangebrochen. Seine Talente werden nicht unbemerkt bleiben und seine achtungswerten Eigenschaften nicht verfehlen, ihn auf den rechten Platz zu erheben, von welchem aus er für die Sache der Freiheit und für die Rechte der Deutschen in Böhmen gewiß gleich thätig und mannhaft wirken wird."

Der Verkehr mit dem eben genannten Manne, der durchaus den Charakter einer schon in früheren Jahren begründeten, freundschaftlichen Intimität an sich trug, währte, wie namentlich auch aus Überbleibseln einer gelegentlichen Korrespondenz zu ersehen ist, bis in späte Jahre hinein fort. Die politischen Zeitfragen und Aufgaben standen dabei natürlich stets im Vordergrunde. Auch außerdem galt ja Dr. Kaj. Watzel bei dem Prager Komitee der deutschen Verfassungs-Partei als ein Vertrauensmann, an den man sich namentlich in Wahlangelegenheiten behufs Erkundigungen, sowie auch zum Zwecke geeigneter Einwirkung auf die Wählerschaft des öfteren wandte.

Was er und gesinnungsverwandte Männer der Stadt zur Förderung der großen politischen Interessen jener Zeit überhaupt beizutragen vermochten, das geschah. Im Großen mußte man freilich die Dinge gehen lassen, wie sie eben gingen. Aber innerhalb der bescheidenen Grenzen des städtischen Gemeinwesens für einen gesunden Fortschritt, insbesondere für die Hebung der Volkskraft und die Erweckung einer echt völkischen Gesinnung zu wirken, das war auch eine würdige und im besten Sinne lohnende Arbeit, an welcher sich in erster Linie Dr. Kaj. Watzel mit Freudigkeit und mit der von ihm gewohnten Entschiedenheit beteiligte. Es war ja die Zeit eines Dank dem neuen (verhältnismäßig) liberalen Regierungssysteme frisch aufblühenden Vereinslebens, und nichts war also natürlicher, als daß dem schon länger bestehenden Sängervereine

in Leipa nunmehr auch ein Verein deutscher Turner an die Seite trat. Über die Anfänge dieses Vereines berichtet denn das „Tagebuch" wie folgt:

„Den 10. September. Um 7 Uhr abends im „Herzog von Reichstadt" Bürgerversammlung zur Gründung eines Turn-Vereins. Ich wurde einstimmig zum Sprechwart gewählt, Staatsanwalt Korber zum Stellvertreter, Erwin Martin zum Schriftwart, Kaufmann Karl Bilke zum Kassawart, Handschuhmacher Klein zum Turnwart, Kaufmann Gustav Heller zum Zeugwart; Buchhändler Josef Hamann, Hauptschullehrer Anton Rößler und Kaufmann J. J. Schüller als Beiräthe. — Ich freue mich des mir übertragenen Vertrauens- und Ehren-Amtes eines Turnvereins-Vorstandes, weil ich in ihm ein Mittel erkenne zu gemeinnützigem Wirken. Meine erste Sorge wird es sein, das beinahe ganz in Verfall gerathene Schüler-Turnen wieder in Aufnahme und durch Errichtung einer Turner-Feuerwehr in das hiesige Feuerlösch-Unwesen Verstand und Ordnung zu bringen."

Über denselben Gegenstand erfahren wir noch weiter: „Den 3. Oktober erste Generalversammlung unseres Turnvereins, in welcher man unter meinem Vorsitze nach meiner beifälligst aufgenommenen Ansprache über den vorgelegten Statuten-Entwurf und über die Wahl des eben so großen als gut gelegenen Sander'schen Gartens als Turnplatz, sowie über die Einführung des Schülerturnens schlüssig wurde."

Von den ersten Erfolgen eines tatkräftigen und zielbewußten Vorgehens berichtet eine dritte hieher gehörige Mitteilung, bei welcher zugleich die daran geknüpften Betrachtungen von allgemeinerer Art es verdienen, hier wenigstens teilweise zur Kenntis gebracht zu werden. Sie lautet: „Den 17. November Montag Eröffnung der Winter-Turnschule im Garten-Salon des Sander'schen Gartens, Frauengasse Nro. C. 136. Die Betheiligung der Schüler am Turnen ist eine sehr lebhafte. Und warum sollte sie es nicht sein? Sind doch gymnastische Übungen, auf welche die alten Kulturvölker nicht ohne gewichtigen Grund so viel Rücksicht genommen haben, das beste, ja einzige Mittel, die Überbürdung der Jugend durch die Menge und Verschiedenartigkeit der Lehrgegenstände und durch die Masse der wöchentlichen Lehrstunden in ihrem verderblichen Einflusse auf die gesammte geistige und körperliche Ausbildung zum Theil wenigstens zu hemmen."

Es sei nun zum Abschlusse des aus diesem Jahre Mitgeteilten noch nebenbei bemerkt, daß Dr. Kaj. Watzel während desselben längere Zeit hindurch von einer naturwissenschaftlichen Arbeit stärker in Anspruch genommen war, und daß er sich überdies, und zwar besonders in der Ferienzeit, lebhaft und energisch an den ersten Vorarbeiten zur Errichtung einer Oberrealschule in Leipa beteiligte. Auch hierüber liefert uns sein Tagebuch eine Menge wertvoller Mitteilungen, deren Verwertung aber für eine andere Gelegenheit aufgespart werden muß.

Aus dem nächstfolgenden, dem Jahre 1863, sind vor allem die beiden einander ergänzenden Mitteilungen bemerkenswert, welche sich auf

den zweiten Jahrestag der Verfassungs-Verleihung beziehen. In ihnen spiegelt sich deutlich genug die mittlerweile noch weiter fortgeschrittene Ernüchterung. Sie lauten, wie folgt: „Den 25. Feber Mittwoch, (als) an dem Vorabende unseres Verfassungsfestes brannten Freudenfeuer auf dem Spitzberge, auf der Horka und dem Kahlenberge. Mörser, die Kanonen der Bürger, und Glocken, die Kanonen der Klerisei, dröhnten und klangen lauthin und feierlich durch den klaren und lieblichen Mondabend. -- Doch scheint mir der gegenwärtige Schein-Constitutionalismus des Pulvers nicht wert zu sein, das seinetwegen heute verschossen wird. — Den 26. Feber. Das Constitutions-Fest wurde früh in den Kirchen gefeiert; von 7 Uhr Abends an aber in zahlreicher Gesellschaft im Gasthause zur „Stadt Graz". Toaste auf den Kaiser, auf Schmerling, auf die Verfassung, auf die Eintracht der Völker Österreichs. Ich brachte folgenden Trinkspruch aus: „„Bei unserer heutigen Feier wollen wir eines gewichtigen Faktors nicht vergessen, durch welchen hauptsächlich Verfassungen errungen, behauptet und fortgebildet werden. Dieser Faktor ist die Bürgertugend, als Inbegriff von Mannesmuth, Überzeugungstreue, Heilighaltung der Gesetze, Vaterlandsliebe, Gemeinsinn und Opferwilligkeit. Diese Bürgertugend wachse und mehre sich! Ihr gilt mein Hoch.""

Außerdem kommt die Politik in diesem Jahre nur noch beiläufig in einem ausführlicheren Berichte zum Worte, welchen uns das „Tagebuch" über einen in den Monat Mai fallenden Besuch Leipa's seitens des bereits zu verdientem Ansehen gelangten Abgeordneten Dr. Herbst überliefert hat. Schon um der Person willen, um welche es sich hier handelt, verdient es jener, hier wenigstens zum größeren Teile wiedergegeben zu werden. Er besagt: „Den 24. Mai, Pfingst-Sonntag, fuhr ich mit Schwager Dr. Schönfeld und Bürgermeister Zink um ½3 Uhr nachmittags bei strömendem Regen nach Hirnsen, um da mit den bereits anwesenden Turnern und Sängern den Landtagsabgeordneten Professor J. u. Dr. Ed. Herbst auf seiner Reise nach Leipa zu empfangen. Ich begrüßte den gefeierten Parlaments-Redner und scharfsinnigen Dialektiker mit einer warmen Ansprache, die derselbe mit herzlichen Worten erwiderte. Nachdem noch Sänger und Turner mit Lied und „Gut Heil!" ihn gefeiert, geleiteten wir den mannhaften Kämpfer für Freiheit und Recht nach Leipa in die Wohnung des Dr. Anton Schmeykal. — Den 25. Mai. Nach erfolgter Überreichung des Ehrenbürgerrechts-Diplomes an Dr. Herbst fand zu dessen Ehren eine Festtafel im Thal-Salon statt. Ich brachte den ersten Trinkspruch aus auf den Kaiser und auf die Verfassung; dann der Bürgermeister auf Herbst, worauf dieser in längerer, glänzender Rede die gegenwärtigen Zustände in Österreich besprach ...."

Aus dem bei dieser Gelegenheit, sowie namentlich auch am folgenden Tage bei einer dem illustren Gaste zu Ehren vom Landtagsabgeordneten Dr. Stickel veranstalteten Abendunterhaltung gepflogenen näheren Umgange mit dem Gefeierten ging folgende Charakteristik des genannten Mannes hervor, die gewiß alle Beachtung verdient. Sie lautet: „Herbst's äußere Erscheinung ist die eines einfachen, anspruchslosen deutschen Biedermannes. Fern von jeder Ideologie, hat für ihn auf dem Gebiete der

Politik nur das Positive, das wirklich Erreichbare Sinn und Wert; diesem widmet er aber auch die ganze Kraft seines wohlbewußten Willens. Er scheint mir der Mann zu sein, welcher, wo das große, schöne und ersprießliche Ganze nicht zu erringen ist, auch mit dem Theile sich begnügen könnte, bloß um dem augenblicklichen Bedürfnisse gerecht zu werden. Mit bestehenden Übelständen gründlich aufzuräumen, dürfte er Anstand nehmen, wenn er erkennen sollte, daß ein solcher Vorgang, als zu weit gehend, das wirklich Erreichbare in Frage stellen könnte. — Darum wird Herbst zwar unter allen Umständen mit seinen mächtigen dialektischen und oratorischen Mitteln ein ausgezeichneter, ja unersetzlicher Parteigenosse, kaum aber ein tauglicher Parteiführer sein; weil ihm jene gewisse, mit Tugend und Mannhaftigkeit ganz wohl verträgliche Leidenschaftlichkeit abgeht, welche allein zum erfolgreichen Wirken und Schaffen für Großes und Ganzes anregt und begeistert." —

Wenn es nun auch nicht immer die Politik war, die ihn fesselte, öffentliche Angelegenheiten beschäftigten Dr. C. Watzel immer. Auch in diesem Jahre widmete er Zeit und Kräfte der Förderung des heimischen Vereinslebens. Namentlich an den Unternehmungen des Turnvereines beteiligte er sich als Fünfziger mit wahrhaft jugendlicher Frische und er verstand es, mit dem von ihm selbst in bereits zitierten Äußerungen besonders betonten gemeinnützigen Elemente zugleich die Pflege eines freien, deutschen Geistes in angemessener Weise zu verbinden. Jenes bezeugen vor allem zwei aus dem Frühlinge dieses Jahres stammende Aufzeichnungen, die der Mitteilung wert erscheinen, ebenso wie in anderer Hinsicht eine dritte, in die Herbstzeit fallende, Erwähnung finden mag. Dort lesen wir zunächst: „Den 13. Mai Mittwoch. Nachmittag $1^1/_2$ Uhr Turnerfahrt mit 250 Turnschülern und vielen Turngenossen und Turnfreunden nach Hirnsen.

Der Himmel blau,
Die Lüfte lau.
Rings froher Muth,
Rings leichtes Blut,
Und Sing und Sang
Und Kling und Klang
Und Lust und Scherz.
Was willst du mehr, o Menschenherz!

Selbst der zufällig anwesende Graf Albrecht v. Kaunitz . . . fühlte sich, wie er mir wiederholt versicherte, von dem frohen Treiben dieser prächtigen Jugend höchst angenehm unterhalten."[1])

[1]) Die betreffende Stelle konnte hier bloß gekürzt wiedergegeben werden. Obgleich sich nun das im folgenden Teile derselben Gesagte mit einem anderen Gegenstande beschäftigt, nämlich mit dem Verhältnisse des oben genannten adeligen Herrn zum Leipaer Schützenkorps, so ist es doch zu charakteristisch und zugleich belehrend, als daß es mit Stillschweigen übergangen werden dürfte. — Der Herr Graf und Grundherr von Neuschloß, obwohl im gegnerischen Lager stehend, war schon früher vom Leipaer Scharfschützenkorps zu seinem Protektor ernannt und nun auch dessen Gemahlin, aus Anlaß des bevorstehenden, mit der Weihe einer neuen Fahne verbundenen Schützenfestes, um die Übernahme der Stelle der Fahnenpathin angegangen worden, und zwar mit dem gewünschten Erfolge. Indem sich nun im Zwiegespräche mit jenem hochadeligen Herrn herausgestellt hatte, daß er nächstens verreisen und dabei über die Zeit jenes Festes hinaus wegbleiben werde, erlaubte sich Dr. Watzel die verfängliche Frage: „Und die Frau Fahnen-Pathin?", worauf die Antwort erfolgte: „„Die reist mit mir und wird sich einfach durch die Frau des Schützen-Majors J. u. Dr. Schmeykal vertreten lassen."" — „Aha, ich verstehe, Herr Graf; wozu mit diesen Leuten viele Umstände machen!" entgegnete

Nur wenige Tage hernach konnte er schreiben: „Den 18. Mai Montag nachmittags $6^{1}/_{2}$ Uhr wurde im schönen und weiten, zweckmäßig eingerichteten Turngarten der Mastbaum mit dem Klettergerüste aufgerichtet. Als auf ersterem die deutsche Flagge flatterte, hielt ich an die zahlreich versammelten Turner eine packende Ansprache, die mit donnerndem Beifalle aufgenommen wurde."

Daß es ihm aber auch mit den seit den Tagen eines Jahn an jene Trikolore geknüpften Idealen Ernst war, läßt sich ohneweiters aus der dritten hieher gehörigen Mitteilung dieses Jahres entnehmen, worin es heißt: „Den 4. Oktober. Nachmittags besuchten unseren Turnverein die Niemeser Turner mit klingendem Spiele. Ich begrüßte sie im Turngarten mit einer kräftigen Ansprache. Von da zogen sie mit unseren Turnern ins „Thal", wohin ich mit dem Bezirks-Amtmann Zeidler nachfolgte. Von 7 bis 9 Uhr in der Turnerkneipe („alte Post") zugebracht. — Unsere Turner legen noch allzuviel Gewicht auf einen tüchtigen Trunk und andere Äußerlichkeiten. Die Turnjacke und das Trinkhorn allein thun's nicht; die Hauptsache ist der turnerische Geist; dieser aber ist das verständige Maßhalten im Genuße und die Veredlung von Leib und Willen zu männlich schöner That." —

Ganz dem Gemeinnützigen hinwiederum galten jene Bestrebungen, von welchen eine nur um wenig spätere Mitteilung handelt, deren Wortlaut folgender ist: „Den 8. November Sonntags. Lange Zeit schon trage ich mich mit dem Gedanken, für meine Vaterstadt eine Feuerwehr mit Hilfe der ausübenden Turner, also eine Turnerfeuerwehr, zu errichten. Zu diesem Behufe berief ich heute eine Versammlung der Turner ein und ersuchte auch die Genossenschafts-Vorstände und den Schützenkorps-Kommandanten J. u. Dr. Ant. Schmeykal um ihre Betheiligung. Vor der sehr zahlreichen Versammlung entwickelte ich in bündiger Rede meine Ansichten über die Art und Weise der zu bildenden Wehr, welche einen solchen Anklang fanden, daß man sich einhellig für dieselben erklärte. Und so wird auch unsere Stadt wieder um ein gemeinnütziges Institut reicher werden."

Schon nahe am Schlusse dieses Jahres endlich tritt uns, gewissermaßen als der Wiederschein eines Blitzes, der vom Aufgange bis zum Untergange leuchtete, folgende kurze, aber bedeutsame Bemerkung entgegen: „Den 30. November. Große Aufregung in Deutschland gegen Dänemark wegen Schleswig-Holstein; auch Deutsch-Österreich bekundet laut seine Sympathien."

---

hierauf Dr. Watzel beißend und empfahl sich dem betroffenen Kavalier. — Die bei dieser Gelegenheit aufgedeckte geringschätzige Behandlung der in jenem Vereine repräsentierten Bürgerschaft veranlaßte noch die folgenden, gewiß beherzigenswerten Worte: „So muß es kommen, wenn der Bürger nicht auf Ehre hält und gesinnungslos und ohne Selbstachtung sich wegwirft. Der Adel würde gewiß über seinen eingebildeten Wert und die Vorzüge der Geburt gar bald viel nüchterner denken lernen, wenn der Bürger es verstände, im wohlberechtigten Bewußtsein seiner Bedeutung im Staate und in der Gesellschaft, mit mehr Selbständigkeit, Selbstachtung und Stolz aufzutreten, und wenn er es endlich einmal unterließe, durch Wohldienerei, Kriecherei und unterthänigste Dienstbeflissenheit sich verächtlich und lächerlich zu machen."

Wir kommen nun zum Jahre 1864. Zur allgemeinen Charakteristik dieses Zeitpunktes, wo die politische Lage unseres Weltteiles wieder einmal einen tüchtigen Ruck bekam, diene zuvörderst folgende vom 9. Jänner datierte Betrachtung: „Die Berichte aus Ost und Westen, aus den ältesten Kaiserreichen und den neuesten Republiken tragen denselben kriegerischen Charakter an sich. Die Lage Europas ist eine kritischere denn je. — Alle unsere Aufklärung hat wenig dazu beigetragen, eines der ältesten Übel, unter denen die Menschheit geseufzt hat, zu verringern. Die Welt hat viel gelernt, aber nicht genug, um imstande zu sein, in Frieden zu leben."

An jene reiht sich sodann zunächst eine ganz kurze Notiz über den von Österreich und Preußen im Bunde mit einander, aber — leider[1]) — ohne den Bund unternommenen Feldzug zur Befreiung der deutschen Nordmarken vom Joche der Fremdherrschaft. Sie beschränkt sich auf den einzigen Satz: „Den 7. Feber, Fasching-Sonntag. Nachrichten von bedeutenden Siegen der Österreicher über die Dänen."

Erst viel später, nämlich im Juni d. J., kommt die Sache, um welche es sich hier handelt, nochmals zur Sprache, indem es da heißt: „Den 26. Juni. Die zur Beilegung des deutsch-dänischen Krieges in der Herzogthümerfrage seit einigen Wochen zu London tagende Diplomaten-Conferenz ist todt und der Krieg wieder lebendig.[2]) Schleswig-Holstein ist die Feuerprobe der künftigen innerdeutschen Politik; wer sich hier zur Null gemacht, wird eine Null in Deutschland bleiben."

Das Gebiet der großen Politik wird sonst nur noch in zwei kurzen Aufzeichnungen dieses Jahres gestreift; die erste davon gilt einer nur allzu ephemeren weltlichen, die zweite dagegen einer höchst dauerhaften geistlichen Macht. Die erstere lautet: „Den 10. April nahm Erzherzog Ferd. Max, der Bruder unseres Kaisers, ein ebenso thatenlustiger als geistreicher Prinz, zu Miramare die Krone von Mexico (40.000 □Mln. mit 9 Mill. Einwohnern) als Kaiser Maximilian I. an. Diese Krone ist nicht ein Geschenk des dortigen Volkes, sondern halb des verlogenen Kaisers Napoleon III., halb der Mexikanischen Pfaffen; sie dürfte dem wackeren Max recht schwer werden." — Was aber die andere betrifft, so genüge es hier zu bemerken, daß sie sich auf die im Dezember desselben Jahres von Rom aus ergangene Encyclica, diese Kriegserklärung

---

[1]) Es handelt sich hier natürlich um den „deutschen Bund". Das oben eingeschaltete Wörtchen soll mehr einen Hinweis auf die damals in den liberalen Kreisen Deutsch-Österreichs herrschenden Ansichten bedeuten, als etwa eine Kritik jener von Bismarck in die Wege geleiteten Aktion. — Was aber die Person dieses Staatsmannes betrifft, der in der Folge einer ganzen Epoche den Stempel seiner gewaltigen Persönlichkeit aufdrücken sollte, so erschien er damals im Nebel des preußischen Verfassungs-Konfliktes und sonstiger Verstimmungen noch als ein gewalttätiger reaktionärer Junker, als so eine Art von deutschem Polignac oder Lord Acton. Das „Tagebuch" nennt seinen Namen übrigens nicht früher, als im Zusammenhange mit den Ereignissen des Jahres 1866. — [2]) Bald nach dem glänzenden Erfolge unseres damaligen Alliierten und Rivalen bei Düppel war eine mehrwöchentliche Waffenruhe eingetreten. — Nun aber, nur ein paar Tage nach dem Niederschreiben obiger Stelle, gelang den Preußen die Wegnahme der Insel Alsen. Da nun der Belt offen lag und zudem auch die österreichische Flagge bald am Skagerhorn wehte, so mußten in kurzem die Dänen ihren Widerstand aufgeben.

an die gesamten modernen Ideen und Institutionen, bezieht, und daß sich Dr. Watzels „Tagebuch“ hierüber zwar nur in Kürze und mit Mäßigung, aber doch entschieden im Geiste eines fortschrittsfreundlichen, aufgeklärten Katholiken ausspricht.

Die inneren politischen Zustände unseres Kaiserstaates scheinen in diesem Jahre hinter unseren äußeren Beziehungen etwas zurückzutreten. Wenigstens beschränken sich die Bemerkungen, die auf jene Bezug haben, auf ein Wort zur Sprachenfrage, welche leidige Frage damals übrigens noch bei weitem keinen für uns deutsche Bewohner dieses Landes so bedrohlichen Charakter angenommen hatte, wie gegenwärtig, und auf eine etwas herbe, aber gewiß durch die damalige, notorisch sehr ungünstige Finanzlage hinlänglich begründete Kritik des österreichischen Staatshaushaltes. — Eine zufällige Begegnung mit den aus einem besonderen Anlasse gerade in Leipa anwesenden beiden Herren Dr. Eduard Herbst und Dr. Franz Schmeykal, welche am 11. Juni in der zwanglosesten Weise in der Schwimmschule stattfand, — auch Dr. Schönfeld war dabei zugegen — lieferte den Stoff zu der an erster Stelle angedeuteten Bemerkung, welche im wesentlichen lautet: „Das Thema unserer Unterhaltung bildete das vergebliche Ankämpfen der deutschen Abgeordneten in den letzten diesjährigen Landtagssitzungen gegen die Annahme des § 4 eines Sprachengesetz-Entwurfes, nach welchem die andere Landessprache an den Mittelschulen Böhmens als obligater Lehrgegenstand erklärt wird. Die Annahme desselben erfolgte mit einer Majorität von 7 Stimmen. Gegen die Sanktionierung dieses die persönliche Freiheit beschränkenden Beschlusses gehen von allen deutschen Städten des Landes Vorstellungen an das Staatsministerium ab; auch für unsere Stadt habe ich jüngst eine solche verfaßt, die einhellig angenommen und übermittelt wurde.“ — Von der anderen oben angedeuteten Erörterung, die etwas heikler Art ist und am 28. Dezember niedergeschrieben wurde, sei nur der Hauptinhalt kurz mitgeteilt. Er besagt, daß sich die Regierung, weil ihr „die Schulden über den Kopf wachsen und die Defizits jährlich größer werden“, zwar endlich aufs Sparen verlegt habe; daß aber dieses neueste Sparsystem an dem einen Fehler leide, mit Kleinigkeiten und bei den Erfordernissen der untersten Beamten-Kategorien zu beginnen, anstatt den Hebel an einer höher gelegenen Stelle wirksamer anzusetzen.

Als Seitenstück zu einer sicherlich nur von lebhafter Besorgnis um die allgemeinsten Interessen der bürgerlichen Gemeinschaft eingegebenen Beurteilung diene eine bereits vom 14. Juli d. J. datierende Betrachtung, welche zwar wesentlich privaten Angelegenheiten der Bevölkerung gilt, aber deshalb um nichts weniger beachtet zu werden verdient, zumal sie ja auf eine wunde Stelle am sozialen Körper hinweist, die sich derzeit vielleicht noch mehr bemerkbar macht als damals. Ihr Wortlaut ist: „Es bestehen gegenwärtig 40 Sparkassen in Böhmen. Die meisten derselben, besonders auch die in B. Leipa, werden in erfreulicher Weise benützt. Leider aber gibt sich bei vielen Sparkassen in letzter Zeit ein Mißverhältnis zwischen Einlagen und Rückzahlungen kund. Wenn diese unerfreuliche Thatsache theilweise den mißlichen Geldverhältnissen und

der großen Geldnoth zuzuschreiben ist, so ist es aber andererseits nur zu gewiß, daß auch der übertriebene Luxus, die gesteigerte Genußsucht und Arbeitsscheu unserer Tage einen großen Theil der Schuld trägt. Wie kann bei so raffinierten und ziellosen Ausgaben, wie wir sie heut zu Tage in fast allen Kreisen antreffen, eine weise Sparsamkeit bestehen? —"

Zum Beweise dafür, daß der Schreiber jener Sätze sich aber auch nicht scheute, tadelnde Bemerkungen, wo es ihm nötig schien, in der Öffentlichkeit, und zwar Jenen gegenüber, die es eben angieng, vorzubringen, diene die Anführung einer Stelle aus einer längeren Ansprache, welche er in seiner Eigenschaft als Sprechwart in der am 20. Oktober d. J. abgehaltenen Generalversammlung des Turnvereins an die Versammelten gerichtet hat.[1]) Er sagte da nach den vorangegangenen einleitenden Worten etwa Folgendes: „Es wird uns heute die, übrigens auch anderwärts vorgekommene Thatsache zur unliebsamen Erscheinung gelangen, daß seit der letzten Generalversammlung das turnerische Vereinsleben weder extensiv noch intensiv sich gehoben habe; daß der durch mancherlei Umstände bewirkte Abgang von Vereinsgenossen durch neue Anmeldungen nicht ausgeglichen worden sei, und daß am praktischen Turnen nur ein geringer Bruchtheil von Mitgliedern sich betheiligt habe. — Bei der Umschau nach den erklärenden Gründen dieser betrübenden Erscheinung tritt an mich zunächst der mit besonderer Lebhaftigkeit heran, daß der Geist und das Wesen der Turnerei in seiner Reinheit noch zu wenig erfaßt und begriffen worden sei. Wir Österreicher sind eben erst Anfänger im turnerischen Vereinsleben; und da ist es freilich nicht zu wundern, daß an dasselbe häufig Anforderungen gestellt werden, die von dem eigentlichen Zwecke der Turnerei weit abliegen, und deren Zurückweisung oder Nichtbeachtung in der Regel ein Erkalten des ursprünglichen Eifers bei vielen Mitgliedern zur Folge hat. — Meine Herren, wer bloß in Äußerlichkeiten sich gefällt, wem die gute, echte Turnlust nicht Herz und Glieder durchwärmt, den wird keine Rede des Sprechwarts, keine thatsächliche Betheiligung der Vereinsvorstände an den Turnübungen, den wird keine Turnerkneipe und kein Festgelage dauernd an die Interessen des Turnvereins fesseln."

Im folgenden Teile dieser Rede wurde sodann eingehend und mit eindringlichen Worten auseinandergesetzt, was alles zum Wesen der echten Turnerei gehöre, was von ihren Anhängern gefordert, wie viele Vorteile aber auch für Geist und Körper ihnen dafür geboten werden; und es wird, das Ganze noch einmal zusammenfassend, von jener echten Turnerei gesagt: „Ihr schon im Turnerwahlspruche angedeutetes Ziel ist dies, durch geregelte Leibesübungen körperlich kräftige, sittlich gute und geistig freie Menschen zu bilden. Dann kommt der Frohsinn von selbst, der ja, echt und rein, nur das Produkt jener genannten drei Faktoren ist."

---

[1]) Es steht diese Rede allerdings nicht im „Tagebuche", sondern es fand sich nur ihr Konzept unter anderen hinterlassenen Papieren vor. Gleichwohl schien es mir angemessen, von diesem Schriftstücke insoweit Gebrauch zu machen, als es oben geschehen ist. Th. W.

Das nächstfolgende Jahr 1865 ist von allen das für unseren Zweck am wenigsten ergiebige. Zwar erfahren wir Einiges über gewisse kommunale Vorkommnisse und Angelegenheiten, die keineswegs ohne Bedeutung sind; aber mit Ausnahme eines Gegenstandes, dessen ausführliche Besprechung weiter unten folgt, passen jene nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes. Von politischen Dingen ist gar nicht die Rede. Es mag sich dies daraus erklären, daß sowohl die innere, als auch die äußere Politik damals für uns nur Unerquickliches bot, worüber man am besten stillschweigend hinweggehen mochte. Das Ministerium Schmerling hatte ja seine Rolle ausgespielt und mußte dem eines Belcredi Platz machen, der kein Bedenken trug, die Verfassung, dieses Palladium des deutschen Bürgertums Österreichs, in Beschlag zu nehmen, angeblich, um den mit den Ungarn angeknüpften Unterhandlungen die Wege zu ebnen. Das war freilich eine arge Enttäuschung! Nicht genug an dem, zogen sich zugleich am weiteren politischen Horizonte bereits die düsteren Gewitterwolken eines sich vorbereitenden schweren Konfliktes zusammen.

Gewissermaßen als Entschädigung für den hieraus entspringenden, sowie wohl auch vorübergehend durch Intriguen in der Gemeindestube bereiteten Verdruß wurde dem vielbeschäftigten Manne, der in diesem, sowie bereits in dem vorangegangenen Jahre auch an den von der Prager Museumsgesellschaft aus ins Werk gesetzten Arbeiten zur naturwissenschaftlichen Landesdurchforschung tätigen Anteil nahm[1]), in der Ferienzeit dieses Jahres die Genugtuung zuteil, das von ihm bereits seit zwei Jahren betriebene Unternehmen der Errichtung einer Feuerwehr zur glücklichen Verwirklichung gelangt zu sehen. Ohne Zweifel hatte der Eindruck jenes großen Schadenfeuers, welchem in der Nacht vom 9. zum 10. Mai d. J. eine Menge hölzerner Gebäude in der Wiedengasse und in der jetzigen Parkstraße zum Opfer gefallen war, das Seinige dazu beigetragen, die Bürgerschaft, zumal die jüngere, zur persönlichen Beteiligung an diesem wichtigen gemeinnützigen Werke geneigter zu machen. Ueber die mit dem Inslebentreten dieses Vereines verbundene Feier berichtet das Tagebuch Dr. Watzel's wie folgt: „Den 10. September, Sonntags. Fest der General-Probe unserer durch mein Bemühen endlich definitiv organisirten Turner-Feuerwehr. Sämtliche Häuser der Stadt waren dekorirt und beflaggt. Alle hiesigen Vereine und Corps, sowie 13 Nachbar-Turn- und Feuerwehrvereine betheiligten sich heiter an dem Feste. Auf dem Marktplatze waren diese in einem mächtigen Viereck, die Ehrengäste in der Mitte, aufgestellt. Ich hielt von da aus

[1]) Die zu diesem Behufe von Prag aufs Land heraus geschickten, natürlich tschechischen, Fachgelehrten, von denen hier bloß, als in erster Linie beteiligt, der gegenw. Univ.-Prof. Med. Dr. Anton Frič (früher „Fritsch" geschrieben) als Zoolog, mehr aber noch als Paläontolog schätzbar, genannt sein mag, wandten sich begreiflicher Weise an orts- und sachkundige Männer um deren Mithilfe, und sonach in Leipa vor allem an Dr. Watzel. In Bezug auf diesen Umgang sei nun folgende bezeichnende Stelle aus dessen Tagebuche veröffentlicht, wo es heißt: „Es hat ihnen unter meinem Zuthun in und um Leipa recht gut gefallen; meine Gastfreundschaft und mein reger Eifer mitzutheilen und aufzunehmen, hat ihnen ganz wohlgethan. Nur verdroß es sie, daß ich so durch und durch deutsch und Leipa und seine Umgebung kein Terrain für tschechische Propaganda sei."

als Obmann die Festrede; sie machte einen gewaltigen Eindruck und rief einen minutenlangen Beifallssturm hervor. Dann erfolgte der Umzug durch die Stadt. — Nachmittags folgten dann Übungen der Feuerwehrmänner; abends fand ein Fest-Commers im Tha'garten statt. Da brachte ich in längerer Rede unter stürmischem Beifalle dem echten deutschen Turnen ein „Gut Heil!" aus. — Das großartige Fest endete ohne jeden Mißton, einzig in seiner Art, wie es meine Vaterstadt noch nie gesehen."

Es ist das verhängnisvolle Jahr 1866, zu welchem wir jetzt gelangen. Wie sich leicht begreifen läßt, traten in diesem Jahre den gewaltigen Ereignissen gegenüber, von denen Leipa selbst zwar nicht mit voller Wucht betroffen worden ist, aber gleichwohl die Gemüter auch seiner Bewohner in nachhaltige und wechselnde Bewegung versetzt wurden, alle anderen Interessen gänzlich zurück. Sogleich eine kleine politische Betrachtung vom 26. März gibt den für dieses Jahr charakteristischen Ton an. Sie lautet: „Die politischen Beziehungen zwischen Österreich und Preußen sind wegen Schleswig-Holstein in hohem Grade gespannt. Preußen geht ganz unverhohlen mit der Absicht um, seinen schmalen Leib mit einer neunten Provinz auszudehnen, und das Material für diese 9te Provinz sollen die von Österreich und Preußen gemeinschaftlich erworbenen Elbherzogthümer liefern. Der Wiener Vertrag von 1864 gewährt Österreich ein ganz gleiches Recht an sie, wie Preußen; und die Gasteiner Convention vom vorigen Jahre hält dieses Recht ausdrücklich und im vollen Umfange aufrecht. Dennoch waren die Bestrebungen Bismarcks seit jenem Frieden stets darauf gerichtet, dieses Recht, das Österreich im Interesse seines Verbleibens bei Deutschland nicht aufgeben darf, hinfällig zu machen. Sind wir einmal aus Schleswig-Holstein hinaus, dann ist auch für uns kein Raum mehr in Deutschland. Daher denn auch Rüstungen hüben und drüben. — Heute passierte ein Jäger-Bataillon unsere Stadt."

Ein knappes Vierteljahr später war der Stein ins Rollen gekommen, und die Ereignisse gingen ihren Gang. — Aus der nicht geringen Anzahl von Tagebuch-Aufzeichnungen, welche unter dem unmittelbaren Eindrucke der preußischen Invasion geschrieben worden sind, seien hier nur einige ausgewählt, und zwar solche, die teils ein größeres lokales Interesse besitzen, teils sich durch einen besonders markanten Inhalt auszeichnen. Sie sollen im Folgenden einfach aneinander gereiht werden.

„Den 22. Juni. Schluß des Schuljahres ohne Sang und Klang, ohne Te Deum und ohne Programme."

„Den 24. Juni. Heute standen die Preußen in Haida. — Rekognoszierungsritte unserer Husaren auf die obere Straße. — Flucht der k. k. Administrativ-, Steuer-, Bauamts- und Telegraphen-Beamten; nur die Kreisgerichtsbeamten hielten aus."

„Den 25. Juni, früh $6^1/_2$ Uhr rückte ein preußisches Uhlanen-Pikett ganz geräuschlos durch die obere Frauengasse in B. Leipa ein; bald sprengten 9 Mann mit einem Offizier an der Spitze ihnen nach und besetzten die Kreuzungspunkte der Gassen. Es sind dies anständige, wenig kriegerisch aussehende Leute aus der Rheinprovinz."

„Den 27. Juni. Um Mittag hörte man aus der Richtung gegen Südost eine starke Kanonade. — Nachmittags 2 Uhr wurden plötzlich alle Aus- und Eingänge der Stadt von preußischen Truppen besetzt, wobei sie eine staunenswerte Ortskenntnis bewährten. Einige Husaren und etwa 40 Mann Infanterie rückten im Geschwindschritt auf den Marktplatz vor und requirierten Brod, Reis, Graupen, Kaffee, Salz, Speck, 1000 Pfd. Fleisch, 40 Strich Hafer und einige Fässer Bier, was sie alles auf 6 Wägen unter Gesang — die „Wacht am Rhein" — nach Dobern zu hinwegführten. — Das ging alles so ruhig und in Ordnung vor sich, als wenn man mitten im Frieden wäre."

„Den 1. Juli, Sonntags wurde nachmittags in der Frauenkirche ein öffentliches Gebet um Frieden abgehalten. — .... Nur einen auf Siege gegründeten Frieden können wir wünschen, nicht einen faulen Frieden im Allgemeinen, oder einen Frieden, den uns der siegreiche Feind diktiert."

„Den 2. Juli requirierten die Preußen von Niemes aus wieder bei uns. Die Sache wird nun schon etwas ungemüthlich."

„Den 3. Juli. Sehr düstere Stimmung — unheimliche Stille; schlimme Ahnungen."

„Den 4. Juli, Mittwoch verlangten die Preußen von Niemes aus 6 Rinder, 12 Faß Bier, 6 Eimer Wein, Brod soviel als vorräthig, 500 Stück Eier u. a. m. Von der deshalb zusammenberufenen Gemeindevertretung wurde ich ersucht, mit den Stadtverordneten Kaufmann Em. Sommer und Fabrikanten Wenzel Wedrich augenblicklich nach Niemes zu fahren, um gegen diese abermalige Requisition bei der dortigen preußischen Spitalsdirektion Vorstellungen zu erheben. — Wir wurden sehr höflich empfangen und rücksichtsvoll angehört. Auf meine Darstellung der gegenwärtigen Notlage der Stadt Leipa, hervorgerufen besonders durch die in Folge der Einstellung der Fabriksarbeiten veranlaßte Notwendigkeit, für viele Hunderte beschäftigungsloser Leute zu sorgen, stellte man sich mit 150 Pfd. Fleisch und einem Sack Weizenmehl zufrieden und rechtfertigte die häufigeren Requisitionen in Leipa damit, daß ja diese wohlhabende Stadt durch Einquartirungen und Durchmärsche noch gar nichts gelitten habe. Wir empfahlen uns dankend von den eben so gefälligen als rücksichtsvollen und, wie es den Anschein hat[1]), auch siegreichen Gegnern und besichtigten noch unter der Leitung eines charmanten preußischen Regimentsarztes das Militärspital in den sehr geräumigen, hellen und luftigen Lokalitäten des gräfl. Hartig'schen Schlosses und fanden da alle Verwundeten, 150 Oesterreicher und etwa 100 Preußen, sehr gut untergebracht und verpflegt. — Wir nahmen einen guten Eindruck mit nach Hause. Humanität macht auch den Feind achtungswert."

„Den 10. Juli fuhr ich über Ansuchen der Stadtvertretung in derselben Angelegenheit nach Niemes ins preußische Lager, wie am 4. d. M. Man hatte uns da nämlich abermals eine bedeutende Requisition auferlegt. Über meine nachdrücklichen Vorstellungen versprach die preußische Behörde, uns zu verschonen, und sie hielt Wort."

---

[1]) Die erschütternde Nachricht von unserer Tags vorher erlittenen Niederlage traf erst am 6. Juli ein.

Mit Ausnahme einer Aufzeichnung vom 28. Juli, welche sich auf die von oben her in Anregung gebrachte und in geheimer Sitzung erörterte Frage einer Volksbewaffnung bezieht, stammen die übrigen hier zu berücksichtigenden Berichte bereits aus einer Zeit, wo der Friedensschluß so gut wie gesichert, beziehungsweise schon vollzogen war. Die preußische Armee befand sich nun bereits auf ihrem Rückmarsche und konnte nicht mehr als eine feindliche im vollen Sinne gelten. Jetzt erst hatten die Bewohner Leipa's recht Gelegenheit, jene näher kennen zu lernen und ihre Vorstellungen von ihr darnach zu berichtigen. Es wurde diesbezüglich zunächst geschrieben: „Den 17. August. Heute rückten 250 Mann Preußen mit 300 Pferden und 64 Munitionswägen und am 20. August 800 Mann unter General Ganuschovsky und Oberst Borke nach Leipa in Standquartiere.“ [1]) — Wir lesen dann weiter: „Den 24. August. Die preußischen Sieger verkehren eben so anständig als vertraulich mit der Bürgerschaft; sie sind dienstwillig und gefällig, reinlich, mäßig, nüchtern und überaus pünktlich im Dienst. Sie lieben fette Fleischnahrung, sind daher mannhaft und kräftig. Besonders mit Kindern verkehren sie gern und diese lassen sich eben so gern von den bärtigen Kriegern herumtragen und tätscheln. Dürftigen Familien schenken sie zuvorkommend ihren Überfluß an Brod, Speck, Erbsen, Graupen. Ihre Offiziere sieht man über Tag wenig in Gasthäusern (Abends gewöhnlich im Garten „zur Krone“, wo auch ihre Kapelle zu spielen pflegt); desto mehr im Freien mit mancherlei Aufnahmen und Zeichnung von Situationsplänen beschäftigt. Das Gefälle unseres Polzenflußes haben sie schnell bestimmt. Sie sprachen ihre Verwunderung darüber aus, daß dieses hübsche Wasser in seinem vielgewundenen Laufe noch nicht geregelt wurde, was ja den Wiesen und der Industrie nur zu Gute kommen müßte. Sie zeigten sich als wohlunterrichtete, gebildete, praktische, energische Männer.“

Den Abschluß dieser Kriegserinnerungen bildet folgende Notiz und sich anschließende Betrachtung aus der Mitte des Monates September: „Vom 31. August bis zum 13. September fanden Tag für Tag Durchmärsche statt, Infanterie, Kavallerie, Pionniere mit mächtigen Pontons aus Kupfer, Artillerie mit zahllosen Kanonen, kurz Soldaten aller Waffengattungen, im ganzen an 40.000 Mann. — Und so kehren denn nach wenigen Wochen im Hochgefühle der glänzendsten Erfolge die preußischen Krieger wieder heim! Preußen haben sie mit Einrechnung von Schleswig-Holstein um 1300 □-Meilen vergrößert und an die Spitze von Deutschland gebracht. Uns lassen sie ein Österreich ohne Venetien, ausgeschieden

[1]) Die genannten Truppen gehörten zu dem aus Pommern bestehenden 42ten Infanterie-Regimente, welches dann am 31. August aus seinen in und um Leipa bezogenen Standquartieren wieder aufbrach. — Aus den Tagen des Aufenthaltes der Blauröcke ist mir besonders ein auf dem freien Platze vor dem alten Schützenhäuschen abgehaltener Feldgottesdienst mit Predigt in lebhafter Erinnerung geblieben. Auch ist mir gut erinnerlich, daß die Pommern mit besonderem Respekte von ihrem General „Franski“, d. i. E. F. v. Fransecky sprachen, der sich auch in Leipa eine Weile aufhielt. — Die bei uns nacheinander einquartierten preußischen Krieger versicherten uns, daß sie gegen Österreich nur ungern gezogen wären; und einer, ein biederer Westfale, setzte noch hinzu: „Wenn es 'mal gegen die Franzosen gehen sollte, da würden wir ganz anders dreinschlagen.“ Th. W.

aus Deutschland, eine Reihe bitterer Erfahrungen, die Staatsnoten, die Noth und die Cholera zurück!"

Der in den letzten Worten liegende Pessimismus ist sehr begreiflich. Mehr als jedes andere Volk der Monarchie hatte ja unter diesem Kriege — moralisch genommen — der Deutsche zu leiden. War er für ihn schon an sich als ein Bruderkrieg schmerzlich gewesen, so war sein Ausgang für ihn ein in doppelter Hinsicht schmerzlicher. Vor allem waren seine regen patriotischen Gefühle dadurch schwer verletzt worden; aber auch sein Nationalgefühl — soweit ein solches vorhanden war — wurde dabei hart mitgenommen. Vorbei war es ja nun selbst mit jener schwachen politischen Zusammengehörigkeit, wie sie der soeben aufgelöste „Deutsche Bund" unterhalten oder mindestens vorgetäuscht hatte. Ehrwürdige Überlieferungen und liebgewonnene Phantome, jene durch den Doppeladler, diese durch die schwarz-roth-goldene Fahne repräsentiert, waren zugleicher Zeit im Pulverdampfe zerstoben; eine kühle, nüchterne Realpolitik, für die das Erreichbare als das Beste galt, behauptete das Feld. Wir Deutsche in Österreich mußten Entsagung üben lernen, zugleich — allerdings in einem anderen Sinne verstanden — unser Herrscherhaus. Entsagung aber ist bekanntlich keine ganz leichte Sache. — Für unser immerdar treugeliebtes Österreich aber, das ja auch in dieser schweren Krise seine Dauerhaftigkeit wieder bewährt hatte, begann jetzt eine Zeit der Sammlung, welche recht viel Neues zu Tage förderte und auch dem Tagebuche Dr. Caj. Watzel's wieder reichlichen Stoff gab. Doch hievon später!

Rösleins Röckchen.

Schön in neuem Röckchen stand
Röselein am Waldesrand,
War so froh.
Kam der Wind den Berg herab,
Schwenkte Hut und Wanderstab:
„Haldrijoh!"

„Schau, wie flieht der Mai geschwind!
„Tanz mit mir, mein holdes Kind,
„Heisa, hopp!
„Melusine pfeift so fein
„Und die Blitze leuchten drein —
„Zum Galopp!"

In des Burschen Armen wiegt
Röslein sich, das Röckchen fliegt —
Hei, juchhe!
Und das Pärchen jauchzt und tollt,
Und der Donner warnt und grollt
In der Höh'.

Horch, wie's in den Ästen knackt!
Knick und knack — das ist der Takt —
„Mädchen sprich:
„Liebst Du mich? O süße Lust,
„Süße Wonne — Brust an Brust — —
„Küsse mich!" — —

Sanft're Weisen geigt der Wald.
„Maiennacht, sie geht so bald —
„Bleib' bei mir!" —
Kühles Morgenlüftchen weht,
Durch den Forst ein Schluchzen geht:
Wehe Dir!

Schau, o Kind! Dein Röckchen an;
Wer hat Dir das angetan?
Komm' an's Licht!
Doch die Sonne lächelt lind:
Weine nicht, mein armes Kind,
Weine nicht!

„Horch, der Himmel voll Gesang:
„Schönheit, Freude währt nicht lang,
„Muß vergeh'n.
„Blüht auf's Jahr der Rosenstrauch,
„Werden wir uns, Liebste, auch
„Wiederseh'n."

Dr. Karl Bayer.

Zur Namenkunde.[1])

Von A. Paudler.

Von einigen Seiten wurde ich aufgefordert, meine Ortsnamenstudien frisch-fröhlich fortzusetzen — in jedem Hefte, wie ein geschätzter Mitarbeiter meint. Ich wäre dazu gern bereit. Auch am Stoffe würde es so leicht nicht fehlen. Aber am Raume fehlt es. Unsere Zwecke sind so vielfältig, unsere Aufgaben so vielgestaltig, daß wir nicht eines über dem anderen aus den Augen lassen dürfen.

Von besonderer Wichtigkeit scheint uns das Unternehmen, die noch im Volksmunde lebenden Deutschnamen von Ortschaften zu sammeln, welche in außerdeutschen Sprachgebieten liegen.[2]) Ich zweifle nicht, daß die Ausführung dieses Vorhabens recht günstig auf den Fortgang und die Würdigung unserer Bemühungen zurückwirken wird. Auch hier gilt das Wort: Wo Tauben sind, dort fliegen Tauben zu.

Sehr beachtenswert scheint uns auch eine Rede zu sein, welche der Abg. Dr. A. Pergelt im Budgetausschusse der österr. Delegation (15. Jan. 1904) gehalten hat. „Redner wünscht die Entfernung der willkürlichen Doppelnamen der Generalstabskarte im Interesse der Deutlichkeit und leichten Lesbarkeit und hält gegenüber den gegenteiligen Ausführungen des Del. Dr. Stransky daran fest, daß die Generalstabskarten diejenigen Orts- und Namenbezeichnungen erhalten, die in den betreffenden Gegenden üblich sind, nicht aber willkürlich erfundene und nicht verständliche Doppelnamen.“[3]) Es war die höchste Zeit, daß dieser Gegenstand endlich einmal zur Sprache gebracht wurde. Es wäre sehr viel darüber zu sagen, doch wollen wir uns für diesmal jeder weiteren Bemerkung enthalten.

Für unser Vereinsgebiet ist es beachtenswert, daß das k. k. Ministerium des Innern die Vereinigung der Ortschaften Schönlinde, Falkenhain, Neuforstwalde, Fiebigtal, Schönlinder-Klause und Neuschönlinde zu einer einzigen Ortschaft unter dem Namen Schönlinde bewilligt hat.[4])

Bensen; Binsdorf. Daß „Bensen“ nicht von „Benesch“ kommt, auch nicht von „Beneschau“ abgeleitet ist, habe ich oft und immer wieder behauptet. Die Form Bensaw sowie die Nebennamen „Bantze“ und „Pantzen“ sprechen gegen eine solche Ableitung. Doch verblieb immer noch eine gewisse Schwierigkeit: Wo haben wir den deutschen Stamm, von dem der Name „Bensen“ kommen mag? In Grübel's Gemeindelexikon finden wir, daß es im Deutschen Reiche drei Dörfer Namens „Bensen“ gibt, nämlich bei Bruchhausen, Oldendorf und Paderborn, also gewiß in einer urdeutschen Gegend. Ferner gibt es ein „Bensberg“ bei Mühlhausen a. Rh., ein „Bensheim“ bei Zwingenberg in Hessen und zwei Dörfer Namens „Bensdorf“, davon eines bei Schubin in Preußen, das andere bei Albesdorf in Elsaß-Lothringen.[5]) Es wird

[1]) Exk.-Klub, XXVII, 271—276. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 96. — [3]) Boh. v. 16. Jan. 1904. — [4]) Boh. v. 2. Jan. 1904; D. Volksztg. v. 23. Nov. 1903. — [5]) Auf „Benzendorf, Benzingen, Benzweiler, Benzingerode und Benzenzimmer“ will ich absichtlich nicht weiter eingehen, obwohl die mundartliche Form „Banze“ oder „Bantze“ mir eine Vergleichung sehr nahe legen mag.

nun doch wohl Niemand behaupten, daß alle diese an „Bensen“ anklingenden Ortsnamen vom slawischen Namen „Benesch“ abgeleitet worden seien. Folglich muß es für alle diese Namen — unser „Bensen“ nicht ausgenommen — auch einen deutschen Stamm und Ursprung geben, der früher oder später nachgewiesen werden wird. Und da die Formen „Banze“ und „Pantzen“ die Vermutung nahelegen, daß das e in „Bensen“ durch Brechung aus i entstanden ist, so läßt sich auch noch die weitere Vermutung vorbringen, daß „Binsdorf“ desselben Stammes ist wie „Bensen“ und daher wohl auch durch Einwanderer aus derselben Gegend besiedelt wurde. Verwandte Namen finden sich im „Reiche“ recht oft, so „Binsdorf“ bei Sulz, „Binsbach“ bei Arnstein, „Binsförth“ bei Melsungen, „Binswangen“ bei Wertingen und Neckarsulm. Drei Ortschaften Namens „Binsfeld“ liegen bei Arnstein, Düren und Bittlich. Am Deutschtum des Namens „Binsdorf“ wird übrigens wohl kaum Jemand gezweifelt haben. Dagegen ist das Alter dieser Dorfanlage von einigen Schriftstellern bedenklich spät angesetzt worden, da man das Dorf als eine Gründung der Bünauer betrachtete und den Namen desselben von dem der Gründer ableitete,[1]), was freilich den älteren Etymologen keinen Kummer machte, so bedenklich es uns auch bei den heutigen Anschauungen vorkommen mag.[2])

Sohr, Sehrles. Mit „Sohr“ hab' ich mich schon im Jahre 1890[3]) befaßt, mit „Sehrles“ aber im Jahre 1891.[4]) J. Schmidtkonz hat die Verwandtschaft von sahar mit „Segge“ und „Säge“ aufgestellt, wodurch sich die Namen „Saara, Sar, Sorau, Sohrau“, aber auch „Sohr“ und „Soor“ als deutsches Sprachgut erklären lassen.[5]) Durch Verkleinerung wurde aus „Saar“ oder „Sahr“ der Name Sährleins oder Sehrleins, woraus „Sehrles“ entstand,[6]) aber auch „Sacherles“ (1349 Sacherleins, 1361 Seherleyns) sich erklären läßt.[7]) Nun find' ich aber auch, daß es in Oberösterreich einen Ort Namens „Sarleinsbach“ gibt.[8]) Es besteht für mich kein Zweifel, daß dieses Sarlein in dieselbe Namengruppe gehört.[9]) Mit einiger Wahrscheinlichkeit kann auch „Särchen“ in der Lausitz hieher gezogen werden. Der Unterschied besteht nur in der Form der Verkleinerung: chen und lein (leins). Zum Vergleiche hat man auch „Saara“ bei Altenburg, „Saerbeck“ bei Münster und viele andere Ortsnamen, die man aber doch nicht eher mit Bestimmtheit heranziehen darf, bis ihre geschichtliche Entwicklung bekannt ist, da ein bloß auf die gegenwärtige Namensform aufgebauter Schluß leicht ein Sandbau sein kann.

Heraletz. Herr C. Jahnel in Berlin hat mich auf ein Pfarrdorf Herarcz aufmerksam gemacht, woselbst Episko v. Hradek am 11. Feb. 1360 einen Pfarrer anstellte, den der Pleban von Trutnaw einführen

[1]) Vgl. Exk. Klub, XXVII, 297, 298. — [2]) Das Volk spricht: Bistruf und im Gebirge: Bisdarf. Der Ausfall des n vor s wie in „Niemes, Budweis, Höflitz, Pergles“. — [3]) Exk.-Klub, XIII, 225. — [4]) Exk.-Klub, XIV, 81. — [5]) Exk.-Klub, XXI, 388. — [6]) Exk.-Klub, XXIV, 250, 251. — [7]) Exk.-Klub, XXVI, 290. — [8]) Reichspost v. 15. Feb. 1903. (Es gibt auch ein „Sehrlenz“, ein „Sarlersdorf“ und ein „Sarling“. Dr. F. H.). — [9]) In einer erzgebirgischen Grenzbegehung vom Jahre 1593 findet sich der Ausdruck „durch das geföer vnd gemöeß“ (Erzgbgs.-Ztg., XXV, 34). Unter „geföer“ haben wir ohne Zweifel unser „Saar“ oder „Sahr“ zu verstehen.

sollte.[1]) Trutnaw läßt sich als „Trautenau" erklären, in dessen Nähe also die Ortschaft Herarcz gelegen sein mußte. Es ist aber bisher nicht möglich gewesen, in der Nähe von Trautenau ein Pfarrdorf zu finden, das mit einiger Wahrscheinlichkeit unter Herarcz gemeint sein könnte. Daher denkt man unwillkürlich an „Heraletz", in dessen Nähe der genannte Ritter Epiko v. Hradek ein ansehnliches Besitztum hatte. Bei dem Namen „Heraletz" (Heralec) wird wohl kaum ein Deutscher einen Argwohn fassen, Niemand wird einen deutschen Ursprung vermuten, Jeder wird sich bei der slawischen Deutung und Herkunft des Namens gern beruhigen. Und dennoch ist mir der Name verdächtig geworden. Es befremdeten mich die von einander abweichenden Formen des Namens. Diese bedeuten einen Kampf um das slawische Ohr und seine Zufriedenheit. Am 19. März 1401 heißt der Ort Erharcz[2]), aber am 7. Novb. 1404 Erharticz.[3]) Das Bernregister von 1378 nennt Herrarcz als Mittelpunkt eines Distriktes und berichtet, daß das Dorf Herrarz mit 34 Hufen $5^1/_2$ Schock zinste und 30 Gr. Löschungsgebühr zu zahlen hatte.[4]) Nach dem Kleruskataloge war Heralec bereits im 13. Jahrhunderte eine Kirchen-Veste.[5]) Bei Balbin (V, 16) habe ich den Namen „Heraletz" nicht finden können, wenn er nicht etwa unter dem Namen der reichen Kirche Reinharcz versteckt sein sollte, deren Papstzins 15 Gr. betrug. Endlich Palacky[6]) schreibt Heralec, Herarec, Erharec. Das ist höchst verdächtig. Der Name Erharec wird wohl dem ursprünglichen näher stehen als jeder andere. Und so vermute ich, daß der Name Erhard zu Grunde liegt, so daß die Ortschaft zuerst Erhards=Erharz geheißen hat. Man könnte freilich auch an Herard (Herhard) denken, das von Hariard kommen würde.[7]) Aber es ist nicht notwendig. Denn wir können uns bei der Urform Erhards (Erharz) sehr wohl beruhigen. Aus diesem[8]) wurde zunächst Erharec, Herarec,[9]) Heralec. Damit war das slawische Ohr befriedigt, und die deutsche Form geriet in Vergessenheit.

Hermans. In Böhmen gibt es zahlreiche Ortsnamen, welche czechischen Gepräges, aber deutschen Gehaltes sind. Sie stammen von Personennamen, denen der deutsche Charakter auf keinen Fall abgesprochen werden kann, wie „Heinrich, Hermann, Konrad, Walther, Berthold, Marquard". Es besteht die höchste Wahrscheinlichkeit, daß die Ortsnamen von solcher Art und Beschaffenheit in der Regel deutschen Ursprunges, daher die Ortschaften selbst deutsche Gründungen sind. Wir wollen nun einmal drei Ortschaften vornehmen, welche ursprünglich Hermans hießen, zur Zeit aber nur in slawischer Form auftreten. Zunächst nennen wir ein Hermans, das im Jahre 1374 dem Abte von Willimow[10]) untergeben war.[11]) Bei Balbin finden wir im Czaslauer

[1]) Tingl: L. C., I, 117. — [2]) Emler: L. C., VI, 44. — [3]) Emler: L. C., VI, 131. — [4]) Emler: Registra, p. 388, 392. — [5]) ecclesia castellata, d. h. die Kirche besaß außer einem Verteidigungsturme auch Wall und Graben. — [6]) Popis, p. 198. — [7]) Alb. Heintze, p. 153. — [8]) Erharcz geschrieben. — [9]) Der Vorschlag eines h ist bei vokalisch anlautenden Wörtern nichts Seltenes, da der Czeche vokalischen Anlaut nicht liebt. Auch im Lateinischen gibt es viele Beispiele. — [10]) Dieser Name ist selber aus einem deutschen Namen entstanden. Nach Sommer (XI, 288) und Schaller (VI, 103) wurde im Jahre 1120 ein Benediktinerkloster gegründet und Wilmhals oder Wilmzell genannt. Die Form „Wimhals" dürfte wohl kaum richtig sein. — [11]) Emler: L. C. III, 5.

Dekanate eine reiche Pfarrkirche Hermaus, neben welcher allerdings auch ein ärmeres Pfarrkirchlein Hermanicz genannt wird. Hermaus ist zweifelsohne eine deutsche Fortbildung von Hermans, gerade wie aus Salmans zuerst Salmaus, dann Solmaus und endlich Solmus (Sollmus) geworden ist. Schade, daß diese Entwicklung bei Hermaus gehemmt wurde. Die czechische Nebenform siegte, und so nennt Palacky[1]) das Pfarrdorf Heřmaň auf der Herrschaft Ronow im Czaslauer Kreise. Ein anderes Hermans, das zur Domäne Protiwin im Prachiner Kreise gehörte und neuerer Zeit gleichfalls Heřmaň hieß,[2]) wird am 1. Septb. 1400 Herzmans genannt, was natürlicher Weise aus Hermans erweicht ist. Patron dieser Pfarrkirche war der Propst von St. Ägid, welcher zugleich Domherr der Prager und Wyssegrader Kirche war.[3]) — Besonders beachtenswert ist ein drittes Pfarrdorf Hermans. Es liegt nämlich bei Kukus das Pfarrdorf Heřmanitz, woselbst Wallenstein im Jahre 1583[4]) geboren wurde. Der Ort war ehedem Mittelpunkt eines eigenen Gutsgebietes. Am 4. Feb. 1365 wird Aba v. Hermans oder „Hermanicz" genannt Nawarow als Patron der Pfarrkirche in Robus bezeichnet.[5]) Der Ort hieß also ursprünglich „Hermans". Daraus entwickelte sich Hermanicz, das auch am 19. Juni 1389 nachweisbar ist,[6]) und Herzmanicz, dessen am 18. Juli 1418 gedacht wird.[7]) Auch Balbin[8]) bedient sich der Form Hermanicz. Die ursprüngliche Form ist somit Hermans und demnach die Gründung eine deutsche gewesen. Aber die czechische Form des Namens hat allmählich das Übergewicht bekommen, und schließlich ist die deutsche Namensform völlig in Vergessenheit geraten. Auch bei den Deutschen. Auch die Deutschen schrieben guten Glaubens „Heřmanitz an der Elbe" oder bestenfalls „Herschmanitz". Und doch ist Wallensteins Geburtsort nicht nur zu unsern Zeiten von Deutschen bewohnt, sondern auch von Deutschen gegründet und von seinen Gründern mit dem schönen, deutschen Namen „Hermans"[9]) ausgestattet worden.

Wemsche. Am 2. Oktober 1904 fuhr ich nach Wartenberg, um an der festlichen Enthüllung der zum Andenken an den Erzbischof Mayer v. Mayern errichteten Gedenktafel teilzunehmen. Nach der Beendigung der Feierlichkeit und des Mittagsmahles begaben wir uns „in die Wemsche", eine feuchte Waldgegend, wo sich zwei Teiche mit einigen Kähnen und einer Badeanstalt befinden, die, wie man mir sagte, sehr besucht wird. Wir sprachen mit dem Eigentümer dieser Waldwirtschaft, und im Laufe des Gespräches sagte er, daß er oft nach der Bedeutung des Namens „Wemsche" gefragt werde, aber darüber keine Auskunft geben könne. Er werde sich wohl an Professor Paudler — er brachte den Namen nur ganz unsicher durch die Zähne — in Leipa wenden müssen. „Der hat schon viel alte Dinge an den Tag gebracht." Im Stillen mußte ich lächeln. Denn obwohl wir einander vorgestellt waren, so hatte er

---

[1]) Popis, p. 213. — [2]) Popis, p. 363. — [3]) Emler: L. C., VI, 28. — [4]) Die Geburt erfolgte am 24. Sept. n. St., wie Hallwich (H. M. Thurn, p. 13) nachgewiesen hat. — [5]) Emler: L. C., I, 59. — [6]) Emler: L. C., IV, 212. — [7]) Emler: L. C., VII, 267. — [8]) Misc., V, 32. — [9]) Schon das lokative s zeugt für das hohe Alter des Ortes und vielleicht auch für die Stammesangehörigkeit der deutschen Urbewohner.

doch ganz gewiß meinen Namen überhört und besaß keine Ahnung, daß der angebliche Herausbringer der alten Dinge vor ihm stand. Nun hat der Badbesitzer sich allerdings noch nicht an mich gewandt, aber ich will es doch versuchen, den Namen „Wemsche“ zu erklären. Ich würde ihn zunächst we mše schreiben. mech heißt „Moos“ und hat nach Jungmann's Lexikon im Wessenfalle mechu oder mchu. Daher kann meines Erachtens we mchu oder we mše [1]) gesagt werden: „im Moose“. Dieser Name „im Moose“ entspricht aber vollkommen der in Rede stehenden Örtlichkeit. Es ist eine moosige, moorige Waldgegend. Daß es sich aber um einen slawischen Flurnamen handelt, darf uns nicht sonderlich Wunder nehmen, da solche in der Wartenberger Gegend mehrfach vorkommen, wie „Luh, Zedlisch, Lauschke“.[2])

Rodebeule. Wir müssen nochmals auf den Namen „Rodebeule“ [3]) zurückkommen. Herr Oberlehrer Joh. Haudeck hat vor einigen Jahren [4]) eine Urkunde abgedruckt, auf welche wir bisher zu wenig Wert gelegt haben. Kaiser Karl IV. hat nämlich im Jahre 1359 Dienstag nach Kreuzerfindung — also am 7. Mai — den Bürgern von Leitmeritz den Berg „Rodebeyle“ [5]) samt den anliegenden „Leiten“ zu Weingärten verliehen. Da „Rodebeyle“ nur eine mittelalterliche Schreibung für „Rodebeule“ ist, so geht hieraus hervor, daß die Form „Rodebeule“ durch eine wichtige Urkunde aus der besten Zeit des Mittelalters gestützt wird, so daß man auf die czechischen Nebenformen des Namens wahrhaftig keinerlei Rücksicht zu nehmen braucht und auch auf die Form „Radobeule“ willig und völlig verzichten kann. Wollen wir hoffen, daß die Freunde der deutschböhmischen Heimatskunde diese Sicherstellung, gegen welche ein weiterer Zweifel nicht aufkommen wird, sich zu Nutze machen.

Smoyno. Herr Schulrat Aug. Sedláček schreibt in seinem Burgenwerke,[6]) daß die Veste der Ritter v. Smoyno, welche auf Reichstadt, Kunnersdorf, Altbürgstein nachgewiesen sind, „Smojen“ geheißen habe, was mit dem deutschen „Sman“ einen Zusammenhang habe. Dem ist wirklich so. In Grimm's Sammlung „Deutsche Sagen“ (I, 118) wird ein Quell des schönsten Wassers erwähnt, der „Smansborn“ heißt. Er befindet sich bei Dardesheim, einem Städtchen zwischen Halberstadt und Braunschweig. Der Berg, aus welchem der „Smansborn“ kommt, soll ehedem von Zwergen bewohnt gewesen sein, über welche noch manch eine Sage erzählt wird. Es ist also nicht zu bezweifeln, daß „Sman“ ein deutscher Name ist.

Roll. Der czechische Name Ralsko ist eine Fortbildung von Ral, ebenso dürfte „Roll“ durch Verdumpfung des Selbstlautes aus Ral entstanden sein. Ist nun Ral ein deutsches oder ein slawisches Wort? Das ist die Frage, welche zu lösen bleibt. Ich war daher ganz fröhlich überrascht, als ich in dem Sagenbuche von G. Schambach und W. Müller (p. 16) ein Râlshûsen erwähnt fand, das vor Höckelheim bei Northeim bestanden haben soll; der Dorfkirchhof soll noch sichtbar sein. Der Name

---

[1]) Vgl. mšiti mit Moos ausstopfen, also „vermösen“. — [2]) Exk.-Klub, XXVI, 267. — [3]) Exk.-Klub, XXVII, 275, 276. — [4]) Exk.-Klub, XXI, 366, 367. — [5]) „den Berg, so man heißet Rodebeyle.“ — [6]) Bunzl. Kreis, p. 324.

dieses verschollenen Dorfes ist zweifelsohne von Râl abgeleitet. Desselben Stammes sind aber noch mehrere Ortsnamen, teilweise aus rein deutscher Gegend wie „Rahlingen" bei Saargemünd, „Ralingen" bei Trier, Ralshofen bei Jülig, ferner „Rohlingen" bei Saarburg, „Rohlsdorf" bei Meyenburg und Perleberg, „Rohlstorf" bei Wismar und Segeberg, „Rohlau" bei Schwetz, endlich wohl auch „Rühlingen" bei Saargemünd, „Rühlkirchen" bei Ahlsfeld, fünf Ortschaften mit dem Namen „Rühlsdorf" und endlich ein „Rülisheim" bei Mülhausen. Alle diese Namen verdienen verglichen und berücksichtigt zu werden. Es fehlt also keineswegs an einem deutschen Stamme, um die Namen „Roll" und Ralsko recht gut zu erklären.

Einsames Sterben.

Es heult der Sturm um Mitternacht,
Die Eichen sausen, der Buchwald kracht,
Der Tannforst ächzet und splittert,
Das einsame Waldhaus erzittert.
Und drinnen bei trübem Lampenschein,
Umwettert von grausiger Todespein,
Liegt röchelnd, erschauernd an Geist und Leib,
Des toten Jägers verlassenes Weib
Ohn' jeglichen Freund und Erben
Im Sterben.

Es tickt die Wanduhr banghaft zag,
Ein dumpfes Rasseln — dann schweigt ihr Schlag,
Die Sterbende ringt und stöhnet,
Dazwischen der Sturmwind dröhnet.
Erschrocken des Lämpchens Flamme zischt,
Sie flackert empor — sie zuckt — verlischt;
Ein Ringelchen Rauch, bemerkbar kaum,
Verflattert — zerfließt — dann herrscht im Raum,
Dem finsteren Sterbezeugen,
Das Schweigen.

Im Tale schlägt es Mitternacht,
Aufheult der Sturm, der Eichwald kracht,
Der Tannforst ächzet und splittert,
Das einsame Waldhaus erzittert.
Und drinnen, umschauert von Todesnacht,
Liegt friedlich das Weib: „Es ist vollbracht!"
Auf leuchtenden Schwingen zum Licht hinan
Brach heldenhaft ringend der Geist sich Bahn,
Besiegend das nächt'ge Verderben
Im Sterben.

27. Oktober 1904. Frida Gumpinger.

Zur Geschichte von Zirkowitz an der Elbe.

Von C. Jahnel.

Daß Zirkowitz — wohl schon seit sehr alter Zeit — ein Teildorf war, verschiedene Teile des Dorfes verschiedenen Besitzern gehörten, ergibt schon die von Palacky im Jahre 1840 veröffentlichte Lehenstafel=

eintragung vom 14. Okt. 1499, die uns darüber berichtet, wie nach dem Tode des Nikolaus von Sebusein dessen an den König heimgefallener Besitz an Adalbert Twoch von Nedwidkow gelangte.[1]) Außer den Zinsungen und Roboten, die von 4 Bewohnern des Dorfes dem neuen Besitzer zustanden, erhielt dieser auch einen Teil des Zehents, den der Müller des Dorfes zu entrichten hatte. Dieser Müller war aber nicht sein Untertan, sondern der „Mann“ eines Herrn Kunad (= Konrad), dem ersichtlich ein anderer Teil von Zirkowitz gehörte.

Doch nicht genug an dieser Teilung; wir erfahren fast gleichzeitig, daß noch ein dritter „Herr“ Besitz in Zirkowitz hatte. Das war die Stadt Außig, und zwar, wie wir aus späteren Verhältnissen schließen können, in der Weise, daß die Außiger Kirche die Zinsungen der Außiger Untertanen in Zirkowitz erhielt, während der Stadtrat als Patron der Kirche die Rechte der Obrigkeit ausübte. Es hat sich keine Nachricht darüber erhalten, wann und von wem dieser Besitz für Außig erworben wurde; vielleicht bildete er einen Teil des Gutes, auf dem nach der Urkunde vom 9. Jänner 1408 der Außiger Stadtpfarrer Wenzel Peczenka (von Blahotitz) einen Jahreszins von 77 Groschen von Johann Mleczko, dem Sohn des Johann von Libochowan, im Dorfe Libochowan und wahrscheinlich auch in andern Dörfern erkaufte.[2])

Die erste Andeutung, daß die Stadt Außig Besitz in Zirkowitz — Czierkwicz oder Czirkwicz wird der Ort bis ins 17. Jahrhundert hinein genannt — hatte, bietet eine Eintragung im Außiger Stadtbuch vom 27. Juni 1497, nach welcher eine Frau namens Katharina ihr Erbgut in Z. für 2 Sch. 50 Gr. verkauft hat dem Nikolaus. Dieser Handel wäre nicht in das Stadtbuch gekommen, wenn nicht die Verkäuferin oder der Käufer in Beziehung zur Stadt gestanden hätte. Daß das für erstere der Fall, das verkaufte Gut Außiger Besitz war, ergibt schon deutlicher eine zweite Eintragung im Stadtbuche. Nach ihr hat der Bauer Nikolaus von Z. — zweifellos der eben genannte — seine Besitzung in Z. am 20. Juni 1503 mit allem Recht, mit Roboten und Verpflichtungen (porzadky), wie er sie selbst von altersher ausgesetzt hatte, dem Peter verkauft. Wir sehen da den Besitzer des Gutes als robotpflichtigen Untertan, der das Geschäft, das er macht, im Grundbuch der Stadt, der er untertänig ist, eintragen läßt.

Daß schon in dieser Zeit, wie in späterer, noch ein zweites Bauerngut in Z. zu Außig gehörte, darauf deutet eine Eintragung im Stadtbuch vom 20. Nov. 1509, laut welcher Jarosch von Z. sein Erbgut in Z. für 7 Sch. Gr. dem Tonik verkaufte.[3])

Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erhalten wir wieder eine Nachricht über diesen Außiger Besitz. Am 7. April 1573 wurde ein Weistum über die Wegebaupflicht der Wannower Bauern, ebenfalls Außiger Untertanen, in das Stadtbuch eingetragen, und diesem ist von anderer Hand eingefügt, daß auch die Zirkowitzer Nachbarn (sausede) sich an der Herrichtung des Wegs von Wannow nach Salesl zu be-

[1]) Arch. český, 1, 356, aus Lehentafel 22, 472 u. f. — [2]) Hieke-Horčička: Urkundenbuch d. St. Außig, 85. — [3]) Außiger Stadtbuch, I, 137, 184, 245.

teiligen haben.[1]) Daß die Zahl dieser robotpflichtigen Nachbarn nur 2 betrug, ergibt das „Verzaichnus der Silberziens und Decem, so dem Herr Pharherrn zu Außig an der Alben auf Georgi und Galli zugehörig". Dieses i. J. 1587 angelegte Verzeichnis gibt an, daß zu Galli dieses Jahres in Z. Kratky 20, Antonius Schneider 12 Gr. dem Pfarrer gezahlt haben.[2])

Die Familie des einen dieser Zinspflichtigen saß schon länger in Z. Bereits am 24. August 1566 hat sich Blaschek (Blasius), der Sohn des Martin Kratky, mit seiner in Salesl lebenden (wohl dorthin verheirateten) Schwester Lidmilla dahin geeinigt, daß er ihr als väterliches Erbe 16 Sch. Gr. meiß. und 1 Kuh herausgeben werde. Er kam dem Versprechen auch nach, wie ihm die Schwester am 25. Nov. 1569 bescheinigte, gab aber anstatt der Kuh 2 Strich Korn.[3]) Von diesem Kratky sind uns zwei Geschichtchen überliefert, die als Sittenbildchen aus jener Zeit wiedergegeben seien. Eines Tages hatte er sich an einem Fischgericht gütlich getan, das ihn nichts gekostet hatte, hinterher aber viel Scherereien bereitete. Die Fische waren nämlich drei Salesler Fischern auf unaufklärliche Weise „verloren" gegangen. Als diese von dem Fischschmaus hörten, verklagten sie mehrere Untertanen der Frau Helena von Waldstein auf Libochowan (wohl auch Zirkowitzer), die ebenso billige Fische gegessen hatten. Die Leute mußten auf Befehl ihrer Herrin den Saleslern die Fische ersetzen; Kratky, als Außiger Untertan, wollte es nicht tun, wurde aber nun vor dem Außiger Gericht verklagt und von diesem am 21. Jan. 1575 verurteilt, den Saleslern den Schaden mit 5 Ortstalern ($1^1/_4$ Sch. Gr.) zu vergüten, wobei allerdings der Richter ausdrücklich erklärte, daß den Verlust der Salesler kein Diebstahl verursacht habe. Noch einmal sehen wir Blasius Kratky in eine Sache verwickelt, die seinen Ruf in ungünstiges Licht stellte. Am 7. April 1598 meldete nämlich der Hauptmann der Lobositzer Herrschaft, Jakob Khelbel von Michowitz, dem Rate von Außig, die Lobositzer Untertanen in Z. hätten ihm berichtet, daß Kratky in der Nacht nach dem Weißen Sonntag 1 Schock Reifenholz, das für den Weinkeller in Lobositz bestimmt war, gestohlen und in sein Haus geschafft habe. Da Kratky aber die Beschuldigung auf das Entschiedenste zurückwies und die Zeugen nichts ihn Überführendes auszusagen vermochten, stellte ihm der Rat am 26. Juni 1598 eine Ehrenerklärung aus.[4])

Das zweite Außiger Gut in Z. besaß im Jahre 1568 Matausch Sstiewyczek. Am 25. Mai d. J. quittierte ihm seine Schwester Marianne ihren ganzen Erbanteil, 10 Sch. Gr. und eine Kuh, und die 20 Sch. Gr., die er am 24. Feb. 1570 seinem Schwager Jan Penizek in Leitmeritz baar oder in Wein auszuzahlen versprach, waren wahrscheinlich der Erbanteil seiner zweiten Schwester. Er hatte wohl das Gut zu schwer belastet übernommen, so daß er es nicht zu halten vermochte; denn am 26. Mai 1570 verkaufte er es mit Erlaubnis des Außiger Rats für 290 Sch. Gr. an Thuma (Thomas), den Sohn des Adalbert. Vom

[1]) Außiger Stadtbuch, II, 190. — [2]) Außiger Stadtarchiv. — [3]) Stadtb., II, 136; Kissastowe, 33. — [4]) Außiger Vortragsbuch, 10, 119.

Kaufschilling wurden 60 Sch. baar erlegt, vom Rest sollten jährlich 6 Sch. zu Johanni d. J. bezahlt werden. Aber Thuma konnte, wie es scheint, nur 5 dieser Raten (bis 1575) entrichten, denn mehr sind ihm nicht quittiert.[1]) Er sah sich wohl genötigt, den größten Teil des Besitzes (samt der auf diesem liegenden Zinspflicht) zu verkaufen.

Es wird uns nämlich am 12. Mai 1579 ein Veit Schneider als in Z. ansässig genannt[2]), wohl der Vater des Anton Schneider, den wir als Außiger Untertan im Jahr 1587 nennen hörten. Mit dieser Familie hielten die ersten nachweisbar Deutschen im Außiger Teil von Z. ihren Einzug (im andern Teil saß schon 1499 ein Simon Bajr). Veit Schneider scheint den Feldbesitz ꝛc. von Thuma übernommen und einen neuen Bauernsitz begründet zu haben, so daß von nun an im Außiger Teil zwei Bauern und ein Chalupner oder Häusler (Gärtner) saßen.

Von Thuma hören wir noch im Jahre 1603 und zugleich von einem Blasius Syrowey, der ebenfalls Außiger Untertan in Z. war; er muß also inzwischen eines der beiden Bauerngüter übernommen haben, scheint aber finanziell ebenso schlecht gestellt gewesen zu sein, wie Thuma. Er hatte für Thuma gebürgt, der dem Juden Samuel Smol in „Töplitz" 16 Sch. Gr. meiß. und ein „Achtele" Wein im Wert von 2 Talern schuldete. Da Thuma nicht zahlte, sollte er es tun, ging aber „verloren". Smol ließ daher am 3. Juni 1603 den Thuma in Außig „in gefänglichen Verhaft" nehmen, aus dem ihn die Ehefrau Martha des Syrowey und Jakob Sykura aus Qualen befreiten, indem sie dem Smol 12 Sch. Gr. baar erlegten und ihm versprachen, den Rest binnen Jahresfrist zu bezahlen.[3])

Die Stadt Außig vermochte sich nicht im Besitz ihres alten Gutes in Z. zu erhalten. Wie der Stadtrat ausführt, hatte er „der ganzen Bürgerschaft zum Besten" verschiedene Darlehen aufgenommen, eine Bürgschaft von etlichen Tausenden für Kaiser Rudolf bezahlt (wie es scheint, 2500 Taler) und dann nochmals für den Kaiser „lichtensteinerische Schulden" (wieder 2500 Taler) übernehmen müssen. Nunmehr bedrängten die Gläubiger die Stadt und drohten, deren Landbesitz mit Beschlag zu belegen. Um dies abzuwenden, erteilte am 26. Juli 1610 der Rat einer Abordnung, bestehend aus dem Primas Dr. Johann Ernst Schosser von Embleben, drei Mitgliedern des Rats und je zwei Vertretern der Aeltesten und der großen Gemeinde, feierlichst die Vollmacht, mit der Stadt Leitmeritz weges Verkaufs seines Anteils an Salesl und „zwei (!) geistlicher Untertanen" zu Zirkowitz am 3. August zu verhandeln.[4]) Der Verkauf kam auch zustande; laut Vertrages vom 4. August erwarb die Stadt Leitmeritz das ihr angebotene Gut um 9000 Sch. Gr. meiß.[5]) Von da ab waren die Geschicke dieses Besitzsplitters an Leitmeritz gebunden.

Daß es sich tatsächlich um drei, nicht nur um zwei Untertanen in Z. handelte, ergeben mehrere Aktenstücke des Außiger Archivs, welche

[1]) Auß. Stadtbuch, II, 147 v.; Kssaftowe, 35, 57 v. — [2]) Außiger Kaufbuch, I. — [3]) Außiger Gerichtsbuch, 148. — [4]) Außiger Liber memor., I, 52. — [5]) Lippert: Geschichte v. Leitmeritz.

die Auseinandersetzung des Rats mit der Kirche als eigentlicher Nutznießerin dieses verkauften Besitzes betreffen. Eines von ihnen, das vom 4. Okt. 1613 datiert ist, erklärt, daß der Verkauf der „drei im Dorf Czirkowicz dem Dekanat und Pfarramt erblich angehörigen Untertanen" (es ist das älteste, mir bekannt gewordene Schriftstück, das die heutige Form des Namens anwendet) mit vorhergehendem Konsens der böhmischen Kammer, des Pfarrers und des Erzbischofs erfolgte, und bestimmt den Verkaufspreis für diese 3 Untertanen mit 1000 Sch. Gr. meiß.[1])

Die Stadt Leitmeritz vereinte die neuerworbenen Ortsteile mit ihrem Gute Keblitz. Im Jahre 1654, also nach den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, bestand ihr Besitz in Zirkowitz aus 2 Bauernhöfen, von denen jedoch der eine öde war, 1 Chalupner und 1 auf der Gemeinde (dem Gemeindegrunde) wohnenden Häusler.[2])

Nimm Dich in Acht!

Von A. Paudler.

Man sagt mir, daß Du mich mit Lust verleumdest,
Jedoch ich weiß nicht, ob ich's glauben soll.
Wohl lassen sich verschied'ne Zeichen deuten,
Doch bleibt mein Herz noch immer zweifelvoll.
25. 3. 91.

Ja, leben will ich, doch auch leben lassen;
Ja, lieben will ich und die Hasser hassen.
Ich sag' Dir's klarer als das Licht der Sonne:
Mit Feuer spielst Du bei der Pulvertonne.
1. 4. 91.

Nimm Dicht in Acht!
Nicht jeder Pfeil bringt Glück.
Verleumdung ist ein Pfeil, der springt nicht selten
Mit Spott und Hohn
Zum eig'nen Herrn zurück.
2. 4. 91.

Man sagt Dir nach, daß Du mich frech verleumdest,
Und ich, ich weiß nicht, was ich glauben soll;
Wohl mag sich manch ein Zeichen deuten lassen,
Doch bleibt mein Herz mir noch der Zweifel voll.
Und dennoch möcht' ich wahr und weis erfahren,
Ob treu und redlich allzeit Dein Gebaren.
1. 4. 91.

Kunstbrief.[3])

Prager Kunstausstellung 1904. — Ausstellungen in Außig und Karlsbad. Weihnachtsmessen deutschböhmischer Künstlerinnen.

Am 5. Juni 1904 wurde nach neunwöchiger Dauer die 65. Jahresausstellung des Kunstvereines für Böhmen geschlossen, die sich durch eine Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit auszeichnete, wie vielleicht noch keine ihrer Vorgängerinnen. Jede Richtung der bildenden Kunst — und

[1]) Außiger Lib. mem., I, 79. — [2]) Böhm. Landesarchiv: Steuerrolle von 1654. — [3]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 20—28.

es sind deren gegenwärtig nicht wenige — war vertreten. Besonders zahlreich hatten sich die Zeichner und Vertreter der graphischen Kunst eingefunden; sie nahmen 260 von den 1036 Nummern in Anspruch, wogegen auf die Kleinkunst und das Kunstgewerbe diesmal nur 15 Nummern — gegen 66 im Vorjahre — entfielen: Die Zahl der Gemälde und Skulpturen war nahezu dieselbe wie im vorhergehenden Jahre. Eine eigene Abteilung für die deutschböhmischen Künstler war heuer nicht errichtet; ihre Werke waren einzeln oder gruppenweise eingestreut. Wir greifen aus denselben jene heraus, die zum Klubgebiete in näherer Beziehung stehen.

Maler Viktor von Eckhardt in Wien[1]) hatte einen „Bauernhof" (Öl, 300 K, zur Verlosung angekauft) mit Hühnern und Ziegen eingeschickt; ein prächtiger Dreifarbendruck hievon war dem ersten Hefte des vierten Jahrganges der „D. Arbeit" beigegeben; dasselbe Heft brachte auch noch sieben Textzeichnungen des Künstlers, und eine weitere (Fiume) das zweite Heft derselben Zeitschrift. — Die Malerin Hermine Ginzkey aus Maffersdorf[2]) war wieder mit landschaftlichen Motiven vertreten: „Birken am Waldrand" (Öl, 600 K, zur Verlosung angekauft), einer „Baumstudie" (Ölzeichnung mit Raffaëllistiften, der neuesten Technik der Malkunst, 200 K) und einem „Dorfheiligen" (Öl, 600 K), d. i. einer Heiligenstatue im Dämmerlichte. Auf der Frühjahrsausstellung (1904) des Hagenbundes in Wien hatte die aufstrebende Künstlerin eine „Winterstudie". — Von der jetzt in Dresden lebenden Malerin Eugenie Hauptmann-Sommer aus Leipa[3]) sahen wir eine prächtige „Bildnisstudie", ein junges Mädchen (Pastell, 200 K, zur Verlosung angekauft); im Münchner Glaspalaste war von ihr im heurigen Frühjahre ein Gemälde „Rosenzeit". — Der in Dresden-Loschwitz wirkende Maler Emanuel Hegenbarth aus B. Kamnitz,[4]) der sich unter den Tiermalern der Gegenwart rasch eine erste Stelle erobert hat, war mit der „Vesperpause" eines Ackersmannes, der auf einem mit Kühen bespannten Pfluge sitzt (Öl, 2500 K, im Kataloge abgebildet) und mit zwei Schimmeln „Am Vormittage" (Öl, 3000 K) glänzend vertreten. Den Antritt seiner Lehrstellung an der Kunstakademie in Dresden hatte er mit einer vielbewunderten Ausstellung seiner Werke eingeleitet; auch auf der heurigen Dresdner Kunstausstellung hatte er vier Tierstücke. — Maler Franz W. Jäger in Raspenau[5]) hatte zwei Landschaften ausgestellt: ein Fabriksgebäude mit Wiese und Teich „Im Vorfrühling" (Öl, 600 K) und „Ruhende Störche" am Bache (Öl, 800 K); beide mit wahrheitsgetreuer Wiedergabe der Lufttöne. Ähnliches gilt von dem Bilde „Eine dunkle Wolke" auf der heurigen Frühjahrs-Ausstellung der Wiener Sezession. — Maler Eduard Lebiedzki in Wien[6]) zeigte seine fesselnde Kunst in dem „Bildnisse" (Brustbild) einer Frau in Hut und Pelzmantel, einer echten Wienerin (Öl, Privatbesitz, im Kataloge abgebildet). Im Wiener Künstlerhause hatte er heuer im Frühjahre eine „Pietà". —

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 26, 27. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 21, 22. — [3]) Vgl. Exk.-Klub, XXV, 331. — [4]) Vgl Exk.-Klub, XXVII, 22, 27, 28. — [5]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 22, 27. — [6]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 23, 27, 28.

Meister Gabriel Max in München[1]) hatte uns diesmal zwei blühende Mädchengestalten beschert: die eine, welche den Titel „Zeit und Raum — Lebenstraum" verbildlichen soll, steht angelehnt an einem Tische und läßt die Rechte auf einer Standuhr ruhen, während die Linke einen Spiegel hält, in den sie sinnend blickt (Öl, 10.000 K, im Kataloge abgebildet); die zweite sitzt und lauscht dem Gesange der „Nachtigall", während sie ihr Notenblatt in den Schoß hat sinken lassen (Öl, 1500 K). — Die Malerin Mary Roedl-Ostermann in Prag,[2]) die bisher nur auf dem Gebiete des Stillebens tätig war, trat mit einer „Lindenallee" (Öl, 375 K) zum erstenmale und mit Erfolg als Landschafterin auf. — Der Dresdener Maler Karl Schicktanz aus Niedereinsiedel[3]) hat eine „Gewitterstimmung" auf heimatlichen Gefilden (Aquarellzeichnung, 160 K) mit schlichtem, ehrlichem Gefühl wiedergegeben. — Die jetzt in Prag lebende Malerin Otty Schneider aus Leitmeritz[4]) hatte vier Bilder eingeschickt, die ihre Begabung immer unwidersprochener hervortreten lassen: „Freilichtstudie" eines Mädchens (Öl, 500 K), „Bildnis einer alten Frau" in Hut und Mantel (Öl, Privatbesitz), „Vom Ammersee", Uferlandschaft in Abendbeleuchtung (Öl, 450 K) und „Letzter Sonnenstrahl", der auf eine Frau mit einem Kinde in einer engen Dorfgasse fällt (farbige Zeichnung, 200 K). Das zweite Heft des vierten Jahrganges der „D. Arb." brachte sieben Zeichnungen der Künstlerin aus Graupen. Die Förderungs-Gesellschaft hat mehrere ihrer Arbeiten angekauft. — Maler Richard Teschner in Prag[5]) zeigte sich in zwei Ölgemälden abermals als Meister grotesk-phantastischer Schwärmerei: „Marionetten" betitelt sich das eine (600 K) und zeigt einen König, der vor den Augen der entsetzten Tochter ihren Liebhaber ersticht, das andere „Der Verliebte" (500 K), welcher Kopf und Herz im wahrsten Sinne des Wortes der Geliebten zu Füßen legt. Außerdem waren von diesem Künstler 33 Zeichnungen (darunter ein Farbenkunstblatt) zu sehen, womit er Oskar Wiener's „Balladen und Schwänke" geschmückt hat. Auf der Frühjahrsausstellung (1904) des Hagenbundes in Wien hatte Teschner, dem für das Jahr 1904 die Kanka-Stiftung seitens der Förderungs-Gesellschaft zugesprochen worden ist, ein karikaturistisch gehaltenes Ölbildchen: „Kirchweih in Mähren". Das erste Heft des dritten Jahrganges der „D. Arbeit" brachte 8 Zeichnungen Teschner's zu dem Scherzspiel Peter Kranzl von Alois Fintz; die Kunstbeilage zum dritten Jahrgange der genannten Zeitschrift Handzeichnungen zu Friedrich Adler's Gedichte: „In der Dämmerung", sowie ein Textbild „Das Kirchlein". Seine Pflege der graphischen Künste trat auch anderweitig vielfach hervor; so auf der Mappe des Ehrendiplomes, welches der Verein deutscher bildender Künstler in Böhmen dem von Prag scheidenden Freiherrn von Wieser, dem Präsidenten der Förderungs-Gesellschaft, gewidmet hat und im achten Hefte des dritten Jahrganges der „D. Arbeit" (auf S. 692) abgebildet ist; so in der Glückwunsch-Adresse der Förderungs-

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 23, 27, 28. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 21, 23, 27. — [3]) Vgl. Exk.-Klub, XXV, 333. — [4]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 21, 23. — [5]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 23, 24, 27, 28.

Gesellschaft für Alexander Richter zu seinem sechzigsten Geburtstage am 7. Dezember 1903; so auf den Einladungskarten und Damentanzordnungen zum Kostümfeste des Vereines deutscher bildender Künstler im Fasching 1904; weiters in der Glückwunschadresse, die dem seither verstorbenen Oberdirektor der böhmischen Sparkasse Ernst Ritter von Theumer am 18. November 1903 zu seinem siebzigsten Geburtstage überreicht wurde, sowie in der Adresse der deutschen Studentenschaft Prags für Hofrat Professor Dr. Rabl, der im Frühjahre 1904 als treuer Wahrer und Schirmer ihrer Rechte mannhaft aufgetreten war.[1])

Von landschaftlichen Motiven aus dem Klubgebiete und dessen nächster Umgebung fanden wir ein Ölgemälde „Schreckenstein" (600 K) von dem Prager Maler Alois Kirnig, und ein Aquarell „Sonntag in Brotzen" (600 K) von dem Prager Maler Emil Orlik[2]); von Kunstwerken, bestimmt, heimische Persönlichkeiten im Bilde festzuhalten, nur die unten erwähnte Rieber'sche Büste des Leitmeritzer Tondichters W. H. Veit.

Unter den ausgestellten kunstgewerblichen Gegenständen befanden

---

[1]) Anhangweise verzeichnen wir jene deutschböhmischen Künstler, die wohl dem nördlichen Teile des Landes angehören oder angehört haben, dem Klub aber ferner stehen. Radierer August Brömse in Wien (vgl. Exk.-Klub, XXVII, 25, 26, 28): „Mönch" und „Alte Mühle" (je 18 K, letzteres zur Verlosung angekauft); die Prager Förderungsgesellschaft kaufte einige seiner Arbeiten. Malerin Helene Klingenstein in München (vgl. Exk.-Klub, XXIV, 362), kürzlich vermählt mit dem Bildhauer Karl Albiker in Rom, Stipendistin der Prager „Concordia" und der Förderungs-Gesellschaft: „Landschaft" (Zeichnung, 140 K) und „Studie" einer sitzenden Frau (Holzschnitt, 30 K). Bildhauer Otto Laube in München, geboren in Prag: Gipsbüste seines Vaters, des Prager Universitätsprofessors Hofrat Dr. G. Laube. Maler Eduard Lode in Prag (vgl. Exk.-Klub, XXVII, 25, 26, 28): „Alte Hammerschmiede im Böhmerwalde" (Öl, 800 K) und „Bildnisstudie" (Pastell, als Farbendruck in der Kunstbeilage zum dritten Jahrgange der „D. Arbeit"). Maler Kunz Meyer in München (vgl. Exk.-Klub, XXIV, 361): „Der Frühling" (Öl, 600 K). Radierer Fritz Pontini in Wien, geb. 6. Juni 1874 (vgl. Exk.-Klub, XXVII, 25, 26, 28): „Pappeln am Weiher" (60 K); das zwölfte Heft des dritten Jahrganges der „D. Arbeit" brachte zwei Radierungen von ihm: Das Stöckel in Eger und ein Motiv (Felsenweiher) aus Sirmitz bei Franzensbad. Bildhauer Alois Rieber in Prag (vgl. Exk.-Klub, XXVII, 25, 26, 28): Die Gipsbüsten der Professoren Helmessen und Höhm und des Komponisten Veit; letztere ist im zehnten Hefte des dritten Jahrganges der „D. Arbeit" abgebildet; das elfte Heft derselben Zeitschrift bringt eine Abbildung des am 26. Juni 1904 in Bürgstein enthüllten Max-Denkmals mit dem Medaillon des Altmeisters Emanuel von Max von der Hand Rieber's. Maler August Roth in Wien (vgl. Exk.-Klub, XXVII, 25, 26): „Madonna" (Öl, im achten Hefte des dritten Jahrganges der „D. Arbeit" abgebildet); in der Ausstellung des Wiener Hagenbundes 1903 hatte er drei Bilder, von denen eines („Vor dem Dorfe") für die moderne Gallerie erworben wurde, 1904 wieder zwei („Muschelkarren an der Nordsee" und „Herbst"). Maler Emil Uhl in München (vgl. Exk.-Klub, XXVII, 25, 26, 28): „Es beginnt der Abend" (Öl, mit 2000 K verkauft), „Heilige Nacht" (Öl, 4500 K, im Kataloge abgebildet), „Einkehrsuche" (Tempera, 1500 K); auf der Dresdner Kunstausstellung 1904 waren „Interieurs" von ihm zu sehen. Bildhauer Karl Wilfert d. J. in Prag (vgl. Exk.-Klub, XXVII, 25, 26, 28): „Athletenkopf" ((farbig in Marmor) und „Leda" (Marmor, 1200 K). Maler Wenzel Wirkner in München (vgl. Exk.-Klub, XXVII, 26, 28): „Edelhof" (Öl, 2000 K, im Kataloge abgebildet) und „Bergfriede" (Öl, 2000 K); bei dem Wettbewerbe für die Ausschmückung eines Albums von Karlsbad erhielt er heuer die beiden ersten Preise. Maler Raimund Anton Wolf in Wien (vgl. Exk.-Klub, XXVII, 26, 28) mit zwei Kohlenzeichnungen: „Wachet" (450 K) und „Einsamkeit" (350 K, zur Verlosung angekauft). — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 20.

sich auch wieder, wie in den Vorjahren, Teppiche aus der J. Ginzkey-schen Fabrik in Maffersdorf. —

Der Verein deutscher bildender Künstler in Böhmen hatte im Rahmen der Allgemeinen deutschen Ausstellung für Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft in Außig im Jahre 1903 eine Kunstausstellung veranstaltet, die am 20. Juli eröffnet wurde und 213 Werke von 46 deutschböhmischen Künstlern umfaßte; der Prager Maler Richard Teschner hatte hiefür ein eigenes Plakat entworfen. Den Grundstock bildete die Kollektiv-Ausstellung des genannten Vereines auf der 64. Jahresausstellung in Prag,[1]) nur in erweitertem Maßstabe,[2]) indem nicht bloß die dort genannten Künstler weitere Werke beisteuerten, sondern auch einige andere, in Prag nicht vertreten gewesene Künstler sich anschlossen. Von letzteren nennen wir: Fritz Gärtner in München mit sieben Original-Radierungen, Professor Emanuel Gerhart[3]) in Reichenberg mit einer Plakette und einem Relief aus Silber, Malerin Helene Klingenstein in München[4]) mit Graphiken, Fachschuldirektor Arthur Koch in Gablonz a. N. mit einem Ölgemälde, Professor Karl Schaffer in Tetschen[5]) mit einem Relief, in Kupfer getrieben, Maler Karl Schicktanz in Dresden[6]) mit einem Aquarell und drei Zeichnungen, Heinrich Wagner in Außig mit zwei Aquarellen, Architekt Josef Zasche in Prag[7]) mit fünf Entwürfen. Der Besuch belief sich auf 5500 Personen, die Summe der gemachten Ankäufe auf 7013 K. — Aber nicht bloß die deutschböhmischen Künstler, auch die deutschböhmischen Künstlerinnen waren damals in Außig durch eine Sonderausstellung vertreten, welche von der Kunstsektion des Vereines „Frauenfortschritt“ in Prag veranstaltet war und 217, zum Teil auch kunstgewerbliche Arbeiten von 36 Künstlerinnen umfaßte. Von bekannten Namen fanden wir die Prager Malerinnen Ida Freund[8]) (Blumenstück und Landschaft) und Mary Roedl-Ostermann[9]) (vier Stilleben).

Vom 7. August bis 15. September 1904 fand im Posthofe zu Karlsbad eine Ausstellung von nahezu hundert Werken deutschböhmischer Künstler statt, zu welcher der Anstoß von der in München wirkenden Künstlergruppe ausging. Von unseren engeren Landsleuten waren vertreten: Emanuel Hegenbart mit den beiden Tierstücken „Am Vormittag“ und „Vesperpause“ und den für die Landesgallerie angekauften „Treibern“; Fr. W. Jäger mit dem „Vorfrühling“; Eduard Lebiedzki mit zwei Studienköpfen und Gabriel Max mit „Judas Ischariot“, der „Schweinewäsche“ und der „Nachtigall“. Verkauft wurden sechs Gemälde, sechs Holzschnitte und eine große Zahl graphischer Blätter.[10]) —

---

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 21—25. — [2]) Das elfte Heft des zweiten Jahrganges der „D. Arbeit“ brachte auf acht Tafeln Abbildungen von den Innenräumen der Ausstellung, von dem großartigen Verkehr im Außiger Elbehafen und einige Reproduktionen ausgestellter Bilder von Ameseder, Brömse, Jettmar, Lebiedzki und Otty Schneider. — [3]) Vgl. Exk.-Klub, XXIII, 54. — [4]) S. oben. — [5]) Vgl. Exk.-Klub, XXIII, 54. — [6]) S. oben. — [7]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 28. — [8]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 21. — [9]) S. oben. — [10]) Dem weiteren Nordböhmen gehörten an: Die Maler Eduard Ameseder, Fritz Gärtner, Franz Graf, Walter Klemm, Emil Uhl, Wilhelm Schneider und Wenzel Wirkner, letzterer mit zehn Arbeiten.

Auf der vorjährigen Weihnachtsmesse, der zweiten, zu welcher sich die deutschböhmischen Künstlerinnen in Prag zusammengetan hatten, sahen wir einen „roten Baum“ von Ida Freund in Prag,[1]) zwei Blumenstücke von Luise Max-Ehrler in München[2]) und ein Stilleben von Mary Roedl-Ostermann in Prag. Hohes Interesse erregte eine Tüllstickerei (50 K) von Fräulein Rosa Neuwirth, einer Tochter unseres geschätzten Landsmannes Professor Dr. Neuwirth in Wien; auch mehrere keramische Prachtstückchen (eine Heuschrecke, eine Schnecke und zwei Frösche) trugen denselben Namen. — Die heurige Weihnachtsmesse war von der erst kürzlich gegründeten Künstlerinnen-Sektion des Dürerbundes in Österreich veranstaltet worden und stach gegen ihre Vorgängerinnen qualitativ künstlerischer ab; der Katalog umfaßte 208 Nummern. Ida Freund in Prag[3]) hatte einen „Blumenstrauß“ im Kruge, Eugenie Hauptmann-Sommer in Dresden[4]) die „Studie“ eines Arbeiters und eine Kopie nach Liotard (lesendes Mädchen), Marie Roedl-Ostermann in Prag[5]) ihre „Allee“ und einen Wandbehang in Tuchmosaik, Otty Schneider in Prag[6]) acht landschaftliche Studien (Herbststurm, Im Birkenwäldchen, eine Baumstudie, fünf Ansichten aus Graupen) und eine Nietzsche-Maske in Gips, endlich Rosa Neuwirth in Wien[7]) abermals vier Keramiken (liegende Katze, sich leckende Katze, Schildkröte, Frosch), weiters eine eingelegte Holzschnitzerei (Feuersalamander, 80 K), einen Kragen (Flitterstickerei), eine Schürze (weiß) und einen Kragen (Filet-Guipure) ausgestellt.

Smichow, im Dezember 1904. Dr. F. Hantschel.

Kinderreime aus maner Hejmt.[8])

Von Joh. H. Kindermann.

Beim Reigen in der Stube, zumeist zur Unterhaltung der zu gehen beginnenden Kinder: 1. Muhme, Muhme Rese, leih mr Deine Tese, Moud, hulle Wosser rei, Knacht, hulle Holz rei, — falln mr alle an Kessel nei.

2. Roppe, roppe Schute, dr Bauer is ne derhejme, es schlät dreiviertel uf Viere — its stiete ai dr Türe!

3. Komm, itz giehmer wandern, vo ener Stood zur andern, ri ra rix — bist e dummer Tix!

4. Hop, hop, hop, itz reit mr ai de Stood, wu die grußen Harren sitzen, ai dan langen Zippelmützen; hop, hop, hop, jetzt reit mr ai de Stood.

Beim Auszählen zum Spiel, Haschen, Verstecken 2c.: 5. Asel, wasel, Sommerglasel, ix, wax, dax.

6. Ich und Du, Bäckens Kuh, Müllers Esel — dar bist Du!

7. Ene Wand die ander Wand, quom dr Büttel von Boden gerannt; rannte bis as Pfaffenhaus und telte sieben Hüngrl aus; der irschte wor dr Kapphohn, dr zweete wor dr Schnapphohn, dr dritte wor dr Haushohn, die andern wommr naus john!

---

[1]) S. oben. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XXV, 332. — [3]) [4]) [5]) [6]) [7]) S. oben. — [8]) Neugrafenwalde.

8. Hirschde, bist de biese? Gieh of Herschels Wiese; do liecht e alder Hut, do werschde wieder gut, do liecht e alder Ranzen, do kanstde droffe tanzen.

9. Itz fängts on zu treppeln, wie schiene blühn de Äpeln, wie schiene blüht der Majoron, die Madeln müssen en Freier hon. (Zu diesem Reime gab es auch noch eine Ergänzung, die nur so nebenbei wiedergegeben sei): Wenn'chn ak schun hätte, nahm'chn mit as Bette, an Bette is e Mäuseloch, do kimt der Teufel noch.

Beim Schneiden der Frühjahrs-Holzpfeiferl: 10. Pfiepfl, Pfiepfl, rota, es spiel mr glei Saldota, wenn sde willst ne roten, schmeiß mr dich an Grobn, frassen dich de Roben! Roben ne allene, Katzen bei en Bene, Hunde bei en Schwanze, rute, rute Granze.

Bei der Rückkehr aus dem Walde zur Beerenzeit: 11. Holern, holern, itz kommr aus 'n Beeren, mr han gepflockt bis übern Rand, schmeckt so gut wie Zockerkand; doch hamr of Voter und Mutter vergassen und die Beeren salber gefrassen, die Mutter nimmt de Ufengobel und schlät uns ofn Beerenschnobel! Holern, holern, itz kommr aus'n Beern.

Beim Finden von Tierchen: 12. Schnecke, Schnecke, schnüre, weis mr deine Hörner alle viere, wendse willst ne weisen, schlo mr dich mit Eisen.

13. Brodwürmel, flieg aus, danner Mutter Haus brennt aus.

Beim gegenseitigen Frotzeln: 14. Anton panton Ziegenbeen, hock mich uf und tro mich hejm.

15. Hons, blos 'n Sak uf, schlo mit en Dremmel drouf.

16. Hons, schlacht de Gons, schlacht se gut, daß se ne blut.

17. Annel, propfannel, lecks Nudlbrat ab, wenn's Hüngl druf macht, lecks no amol ab.

Gegen tschechische Abstammung: 18. Pepinko, Pepinko, hirke mit dr Platsche, trau mr ne, trau mr ne, ich gat dr ene Watsche!

19. Marliesl, Marliesl, der Bauch tut mr wieh!

Mädchen und Buben gegenseitig: 20. Jungfer, Jungfer freier, die Madeln kostn en Dreier, die Jung'n ok en Taubendrajk und sein'n immer no ne wart!

21. Denkt dr denn, denkt dr denn, die Madeln sein teuer? Fünfe im en Pfeng, fünfe im en Pfeng, sechszehn im en Dreier.

22. Müller, Müller, mohler, e Madl kost en Tohler!

In der Dämmerstunde auf der Ofenbank erzählend: 23. Itz wilch mol wos derzähln, vo dr Muhme Helen, vo dr Muhme Stinkewitz, wo dr Flug an Hemde sitzt.

24. Do wor a mol e Mon, dar hotte en biesen Zohn, dar Zohn dar wor schun alt, itz hoch o wos derzahlt.

25. Do wor amol e Weib, dos hotte en dicken Leib, su dicke wie ene Tese bald, itz hoch ober balde alls derzahlt.

26. Nachtn gieng ich schlofen, do kom e klenes Wassermannel und wolte mit mir rofen. Do ging'ch ai de Kommer baten, do kom dos klene Wassermannel und wolte mich dertraten. Nu gieng'ch ai de Stube singen, do kom dos klene Wassermannel und wolte mich verschlingen. Itz gieng'ch an Gorten gießen, do kom dos klene Wassermannel und wolte

mich derschießen. Do gieng'ch ai de Wiesen rechen, do kom dos klene Wassermannel und wolte mich derstechen. Nu gieng'ch und wolt's dr Mutter sôn, do kom dos klene Wassermannel und wolte mich derschlôn. Die Mutter hot mich ufgehoben, pockt dos klene Wassermannel und schmeißts nei an Groben.

Pfarr- und Patronats-Herren von Stein-Schönau 1360—1433.

Von Pf. A. Tscherney.

Über das alte Pfarrwesen von Stein-Schönau weiß uns der Diözesan-Katalog (Sp. 114) bloß zu melden, es habe seinen Anfang 1725 genommen. Etwas weiter rückt Dr. Endler in der Beschreibung der Leitm. Diözese (Sozial. W. d. Kirche S. 312) zurück, indem er den Ursprung der dortigen Kirche mit dem anhebenden Luthertume (um 1550) in Verbindung bringt. Dr. Hantschel (Touristenf. S. 165) blickt am weitesten rückwärts, da er die Existenz einer Kirche schon um 1382 als erwiesen betrachtet. Ihn ergänzt Prof. Paudler (E. deutsch. Buch a. Böhm. III., S. 144), von einer mittelalterlichen Pfarrei im „armen Schönau" redend. Ohne Zweifel ist dieses Armuts-Zeugnis den päpstl. Zins-Registern entnommen. Solche Register besitzen wir aus der Zwischenzeit von 1352—1384 etliche. Sie enthalten die Namen der einzelnen Pfarrkirchen, bei denen die Pfarrer eine gewisse, genau angegebene jährliche Abgabe (nur etliche wenige Groschen) zu leisten hatten. Besaß irgend ein Pfarrer gerade nur sein Auskommen (jährlich nach heutiger Währung 250—300 K), so war er vom päpstl. Dezem frei und wurde im Register als „arm" (pauper) ohne Zins-Summe verzeichnet. In genannten Zins-Registern (1352—1384) steht: „Schönau arm", was Beweis genug ist, daß Stein-Schönau dazumal als Pfarrkirche vorhanden war. Trotzdem führt Palacký (Děj. Č. I. 2., S. 283) im vollständigen Pfarr-Verzeichnisse Stein-Schönau nicht an. Auch A. Frind (Kirchgesch. Böhm. I., S. 89) beging hinsichtlich der Nennung Stein-Schönau's eine Unterlassungs-Sünde.

Die Prager Libri Confirmationum (bischöfl. Pfarrer-Bestätigungen) aus der Zeit 1354—1436, zuerst (1865—1867 in 5 Bänden) von F. A. Tingl, dann von Prof. J. Emler (1874—1889 in 5 weiteren Bänden) veröffentlicht, weisen Steinschönau wiederholt auf. Nur haben die Herausgeber nicht an „Stein-Schönau", sondern an andere Orte des Namens „Schönau" gedacht. Es ist nämlich zu wissen, daß seit ältester Zeit bis Ende des 15. Jahrhunderts unser Ort wohl seine „Schönheit", aber nie seinen „steinigen" Charakter verriet. Dr. Emler und zumal Mus.-Kustos W. Schulz, welcher vom ersteren „hujus rei peritissimus" genannt wird, suchten die geographische Lage der in den L. Conf. namhaft gemachten Orte genau festzustellen, waren aber hinsichtlich Stein-Schönaus übel beraten und warfen es mit Groß-Schönau, Klein-Schönau (letzt. um 1415 sinnreich „Schönchen" geheißen und geschrieben), beide jetzt in Sachsen, und mit anderen gleichnamigen Orten zusammen.

Bei Überprüfung der auf Schönau lautenden Akte in den Libri Confirm. konnte in zehn Fällen „Stein-Schönau" erkannt werden. Wir heben die einzelnen Fälle heraus und teilen sie hier mit. Die Zitate des bezüglichen Bandes und der Seite der Libri Confirm. fügen wir nicht bei, weil sie an der Hand der angegebenen Data nötigen Falls nachgeschlagen werden können.

Der zuerst erwähnte Pfarrer von „Schonaw" ist Christian (Christannus). Er befand sich hier schon vor 1360 und dürfte bereits 1354 oder noch früher zur Stelle gewesen sein. Widrigenfalls würden uns ja die Libri Conf. von 1360 bis 1354 zurück eines anderen belehren. Am 30. Juni 1360 empfing Pf. Christian seine Bestätigung für Böhm. Kahn (bei Außig). Dorthin kam Christian und von dorther übersiedelte Johann Köcher (Johannes Coci = Johannes, des Koches Sohn). In Böhmisch-Kahn hat sich Joh. Köcher seit 31. Dezbr. 1354 als Pfarrer befunden, in Stein-Schönau harrte er bis zu seinem Tode im Frühjahre (etwa März) 1363 aus. Nach dem Brauche jener Zeit ist Köcher gewiß in der alten Stein-Schönauer Kirche beigesetzt worden.

Die durch den Tod entstandene Lücke füllte Nikolaus Kunzlein oder Künzel (Kunckonis = Kunzens oder Konrads Sohn), gebürtig von Saaz, aus. Die Bestellung zum Seelsorger von „Schenow" erlangte selbiger unter dem 18. Juni 1363. Seine Einführung in's Amt geschah ebenso wie bei Köcher durch den Nachbar-Pfarrer von Kempnicz oder Kamenicz. Ihm behagte es in Steinschönau nicht. Nach kaum vierteljährigem Aufenthalte meldete er sich für die Pfründe Langenau, die ihm am 18. Dzbr. 1363 zuteil wurde. Aus den L. Conf. geht hervor, daß Pf. Künzel im Sommer 1372 zu Langenau gestorben sei.

Nachdem Nikol. Künzel um Neujahr 1364 nach Langenau übersiedelt war, blieb Stein-Schönau leer und mußte aushilfsweise versehen werden und zwar nicht bloß bis zur Ankunft eines neuen Pfarrers, sondern wohl ein Jahr lang. Das erhellt aus dem Umstande, daß der am 22. Juni 1364 bestätigte neue Pfarrer von „Schonow" Bartholomäus von Usk (Außig) ein Kleriker war, also noch nicht die Priesterweihe empfangen hatte. Das Kirchenrecht ließ die Anstellung von Klerikern zu, mit der Bedingung, daß sie sich innerhalb einer bestimmten Frist zu Priestern weihen lassen und sich bis dahin für auskommende Priester-Funktionen eine Vertretung schaffen müßten. Pfarrer „Bartel" (der einmal mit dem Kosenamen „Bartussko" im Prager Konsistorium protokolliert vorkommt) hat recht lange im Orte ausgeharrt. Erst 17. Oktober 1391 verließ er Stein-Schönau und wandte sich nach Mertendorf.[1]) Pf. Bartels Tod ereignete sich ein Vierteljahr vor dem 5. Mai 1395 in Mertendorf.

In jener Zeit war das Tauschen der Pfründen unter Geistlichen sehr im Schwunge. Ein solcher Fall liegt vor, indem der Mertendorfer am 17. Oktober 1391 nach Stein-Schönau wechselte. Der neue Seelenhirt hieß Walther von der Leipa (Waltherus de Lipa). Es unter-

[1]) Mertendorf, einst Merbotivilla, ist und war schon damals merkwürdig, weil es den Namen des heimischen Markomannen-Königs „Marbudus" († 37 n. Chr. in Ravenna) lebendig erhält.

liegt keinem Zweifel, daß Stein-Schönau und die weite Umgegend deutsch war. Aus einer vorwiegend deutschen Stadt (Leipa) kam auch Walther. In Leipa befand sich zwar auch eine Kolonie von „Böhmen", welche jedoch entsprechend ihrer Bedeutung in der Vorstadt das St. Wenzelskirchlein (L. Confirm. V., 231 capella Boemorum) als geistliche Zentrale besaß. Hinsichtlich Walther's v. d. Leipa Vorleben läßt sich sein beiläufiges Geburtsjahr 1338 feststellen; ferner, daß er seit 7. Jänner 1363 in Wolfersdorf, dann seit 1. Oktober 1370 in Mertendorf Pfarrer gewesen und von da her seine Niederlassung nach Stein-Schönau verlegt hat.

Nach 1391—1433 verschweigen uns die bewußten kirchlichen Verzeichnisse hartnäckig alle Namen der Stein-Schönauer Pfarrherren. Und doch befanden sich solche im Orte. So ist es am 30. April 1413 der Pfarrer von Schonow, welcher im erzbischöflichen Auftrage die Verzichtleistung des Kamnitzer Pfarrers Andreas entgegen nimmt und den neu erkorenen Nikolaus Rübenmarkt in üblicher Weise einführt und der Gemeinde vorstellt.

13. Juni 1422 erhält der Schönauer (v. Schanaw) Executio für Kempnicz, d. h. er mußte sich an drei auf einander folgenden Sonn- oder Feiertagen in die Pfarrkirche von Kamnitz begeben und gelegentlich des meist besuchten Gottesdienstes den neu ernannten Pfarrer (Peter, bisher Pf. von Hospitz) bekannt geben und fragen, ob jemand ein Hindernis gegen die Ernennung des neuen Seelsorgers wisse; gegebenen Falls sei ein Einspruch im Pfarrhause von Stein-Schönau zu erheben. Zur Exekution gehörte auch alsdann: die Installation des Ernannten an einem bestimmten Tage unter bis heute üblichem Zeremoniell und Berichterstattung an das Prager General-Vikariat über Erfüllung des Auftrages.

19. September 1425 nimmt der Pfarrer von Stein-Schönau (Schonaw) abermals die Installation des neuen B. Kamnitzer geistl. Nachbars Nikolaus (vorher Pf. in Pablowitz) vor. Es hatte wie so oft ein Austausch der Pfarren Kamnitz und Pablowitz stattgefunden. — Dieser Akt bietet uns die beruhigende Gewähr, daß am Ende der hussitischen Hochflut sowohl das Stein-Schönauer wie auch das Kamnitzer Kirchenwesen unerschüttert fortlebte. —

Nachdem hiemit das Material über die Pfarrer erschöpft ist, tragen wir die Angaben über die Patronatsherren nach. Unsere mehrfach genannten Quellen belehren uns nicht bloß über die Ernannten, sondern auch über die Ernenner oder vorschlagsberechtigten Patrone oder Kollatoren. Diese Patrone, die Gutsbesitzer eines Pfarr-Ortes, mußten nach jeder Erledigung des betreffenden Pfarr-Postens innerhalb dreier Monate eine sogenannte Präsentation (Vorschlag eines gewünschten Priesters oder Klerikers) beim erzbischöfl. General-Vikariate in Prag einbringen. Wer präsentierte also für Stein-Schönau?

1360 ist es Jodokus von Rosenberg. Wohl gemerkt hatten die Rosenberge in Nordböhmen keinen Besitz. Aber Ritter Jodokus übte das Patronatsrecht nicht für seine eigene Person, sondern im Namen der um 1360 †† Brüder Johann und Benesch von Michels-

berg. Die Michelsberge, in Südböhmen begütert und auf Burg Weleschin (s. v. Budweis) wohnend, besaßen in Nordböhmen die Herrschaften Jungbunzlau, Michelsberg, Auscha, Brandeis, Scharfenstein (Bensen) und Friedwald (B. Kamnitz).

1363 präsentierte Peter von Michelsberg für Stein-Schönau. Er war, obwohl indirekt aus der Michelsbergischen Majoratsfamilie hervorgegangen, Haupt-Erbe geworden. Dieser Herr starb 1368 auf einem Feldzuge, den er als Kommandant über kaiserlichen Auftrag unternahm, in Italien an einer pestartigen Krankheit. Sein Leichnam gelangte nach Böhmen zurück.

1364 offenbart sich ein nobilis dominus v. Michelsberg als Patron der Pfarre Stein-Schönau. Dieser edle Herr ist offenbar vorgenannter Peter v. Michelsberg.

1391 erscheint ein Johann von Michelsberg auf der Bildfläche. Er ist der Sohn Peters und derzeit (1391) 36 Jahre alt. Seine Vermögens-Verhältnisse waren, wie schon unter seinem Vater, ungünstig. Bereits 1387 hatte er die südböhmischen Besitzungen an die Rosenberge verkaufen müssen. In der Folge giengen ihm auch die nordböhmischen Gutsanteile verloren, zunächst Auscha und nach 1391 auch Bensen und Böhm. Kamnitz. Als Käufer traten die Berka's v. Dauba und Hohenstein auf. In den Lib. Confirm. kommen an einzelnen Orten Clientes, Armigeri oder Milites, d. h. Edel-Leute als Patronatsherren vor. Doch übten sie das Patronatsrecht nicht so sehr im eigenen Namen, sondern als After-Lehner der Herren Berka v. Dauba und Hohenstein. Merkwürdiger Weise stößt uns 1433 ein armiger Johann auf (Libr. Confirm. X., 191), von dem es heißt: nunc residens in Schonaw. Der Edelmann Johann von Schonaw hatte also, wie zweifellos feststeht, in Stein-Schönau seine Residenz. Er präsentierte unmittelbar vor dem 8. Juni 1433 von Stein-Schönau aus den Pfarrer von Langenau. Wir glauben kaum irre zu gehen, wenn wir den Joh. von Schönau gleichbedeutend mit Johann (Jeschko) von Konoged ansehen.

Burgsberg und Burgsbergwarte.

Ein Ausflug am 1. Juli 1904.

Es war ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem ich den Burgsberg bei Warnsdorf das erste und zugleich letzte mal bestiegen hatte. In meinen alten Notizbüchern muß noch eine ziemlich ausführliche Beschreibung der Aussicht zu finden sein. Nun waren aber verschiedene Umstände eingetreten, welche mir einen neuerlichen Besuch dieses Berges sehr wünschenswert machten.

Zunächst verdient beachtet zu werden, daß der rechte und echte Name dieses böhmisch-sächsischen Grenzberges nicht „Burgsberg“, sondern „Worbsberg“ lautet. Cöl. Hofmann hat es nachgewiesen.[1]) Schon Sommer[2])

---

[1]) Exk.-Klub, XXVI, 296. — [2]) Sommer, I, 277, 282. Es kann nur von „Leutersdorf“ (Leukersdorf), nicht von „Leutensdorf“ die Rede sein.

meldet, daß zwischen Warnsdorf und Leutersdorf der „Worbsberg“ liegt. Und ältere Urkunden, in denen der Berg erwähnt wird, haben ihn bis auf die neueste Zeit immer „Worbsberg“ [1]) genannt.[2]) Es ist schade um den schönen alten Namen „Worbsberg“, aber wie die Sachen nun einmal stehen, wird wohl der neuzeitige Eindringling „Burgsberg“ für immer das Feld und den Sieg behaupten.[3])

Unserm Vorhaben gemäß begaben wir uns von Warnsdorf bei großer Hitze und reichlichem Staube an die Grenze von Hennersdorf, und indem wir den wohlbezeichneten Land- und Reichsrain entlang gingen, gelangten wir an den Fuß des Berges. Und nun stiegen wir im schattigen Walde langsam lehnan. Da sahen wir nun ein sehr Merkwürdiges, was mich eigentlich in erster Linie zu diesem Ausfluge veranlaßt hatte. Diese Seite des Berges ist nämlich mit Gemäuer bedeckt.[4]) Es sind aber keineswegs einzelne Mauern, sondern das Gemäuer verdient diesen Namen in Wahrheit. Denn die Mauern ziehen sich nach rechts und links, sie ziehen sich in schrägen Linien seitwärts, sie ziehen sich auch als Doppelmauer steil und geradlinig den Berg hinauf. Gewiß sind es keine Mauern, welche zur Verteidigung dienten, denn zwischen den Mauern führen steile Wege zum Berge empor. Der Name „Burgsberg“ kommt zur Erklärung des Mauerwerkes keineswegs in Betracht. Auch muß es auffallen, daß das Gemäuer bloß eine Seite des Berges bedeckt, nicht auch die andere. Ebensowenig kann diesen Mauern eine heidnisch-religiöse Bedeutung zugesprochen werden. Aber vielleicht waren es Rainmauern. Der Gedanke liegt nahe, aber die Äcker oder Wiesen wären viel zu klein gewesen, um ein so mächtiges Mauerwerk zu rechtfertigen. Auch dürfte sich die steinige Berglehne für solche Zwecke wenig geeignet haben. Eher könnte eine Edelobstanlage in Rede kommen. Doch hat man in früheren Jahrhunderten von dergleichen Bestrebungen nichts gehört. Die Pflege edleren Obstes ist erst während des verflossenen Jahrhunderts im Niederlande aufgekommen.[5]) Und doch muß eine solche Riesenarbeit einem achtbaren Zwecke entsprechen. Kurz, ich weiß nicht, was ich mit diesem Mauerwerke machen soll. Ein einziger Zweck würde mir ausreichend erscheinen. Wenn zwischen diesem Gemäuer sich früher einmal Weingärten befunden hätten, dann hätten wir es mit Terrassen zu tun, die knapp übereinander lägen und durch zwei starke Mauern eingefaßt wären, welche den Weg säumen, der den Berg hinaufführt. Dabei bleibt besonders zu beachten, daß die Mauern nicht auf der Winterseite, sondern auf der sonnigen Sommerseite des Berges sich befinden, so daß die Trauben zwischen der Sonne und dem erhitzten Gestein wacker bähen, kochen und reifen konnten.

Freilich habe ich niemals gehört, daß es bei Warnsdorf Weingärten gegeben hat. Allein hier liegt die Sache ganz anders wie bei

---

[1]) Dieser Name kommt nicht von bor (Kiefer, Kieferwald), sondern ist gut-deutschen Ursprunges wie Roneberg, Rohnberg und Rumburg. worps ist ein entwurzelter Baumstamm oder Baumstock. — [2]) Exk.-Klub, VIII, 29. — [3]) Natürlich dürfen wir keinesfalls an eine Burg und schwerlich an eine Befestigung denken — trotz des verlockenden Namens. — [4]) Dr. F. Hantschel schreibt in der Prähist. Fundchronik (p. 10): „Interessant ist die an der SO-Seite vom Gipfel herabziehende dicke Mauer aus Basaltblöcken (Grenzmarke)?“ — [5]) Exk.-Klub, XVI, 33—36.

dem Obstbau, und man sollte meinen Erklärungsversuch nicht ohne Prüfung von der Hand weisen. Denn es ist eine geschichtliche Tatsache, daß es bei uns in Nordböhmen einst schöne Weingärten an Orten gegeben hat, wo heutigen Tages auch nicht eine Rebe zu finden ist. So bei Leipa, bei Reichstadt, bei B. Kamnitz und an anderen Orten. Es wäre also zum mindesten nicht undenkbar, daß auch in geeigneter Lage bei Warnsdorf Weinbauversuche gemacht worden sind. Wenn man übrigens für das merkwürdige und wirklich sehenswerte Burgsberggemäuer einen anderen Zweck in glaubhafter Art nachzuweisen vermag, so soll es mir sehr lieb und recht sein. Vorläufig aber halt' ich es für Weinbergsgemäuer.

Wir kletterten den Berg glücklich empor und gelangten zur Warte, welche wenige Wochen zuvor — am 15. Mai 1904 — festlich eröffnet worden war.[1]) Ich will sie nicht weiter beschreiben. Nur das soll bemerkt sein, daß man, obwohl der Burgsberg (437 *m*) gerade nicht allzu hoch ist, doch eine schöne Aussicht hat. Über Hennersdorf hinaus liegt der Kotmar. Es folgt nach der rechten Hand der Warnsdorfer Spitzberg (539 *m*), jenseits von Warnsdorf der Hochwald (748 *m*), die Lausche (791 *m*), der Tollenstein (667 *m*), der Tannenberg (770 *m*), Schönborn (518 *m*) mit seiner Kirche, der Wolfsberg (588 *m*) und der Rauchberg (511 *m*). Wir übersehen also eine ganz namhafte Anzahl von Aussichtstürmen. Warnsdorf selbst ist beinahe nach allen Richtungen von Feldern und grünen Wiesen umgeben. Ein recht friedliches Bild!

Die Bergwirtschaft bietet je nach Geschmack eine prächtige Unterkunft, größere Räume und kleinere Winkelchen und lauschige Ecken. Es ist in dieser Beziehung für jederlei Wunsch und jederlei Bedarf wohl gesorgt. Das Essen war gut, die Bedienung aufmerksam und das Pilsner war das frischeste und beste, das ich während des verflossenen Sommers getrunken habe. Die Preise schienen mir kaum höher als in der Stadt zu sein.

Man wird sich nicht wundern, wenn ich nach diesen meinen Erfahrungen den Besuch der Burgsbergwarte und die Besichtigung des Burgsberggemäuers den Naturfreunden und Altertumskundigen empfohlen haben will.

A. Paudler.

Märchen und Anderes.

Von Hermann Runge in Neuschiedel.

Die schwarze Henne. In Plauschnitz hatte sich ein Mann dem Teufel unterschrieben und derselbe hatte ihn mit so vielem Gelde begabt, daß er drei Pferde halten konnte. Eine schwarze Henne saß immer auf dem Backofen in der Stube. Einmal kam der Sohn durchnäßt nach Hause, und um seine Kleider zu trocknen, trat er zum Backofen. Da gackerte die Henne ein paar mal; darüber war er zornig und rief: „Schwarzes Vieh! Wenn Du nur verrecken tätst!" Er ergriff den Peitschenstiel und schlug auf die Henne los. Sofort wurde es sein Vater, der im Stalle beschäftigt war, gewahr und er ergriff denselben Peitschenstiel, mit dem jener die Henne geschlagen hatte. — Einmal in der Nacht war

[1]) Exk.-Klub, XXVII, 312.

ein fürchterliches Gepolter und der Bauer war samt der Henne verschwunden. Um die Leute zu täuschen, legten sie Steine in den Sarg und ließen ihn begraben. Seitdem war das Glück aus dem Hause gewichen und es soll bis in's dritte Glied gehen.

Der Pestfriedhof. Wer von Liebeschitz bei Auscha nach dem Dorfe Laden geht, der sieht links vom Fahrwege den „Pestfriedhof“. Derselbe ist mit einer Mauer umgeben und zugeschüttet, worauf Bäume wachsen. Kuttendorf soll bis auf zwei ausgestorben sein, während die andern dort begraben liegen.[1])

Der hl. Prokopi. Einige verstreut liegende Häuser zwischen Kunnersdorf und Mergtal heißen „Dreihäusel“.[2]) Auf dem Fahrwege steht der hl. Prokopi. Derselbe war vor der Zeit locker geworden, weil er auf einer Eisenspindel steht. Wenn die Knaben vorbei gingen, stiegen sie hinauf und drehten nun den Heiligen. „Heut wirst amul nach Markel (Mergtal) sahn!“ Wenn sie zurück gingen: „Heut wirst nach Kunnersdorf sahn!“ Einmal machte der Heilige doch Ernst und fiel herunter und ein Knabe brach einen Arm. Von diesem Heiligen geht die Sage, daß er die Pilze säe.

Der Talisman. Wer einen Talisman haben will, sperre eine Kreuzspinne in einem Glase ein. Was man der Kreuzspinne zu essen gibt, das soll man auch essen. Am neunten Tage ist die Spinne verschwunden und auf der linken Schulter sitzt ein kleines, schwarzes Männchen, der Talisman, der sehr viel Geld bringt, den aber Niemand sonst sieht. Doch fleißig in die Kirche gehen soll man.

Diebssegen. Wenn der Diebssegen drei Stunden vor Sonnenaufgang über die Sachen gesprochen wird und der Dieb stiehlt sie, so muß er dabei stehen bleiben, und wenn man nach Sonnenaufgang nicht dazu kommt und den Zauber löst, so wird der Dieb ganz schwarz.

Das Kind. Bei einem Bauer hatten sie ein recht mühseliges Kind, das nicht laufen konnte und schon sehr alt war. Eines Mittags lud der Knecht Mist auf und der Wagen versank bis zu den Achsen. Da ruft der Knecht für sich: „Wenn schon Niemand hilft, wenn nur das kranke Kind schon hälfe!“ Kaum hatte er es gesagt, war schon das Kind da und schob den Wagen glücklich heraus. Das Kind meinte zum Knecht, er solle nichts sagen. Nach dem Essen stellt sich der Knecht in die Türe und erzählt das Vorgefallene. Da machte es einen Pfiff und das Kind war durch den Rauchfang verschwunden.

Hexe. Bei einem Bauer war Federschleißstube. Es hatten sich viele Burschen und Mädchen aus dem Dorfe eingefunden. Wie es Mitternacht war, sagte ein Mädchen: „Nein, ich muß gehen, ich muß wirklich gehen.“ Und ging wirklich fort. Ein Bursche ist neugierig und geht ihr nach. Wie er in den Hausflur kommt, sieht er zwei glühende Besen im Rauchfange hinausfahren. Er geht hinaus vor's Haus und sieht sie auf der nahen Wiese, wo noch mehrere beisammen waren, mitsammen tanzen. Da geht er hin. Sie geht auf ihn zu und gibt ihm einen Teller

---

[1]) Vgl. Exk.-Klub, II, 183. Sch.-L. — [2]) Vgl. Exk.-Kl., XI, 292. Sch.-L.

mit einem Kuchen. Wie er es dann näher betrachtet, hat er einen Kuhfladen und einen Mohnkopf in den Händen.

Vogelnester. Ein Knabe war trotz der Mahnungen seiner Eltern immer in die Vogelnester gegangen. Da hatte er einmal ein Krähennest ausgenommen. Und die Alten hackten ihm die Augen aus. Da fiel er herunter und in einen Ameisenhaufen, worauf ihn die Ameisen auffraßen.

Wette. Ein Hase und der Igel wetteten, wer schneller laufen könnte; zwei Krautfurchen waren zum Rennplatz bestimmt. Der Igel bestellte heimlich sein Weibchen an das Ende der Furche, ohne daß es der Hase wußte. Der Hase lief aus allen Kräften. Wie er hinkommt, springt's Igelweibchen hervor und ruft: „Ich bin schon da!" Da läuft der Hase noch schneller zurück. Wie er hinkommt, kommt's Igelmännchen hervor und ruft: „Ich bin schon da!" Der Igel hatte die Wette gewonnen.

Irrkraut. Wenn man sich verirrt hat, ist man der Meinung, über ein „Irrkraut" gekommen zu sein.

Donnerbesen. Die buschigen Mißbildungen der Äste werden Donnerbesen genannt; sie sollen nicht im Hause aufbewahrt werden wegen Gewittereinschlagen. Während eines Gewitters soll man nicht mit Fingern zeigen, sonst schlägt es ein. Man soll auch während des Gewitters nicht essen.

Um einen Nachlaß.

Von P. Sauppe.

Der Rath zu Budissin verweigert den Erben Georg Jänisch's die Herausgabe des Nachlasses in Gemäßheit der Verordnung Kaisers Matthias und einer Entscheidung Kaisers Ferdinand. Jänisch's Erben waren offenbar Untertanen von Niemes.

„An (tit.) Herrn Johann Putz von Adlerthurm auf Niemitz & Keyserl. Hoff- und Cammer Rath.

P. T. Haben E. Gestrengen Schreiben, so die unterm dato Prag, den 17. Junij jüngsthin wegen unsers gewesenen Schuldieners Georgij Jenischens S. Erb- und Verlaßenschafft anderweit an unß abgehen laßen, zu recht empfangen, selbiges verlesen und nach notturfft erwogen, Können aber nochmahls nicht befinden, wie wir die gedachte Erbschafft jemanden sicherlich ohne Caution solten abfolgen laßen können, daß uns nicht heut oder morgen deßwegen Gefahr und Verantwortung zuwachsen möchte, wann der Ausländische George Jenisch wieder zurück kommen und das seynige bey uns solte abfordern wollen, dieweil ja deßen Todt noch zur Zeit nicht erwiesen, sondern vielmehr von seinen gewesenen Vormunden durch ein Attestat beglaubt gemacht werden wollen, daß er ao. 1647 noch im Leben und unter der Keyserl. Armada ein Soldat gewesen sey, Wiewohl daßelbige Attestat zum Beweiß an sich selbst nicht genug gewesen, versiren also allein in dem casu, da man in zweifel stehen thut, ob der Ausländische noch im Leben oder Todt sey, Und wann sich gleich darauf deßen Freundte, es mögen dieselben nun gleich sich befinden, wo sie wollen, seiner Verlaßenschafft annaßen wollen, So seind doch lange noch nicht 30 Jahr, Jahr und Tag, verfloßen, daß denenselben solche das Auß-

ländischen Erbschafft ohne Caution abgefolget werden müste, gestalt in dergleichen Fall und ob darzu des Außlendischen Freunde noch in loco und unter demselben Gerichtszwang gewesen, ob die Erbschafft gestanden, eine solche Zeit von Keyser Matthiae[1]) und Keyser Ferdinando II. höchstlöblichster gedächtnuß hierzu ausgesetzt und besage der in anno 1616 und 1631[2]) an E. E. Rath der Stadt Görlitz abgegebenen Befehlichen, es auch hinführo und ins künfftige iederzeit zu halten allergnädigst decidirt worden, darnach wir uns bißher nicht unbillich gleichergestalt geachtet, derohalben so lange von den angegebenen Freunden oder Vormünden nicht Caution und Vorstandt, uns auf alle Fälle Noth- und Schadloß zu halten bestellet wird, wir zu der begehrten Abfolgung nicht verstehen können. Budißin, den 21. Julij Ao. 1651. Burgermeister und Rathmanne daselbst." [3])

Bilderschmuck in der Kirche.

Eine Betrachtung von Josef Rößler.

Es gehört zu meinen Gewohnheiten, daß ich bei Reisen stets in den Orten, woselbst ich mich absichtlich oder gezwungen aufhalte, auch die Kirchen besuche. Die Kirchen sind sehr oft förmliche Museen für Malerei und Architektur und erinnern so an die oder jene hervorragende Persönlichkeit, die uns Ehrwürdiges in schöner Form bot. Dies ist namentlich in den größeren italienischen Städten der Fall. Man begegnet da klassischen Meistern in großer Zahl, die in unseren deutschen Gemäldesammlungen nur vereinzelt anzutreffen sind und als große Seltenheit mit einem Sternchen bezeichnet in den Reisehandbüchern vermerkt werden. Es verlohnt sich nun sehr, seine Aufmerksamkeit nicht bloß dem Bildwerke zu widmen, sondern auch dem Verhältnisse der wirklich Betrachtenden zu den Bildern. Da seien nun nicht jene „gebildeten" Reisebummler gemeint, die nur reisen, um „auch dort gewesen zu sein", die nicht warten, was das Bild zu ihnen sagt, sondern — nach der Manier: kam, sah, urteilte — gleich der Jugend „leicht fertig mit dem Worte" sind, diese nicht. Aber auch nicht die nachbetenden Autoritätsgläubigen. „Na,

---

[1]) Prag 1616, 29. März. Matthias von Gottes Gnaden, erwehlter röm. Keyser, auch zu Hungarn und Böheimb König — — — — — — Und damit Ihr Euch künfftig in dergleichen Fällen, deren sich bey Euch viel begeben, eine endtliche Gewißheit haben möget, weßen Ihr Euch hierinnen ein vor allemahl zu verhalten, So befinden wir ... Denen Rechten und der Billigkeit gemäß zu seyn und wollen, daß wenn Einer dreißig Jahre, Jahr und Tag, außer Landes gewesen und keine Nachricht vorhanden, ob Er noch am Leben, oder ob Er mit Tode abgangen, Ihr deßelben Zustand seinen nechsten Erben auf Ihr Ansuchen eigenthümlich ohne allen Fürstandt und Verzinsung absolgen laßet, jedoch mit der Condition und Versprechen, ob sich über Zuversicht mit dem Abwesenden nach diesem was anders befinden und zutragen möchte, daß dieselben dardurch nichts begeben und Ihnen seine Forderung unbenommen seyn sollte — — Ch. von Schön Eich ad mandatum S. Caes. Ro. Regiaeque Maj. proprium. Ch. Rößler. (Coll. Lus., XIV, 305 b). — [2]) Wien, 1631, 6. März. Ferdinand der Ander von Gottes Gnaden — — — — entscheidet einen Fall unter Berufung auf die Resolution Kaisers Matthias. Guilielmus comes Slavata Reg. Boh. S. Cancellarius Ad mandatum Sac. Caes. maj. proprium. Daniel Frißleben. (Coll. Lus., XIV, 307). — [3]) Collectanea Lusatica, XIV, S. 308 f.

da werden wohl nicht mehr viel andere übrig bleiben", höre ich einwenden. Viel nicht, aber immerhin einige. Und wie ergeht's denen bei Betrachtung solcher Meisterwerke in Kirchen und Gemäldegallerien? Sie sagen in edler Bescheidenheit: diese Werke verstehe ich nicht. Sie sollten lieber sagen: Wir Deutsche haben für die romanische Auffassung keine Begeisterung. Abgesehen von dem jugendlichen Madonnengesichte greife ich hauptsächlich die Darstellung des Weibes heraus. Überall die drallen Frauengestalten, die pausbackigen Gesichter, das typische Rot auf Wangen, Brust und Fingerknöcheln, die lineale griechische Nase. Überall sanftes Hingegossensein, stille Zerknirschung, selbstgefällige Selbstverleugnung, meisterhafter Augenaufschlag, demutvolle Hauptneigung, theatralisches Händewinden, aber nur sehr wenig Entschlossenes, kerniges, begeisterndes Vertrauen, gläubige Liebe.

Und in was für Reproduktionen sind erst diese, an Farbenwirkung zwar unvergleichlich schönen Meisterwerke in unsere Kirchen gekommen! Dieses Sanfte, Schäferhafte entsprach dem Empfinden des gewöhnlichen Volkes nicht; es wollte Drastischeres. Dadurch entstand aber gerade das Ungeheuerliche: bluttriefende Heiligengestalten, bestialische Menschenhorden, welche in zynischer Weise schinden und morden. Das an einer Friedens- und Andachtsstätte! Sieht man wo den tätigen Christus, den Priester der Nächstenliebe dargestellt, der uns Beispiel sein soll, der uns anspornt zur Nachahmung, z. B. Christus als Helfer, als Linderer der Not, als Arzt? Solche Bilder stimmen zur Andacht, sie offenbaren Herzenseigenschaften und Gemüt, und des Herrn überirdische Wesenheit wird uns sinnlicher, da er vor uns als Mensch und Bruder steht, der den Kummer des Menschengeschlechtes geteilt, also verstanden hat. Blutige Heiligenbilder erwecken auf die Dauer Abscheu.

Namentlich auf das kindliche Gemüt wirken sie nicht vorteilhaft. Die siegende Macht der Wahrheit, die durch Gleichnisse spricht und so zum Nachdenken und Selbstprüfen aneifert, werde dargestellt. Es gibt ein so herrliches Bild: „Der Heiland als Lehrer". Das ist den Kindern etwas Bekanntes, hier wird ihnen eine Darstellung vorgeführt, in die sie sich lebhaft versetzen können, etwas Ähnliches ist in ihrem Erfahrungskreis vorhanden. Sie selbst lauschen den Worten der Lehrenden und dies tun sie in je größerer Spannung, je neuer und seltsamer das Mitteilbare ist. Nun sehen sie den Heiland in edler Einfachheit stehen und vor ihm die aufmerksam lauschende Menge. Wenn sich die Kinder auch ihrer Gedanken nicht entäußern können, aber bewußt empfinden sie doch, daß hier etwas Großartiges mitgeteilt wird, das wert ist, daß man sich's anhört, merkt und darnach handeln soll. Das ist der kindlichen Auffassung verständlicher, sinnlicher, als die krampfhafte Anstrengung, große Schmerzen zu verbeißen. Dem Kinde ist dieses Heldentum im Allgemeinen unfaßbar, weil es gewohnt ist, seinen Gefühlen ungehemmten Lauf zu lassen.

Man führe also den Heiland der Tat, der allumfassenden Liebe, der anspornt zum Wohltun, zur Hilfe, in die Kirchen ein! Man beschränke so weit wie möglich die Veranschaulichung tierischer Grausamkeit, mensch-

licher Verirrungen aus längst entschwundenen Zeiten. Das Kind (ja selbst der Erwachsene) kann sich nur schwer in den früheren Zeitgeist versetzen und es ist besser, wenn man ihn so wenig wie möglich abscheuliche Handlungsweisen vorführt, weil sie da erst recht auf das aufmerksam gemacht werden, was ihre Einbildungskraft überhaupt für unmöglich hielt.

Ebenso sei man bedacht in der Auswahl von Kruzifixen. Hier lasse man sich nach den von Lessing im „Laokoon" aufgestellten Grundsätzen leiten. Der menschliche Leib und mit einem solchen wird ja der Heiland am Kreuze dargestellt, heißt es, ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen. Also muß er schön sein, vor allem an einem Andachtsorte, der Kirche sein will. Er werde daher nicht durch übermäßige Zerrung der Muskeln entstellt, die der menschlichen Phantasie keine Steigerung des Leidens mehr zulassen; denn die Erfahrung lehrt, daß es nach einem jeden Höhenpunkte abwärts geht, daß also hier Erschlaffung eintreten muß. Nun tritt sie aber in der bildlichen Darstellung nicht ein, zeigt fortdauernd die höchste physische Anspannung. Weil dies aber unmöglich ist, so wirkt die Darstellung unnatürlich. Ein unnatürlich dargestellter Christus kann aber nie zur Andacht stimmen.

Dies mag auch zum kleinen Teile mit ein Grund sein, warum die Mariaverehrung mit in den Mittelpunkt der Religion gerückt ist. Denn Mutterschmerz ist menschlicher Schmerz und als solcher uns faßbarer. Das Faßbare läßt sich auch leichter darstellen und so begegnen wir der auffallenden Erscheinung, daß hier oft die größten Stümper unbewußt die Grenze des Vorteilhaften eingehalten haben. Man sieht seltener ein gramverzerrtes Angesicht, als ein edles Dulderantlitz. Dieses aber ist geeignet, Mitleid zu erwecken. *In jedem Dulderantlitz liegt stille Größe, die uns Hochachtung abnötigt*; diese aber erhebt und Erhebung führt zur Andacht. Somit wirkt auch das *tränenfeuchte Auge ergreifender als das weinende*, weil wir alle wissen, daß mit dem Weinen Erleichterung eintritt, und sobald wir das vorausempfinden würden, hörte unser Mitgefühl auf.

Das wären nur einige, selbstverständlich nicht unfehlbare Ansichten. Wenn ich ihnen Ausdruck verlieh, ist es mit dem Wunsche geschehen, es möchten diese in der besten Absicht geschriebenen Zeilen vielleicht von Einigen gelesen werden, die sich rüsten, die neuen Kirchen mit Bildern zu schmücken. Wenn sie schon ein gutes Werk stiften wollen, dann vereinen sie mit dem guten ein schönes! Also maßvolle Christusbilder, keine mit abscheulich eingezogenem Unterleibe, an dem man schon auf 20 *m* jede Darmlage erkennen kann; nicht zu viel Blut um die Stirne, aus Brust- und Nagelwunden; nicht zu viel Tränen bei Muttergottesbildern. Geschweige von solchen Darstellungen wie: Maria, die Arme zu einem Winkel gebogen, angetan mit einem preußischblauen Kleide, auf dem sich schreiend ein radieschenrotes Herz mit einem gelben Flämmchen abhebt, womöglich noch von einem dreikantigen langen Dolche durchbohrt; dazu die Madonna mit lächelndem Antlitz! Die Absicht ist gut, darüber darf man nicht spotten! *Aber Symbolik führt leicht zur Komik* und man erreicht das Gegenteil von dem, was gute Absicht war.

Wo es angeht, *mildere man den Eindruck des Kreuzes*, wie es so ausgezeichnet die deutschböhmische Künstlerin G. Hellmessen verstanden hat: Ein Mädchen hält die Hand vor die Kerzenflamme und läßt dadurch den ganzen Lichtschein auf das Kreuz fallen. Dieses selbst erscheint nicht so groß, der schmerzerbebende Körper läßt die einzelnen Teile nicht so scharf erkennen, da das ganze nur von einem matten Lichtschein überflutet wird.[1])

Aber der ist kein rechter Mann, der bloß tadelt und nichts besseres anzuführen weiß. Für die eingangs aufgestellte Forderung: mehr den Heiland der Tat als Kirchenschmuck zu verwenden, wurden schon Beispiele geboten. Und wenn ich sage, man soll das Kreuz *mehr in seiner Wirkung, als in seiner Grausamkeit zeigen*, so muß auch hiefür die Möglichkeit angeführt werden. Zum Beispiel die Erscheinung des Kreuzes verleiht dem Heere Konstantins Siegesmut. Die Belehnung der deutschen Fürsten mit dem Kruzifixe durch Kaiser Rudolf. Ueberhaupt wähle man, wo es angeht, Episoden aus der deutschen Geschichte, weil sie unserer Wesenheit mehr entsprechen, als romanische oder gar morgenländische.

Ja, man lenke die Aufmerksamkeit der bildenden Künstler auf Dichterwerke die der deutsche Geist geschaffen, um das Kreuz in seiner Wirkung zu zeigen, z. B. wie der germanische Krieger in Geibels „Tod des Tiberius" das Kreuz als Siegeszeichen erhöht sieht, oder wie des Mephistopheles Macht im Angesichte des Kreuzes zu Schanden wird (Szene mit den Landsknechten) u. dgl.

Aber auch andere Stoffe gibt es, die sich für die Kirchenausschmückung geradezu wunderbar eignen. Wem es je einmal vergönnt ist, sonnige Tage im sonnigen, deutschen Süden verleben zu können und er kommt auch nach Meran-Mais, der versäume nicht, nach dem Kirchlein St. Valentin zu pilgern. Abgesehen davon, daß es eine so wunderbar idyllische Umgebung hat und dadurch die Lieblings-Ehebund-Stätte der oberen Zehntausend geworden ist, birgt es ein Bild, so echt deutsch, wie man derartigen Gemälden in Kirchen leider nur höchst selten begegnet. Dieses große Gemälde ist an der lotrechten Trennungswand zwischen dem Presbyterium und dem Kirchenschiff angebracht und überwölbt so vom Zuschauer aus den wie in einer Nische eingebetteten Altar. Vor dem St. Valentin, der in feierlichem Kirchenornate angetan ist und auf das Evangelium verweist, stehen trotzige germanische Hünengestalten, umhüllt von Tierfellen. Staunend, aber doch schon halb gewonnen, weihen sie der neuen Lehre ihr Ohr. Daneben sitzende Germaninnen, die gläubig die Hände falten. Im Hintergrunde ruft ein anderer die Volksgenossen herbei, damit sie der seltsamen Rede von Verzeihung und Duldung lauschen. Links entweicht ein alter Barde mit seiner Leier, der aus Schmerz über den Untergang der alten Götter sein Haupt verhüllt, gefolgt von einem einzigen Getreuen, welcher bereit ist, mit ihm in der

[1]) Das Bild ist in der Kunstmappe enthalten, die der Verein der deutschen bildenden Künstler in Böhmen herausgegeben hat. (Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 27, 28. Sch.-L.).

Einsamkeit über den Wechsel den Zeiten fruchtlos nachzudenken. Die ganze Handlung nicht etwa auf kalten Marmorfließen, sondern unter einem kraftstrotzenden, geheiligten Volksbaume!

Das ist ein deutsches Bild, eine Szene aus unseres deutschen Volkes jungen Tagen. Hier ist kein Blutfließen, es zeigt keine Niedertracht der Menschen an geheiligtem Orte und — wie wohl tut das! Einzig und allein wirkt es durch die siegende Macht des Wortes, die überzeugt, indem sie mahnt, die anspornt, erhebt und begeistert, durch die der Heiland hauptsächlich sein großes Wunder: die bisher unvernommene Lehre von Erbarmen und selbstloser Nächstenliebe, vollbracht hat.

Hans von Obernitz.[1])

Berichtigungen und Zusätze zu dem Aufsatz des Herrn Dr. Lochner „Hans von Obernitz, Ritter, Schultheiß von Nürnberg" im II. Jahrgg. p. 177–178.

Ueber das Amt des Reichsschultheißen auf der Veste zu Nürnberg hat Stromer ausführlich geschrieben; man erfährt daraus, daß die Stadt Nürnberg dies Recht vom Kaiser und vom Churf. Friedrich v. Brandenburg 1427 erkaufte und die richterliche Gewalt in soweit änderte, daß nach außen hin das Ansehen des Schultheißen unverändert blieb, während es in Wahrheit mehr zu einem Ehrenamt umgewandelt wurde! Zwar geschahen alle Rechtsprüche im Namen des jeweiligen Schultheißen und der Schöffen und unter seinem Siegel; aber da der Schultheiß oft monatelang auf Kriegszügen oder auf Urlaub abwesend war, ermißt man leicht, daß seine Betheiligung am Richteramt nicht unbedingt nöthig war, wie denn auch sein Amtssiegel auf der Losungerstube verblieb. Die Rathsbücher erwähnen sorgfältig, wann zuerst unter des neuen Schultheißen Namen die Gerichtsladung erging. Als Hans v. Obernitz 1534 zu Michaelis ausgeschieden war, bediente sich, mit dessen besonderer Erlaubniß, der Rath noch seines Amtssiegels und fertigte die Amtshandlungen in seinem Namen aus, bis zum 5. December, und zeigte ihm das Aufhören an! Uebrigens unterstanden dem Schöffengericht nur Fälle der niedern Gerichtsbarkeit, wie Käufe, Verkäufe, Schuldklagen, und es konnte appellirt werden an den Rath; überhaupt war der Schultheiß Beamter der Stadt, in deren Sold er stand. Der Original-Revers des Sigmund von Egloffstein 1458 und des Hans von Obernitz d. d. 1505. 7. II. geben ziemlich genauen Einblick in dies Verhältniß. Er verpflichtete sich ihnen auf 3 Jahr mit seinem „selbstleib", mit seinem Reitknaben und 4 Reisigen und 6 guten gerüsteten tauglichen Pferden zu dienen, auch außerhalb der Stadt und gegen wen es auch sei, allein ausgenommen die Krone Böhmen; verspricht mit den beigegebenen Hauptleuten der Stadt Botschaften, Berichtigung, gütlich oder rechtliche Tage und Händel wahrzunehmen und in Kriegs und andern redlichen, ritterlichen Sachen dem Rath willig zu gehorchen, doch Zehrung und Beferung der

---

[1]) Dieses Kulturbild aus einer Zeit, die um vier Jahrhunderte zurückliegt, dürfte allerlei Anregung bieten. Die Rechtschreibung, die auch an mehreren Stellen den czechischen Quellenausgaben folgt, möge von unsern geschätzten Lesern entschuldigt werden. Sch.-L.

Pferde auf der Stadt Kosten. Pferdeschaden, soweit er frisch ist oder welche verloren gehen, soll ihm ersetzt werden, auch sollen er und die Seinigen, falls sie in Gefangenschaft gerathen, ausgelöst werden, dagegen erhält er an Sold alle Jahr 400 fl. und für Oeffnung seines Schlosses Oschelin 100 fl. und später für Pferdeschaden jährlich 100 fl., wozu gelegentlich einer neuen Verabredung noch ein Geschenk an Geld kam. Hiervon hatte er sein und seiner Knechte Unterhalt und Wohnung zu bestreiten in Friedenszeiten; aber er mußte auch dieselben Steuern zahlen wie jeder Bürger, besonders das „Ungelt", welches vom Getränk und Getreide erhoben wurde, das in seiner Haushaltung zu Nürnberg verbraucht wurde. Sobald er über Nacht aus der Stadt bleiben wollte, mußte er vom Rath Urlaub haben. Wurden im Kriege Gefangene gemacht, so mußte er sie, ohne Ansprüche an ihr Lösegeld oder die Beute, ausliefern. In allen Streit- und Rechtshändeln durften er und seine Diener sich nur Recht in der Stadt suchen; sollte er gegen den Rath klagen wollen, so konnte dies nur vor dem Kaiser geschehen. Die Stadt konnte jederzeit ihm den Dienst aufsagen, wahrscheinlich ½ Jahr vorher, während der Schultheiß auf diesen Vortheil ganz verzichten mußte! Er und seine Diener mußten dem Rath den Treueid bei Gott und den Heiligen schwören. Die sämmtlichen, auf Pergament geschriebenen Reverse, welche im Lauf seiner Dienstzeit ausgefertigt wurden, und an denen sein Siegel hängt, sind wohl erhalten und im Kreisarchiv zu Nürnberg verwahrt! —

Entgegen andern Behauptungen ist jetzt festgestellt, daß schon 1502 Herr Ritter Hans, oder wie er in späteren Jahren oder zur Unterscheidung von gleichnamigen Verwandten sich nennt, Hans Leuthold von Obernitz, im Dienst der Stadt sich befand; denn er wird am 25. Juni aufgefordert auf Grund seiner Bestallung, mit 20—30 gerüsteter, guter Gesellen zu Roß, sich in Nürnberg „allerförderlichst" einzufinden, um gegen den Markgrafen zu Felde zu ziehen (Nürnberger Kreis-Archiv, Briefbücher des Raths Nr. 49). Ganz ebenso wurde er 1504 2./7. und 6./8. dringend aufgefordert unter Hinweis auf seinen Sold und Dienstgeld, das er empfangen habe, sich ohne Verzug mit einer Anzahl Reiter zu ihnen zu verfügen (ebenda). Thatsächlich steht dann auch sein Name auf der Absage d. d. 10. VIII. zugleich mit 10 andern von Adel, nämlich Fabian v. Druchsdorff, Seyfried von Rannsperg, Dyam v. Reytzenstein, Wolf v. Öschlnitz, Heinrich v. Krosigk, Friedrich v. Dorbisch, Christof Lang, Heinrich v. Loß, Fabian und Jorg die Tritschler (Trützschler) Gebrüder und Hans v. Dobentsch mit 2 Knechten. (ibid. 53, pag. 31). Daß aber Ritter Hans auch wirklich mit in den Krieg zog, wird durch Reicke, Emil (Gesch. d. Reichsstadt Nürnberg 1896, p. 511—521) bestätigt, der ausdrücklich sagt, daß am 8./9. unter den Hilfstruppen, die bei Hilpoltstein zu König Maximilian stießen, das Aufgebot der Nürnberger 700 Mann zu Fuß und 4 Fähnlein, und 150 Reisige unter Delphin v. Haugwitz und Hans v. Obernitz mit 2 Steinbüchsen und 42 Schlangen, ferner 42 Wagen voll Zeug und Munition sich befanden. Als Hauptmann wird Anton Tetzel genannt, der auch Nachschub zu besorgen versprach. Bekanntlich wurde am 12. Sept. bei Regensburg das Böhmische Fußvolk, welches sich auf dem Wenzenberge in beliebter Weise

stark verschanzt hatte, aber von seiner Reiterei verlassen war — gänzlich geschlagen und fast ganz aufgerieben, und zwar hauptsächlich durch die diesseitige Reiterei. Die Nürnberger kämpften im vordersten Treffen und erbeuteten 7 Fahnen. Nach der Schlachtordnung kämpften die Nürnberger auf dem linken Flügel mit den Reisigen unter Hans v. Obernitz neben Herzog Erich v. Braunschweig. Während das Fußvolk in der Mitte angriff, sollten die Reiter auf beiden Flanken vorgehen. Maximilian lobte besonders auch die Nürnberger sehr und ertheilte freigebig den Ritterschlag. Um Martini (11./11.) wurden die Nürnberger entlassen. — Wohl in Folge dieser Waffenthat entschloß sich der Rath mit Hans den Vertrag über das Schultheißenamt abzuschließen, wobei man erfährt, daß ihm für Öffnung der Veste Oschelin jährlich 100 fl. bisher gezahlt worden waren. Obwohl die Verhandlungen bereits 5. II. 1505 zum Abschluß kamen, der Revers am 7. II. ausgefertigt wurde, so trat er doch erst später sein Amt an, indem ihm des „Sterbens halber" gestattet wurde, erst am 25. Novbr. nach Nürnberg zu kommen, doch solle er der spitzigen Leufft wegen in steter Rüstung sitzen; sein Siegel aber wurde schon vom 2. October ab verwendet. Es ist nöthig hier schon einige Worte über seine Persönlichkeit zu sagen, am Schluß sollen dann einige Worte über sein Geschlecht folgen. Hans war ein Sohn, und vermuthlich der jüngste, des Ritters Leuthold v. Obernitz auf Necmirs im Kr. Pilsen gesessen, und wird dort gegen 1466 geboren sein. Sein Vater war von 1436–1448 Soldhauptmann des Chrusina von Schwanberg, Hauptmann des Kreises Pilsen, dann von 1449 ab im Dienste Albrecht Achill's, um endlich von 1462—1474 Pfleger zu Eger zu werden; er starb 1495 5./4.

Nach seinem Tode theilten sich die drei übrig gebliebenen Söhne. Wilhelm starb früh; Jorg Leuthold erhielt Necmirs, wird Rath des Böhmischen Königs, Hans Leuthold wurde wohl mit Geld abgefunden und kaufte 1497 3. X. die Veste Oschelin (Uošelin) mit dem Meierhofe, dem ganzen Dorfe, und den Dörfern Leiter (Rebzi), und Lingau (Ninký) sowie den unterthänigen Wirthschaften in Goslau (Kozlav) nebst 4 zugehörigen Mühlen, und zwar von den damaligen Besitzern Georg von Chřenau und Ofka von Strhař (Euphemia seine Gemahlin). Mitbesitzerin wurde seine Ehefrau, mit der er sich wohl erst kurz vorher 1496 vermählt hatte; es war dies Kunigunde, (Kunka) geb. von Sternberg, Tochter des Zdenko v. Sternberg auf Konopis und der Agnes v. Janovic, welche aber schon Wittwe geworden war, denn ihr erster Gatte, Hyneck v. Schwamberg, dem sie 1475. 13. XI. angetraut wurde, fiel 1489. 10. VII. bei Erstürmung einer Veste in Mähren, und hinterließ 4 Söhne. Sie lebte noch 1506. 31. VIII., starb aber, wie aus dem Verzeichniß des Großglockengeläutes an St. Sebald und St. Lorenz hervorgeht, am 27. od. 28. Novbr. 1506. Es ist also nicht richtig, daß Hans als Wittwer nach Nürnberg kam, wie Will sagt. Wahrscheinlich hat sie aus ihrer II. Ehe einen Sohn, vielleicht auch eine Tochter hinterlassen; Beweise fehlen, aber Anzeichen sprechen dafür. In Nürnberg hat sich im Taufbuch (Bd. I, 1533) bei der Kirche St. Lorenz die Eintragung gefunden, daß 1533 in der Woche nach 21. Sept. geboren wurde: Veronica, Tochter

des Hans von Obernitz und dessen Ehefrau Anna. Interessant ist, daß schon ein Bruder des Leuthold v. Obernitz Oschelin 1433 besessen hat, er muß es wohl nur pfandweis inngehabt haben. Eigenthümer dieser Besitzung war offenbar das Geschlecht derer von Oschelin, welches vielfach im geistlichen Stande vorkommt; so trifft man 1402 den 26. V., daß Ulrich v. O. als Pfarrer zu Meczlow angestellt wird (Emler, liber confirm. Archiep. Prag. VI. 71.) und 1402. 29. XII. wird Katharina v. O. Nonne im Kloster St. Georg zu Prag, (Ebenda VI. 61) 1412. 24. XII. präsentiren Bohuslaw, Chrussina v. Schwamberg und sein Bruder Johann den Johann v. O. zum Pfarrer an der Kirche zu Groß-Bor, deren Patrone sie waren (ebenda VII. 72). Wahrscheinlich war Oschelin zeitig an eine andere Familie gekommen, wenigstens war es 1413. 14. VII. schon Eigenthum des Hynec Hanovec von Trzeble; denn Habardus de Malewicz weist die Mitgift seiner Ehefrau Katharina in Höhe von 100 Pfd. mit Wissen des Trzeble auf Osselinie, mit jährl. 10 Pfd. Zins zu Kamýk an (Reliq. II. 101); 1461 kommt noch ein Nicol. v. Oschelin vor, den Martin Kolar zu Tabor auffand, dann scheint dies Geschlecht ausgestorben zu sein! — Die vier Stiefsöhne des Hans, deren er sich, wie es scheint, mit großer Liebe angenommen hat, waren Christof, Bohuslaw, Johann und Wolf, von denen Bohuslav und Wolf ohne Kinder starben, Johann und Christof das Geschlecht fortsetzten; letzterer muß der älteste der Brüder gewesen sein, denn Hans empfiehlt ihn schon 1504 dem Rath zu Nürnberg, um mit ihm einen Vertrag als Soldhauptmann abzuschließen, was aber abgelehnt wird. Wahrscheinlich hat ihm derselbe Oschelin verwaltet, bis der älteste eigene Sohn des Hans herangewachsen war; später saß Christof auf Zvikov und war mit Magdalena von Schellenberg aus Kost verheirathet, während Johann auf Bor und Heid residirte. Das oft berührte Verhältniß mit den Stiefsöhnen war stets ein gutes, sogar herzliches, auch nach seiner II. und III. Heirath. — Der Vater der Kunigunde v. Sternberg war Oberburggraf zu Prag und 1459. 11. X. auf dem Tage zu Pilsen das Haupt der Gegner des König Matthias von Ungarn, also eine sehr einflußreiche Persönlichkeit gewesen, aber auch die Familie der v. Schwanberg — mit dem Schwan im Wappen — war sehr angesehen; des Hineck v. Sch. Vater, Bohuslav V. Hauptmann des Kreises Pilsen, 1457 General-Capitain v. Böhmen, verheirathet mit Ludmilla de Rosis, deren Mutter Katharina v. Wartemberg war, und der 1473 Zvikow kaufte, gehörte zum hohen Adel Böhmens; ja des Bohuslaus Mutter war Margarethe v. Plauen gewesen, Tochter des Burggrafen Heinrich d. ält. v. Meissen! Man sieht, Hans hatte durch seine I. Heirath sich in verwandtschaftliche Beziehungen zu mehreren Geschlechtern aus den besten Adelsfamilien Böhmens zu setzen gewußt, die bekanntlich sogar bei der Königswahl Einfluß hatten.

Oschelin liegt an der Mies, zwischen Tachau, Hayd, Mies und Plan, hat eine Kirche und Pfarre und heute ein Schlößchen, gehörte zeitweise zum Gute Schweißing, welches 1/2 Stunde von Tschernoschin auf Plan zu gelegen ist. Die Gegend ist durchaus deutsch, der Boden ist mager und kiesig, was auf eine spätere deutsche Colonisation schließen läßt, wie denn die Kreise Pilsen und Klattau früher einen uralten deutschen

Gau gebildet haben sollen. Lange Zeit hindurch, vielleicht von 1588 ab bis 1788 saßen in Oschelin die von Schirnding, nachdem die Nachkommen des Hans v. Obernitz im Mannesstamm früh erloschen waren. Daß Hans übrigens sich schon zeitig im Waffenhandwerk geübt haben muß, geht hervor aus einer Urkunde im Archiv zu Eger, denn er bietet sich 1492. 27. VIII. dieser Stadt als Soldhauptmann mit einer ganzen Rotte Reiter und Fußknechte an, da er hörte, daß sie Söldner suchen; er will seine Dienste sonst der Stadt Erfurth anbieten. Zum ersten Mal tritt er als Schultheiß in einer Privaturkunde auf 1505. 25. IV., wo er als Zeuge im Kloster Chotischau fungirt (Arch. č. VIII. 538). Dringende Privatgeschäfte mögen Hans im Jahre 1506 in Anspruch genommen haben, denn aus Briefen 31./8. u. 16./11. ersieht man, daß Bohuslaus und Joh. v. Schwanberg, seine Stiefsöhne, vom Ritter von Praunstein gefangen genommen und zu Klingenberg auf Auslösung warteten; gleichzeitig erfährt man, daß Katharina v. Sternberg noch lebt. Der Schultheiß war im November 1506 Wittwer geworden und entschloß sich 1508 zur zweiten Heirath, und zwar wie bei Will, und in den Stammbäumen der Tetzel und Groland ausführlich angegeben, mit Frau Margarethe, Tochter des Jobst Tetzel, Losunger im Rath zu Nürnberg, seelig und dessen Frau Margarethe Peßlerin, Tochter, — Wittwe des Niklas Groland, der 1499 gestorben war. Die Hochzeit scheint sehr still gewesen zu sein. Bei dieser Gelegenheit wird auch bekannt, daß er im Hause des Martin Löffelholtz zur Miethe wohnte, nahe der Burg; dies Grundstück hieß bis 1806 das Schultheißenhaus, hatte die Nr. S. 614, und ist heute Nr. 24 in dre Burg-Straße. — Hans hatte sich mit diplomatischem Geschick, den neuen Verhältnissen, in die er hineingerathen war, anzupassen gewußt und war durch seine II. Heirat mit den ersten Familien der Stadt in unmittelbare, verwandtschaftliche Beziehungen getreten. Leider war sein Eheglück abermals nur von kurzer Dauer, denn schon gegen Ende des Jahres 1511 wurde die zweite Gattin ihm durch den Tod entrissen, und hinterließ ihm — wie die Tetzel'sche Genealogie sagt — 2 Töchter. — Erst 1518 am 10. Februar, also nach 6 Jahren, schritt er zur III. Ehe und zwar abermals mit einer Wittwe aus Patriziergeschlecht, nämlich mit Margarethe Ortolf, Tochter des Franz Ortolf und der Agnes Haller; sie war mit Stephan Behaim, einem jüngeren Bruder des berühmten Seefahrers Martin, und des Michael, der im Rath zu Nürnberg saß, seit 1500 verheirathet gewesen, und brachte aus dieser Ehe 2 Söhne und 1 Tochter mit. Der Verwandtschaftskreis hatte sich also sehr erweitert. Auch ihm entsprossen aus dieser III. Verbindung noch eigene Kinder, denn die Böhmische Landtafel verzeichnete nach seinem Tode 1543 außer der Wittwe Margarethe v. Ortolf noch 2 unmündige Söhne, nämlich Leuthold und Joachim Friedrich, als Erben auf Oschelin.

1507 am 28. October rückte Hans v. Obernitz zum Römerzug ins Feld mit Jorg Fütterer als des Raths Hauptmann, an der Spitze von 40 Reisigen und 60 zu Fuß; der Marsch wurde bis Trient ausgedehnt und dort im Lager Rast gemacht; erst nach 8 Monaten kehrte die Truppe zurück; der Zug hatte zwar keine Menschenverluste, aber große Unkosten verursacht. Hans hatte hierbei das Commando über die

Contingente der sämmtlichen Reichsstädte übernommen, was ihm viel Sorge und Verdruß bereitete. Da der Kaiser die Truppen der Städte weit über die vereinbarte Zeit im Felde zurückhielt, die Städte die Rückkehr verlangten, gehörte viel diplomatisches Geschick dazu, sich klug zu benehmen! 1509. 14. Juny fertigt er die Kaufsurkunde aus, als Albrecht Dürer sein Haus von den Erben des Mathematicus Bernhard Walther erstand. Das Jahr 1512 findet Hans wieder im Felde. Es galt das Raubschloß Hohenkrähen im Heegau zu zerstören, welches man für uneinnehmbar hielt. Auf Befehl des Kaisers Maximilian zog der schwäbische Bund mit 8000 Mann unter Paul v. Lichtenstein, Georg v. Frundsberg und auf besondern Wunsch des Kaisers die Nürnberger, unter Hans v. Obernitz, am 25. October aus, rückte am 10. November vor die Veste und placirte das kaiserliche schwere Geschütz geschickt auf einem Hügel gegenüber auf, und schon am 14ten ergab sich das Schloß!

Daß Hans v. Obernitz auch in Friedenszeiten die Streitmacht der Stadt in den Waffen übte, erfahren wir aus einem Rathsbeschluß vom 22./8. 1515, wonach ihm gestattet wird, einmal im Jahr den Schießgesellen des Schwarz und Weißgrabens in seinem Hofe ein Schießfest zu geben! Stattlich rückt er am 2. III. 1519 an der Spitze von 150 Büchsenschützen dem Schwäbischen Bund zu Hülfe und wird am 25. Mai zurückbeordert mit der Truppe, vom Bundestag in Eßlingen! Auch zu allen feierlichen Empfängen, namentlich von Fürsten und der hohen Geistlichkeit, wurde Hans beordert die Stadt mit zu repräsentiren; so geschah dies, als der Kaiser 1513 von Frankfurt aus Nürnberg passirte, ebenso 1519. 8. VI. und 8. VII. mußte er der Böhmischen Botschaft zur römischen Königswahl beide Mal entgegenreiten und sie fortgeleiten; unter derselben befand sich Ladislaus v. Sternberg, Oberster Kanzler und Christoph von Schwamberg Herr zu Haydt. 1520 zog er gegen Herzog Ulrich von Würtemberg mit dem schwäbischen Bundesheer. 1521, 3. Aug. hielt Erzherzog Ferdinand, Infant v. Spanien, mit 400 Pferden seinen Einzug in die Stadt, und es wurde ihm mit 450 gerüsteten Pferden unter Hans v. Obernitz und Thilmann von Brembd entgegengeritten bis an den Wald vor dem Frauenthor; am 7. Aug. begleiteten sie ihn mit 200 Pferden wieder ein Stück, und 1524. 14. III. ritt Hans dem Cardinal Lorenz Campeggio entgegen, der als Päpstlicher Nuntius nach Nürnberg kam, wo die lutherische Lehre schon viel Anhänger erworben hatte.

Daß Hans auch wegen seiner guten Rathschläge geschätzt war, geht aus den vielen Briefen hervor, welche bei seiner öfteren Abwesenheit auf seinem Besitz Oschelin an ihn gerichtet und von ihm beantwortet werden; wobei ihm zugleich seine guten Beziehungen zu dem hohen Adel Böhmens ersprießliche Dienste leisteten. Aber auch außerhalb Nürnberg wurde öfter sein Rath begehrt; so bittet 1526. 14. III. Zdenek Lew von Rozmital, von Prag aus, ihn und seinen Bruder Georg v. Obernitz, sie möchten am 8./4. zu Kuttenberg in einem Termin ihm gegen Heinrich von Rosenberg beistehen! (Archiv Český IX. 25.), und 1531 bittet ihn die Stadt Pilsen, als Schiedsrichter auf dem künftigen Landtage, zu entscheiden zwischen ihnen und den Mieser Beamten wegen Weizenmalzgerechtigkeit. (Copialb. d. Stadt Pilsen.)

1534 im September verhandelte der Rath mit Hans wegen Ver-

längerung seines Dienstes, jedoch vergeblich; er wünschte keine Fortsetzung, und es müssen offenbar zwingende Gründe ihn zu diesem Entschluß bewogen haben, die jedenfalls in seinem Privatleben zu suchen sein mögen. Vielleicht war sein Sohn I. Ehe gestorben, oder es waren drückende finanzielle Sorgen, die seine Anwesenheit in Oschelin nöthig machten, was sehr wahrscheinlich ist. Er schied übrigens unter sehr vortheilhaften Bedingungen und im besten Einvernehmen mit der Stadt! So gab man ihm ein Geschenk von 400 fl. und auf 4 Jahr eine Bestallung für Oeffnung seines Hauses zu je 200 fl.; zahlte auch die nächste Jahresrate im Voraus; auch borgte der Rath 1537 und 1538 ihm größere Beträge in Vorschuß auf seinen Sold. Noch 1539. 6. XI. bittet der Rath, er möge sich eines Nürnberger Bürgers beim Gericht in Mies annehmen; dies ist das letzte Lebenszeichen von ihm. Er war übrigens hoch bei Jahren, jedenfalls Ende 70er geworden, wenn er 1466, wie vermuthet wird, geboren war. Hans muß 1542 oder Anfang 1543 gestorben sein, denn am 30. Mai bittet seine Witwe beim Rath in Nürnberg um Geld, was ihr abgeschlagen wird, da man ihr schon gefällig gewesen sei!

Die Böhmische Landtafel berichtet, daß Joachim Friedrich v. Obernitz, Sohn des Hans, der seinen Bruder Leuthold überlebte, sich mit Sabina von Pergler verheirathete, einer Schwester des Sebastian auf Purschan; als dieser 1571 starb, hinterließ er ein einziges Kind, Margaretha, welche sich 1585 mit Jodocus Tyzl von Taltitz auf Neusattel und Welichau, vermählte. Wahrscheinlich war das Gut Oschelin schon während ihrer Minderjährigkeit oder bald nach der Hochzeit verkauft worden, denn man findet um diese Zeit die Familie von Schirnding im Besitz desselben.

Vom Schultheißen Hans von Obernitz hat man eine einseitige bronzene Medaille, offenbar mit Portraitähnlichkeit, von 1525, die einen energischen, zugleich wohlwollenden, Ausdruck zeigt; er trägt die goldne Gnadenkette, die ihm Kaiser Maximilian, wahrscheinlich 1508 zu Trient auf dem Römerzug, verehrt hat. Das Original befand sich in einer Privat-Münzsammlung in Breslau des Joh. Christian Kundmann Dr. med., Mitglied der Reichsakademie, der in seiner Schrift über Münzen 1742 derselben, als unter Nr. 559, in seinem Besitz befindlich erwähnt. Diese Sammlung wurde nach seinem Tode versteigert, das Original der Medaille ist seitdem verschollen. Bleiabschläge besitzt das Germanische Museum und das Berliner Münzcabinet. Eine ganz ähnliche Medaille seiner Ehefrau Margarethe kam aus Neumarkt in der Oberpfalz um 1856 in die v. Obernitz'sche Familie zurück. Ein Kupferstich, welcher sich im Germanischen Museum befindet und einer, der im Stadtarchiv Nürnberg verwahrt wird, zeigen Hans in voller Rüstung ohne Helm und scheinen uns etwa 1630 von dem bekannten G. F. Fenitzer nach einem Oelgemälde gefertigt zu sein. Auch der Bruder des Hans, welchem Necmirs gehörte, Georg Leuthold v. Obernitz, der sich mit Elisabeth Smirsitzi von Smirsitz schon vor 1526 verehelicht hatte, starb nach 1534. 4. VI. und hinterließ ebenfalls nur eine Tochter Anna, welche mit Sebastian Marquard von Hradeck, Burggrafen von Carlstein, sich vor 1541 13./4. verheirathete, dem die Herrschaft Trpist gehörte, und dem sie Necmirs zubrachte! Somit waren beide Zweige dieses v. Obernitzer Geschlechts in Böhmen erloschen. Aus Sachsen waren sie gekommen, dort hatten sie nahe bei der Stadt Neustadt a/Orla, unweit Ziegenrück, ein ansehnliches

Ritterlehn des Herzogs von Sachsen-Weimar inne, Molbitz genannt. In einer Fehde, wahrscheinlich mit dem Bischof von Naumburg, wurde dieser Besitz total verwüstet. Da der Herzog jede Art der Entschädigung verweigerte, verließen 3 Brüder dies Lehn und gingen nach Böhmen; es mag dies um 1419 oder etwas früher gewesen sein; dort finden wir sie 1433 und zwar Hans Leuthold v. O. und Leuthold v. O. Ritter auf Necmirs, und Georg Leuthold v. O. Ritter auf Oschelin wieder; ihre zurückgebliebenen Verwandten hatten später diesen Entschluß zur Auswanderung hart zu büßen, um so mehr, als es dem Böhmischen Zweige gelang eine Entschädigung zu erzwingen mit Hülfe des Königs von Böhmen, wobei es der thatkräftigen Verwendung des Schultheißen glückte, wenn auch erst, nachdem er in den Jahren 1509, 1511, 1518, 1528, 1531 u. 1532 vielfach darüber unterhandelt hatte! — Es scheint aber, daß auch früher schon einzelne Glieder der Familie v. Obernitz in Böhmen sich befanden, denn es kommt ein Benes von Obernic zu Prag 1409 vor und 1413 14. V. wird Johann de Obornik als Priester an die Kirche in Ponikle, Kreis Bidschow, gewählt von Hinco von Waldstein alias de Stiepanicz (Ex libr. Confirmation. ad Beneficia Eccl. Prag. per Archidioecesim Bd. VIII—X. p. 108). 1425. 7. X wird dom. Joh. de Obornicz presb. Prag. dioc. an der Pfarrkirche zu Skryl Kr. Saaz, auf Vorschlag des Abtes des Cistertienser-Klosters Osseck, in Folge Absterbens des Vorgängers angestellt, und wurde der Pfarrer zu Brüx mit der Einweisung in dies Amt beauftragt (ebenda). Anno 1426. 7. X. verspricht Harczek von Brüx (auch Hanczeck de Ponte am 7. III. 1426 genannt) 15 Groschen für den Bestätigungsbrief des Herrn Johann von Obernitz, vorgeschlagen an die Kirche zu Skyrl, zu zahlen (Ebenda p. 202) und 1428, 10. Juni wird an die Pfarrkirche zu Böhmisch Schladnig, Kreis Leitmeritz, berufen dom. Johann de Obrnycz, auf den Todesfall letzten Rectors Georg, und auf Vorschlag der berühmten Herren Georg von B.... (? Bünau) und Johann Polenz. Es scheint aber, daß dieser Antritt nicht erfolgte, denn es steht dahinter: Exec. plebanus in Ponte, quia tutus accessus ad eccl. in Zlatnyk (non patet.) Es war also wegen der Hussitengefahr die Besetzung gehindert; vielleicht war damals auch die Kirche ganz zerstört worden, denn es gab später dort keine Kirche mehr. (Ebenda p. 139 u. 141.) Nun ist ja bekannt, daß nahe bei Brüx ein kleines Dorf liegt, von 37 Häusern, 149 Einwohnern (1833), Obernitz genannt, am linken Ufer der Biela gelegen, welches nach Böhmisch Schladnig eingepfarrt ist, aber zur Herrschaft Ossegg gehört. Sommer in seiner Topographie v. Böhmen (1833, Bd. I) gibt 1¼ Stunde nördlich davon auf einer Anhöhe gelegen obrigkeitliche Weingärten[1]) mit Winzerhaus und einer Mahlmühle an. Man wird wohl der Sachlage ziemlich nahe kommen, wenn man annimmt, daß dieser Ort ohne Kirche eine Neugründung war und nach der Schlacht von Aussig am 15. Juni 1426 ebenso wie das Stift Ossegg der Verwüstung durch die Hussiten zum Opfer fiel! — Dicht neben Obernitz liegt ein Kirchdorf Liebschütz; eigenthümlich ist nun, daß beide Namen mit den Stammsitzen des Geschlechts Obernitz gleichlautend sind; Liebschütz bei Ziegrück war von 1380 oder früher und bis 1780 im Besitz geblieben, sodaß eine Colonisirung durch die v. Ob. nicht un-

[1]) Früher Ossegger Weingarten.

wahrscheinlich ist. Aus einer Correspondenz mit dem fürstlich Lobkowitz-schen Archiv zu Raudnitz a./Elbe, welche ich bereits im Jahre 1865 eröffnete, stellt sich heraus, daß weder in Obernitz, noch in Liebschütz, die beide zum f. Lobkowitz'schen Besitz gehören, jemals Ritter- oder Lehn-Güter gewesen zu sein scheinen. Die Archivalien des Stifts Ossegg sind nämlich theils durch die Hussiten vernichtet worden, theils durch spätere Kriegsereignisse, ja es hat sogar ein Besitzer des Stifts den Rest auf offenem Markte verbrennen lassen! Liebschütz, ein einfaches Dorf mit Maierhof in alten Verzeichnissen genannt, gehörte übrigens zur Herrschaft Bilin, welche ursprünglich den Herren von Bilin, dann denen von Bergow und von Colditz zustand. Erst nach Thymo von Colditz kam 1497 Bilin an die damaligen Freiherrn von Lobkowitz. Aus dem Stiftsarchiv Ossegg erhielt ich über den Ort Obernitz die Nachricht, daß bei der Aufzählung des Klosterbesitzes im 13ten Jahrhundert dieser Name nicht erwähnt und nur einer Mühle in dortiger Gegend gedacht wird, die dem Kloster entwendet war und 1282 von einem Pfarrer zurück gekauft und dem Kloster zurück gebracht wurde. Die dortige Gegend hatte 1193 und 1196 dem Kloster Ossegg Zlawko v. Riesenburg geschenkt, dessen Burg Riesenburg bei Ossegg noch 1466 dem Diepold von Wartenberg gehörte. Übrigens wurde das Kloster 1421 und 1429 von den Hussiten zerstört. (Schaller, Topogr., p. 150). Auch im XIV. Jahrhundert wird der Ort noch nicht erwähnt, dagegen aber war Obernitz zur Hussitenzeit bereits im Besitz des Stifts, denn es wird erwähnt als „pagus et piscina cum tributis", ging aber später verloren und kam in Besitz des Herrn Jacobus Wzessowitz, welcher es 1460 auf Veranlassung des Oberstlandrichters des Königreichs Böhmen, Zagic von Hasenburg, an das Stift zurückstellen mußte! — Im Český Archiv (Palacky: II. Thl., Bd. 3, pag. 453) wird eine hierher gehörige Urkunde erwähnt, wonach König Sigismund mit dem kleineren Siegel bestätigt, daß dem Nicolaus von Wšebořic die Dörfer Swinčic und Obrynic des Abtes von Osek (78 ff. gr.) zum Dienste verschrieben werden, und dies wird ihm selbst und seinen Erben bestätigt zu Leitmeritz 1420, und 1450 besaß diese Dörfer Jakub von Břesowic. Palacky schreibt aber hierzu, es gehöre eigentlich das größere Majestätssiegel an diese Urkunde. Daneben bestätige die Urkunde dem Jacob v. Wresowic und seinen Erben die Zustimmung zu der Verschreibung von Wanko, Nikolaus und Johann, Gebrüdern von Wseboric. Aber von dem Nicolaus v. Wseboric, welcher in dem Briefe König Sigismunds genannt wird, habe er keine Zustimmung gesehen. — In Bezug auf Böhmisch-Schladnig, wohin Obernitz eingepfarrt war, finden sich in den Libr. confirmat. Arch. Prag. noch folgende Nachrichten über die ältesten Besitzer dieses Ortes: 1354. 3. VII. ist nobilis dom. Otto de Bergau dom. in Belina und patron der Kirche Jurntyn, Görkau[1]), Kr. Saaz, und wird der Pfarrer zu Zladnik mit der Einweisung beauftragt. (I. 50.) 1358. 12. III. wird Albert von Bergau auf Belin als Patron der Kirche St. Stephan „ante fores civitatis Belinensis" erwähnt, wo der Pfarrer von Slatnik ebenfalls einführte. (I 53.) 1363. 23. Oct. Henricus presbit. de Pathokry, ad present. Alberti de Bergaw, ad eccl. in Slathnick, per mortem Conradi,

[1]) Jurntyn halte ich nicht für Görkau, sondern für Georgenthal. A. P.

Tamminimmöglich richtig!

vac. fuit instit. Execut. pleb. in Zelenicz (II. 25.) 1367, 8. I. wird Vitus Johannis de Liban als Pfarrer vorgeschlagen für die Kirche zu Slatnik, nach dem Tode des Nicolaus, durch den Patron Wilhelm von Pardubitz (II. 79). Hier ist also inzwischen ein Besitzwechsel geschehen. Als 1380, 27. Aug. Veit gestorben war, wird Wilhelm de Pardubicz, alias de Stara als patron wieder erwähnt (IV. 135), ebenso 1380, 22. Sept., da der neue Pfarrer Stiborius inzwischen ebenfalls das Zeitliche gesegnet hatte. (Emler: L. C. IV, 144). Von 1397 ab scheint aber das Patronat an die Kirche St. Egidi zu Prag gekommen zu sein (V 288) und 1414. 3. II. wird es vom Propst in Leithmeritz ausgeübt (VII 104 u. VIII—X 106); ebenso 1425. 22. VIII. Dazwischen ist nur noch 1409, 14. Sept. die Rede davon, daß Haßco senior, Sohn des Raczko de Skat, und Thomas de Zantow in Zlatnik angesessen waren; vermuthlich hatten sie Vorschläge gemacht. (VI 272).

Das Wappen des Schultheißen Hans hängt an den Urkunden im Kreis-Archiv Nürnberg, es ist aber auch in farbiger Darstellung erhalten auf einem Blatte von 30 Cent. Höhe, 20 Cent. Breite, mit der Ueberschrift: „Herr Hans von Obernitz, 30 Jar gewesner Schulthayß Allhie" und wurde zu Neumarkt in der Oberpfalz aufgefunden 1860; das silberne Wappenschild zeigt den rothen senkrechten Pfahl, der rothe Hut, besteckt mit 2 silbernen Fasanfedern, ist mit Hermelin aufgeschlagen; die Helmdecken sind roth und silbern. Abweichend von den sächsischen Vettern ist der Hut ganz spitz, in der Heraldik so als Heidenhut bezeichnet. Unterhalb des Schildes lehnen die Wappenschilder seiner 3 Frauen: der goldne Stern in blau der Sternberg; der aufgerichtete Leopard in rothem Feld der von Tetzel, und das schwarze Schild der Ortolf, belegt mit goldnem Querbalken, über dem sich drei goldne Lilien befinden. Ganz richtig wird in der Abhandlung von Lochner erwähnt, daß der Name des Geschlechts v. Obernitz noch nicht erloschen ist, indem 1866 ein preußischer Offizier dieses Namens in Nürnberg im Quartier lag und Erkundigungen nach dem alten Schultheiß einzog, es war dies ein jüngerer Bruder des Generals Hugo von Obernitz; Letzterer wurde 1866 an der Spitze der I. Garde-Inf.-Brigade bei Erstürmung von Chlum schwer verwundet, führte 1870 die Würtembergische Division und später das Armeekorps in Baden und starb im Alter von 82 Jahren 1901. 18. IX. zu Honnef am Rhein. Mit ihm zugleich, standen 1866 noch 4, und 1870 noch 5 dieses Namens mit der preuß. Armee im Felde.

Potsdam, den 14ten October 1904.

Georg von Obernitz, Major a. D.

Begreiflich.

Aus den sprudeljungen Liedern.

Ich weiß ein Dorf mit einer Mühle,
Da geht ein Bach vorbei ganz kühle,
Der dreht ein großes Mühlenrad
Früh und spat.

Das Wasser ist natürlich helle
Und drinnen manche Bachforelle,
Die munter sich des Lebens freut
Ungescheut.

Was schert mich Wasser und Forelle,
Denn hinter jener Mühle Schwelle
Ist mir das schöne Müllerkind
Wohlgesinnt.

Sie ist ein allerliebstes Mädchen
Und führt den schönen Namen „Gretchen",
Geschäftig ist sie in der Tat
Wie's Mühlenrad.

Auch munter wie die Bachforelle.
Begreift, daß über jene Schwelle
Ich jeden Tag recht gerne eil'
Zu Kurzweil!

Warnsdorf. Josef Rößler.

Scharfrichterentlohnung in Auscha.

Mitgeteilt von Josef Jarschel, Bürgerschullehrer in Bensen.

Einer alten czechischen Urkunde aus Auscha entnehme ich folgendes:

1. Im Jahre 1633, den 16. Juni, geschah ein Vertrag mit dem Scharfrichter Jakob Kuželkou aus der Stadt Leitmeritz an der Elbe, in Gegenwart des Wohlgebornen Herrn Bartholomäus von Borowsky, herrschaftlich Konogeder Hauptmann. Georg Wogner, dieser Zeit in Konogeb, hat für sein Vergehen [1]) durch genannten Scharfrichter sein Ende genommen. Daher soll man dem Scharfrichter geben, auch wenn er zukünftig gebraucht wird, für das Schwert oder für den Strick, für seine Arbeit 10 fl., auf die Kost für den Tag 1 fl., dem Knechte für das Grab auf Trinkgeld 1 fl., für das Ausstreichen (d. h. für die körperliche Züchtigung des Verbrechers) 5 fl. Wenn mehrere Verbrecher sind, ist entsprechend mehr zu geben. Geschehen unter dem Bürgermeister Balthasar Großwald in Gegenwart des Johann Peter Hubert, Primas, Wenzel Hulka, Wenzel Matieg, Wenzel Rychter, Martin Ondrzeg. Jahr und Tag ut supra.

2. Im Jahre 1642, den 23. Oktober, ist mit Michael Kohout ein Vertrag geschlossen worden, was ihm muß gegeben werden: Vom Schwerte 10 fl., vom Grabe 1 fl. 30 kr., auf Kost für den Tag 2 fl. 20 kr., für das Flechten auf das Rad 12 fl., für das Aufhängen 6 fl., für das Ausstreichen (körperliche Züchtigung) 4 fl. Geschehen in Gegenwart des Peter Hubert, Primas, Georg Ernst Fidler, dieser Zeit Bürgermeister, Simon Rafigius, Andres Walter, Stadtrichter.

Ein deutsches Lied.

Vormitternacht! Am fremden Himmel ringet
Der fahle Mond sich durch ein Wolkentor;
Am nahen Strand ein fremder Sang verklinget —
Mißtönend, rauh — ein wüster Schifferchor.

Ich stütz' das müde Haupt in meine Hände
Und laß die Seele fliehen — wehdurchglüht —
Ins Nordland, wo am blum'gen Berggelände
Die Eiche grünt und die Cyane blüht;

Wo keusche Frauen still am Herde walten,
Und ernste Männer, bieder, fest und stark,
In Sturmeswettern treue Fahnwacht halten
Für Volkesart und für bedräut Gemark.

Da klingt vor meinem Fenster wundermilde
Ein deutsches Liedlein an mein lauschend Ohr.
Wie frommer Gruß aus fernem Heimgefilde
Dringt leis' der schlichte Sang zu mir empor.

[1]) Es ist nichts Näheres angeführt.

Mir ward die traute Weise oft gesungen
Vom Freundeskreis im schönen Vaterland,
Doch nie hat mir so süß der Sang geklungen,
Wie heut — in stiller Nacht am fremden Strand!

Ein Tränlein fließt mir in den Bart hernieder;
Dann späh' ich suchend nach den Sängern aus,
Die mir im Lied die Heimat gaben wieder. —
Zu spät! — Zwei Schatten huschen um das Haus . . .

Steinschönau, Juni 1903. August Palme.

Verein deutscher Lehrer-Chordirigenten.

Man klagt über den Niedergang der Kirchenmusik nicht bloß anderwärts, sondern auch in Deutschböhmen, dem Musiklande. Ich will zugeben, daß diese Klage an so manchem Orte eine berechtigte ist. Von einem allgemeinen Niedergange dieses Kunstzweiges kann man jedoch nicht sprechen. Das wäre nicht nur unrichtig, sondern auch einfach ungerecht. Einen Unterschied in der Qualität der Kirchenmusik, und zwar einen mitunter ganz gewaltigen hat es doch sicher immer gegeben, wird es auch immer geben. Dieser Unterschied hing ehedem wie in der Gegenwart von gewissen persönlichen und von den örtlichen Verhältnissen ab. Einem Streben nach aufwärts folgt nicht selten ein Schwanken nach abwärts; doch der Tiefstand findet seine Grenze und es geht dann doch wieder vorwärts und aufwärts. Seien wir nicht zu pessimistisch und schwarzseherisch in dieser Hinsicht, schon aus dem Grunde nicht, weil die Musik überhaupt mit unserem Volkstume fest verwurzelt ist. Ich will schon zugeben, daß es an so manchem Orte weit besser mit dieser Musik bestellt sein sollte und könnte; doch das wird und kann anders werden, wenn nur rechtzeitig mit gutem Willen und fester Kraft eingegriffen wird.

Es läge sehr nahe, über die Ursachen zu sprechen, welche es verschulden, daß es vieler Orten nicht so bestellt ist, wie es als wünschenswert erscheint. Doch glaube ich, sind diese Ursachen recht wohl bekannt, anderenteils würde ich zu ihrer Darlegung einen Druckraum benötigen, den ich nicht beanspruchen darf. Doch eines sei gesagt: „Leistung und Gegenleistung, Pflichten und Rechte stehen heute auf diesem Gebiete längst nicht mehr im Einklange.“ Übereinstimmend konnte man bei den bisherigen Versammlungen in Leitmeritz, Leipa und Bensen hören, daß in dieser Hinsicht ein arges Mißverhältnis schon seit langem besteht. Man verlangt noch immer so viel Leistung wie ehedem, nicht selten ist noch manches hinzugekommen, ja die allgemeinen Ansprüche an die Güte der Musik sind kritischere als früher geworden, und die Gegenleistung ist damit nicht nur nicht gestiegen, sondern ganz bedeutend zurückgegangen.

Der Chordienst, soll er richtig und entsprechend ausgeübt werden, verlangt nicht nur Zeitaufwand, Mühe und Sorge, und dafür bringt er nicht selten recht viel Ärger und für alles das eine höchst kärgliche Entlohnung. Kein Wunder, wenn, bei den jetzt besseren Gehaltsverhältnissen der Lehrer, diese sich nicht selten veranlaßt fühlen, auf denselben zu verzichten. Und in dieser Hinsicht ist es bereits in ganzen Landstrichen so-

weit gekommen, daß in ihnen überhaupt kein Lehrer-Chordirigent mehr zu finden ist. Ich könnte das Gesagte mit ganz auffallenden Beispielen belegen.

In älterer Zeit bestand das Einkommen des leitenden Lehrers an den sogenannten Pfarrschulen zum weitaus größten Teile aus dem, was die Kirche brachte. Das eigentliche Schuleinkommen war häufig ein sehr geringes und bestand fast nur aus dem selbst kassierten Schulgelde. Das Verhältnis ist nun längst ein umgekehrtes geworden. Die Lehrergehalte sind gestiegen und das Einkommen des Chordienstes ist gegen früher ganz bedeutend zurückgegangen. Vereine und Bestattungsanstalten sorgen in Stadt und Land oft für die Leichenbegängnisse, und der Chordirigent ist dabei gewöhnlich so dürftig bedacht, daß sein Honorar noch hinter jenem des Kirchendieners oder Totengräbers steht. Häufig wird auf seine Mitwirkung, zumal in den Städten, wo der frühere deutsche Grabgesang außer Gebrauch gekommen ist, ganz verzichtet. Bei den Trauungen geht es zumeist musikalisch ganz still zu, nur vermögendere bürgerliche oder bäuerliche Kreise wünschen noch hie und da Musik und Gesang. Von einem eigentlichen fixen Solar kann man bei den Lehrer-Chordirigenten nur in seltenen Fällen sprechen, und ist wirklich eines vorhanden, so ist es so niedrig bemessen, daß es gar nicht der Rede wert erscheint. Solche fixe Bezüge mögen eben noch aus sehr alter Zeit stammen, in welcher das Geld einen ganz ungleich anderen Wert als heute hatte. Dauerte eine Dienstzeit auch noch so lange, so war nie von einem Altenteil die Rede. Mit dem Aufhören der Leistung hörte auch die Gegenleistung auf. Nur in vereinzelten Fällen kann von einem etwas besseren fixen Solar gesprochen werden.

Trotz dieser geringen Besoldung sind die meisten Chordirigenten auch genötigt, sich die erforderlichen Musikalien selbst anzuschaffen, und so wandert bei einer Stellenveränderung das, was eingeübt und örtlich beliebt ist, wieder fort und es muß von vorn angefangen werden. In alter Zeit schrieben sich die Lehrer-Chordirigenten ganze Notenstöße zusammen. Sie setzten förmlich ihren Stolz darein, einen recht reichen Musikalienvorrat zu besitzen. Oft schrieben sie Noten, die gar nicht von ihren Kräften aufgeführt werden konnten. Es genügte ihnen sogar schon, wenn sie sich ihres Besitzes rühmen konnten. Sie hatten auch ihre Zeit dazu. Das ist nun heute nicht mehr der Fall, denn die Menge der Pflichten, die der Lehrer und namentlich der Schulleiter zu erfüllen hat, gestattet das entschieden nicht mehr. Deshalb wäre es nicht bloß für den Dirigenten, sondern auch für die Kirchenmusik selbst gewiß von Vorteil, wenn bei einer jeden Kirche dem Dirigenten ein jährlicher Pauschalbetrag zu diesem Zwecke zur Verfügung stände. Das könnte nur förderlich wirken. Abgesehen hievon, daß der Dirigent sein spärliches Einkommen als solcher nicht noch mehr schmälern müßte, käme auf den Kirchenchören nach und nach ein gut brauchbarer Notenvorrat zusammen, welcher dem Kirchenchore auch als Inventareigentum verbliebe. Der Nachfolger fände bereits viele eingeübte Repertoirstücke und könnte ohne Hast und Ueberstürzung auf der erreichten Stufe weiter bauen.

Noch eines besonderen Übelstandes sei gedacht. Die Bezahlung der Gebühren für den Lehrer-Chordirigenten bei Begräbnissen und Trauungen, auch die Bestimmung ihrer Höhe sei nicht mehr Sache des Chordirigenten. Das möge von anderer Seite besorgt werden. Ihm sei ein Jahreshonorar in vierteljährigen Raten regelmäßig zu entrichten. Dort wo eigene Chordirigenten angestellt sind, hat sich diese Einführung bereits als praktisch bewährt, und diese Einrichtung sei auf die Lehrer-Chordirigenten gleichfalls auszudehnen. Das etwaige Einkommen von Grundstücken, Stiftungen sei in diesen Betrag nicht einzurechnen. Über all das entspannen sich in der Leipaer Versammlung sehr lebhafte Wechselreden, und man einigte sich endlich dahin, es sei ein eigener Verein zu gründen, der eine zeitgemäße Regelung der Rechte und Pflichten der Lehrer-Chordirigenten, sowie die Hebung dieses Kunstzweiges anzustreben hat. Ein Komitee, bestehend aus den Herren Franz Josef Ramisch, Reinh. Kühnel, Joh. Haudeck, Wilhelm Gautsch, Franz Fischer und Anton Neuberger wurde mit der Aufgabe betraut, die Satzungen dieses Vereines [1]) auszuarbeiten. Dieses Komitee kam bald seinen übernommenen Verpflichtungen nach und legte solche der wieder recht zahlreich besuchten Versammlung in Bensen am 19. Novbr. vor. Diese nahm nach gründlicher Beratung die Satzungen an, und es sollen dieselben sobald als tunlich zur behördlichen Genehmigung vorgelegt werden. Trotz gewisser Gegenagitation, die ganz unbegreiflich erscheint, war diese Versammlung wie in Leipa von nahezu 40 Lehrer-Chordirigenten besucht und gestaltete sich sehr anregend und fruchtbar. Bedauerlich ist, daß gewisse Kreise in dem Streben, die Standesinteressen der Lehrer-Chordirigenten zu regeln und diesen Musikzweig zu heben, ganz mit Unrecht Rückwärtsstreberei erblicken wollen. Was hat doch ein solcher Verein mit der Politik zu schaffen? — Gewiß fällt es niemandem ein, in dieser Hinsicht auf die Mitglieder auch nur den geringsten Einfluß zu nehmen. Fast muß man zu dem Glauben kommen, gewissen Kreisen sei eine solche Regelung überhaupt nicht willkommen, die Förderung dieses Kunstzweiges überhaupt ihnen nicht mehr zeitgemäß. Jeder Vernünftige rechnet doch mit den bestehenden Verhältnissen, und Tatsache ist es nun einmal, daß viele Lehrer in den kleineren Städten und in den meisten Landgemeinden den Chordienst versehen. Gönnt man ihnen diese Regelung nicht? -- Unter allseitig lebhaftester Zustimmung wurden deshalb auch solche Verdächtigungen zurückgewiesen.

Nicht unerwähnt kann ich lassen, daß anläßlich dieser Versammlung auch ein Kirchenkonzert unter der bewährten Leitung des Herrn Direktors Ignaz Exner in Bensen stattfand. Zur Aufführung gelangten: Kyrie, Agnus und Dona aus der H-moll-Messe von Brosig, Sanctus aus einer Messe von Gruber, ein 7-stimmiger Chor Domine Deus von Stehle, der Trauerchor „Im Totenhain" und „Süß und ruhig" (Grablied für gemischten Chor mit Musikbegleitung) von Joh. Haudeck.[2]) Ersterer Chor

[1]) Verein deutscher Lehrer-Chordirigenten und Kirchenmusikfreunde in Böhmen. — [2]) Sowohl der Trauerchor „Im Totenhain" als auch das Grablied „Süß und ruhig" für gemischten Chor mit Musikbegleitung sind im Selbstverlage erschienen.

wurde auf der Orgel vorgetragen, das Grablied von der Orgel begleitet. Unter allgemeiner Zustimmung wurde hervorgehoben, daß der Bensner Kirchenchor seine Aufgabe in bester Weise gelöst hat. Mit gutem Gewissen kann gesagt werden: „Wäre es mit der Kirchenmusik überall so gut bestellt, dann gäbe es überhaupt wenig zu heben.“ Sicher wären aber auch dann noch solche Aufführungen lebhaft zu begrüßen, und wäre es auch nur aus dem Grunde, um Unbekanntes kennen und nach seiner Brauchbarkeit würdigen zu lernen. Erinnert das nicht lebhaft an die seinerzeit geplante Komponistenvereinigung, die auch zum „Prüfen und Proben“ eingerichtet werden sollte?

Wünschenswert ist es nun, daß alle Deutschböhmen, welche Musik schaffen, alle jene, welche ernstlich Musik ausüben, alle jene, welche über Musik schreiben und sie kritisieren, alle jene, welche Freunde und Förderer dieses alten deutschen Kulturzweiges sind, ihr Wohlwollen entgegenbringen. Handelt es sich doch um einen Kunstzweig, der, richtig ausgeübt, sicher nur immer zur Veredelung des Gemütes beizutragen berufen war. Zudem kann noch hinzugesetzt werden, daß nach den Satzungen dieser Vereinszweig nicht bloß kirchliche, sondern auch weltliche Musik fördern will. Chordirigenten sind auch häufig Gesang- und Musikvereins-Chormeister. Wird es solchen Mitgliedern nicht auch lieb sein, Neues und Gutes auch auf diesem Wege kennen zu lernen?

Auch „Ortsgruppen“ werden angestrebt. Und könnte sich nicht auch in ihnen ein reges musikalisches Leben entwickeln? Zu alle dem aber braucht der junge Sprößling Hege und Pflege. Joh. Haudeck.

Sagen aus Gablonz.

Von Karl R. Fischer.

Der Nachtjäger.[1]) Am Ende des 18. Jahrhunderts stand unterhalb der Gutbrunner Häuser bei Reichenau im tiefen Walde ein einsames Haus, wohin die Leute gern „zum Lichtn“ gingen. Sie vertrieben sich dabei die Zeit mit Geschichtenerzählen und Scherzen. Als sie einmal wieder beisammen waren, nahm die Lustigkeit überhand. Um die zwölfte Stunde hieß es: „Jetzt wird der Nachtjäger bald kommen.“ Ein Bursche machte das Fenster auf, und draußen hörte man ganz deutlich das Kläffen der Meute. Der Bursche rief hinaus: „Schaut, schaut, mir auch ein Stück!“ Kaum war dies gesagt, flog ein Stück rohes Fleisch zum Fenster herein. Die Anwesenden waren starr vor Schreck und warfen das Fleisch wieder hinaus, aber es kam gleich wieder zurück. Dies wiederholte sich, so oft sie es hinauswarfen. Nun ergriff alle große Furcht und sie wußten sich keinen Rat. Da rief plötzlich das kleine Kind in der Wiege, das sonst noch kein Wort sprechen konnte: „Streut nur Salz darauf!“ Man befolgte diesen Rat, und nun blieb das Fleisch draußen. Von den Lichtengängern aber ging diese Nacht niemand nach Hause.

[1]) Nach der Erzählung des Anton Ullmann in Kukan 1898.

Der wilde Jäger.[1]) Wenn der wilde Jäger oder Nachtjäger jagte, und es rief jemand zum Fenster hinaus, er solle für ihn auch etwas schießen, so lag sogleich ein großes Stück Fleisch auf dem Fensterbrett. Manche Leute mochten aber das unheimliche Geschenk nicht annehmen, weshalb sie wiederum riefen, er solle ihnen noch roten Knoblauch dazu bringen. Da er diesen nicht hatte, so mußte er sich den Braten zurückholen.

Das nächtliche Rasieren.[2]) Einst fand ein Handwerksbursche in Reinowitz keine Nachtherberge. Da ging er in eine Scheune und legte sich aufs Stroh. Um Mitternacht kam ein Barbier und fragte ihn, ob er sich wolle rasieren lassen. Der Wandersmann dachte: „Ich hab' einen großen Bart und kann mich wohl rasieren lassen." Und er ließ sich geduldig einseifen und den Bart abnehmen. Als der Barbier fertig war, sagte er: „Du hast mich erlöst." Am nächsten Morgen fand der Handwerksbursche einen großen Schatz.

Vom Schatzgraben.[3]) Wenn irgendwo ein Irrlicht flackerte, so glaubte man, es sei an der Stelle ein Schatz vergraben, den man mit Hilfe einer Wünschelrute heben könne. Eine Wünschelrute war ein Haselnußzweig, der sieben in einander verwachsene Ästchen besaß. Am „Porschberge" (südwestl. Teil von Gablonz) wurde mit einer Wünschelrute ein Karfunkelstein gehoben, der so groß war wie ein Butterfaß. Beim Ausgraben kam ein Reiterzug vorüber, an dessen Ende ein Mann auf einem dreibeinigen Bocke ritt. Derselbe fragte einen der Schatzgräber, wie weit seine Vordermänner schon seien, doch kaum hatte der Gefragte das erste Wort geantwortet, als der Schatz unter furchtbarem Getöse versank.

Schutz für den Naturgenuß.

Der Schutz der Naturdenkmäler, über den wir vor einigen Jahren[4]) einen längeren Aufsatz veröffentlicht haben, gilt heutigen Tages ziemlich allgemein als eine Notwendigkeit. Und die vielseitige Erörterung dieser Angelegenheit hat den Beweis geliefert, daß keine Zeit zu verlieren ist, wenn zu den großen Verlusten, welche bereits zu verzeichnen waren, nicht noch neue und noch größere Verluste hinzukommen sollen. Nun hat sich aber überdies die Erörterung einer neuen Aufgabe als notwendig herausgestellt, welche Schutz für den Naturgenuß verlangt. Hierüber vorläufig nur weniges.

Jedermann, ob er in der Stadt oder auf dem Lande lebt, wird öftermalen im gewohnten Genusse der Naturschönheit einige Beeinträchtigung wahrgenommen haben. Ich berufe mich zunächst auf meine eigenen Erfahrungen.

Als ich vor vierthalb Jahrzehnten nach Leipa kam, hatte ich durch die Fenster meiner Wohnung eine schöne Aussicht in's Freie, in's Gebirge. Innerhalb einiger Jahre ward nun Haus um Haus gebaut, und die

[1]) Aus Schumburg b. Gablonz. — [2]) Nach der Erzählung von Frau Anna Huber in Reinowitz 1897. — [3]) Nach der Erzählung des Josef Scholze in Gablonz, Talstr. 1900. — [4]) Exk.-Klub, XXIII, 181—187.

Aussicht wurde immer schmäler und beengter. Doch noch immer konnte ich den Kleis in seiner ganzen Herrlichkeit glänzen sehen. Schließlich wurde noch ein Haus gebaut, und auch der Kleisberg war verschwunden. Das Gebirge war mir verloren, und es blieb nur noch ein Stück Himmel, obwohl vor meinen Fenstern ein ziemlich großer Platz mit einigen Bäumen sich ausbreitet, was immerhin ein Vorteil ist.

Auf dem Lande wird die Aussicht seltener verbaut, wenigstens in meiner Heimat kann es nicht leicht geschehen. Dafür gibt es in jeder Landschaft Besonderheiten, welche dem oftmaligen Betrachter vorzugsweise lieb und wert sind. So stand nicht weit von Hachens Berge im freien Felde und in hoher, freier Lage ein riesiger Wildbirnbaum, in dessen Schatten die Feldarbeiter zu rasten und zu essen pflegten. Dieser Baum wurde aus irgend einem Grunde gefällt, und ich vermisse ihn heute noch, wenn ich die Landschaft betrachte. Dann entschlüpft mir wie oft die Klage: „Schade um den Wildbirnbaum!“ [1])

Und noch einen Fall will ich erzählen. In Niederkamnitz war ein reicher Bauer. Seine Grundstücke — Wiesen, Felder und Wälder — zogen sich die Windungen des Kamnitzbaches entlang bis zur Lochmühle. Die felsige Lehne jenseits des Bachufers ist bewaldet. Es waren gewaltige Fichten, welche hier standen, und wie ich glaube, der Stolz des Besitzers, welcher sie äußerst liebevoll hegte und schonte. Hiezu kam nun, von uns aus gesehen, ein ganz Besonderes. Die Gipfel der Riesenfichten ragten noch hoch über den Oberrand des Felsengeländes empor und bildeten eine Art Kamm, zwischen dessen Zinken Teile der Stadt Kamnitz für uns sichtbar waren, während wir über jenen Gipfeln das Schloß und die Stadtkirche und die Marienkirche und andere Gebäude vollkommen frei sehen konnten, im Hintergrunde aber die Nolde, das wüste Schloß, den Schloßberg, den Sattelsberg und andere Höhen, die kaum zu zählen sind. Es war ein reizendes Bild! — Sieh da, der Bauer starb, und ein Besitznachfolger ließ einen Teil der Riesenfichten fällen. War es mir doch beinahe, als ob er mir dadurch ein Unrecht zugefügt hätte: die Fichtengipfel fehlten in dem gewohnten Landschaftsbilde.

Solche Erfahrungen wird sicherlich schon Mancher gemacht haben. Wer die Natur liebevoll beobachtet, den werden manche Veränderungen erfreuen, andere werden ihn verdrießen. Es läßt sich aber nicht ändern. In den Städten [2]) sind die Menschen so nahe zusammengerückt, daß sie gern oder ungern auf manche Bequemlichkeit und Freiheit verzichten müssen, freilich dafür auch andere Genüsse und Vorteile errungen haben, deren Wertung nicht hieher gehört. Aber auch auf dem Lande kann man keinem Besitzer das Recht absprechen, über seine Bäume nach Gefallen zu verfügen. Und wenn es Tschakert's Kirschbäume gewesen wären. „Not bricht Eisen“, soll er gesagt haben, als er sie fällen ließ. Höchstens

[1]) Wie viel übrigens ein Baum für eine Gegend bedeuten kann, das hat auch Berth. Auerbach (V, 208) angedeutet, wenn er schreibt: „Die ganze Gegend wäre verschändet gewesen, w.nn der „Geigerlex“ fehlte, fast wie wenn man die weithin sichtbare Linde auf der Landecker Höhe unversehens über Nacht niedergeworfen hätte.“ — [2]) Auf einen Prager Prozeß, den die „Boh.“ v. 28. Feb. 1905 erzählt hat, werde ich später zurückkommen, da mir jetzt der erforderliche Raum fehlt.

könnte man den Landwirten empfehlen, die alten Einzelbäume auf ihren Besitzungen zu schonen, da sie, abgesehen von der Naturschönheit, auch sonst manchen Vorteil bieten: Schatten, Regenschutz, Vogelschutz.

Wenn irgendwo ein Baum so schön und zierlich ist, daß Maler und Zeichner herbeieilen, um ihn zu zeichnen und zu malen, dann möchte man wohl beten: Lieber Gott, schirme den Baum, schütze den Naturgenuß!

In manchen Fällen tritt irgend ein öffentlicher Vorteil dem Naturgenuß entgegen. So war es gewiß ein gutes und wohlmeinendes Gebot, welches die Vertilgung der Raupennester befahl. Aber daß dieses Gebot manchem herrlichen Eichbaume das Leben kostete, das war doch nicht notwendig. Hier hätte der Naturgenuß geschützt werden mögen. Nicht nur die Besitzer würden sich ihrer Eichen gerühmt, auch die ganze Nachbarschaft würde sich derselben gefreut haben.

Noch bemerkenswerter ist der Fall mit den Uferweiden, welche die Krümmungen der Flüsse und Bäche begleiten und dadurch der Landschaft, in welcher sie vorkommen, einen ganz eigenartigen Reiz verleihen, wie es jeder bestätigt gefunden haben wird, der ehedem auf dem Kahlenberge bei Leipa den Lauf der Polzen und des Rohnbaches mit den Augen verfolgt hat.[1]) Gewiß wird kein Mensch einen beliebigen Weidenstrauch für ein besonderes Naturdenkmal erkennen. Hier handelt es sich also nicht um ein Naturdenkmal, sondern ganz augenscheinlich um einen Naturgenuß, so daß man hieraus deutlich ersieht, es müsse neben dem Schutze der Naturdenkmale auch der Schutz für den Naturgenuß erwogen werden. Es wird in unserm Falle zuzugeben sein, daß der Abtrieb sämtlicher Weiden für die Überschwemmungsgefahr nicht ohne Einfluß geblieben ist. Gleichwohl ist es fraglich, ob das, was die Landschaft an Sicherheit gewann, ihr nicht allzu reich an Schönheit und Reiz verloren ging, ob also der Nutzen wirklich den verlorenen Naturgenuß aufgewogen hat. Daß man diese Tat in der Tat ganz anders aufzufassen vermag, als es bei uns geschehen ist, das beweist ein Bericht von Prof. Dr. Conwentz[2]): „In einem deutschen Bundesstaate war für einen landrätlichen Kreis angeordnet, daß zur Erhaltung eines regelmäßigen Bachbettes und Wasserabflusses die Bäume und Sträucher an den Ufern der Bäche insgesamt entfernt werden sollten. Wenn nicht von der vorgesetzten Dienststelle diese Verfügung rechtzeitig aufgehoben worden wäre, würde dadurch nicht allein die Aesthetik der Landschaft vernichtet, sondern auch der Pflanzenbestand und die Tierwelt des Geländes erheblich beeinträchtigt worden sein."

---

[1]) Man könnte vielleicht fragen, wie es kommt, daß bei uns in der Öffentlichkeit gar Niemand von dem Verschwinden dieser Naturschönheit gesprochen hat. Einmal mögen Viele geschwiegen haben, weil sie der Meinung sind, daß durch die geplante Polzenregulierung ohnehin ganz neue Verhältnisse eintreten werden. Sodann haben viele zu wenig Gelegenheit gehabt, unsere Landschaft mit anderen Landschaften sinnenfällig zu vergleichen. Überdies ist unsere Landschaft so reich an Naturschönheiten, daß man, wie es scheint, mit den einzelnen Reizen nicht geizen zu sollen glaubt. Wenn uns viel genommen wird, so bleibt uns immer noch sehr viel. Schließlich würde ich selber, obwohl ich den Verlust gleich im ersten Augenblicke schwer empfand, wie bisher, so auch weiterhin geschwiegen haben, wenn ich mich nicht auf eine Autorität wie Prof. Dr. Conwentz berufen könnte. Sein Buch hat mich überzeugt, daß mein Empfinden gerechtfertigt war. —

[2]) Naturdenkmäler, p. 18.

Es gibt aber wichtigere und allgemeinere Ursachen zu Klagen, welche in der Tat öffentlich schon recht laut werden. Wie oft war schon in den Blättern zu lesen, daß in den Alpenländern da und dort eine Alpe zu Jagdzwecken angekauft und für die Touristen vollständig gesperrt wurde. Wenn man bei dem Dubitzer Kirchlein ein Wirtshaus errichten, wenn man den Anblick einer vielgenannten Kirche Schlesiens verbauen wollte, so handelte es sich in erster Reihe um schwere Beeinträchtigungen des Naturgenusses. Auch durch allzu vordringliche Reklametafeln und durch verschiedene Unzukömmlichkeiten, an denen ein Teil der Touristen selber die Schuld trägt, kann der Naturgenuß beeinträchtigt und verleidet werden.

Ganz besondere Bedeutung für den Naturgenuß hat aber der Wald und seine Zugänglichkeit. Der Wald ist eine reiche und unerschöpfliche Quelle der Naturfreuden. Man frage den Holzmacher, den Kohlenbrenner und hundert andere „Waldmenschen", welche ohne den Wald nicht leben zu können glauben. Ich meine sogar, daß die Freude am Einsiedlerleben zum Teile von der Waldfreude herzuleiten war. Der allerärmste Mensch, wenn er einmal an einem warmen Sommertage des Waldes und seiner Herrlichkeit genießen kann, fühlt sich durch einige Stunden wieder einmal glücklich. Nur ein einziges Zitat, das wir einem Vortrage von E. Mogk entnommen haben: „Es sei nur erinnert an die zahlreichen Verbote, den Wald zu betreten, *an dem unser Volk mit allen Fasern seines Lebens hängt*."[1]) Gewiß bedarf es keines Wortes weiter, um die Bedeutung und Herrlichkeit des Waldes darzutun.[2]) Aber auch „die zahlreichen Verbote, den Wald zu betreten", erleichtern mir meine Aufgabe, die Beeinträchtigung des Naturgenusses zu erweisen und die Notwendigkeit seines Schutzes zu begründen. Leider wird mit dem Fortschreiten der Kultur auch der Genuß des Waldes und seiner Freuden eingeschränkt. Wir wanderten vor einigen Jahren von Ballenstädt durch einen Wald in ein Mühlental. Mit Verwunderung bemerkten wir, daß Fußsteig auf Fußsteig von unserm Wege sich abzweigte, aber überall stand: „Verbotener Weg!" — „Verbotener Weg!" — Nur unser Weg war unverboten. Und so hab' ich es noch oft gefunden. Und so wird der Genuß der Waldfreude durch Wegverbote, Zäune und Gitter beengt und eingeschränkt. Der Wald war einst ein riesiger Naturpark, worin

---

[1]) Erk.-Klub, XXVII, 412. — [2]) Mit Vergnügen verweisen wir auf den „Altvater" vom 1. Jan. 1905, wo der „Urwald" geschildert wird, welchen Fürst Liechtenstein in den mährischen Revieren Goldenstein und Ullersdorf nicht weit vom Fuhrmannsstein (1377 *m*) stehen läßt. Besonders beachtenswert ist die Einleitung über das „Schöne im Walde". Es heißt dort wörtlich: „Ein äußerst dankbares Objekt für die Pflege des Schönen ist entschieden der Wald. Er wurde seit jeher geschätzt und gepriesen; sein sanftes und sein brausendes Rauschen, das geheimnisvolle Leben im grünen Dome gab den großen Dichtern und Schriftstellern immer wieder reichlich Stoff zu ihren Werken. Abgesehen von uns Forstleuten, denen der Wald an's Herz gewachsen, lieb und teuer ist, finden Tausende von Menschen in seinen grünen Hallen nicht nur Beschäftigung und Erwerb, sondern auch Anregung, Erholung und Freude. Maler und Naturfreunde pilgern täglich zu ihm. Es ist heute noch so wie vor Jahrhunderten, und es wird hoffentlich so bleiben, so lange die Menschen Sinn und Verständnis haben für Naturfreude und Poesie."

das ganze Volk ohne Unterschied des Ranges, Standes und Vermögens sich rückhaltslos der Naturfreude hingeben konnte. Wenn aber die Kultur in der bisherigen Weise fortschreitet, dann wird der Naturpark, der alle zu sich einzuladen schien, von einem hoch eingefriedeten und teuer unterhaltenen Stadtgarten nur wenig mehr zu unterscheiden sein.

Das möge für diesmal genügen. Es liefert Beweise genug, daß der Naturgenuß nach verschiedenen Richtungen bedrängt und bedroht ist. Glücklicher Weise können wir auch mitteilen, daß einsichtsreiche Naturfreunde an Abhilfe denken und den Naturgenuß auch dem Ärmsten sichern wollen. Wir verweisen insbesondere auf einige Vorschläge, welche in dem jüngst erschienenen Buche von Prof. Dr. Conwentz[1]) enthalten sind. „Den Wegen (im Walde) ist so weit als möglich eine solche Richtung zu geben, daß sie an Denkwürdigkeiten der Natur vorüberführen und stellenweise auch beachtenswerte Ausblicke gewähren. Überhaupt müßten solche Aussichtspunkte zugänglich gemacht und erhalten werden, selbst wenn es nur durch Entfernung einiger, nicht besonders ausgezeichneter Stämme erreicht werden kann."[2]) — „Beim Verkauf staatlichen Geländes mit Wasserflächen oder andern landschaftlichen Reizen könnte dafür gesorgt werden, daß bei Bebauung der Ufer ein schmaler Saum frei bleibt; derselbe müßte zur Unterhaltung eines öffentlichen Fußweges der Gemeinde überwiesen werden, damit für Jedermann der unmittelbare Anblick des Sees und der Genuß an der Natur überhaupt zugänglich bleibt."[3]) — „Es müßte überhaupt die Auffassung allmählich Eingang und Verbreitung gewinnen, daß nicht nur ein Denkmal von Stein und ein Fenster von buntem Glas, sondern ebenso ein Stück schöner Natur, welches der Gemeinde oder dem Staate und der ganzen Bevölkerung zum Geschenk gemacht wird, wohl geeignet ist, sich dankbare Herzen in Gegenwart und Zukunft zu erwerben."[4])

Solche Erwartungen werden nicht getäuscht werden. In den meisten Fällen wird ja der Besitzer, der ein Naturdenkmal zugänglich macht oder einen Naturgenuß der Allgemeinheit verschafft, seines Besitzes keineswegs verlustig gehen, wohl aber die Freude gewinnen, vielen eine Freude bereitet zu haben. Das haben schon viele vor unserer Zeit getan, viele tun es jetzt, viele werden es in Zukunft tun. Und so lieber, je tiefer sich ihnen und allen die Überzeugung einprägt, daß auch der Naturgenuß geschützt zu werden verdient.

A. Paudler.

Der alte Müller.

Verstummt ist das Rädergeklapper,
Das sonst im Tal erklang,
Es sitzt bei der Fichte am Bache
Der Müller, alt und krank.

Allüberall sonniges Weben,
Der Lenz schwingt sein Panier,
Es blühen und duften die Wiesen,
Es grünt das Waldrevier.

Die Vögelein jauchzen im Busche,
Doch weckt ihr Jubel nicht
Den Müller aus tiefen Gedanken,
Denn Gram sein Herz umflicht.

Er denkt an vergangene Zeiten,
Da noch das Rad erklang,
Noch Leben die Mühle erfüllte
Und fröhlicher Gesang.

---

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 409. — [2]) p. 146. — [3]) p. 121. — [4]) p. 101.

Jetzt ist es gar einsam geworden,
Seitdem die Mühle schweigt,
Seitdem sich das alte Gebäude,
Der Müller zum Sterben neigt.

Er konnte der Zeit sich nicht fügen,
Die ewig Neues bringt,
Die Alles, was ihr im Wege,
Erbarmungslos verschlingt.

Verstummt ist das Räderzeklapper,
Das sonst im Tal erklang,
Es schmettert im Wipfel der Fichte
Ein Vogel den Abendgesang.

30. 5. 904. W. L. Wiesner.

Aus dem Leben eines vergessenen Dichtersoldaten.
(Joseph Emanuel Hilscher.)

Von Käthe Strunz in Leitmeritz.

Man würde von Hilscher nichts wissen, hätte nicht der deutschböhmische Dichter Ludwig August Frankl seinen Nachlaß gerettet und im Jahre 1840 dem Drucke übergeben. Damals schenkten u. a. auch Anastasius Grün und Robert Prutz der Muse des unbekannten Kommißsoldaten warmes und förderndes Interesse. 1863 erschienen die Gedichte ein zweitesmal und zwar gelegentlich der Enthüllung eines Denkmals für den Dichter in seiner Vaterstadt Leitmeritz. Ein feinsinniger Arzt Dr. Gustav Landa daselbst, auf dessen Anregung und ideale Opferwilligkeit hin die Büste an Hilschers Geburtshause errichtet wurde, rief so den abermals Vergessenen zu neuem Leben. Freilich, das was in dem Wunsche dieses tatenfreudigen und dankbaren Mannes lag, war wohl auch nur von dem Einen beseelt: daß nicht das Denkmal allein das Andenken des Dichters verherrliche, sondern daß er auch ohne solches Abbild noch lebendig sei, nicht in Stein oder Erz — aber in den Herzen der Menschen. Ob dieser große Wunsch in Erfüllung gegangen ist? Heute, wo beide schon längst nicht mehr unter den Lebenden sind?

Wer war aber dieser seltsame und absonderliche Mann, dessen Andenken so bald erlosch und der in seinem kurzen Leben der großen Welt ein Unbekannter blieb? Ist es ja so ungewohnt zu hören: gemeiner Soldat und Dichter, Kasernendienst und Byron-Übersetzer! Und es ist dem so. Hilscher war gewöhnlicher Mannschaftssoldat und doch brannte in ihm die heiße Flamme großer dichterischer Begabung. Er saß am Abend nach der Kasernenarbeit unter seinen verständnislosen Kameraden und war doch nicht ihres gleichen. Wer dachte auch damals daran, daß in der Seele dieses einfachen Mannes ein so tiefes und rührendes Unglück wohnte? Ein tragisches Geschick war sein ganzes Leben, das schattenhafte Leben, das ungekannt den Abhang herunter geht und das Keiner je aus der Sphäre des Alltäglichen herausgeholt hat. . . . . . Wer es lesen will, blicke in seine Gedichte, über ihnen liegt diese ganze düstere Welt, aber auch der feine Duft erlebter Dichtung. Als ob Hilscher es gewußt hätte, daß ihm seine niedrige Berufsstellung zeitlebens einen unversöhnlichen Zwiespalt bieten, ja, daß sie vielmehr alle Stimmungen seiner stillen Stunden verschütten werde mit den übermächtigen Gewalten des lieblosen Alltags, wie er das auch oft bekannte:

Der Stab ist morsch, die Sohlen glüh'n, der Gaumen lechzt,
Wie gut, daß meine Sonne schon im Neigen ist!

Joseph Emanuel [eigentlich Joseph Johann Baptist] Hilscher wurde am 22. Januar des Jahres 1806 zu Leitmeritz geboren. Seine Wiege stand in der Kaserne[1]) des damaligen Infanterie-Regimentes Nr. 17 Prinz Reuß-Plauen, wo sein Vater als Regimentsprofoß diente. Der Letztere war der Sohn eines herrschaftlichen Wirtschaftsvogtes des Grafen Promnitz in der Lausitz. Die Mutter des Dichters, eine geborene Hartmann, stammte aus Worms. Bald lenkte der geistig hervorragende Knabe die Aufmerksamkeit auf sich, so daß es ihm während seiner ersten Erziehung keineswegs an fördernder Unterstützung fehlte. Ein Leitmeritzer Kaufmann soll dem Kinde mit viel Anteilnahme entgegengekommen sein. 1812 wurde Hilscher dem Erziehungshause des Regiments in Kosmanos bei Jungbunzlau übergeben. Auch hier fiel der hochbegabte Knabe sofort durch seine persönliche Eigenart auf. In diesen Tagen lernte er wohl das erstemal den Zauber der Poesie kennen, der ihn dann zeitlebens, mitten in einer unbedeutenden und unfrohen Berufsarbeit, nicht mehr losließ. Dann fand er auch einen treuen Gesinnungsgenossen und Literaturfreund in seinem Kameraden Viktor Käser. Dies war einer der Wenigen, die Hilscher schon als Dichter erkannten, als er noch unter den Lebenden war. Er vergaß ihn nicht mehr, auch nicht als Greis, als er die Denkmalsfeier für seinen Freund teilnahmsvoll unterstützte. 1818 verlegte man das Regiment von Leitmeritz nach Laibach in Krain und mit demselben dahin auch das Erziehungshaus. Hier tritt ein wunderlicher Mann in das Leben Hilscher's, der als feingebildeter Lehrer bedeutungsvoll für ihn wurde und auch das dichterische Empfinden des jungen Mannes nachhaltig beeinflußt hat. Es war ein gewisser Friedrich Dahl — aus Frankfurt a. M., wie er angab — der sich ursprünglich als Gemeiner beim Regiment anwerben ließ, den man aber später infolge seiner umfassenden, weltmännischen Bildung zum Lehrer an diesem Erziehungshaus zu befördern für gut fand. Freilich ist das heute gewiß, daß er nicht Friedrich Dahl hieß, sondern in seinen früheren Tagen kein gerade unbedeutender Mensch gewesen sein muß. Bei dem Attentate auf Kotzebue dürfte er eine Rolle gespielt haben, und auch Sand kannte er wohl sehr intim. Als flüchtender und völlig verarmter preußischer Offizier soll er zu dem bewußten Regimente nach Laibach gekommen sein. Am 21. September 1823 assentierte man Hilscher als Gemeinen. Fester noch schloß er sich an Dahl, nicht ohne Grund, er fand auch jetzt in ihm noch immer einen erfahrenen und trefflich gebildeten Lehrer. Goethe, Shakespeare, Calderon, Collin, Dante und Ariosto wußte er dem begeisterten Jüngling näher zu bringen und bald war auch Hilscher sein treuer Schüler in der englischen Sprache, die er von da ab mit großer Leidenschaft und Gründlichkeit betrieb. Das zog ihn immer noch tiefer hinein in die starke Lebensansicht Shakespeares, in die Triebkräfte seiner seltsamen Menschen, die keiner mehr so heraufgeführt hat; aber freilich in noch weit höherem Maße der Nachempfindung drang er jetzt in die Welt seines späteren

[1]) Das Gebäude ist heute Priesterseminar.

Ideals, das ihn dann die kurze Strecke seines Erdenwallens begleitete — Byron.

Das öde Kasernenleben brachte ihm vorübergehend eine anregende Abwechslung in den theatralischen Aufführungen, die von einigen Unteroffizieren veranstaltet wurden. Da mußte auch Hilscher mittun. Sowohl als Schauspieler, als auch als Theaterdichter. So gingen z. B. Kotzebue's „Brandschatzung", „Blindgeladen" und „Die Tochter Pharaonis" über die Bretter. Auch ein heute verloren gegangenes Werk Hilscher's „Kaiser Albrechts Hund". Später wurden diese Vorstellungen noch gründlicher und mit mehr szenischem Auswand vorbereitet, als der Regimentskommandant den Spielleitern einen ebenerdigen Kasernensaal zur Verfügung stellte. Hilscher war auch jetzt als Schauspieler und Dichter mit ganzer Seele bei der Sache. Dann erweiterte sich das Repertoire. So kam jetzt Karoline Pichler's „Ferdinand II." zur Aufführung, ebenfalls Schiller's „Räuber", Grillparzer's „Ahnfrau", Körner's „Hedwig" u. A. Hilscher's historisches Trauerspiel „Friedrich der Schöne, oder deutsche Treue" mit dem Vorspiel „die Schlacht bei Mühldorf" wurde, als die wackeren Soldatenschauspieler sogar die Bewilligung erlangt hatten, auch im städtischen Theater zu Laibach zu spielen, am 12. März 1828 daselbst unter großem Beifall aufgeführt. Leider ist auch dieses Manuskript verloren gegangen. Die spätere bairische Hofschauspielerin Marie Denker spielte damals die weibliche Hauptrolle und sie soll, wie versichert wird, entzückt gewesen sein, von der Schönheit der Aufgabe, die ihr zugefallen war. Noch in späteren Jahren erzählte sie davon. Aber man darf nicht glauben, daß diese kurze Episode Hilscher's Leben für immer glücklich gemacht hat. Keineswegs. Er blieb trotzdem immer der gequälte Mann der Sehnsucht und des leidvollen Fremdseins. Es drängte ihn an das Licht, aus dem Schatten der Verdrossenheit fort, aus dem ganzen Elend, das ihn so lieblos umgab. Hart traf ihn auch der Tod seiner nächsten Anverwandten, weit mehr aber noch die traurigen Enttäuschungen, die er an dem weiblichen Liebesideal seiner Jugend erlebt hatte. Und mit so viel stiller Sehnsucht und Glut ließ er einst ihr Bild in seiner Seele reifen und immer waren alle Vorstellungen, Gedanken und Stimmungen so gern von ihm erfüllt! Vieles, woran er mit allen Fasern seines Herzens gehangen war, ging so von ihm weg. In seinem „Allerseelentag" zittert die wehmütige Erinnerung:

Mit Euch, die nach und nach von mir geschieden,
Bis mich die Last der Einsamkeit erdrückt,
Hat mehr und mehr die Freude mich gemieden . . . . . .
Umsonst hab' ich um Trost umhergeblickt.
Nie hat seitdem ein Herz mir mehr geschlagen,
Wie manches einst, eh' es noch stille stand,
Und viel noch war's, daß in den Folgetagen
Ich hier und da ein karges Mitleid fand.

Ein Fremdling muß ich unter Fremden stehen,
Und mißverstanden oder ganz verkannt
Ihr abgeschmacktes, schales Treiben sehen,
Fort aus dem Kreis der Besseren gebannt.

Muß ängstlich ringen mit gemeinsten Sorgen,
Wie leid'ge Lüge flieh'n der Hoffnung Wahn,
Mit frischer Kraft erwachen jeden Morgen,
Um ausgemüdet, dumpfem Schlaf zu nah'n.

Heine's „Buch der Lieder" fiel ihm damals in die Hände und ist gewiß nicht ohne Beeinflußung für ihn geblieben. Goethe und Shakespeare waren aber immer noch seine Genossen, denen sich dann ganz besonders auch Tasso, Calderon, Platen, Lessing und Tieck anschlossen. Byron war und blieb aber das eigentliche Ideal seiner Muse, denn Hilscher's schöne Übersetzungen beweisen, wie tief dieser einfache und doch so kritisch beanlagte Soldat in den Geist des großen Engländers eingedrungen ist. Vorzüglich im „Manfred" und in den „hebräischen Melodien".

Während dieser Zeit — es ist nicht uninteressant, auch daran zu erinnern — gestaltete sich Hilscher's militärisches Avancement folgendermaßen: am 11. März 1827 wurde er zum Gefreiten, am 1. Oktober desselben Jahres zum Korporal und am 1. Juli 1831 zum Feldwebel befördert. Noch in seine Laibacher Zeit fällt für ihn der unersetzliche Verlust seines lieben Freundes und Lehrers Friedrich Dahl. Es sollte dieser hochbeanlagte Mann eines dienstlichen Vergehens wegen zum Gemeinen degradiert werden, was ihn aber so tief ergriff, daß er sich sofort nach Publikation des militärischen Urteils am 10. November 1832 erschoß. Für Hilscher ist mit ihm eine Welt entschwunden, das bißchen Sonne, das in sein verdüstertes Leben hereinschien und in sein warmes jugendliches Dichterherz. Jetzt spürte er mitten im Frühling seines Weges den nahenden Herbst .... Dann zog Hilscher mit seinem Regiment südwärts. Wir treffen ihn 1835 in Bologna und zuletzt in Mailand, wo er als Fourier dem General-Quartierstabe zugeteilt war. In Briefen dieser Zeit spricht das gedemütigte Leben eines mißverstandenen und verbitterten Menschen, wenn er auch schrieb:

Langsam eilende Zeit! Du bleichest nicht Wange und Haar nur,
Auch von Geist und Gemüt streifst Du das Dunkle hinweg.

Aus diesen Tagen auch, den letzten seiner Wanderung, stammt Hilscher's Bild, das L. A. Frankl, der ihn im Frühlinge 1837 in Mailand aufsuchte, von ihm entwirft: „Ich fand ihn mitten unter Akten und andern Schreibern. Wie es unter Gleichgesinnten, besonders in der Fremde, zu geschehen pflegt, wir wurden schnell vertraut. Hilscher mochte lange nicht ein Gespräch geführt haben, welches seine innersten Interessen berührte, seinem heißen Drange nach Mitteilung die Schleußen öffnete ..... Er war hoch und schlank, die Haltung streng aufrecht, aber leicht. Glänzend schwarzes Haar umgab die vorspringende Stirn, unter der zwei runde, rasch bewegte schwarze Augen schimmerten, die nur ruhten, wenn Hilscher eine scharfe Bemerkung ausgesprochen hatte, dann wurzelten sie wie fragend auf dem, mit dem er sprach, und sein Mund, sinnlich geschwellt, zuckte in einem ironischen Lächeln ... Ich besuchte ihn täglich, und ein Rudel Kinder, wenn sie seinen Schritt hörten, lief ihm jedesmal entgegen; nun holte er aus allen Taschen Zuckerwerk hervor und teilte heiter, wie die Kinder selbst, mit Liebkosungen dasselbe unter sie aus. „Das ist meine

größte Freude!" sagte er, „so lieben mich auch die Hunde, die im Hause sind. Glauben Sie mir, Kinder und Hunde sind die treuesten Seelen" ....

Byron, Goethe und Calderon, auch spanische Sprachstudien erfüllten ihn in diesen letzten Tagen. Mitten in dem nüchternen Soldatendienst eines vielgeplagten Feldwebels. Am 12. November 1837 — also noch im selben Jahre, als Frankl ihn in Mailand aufgesucht hatte — ging er weg. Noch ein junger Mann von 31 Jahren. Und fast niemand blickte dem Entschwindenden nach .... Auf dem Militärfriedhofe San Giovanino vor der Porta Vercellina zu Mailand liegt er begraben, fern der Heimat.

Hilscher als Dichter ist nicht zu verstehen, wenn man ihn nicht nimmt als das, was er im Leben war: ein bedeutsames Talent, dem aber das Schicksal Alles verdarb. Vieles, sehr vieles, was er geschrieben — ganz abgesehen von seinen prächtigen Byron-Übersetzungen — ist ungemein schön und entzückend feingeistig erlebt. Der Timbre romantischen Geschmackes redet aus dieser Gefühlswelt und nicht minder sein Ideal, der große Byron. Aus der Seele dieses Mannes, wie wir schon sagten, bebt so viel in Hilscher nach. Aber doch ist so viel vom ganz Eigenen, so viel warme, echte Glut in diesen Gedichten des armen, vergessenen Soldaten, daß wir sie nicht ohne Rührung weglegen. Die sanften Laute, die er findet, der warme Ton ehrlicher Melancholie lassen die Härten und Unsicherheiten der Form vergessen. Mit Anspannung der ganzen Seele war er Dichter, soweit er es eben in seinen gequälten Verhältnissen zu sein vermochte. Poetisches Erleben und Leid des Alltags reichen sich bei ihm die Hand. Und manchmal zu einer künstlerischen Geschlossenheit, die wir bewundern müssen. Ich sagte es schon, Hilscher war zeitlebens ein Mann der Sehnsucht, und immer und immer wieder hat es ihn getrieben, davon zu singen:

Beneidet nicht den Mann, beklaget ihn,
Den in der Wiege schon geweiht die Musen,
Dem in der Brust die Himmelsflammen glüh'n,
Er muß, ein armer Fremdling hier, am Busen
Den nimmersatten Geier: Sehnsucht, nähren,
Und wie ein Fluch, muß Segen an ihm zehren.

Wunsch im Lenze.

Von Julius Parsche.

Eine Wonneschauer zittert durch die Auen,
Ein Ruf erscholl herab vom Himmelszelt,
Der weckte sie, die so verwundert schauen,
Als wären fremd sie in der schönen Welt.

Ein heimlich Säuseln wehet durch die Bäume,
Die, frisch belaubt, im Lenzesschmucke steh'n,
Ein lieblich Flöten tönt durch grüne Räume,
Im Weiherschilf geheimnisvolles Weh'n.

Durch weiche Lüfte zieht ein leises Schwirren,
In Laub und Moose raschelt's ohne Ruh',
Im Walde ruft ein liebeschmachtend Girren
Und draußen lacht der Sonnenschein dazu.

O Welt voll Wonne, lenzesfreud'ges Leben,
Zieh' mir in Herz und Seele auch hinein
Und schmücke wie die Flur mein Erdenleben:
Dies soll mein einz'ger Wunsch im Lenze sein!

Ostermond 1904.

Aus der Schwedenzeit.[1])

Von Heinrich Ankert.

1. Ferdinand. Hoch undt Wolgeborne, Wolgeborne, Edle Gestrenge liebe getreue, wir fuegen Euch hiemit gnedigst zue wißen, das uns unser General Veldt Haubmann, der Herzog zue Mechelburg undt Fridtlandt, zuerkennen gegeben, Wassmaßen dieselbe berait die ordinanz ergehen laßen undt entschloßen sein, mit Unserer Khayl. Armada durch einen Thail Unßers Künigreichs Behaimb, den Durchzueg zu nehmen undt damit auf die Leitmarizer Brücken zu gehen. Hierumb haben Wir Euch deßen alßbaldt hiermit Erynnern wollen gnedigst befehlend, das Ihr in Unseren Nahmen aller Ortten, welche angedeutt durchzueg treffen mochte, alßbaldt di gewiße undt unfehlbare Verordnung thun undt verschaffen wollet, damit daselbsten die hierzu unentpörliche Notturfst an Prouiandt undt Victualien zusammen gebracht, undt an mangel deßen nit noth sey; das sich besagte Armada, in bemelten Unßern Künigreich mit noch mehreren schaden, der ohne das verterbten Armen Underthanen lang Still zue liegen, undt sich auf zu helffen Ursach nehmen dörffte, zu deßen Unverzueglicher Effectuirung, Ihr nun ohngedach S. L. Deputirten Commissarien nothwendige Communication zue Pflegen, undt die Sachen alles an gelegenen Vleißes zubefürdern, Euch Unsern Vertrauen nach werdet in allweg angelegen sein lassen. Ihr vollbringet hierin unßern g. willen. Geben auf unserem Schloß Ebersdorf den 25. Sept. Anno 1633. Ferdinand.

2. Denen Edlen Ehrenvestem undt wohlweysem Herrem Bürgermeister und Rath der königl. Statt Leutemeriz Unnseren hochgeehrtem Herrem undt werthen Nachbarm. — Edle Ehrenveste undt Wohlweiße, Unnsere hochgeehrte Herren undt werthe Nachbarn. Demselben seindt Unsere Bereithwillige Dinste bestem Vermögens zuuor. Der Herren schreiben ablesendt haben wier darin verfastem Innhaldt saatsamb verstandtem. Undt können auß Nachbarlichem Affection denen Herrem nicht verhaldten: daß Seidt der Zeit, der Banerischen Arme gegen Zwickaw undt der Oerthem abmarschirung, wir (Gott sey Lob) gegem dem Pass Pressnitz, keiner zuruck gehender Banerischem Partie vermerket. Selte waß (welches Gott gnädig abwende) dergleichen vorgehen, Seindt wier Erböthigt Solches zu advertieren. Sonstem nichts Newes alss das Ihr. Fr. Gn. Franz Albrecht Herzog von Sassem anheutte von Dreßdem anhero kommen, wohin dero Rayse vorgestelt, Unns Unwißendt Entzwischen unns allerseits zu göttlicher Protection Empfehlend Beharren der Herren Dinstwillige Bürgermeister undt Rath daselbstem. — Datum Commothaw den Andern Osterfeyer Taag Anno 1641.

---

[1]) Sämtliche Aktenstücke befinden sich im Leitmeritzer Stadtarchive. Sch.-L.

3. Dehnen Ehrenvesten, Bevor Achtbaren und hochweysen Herrn Bürgermeister undt Rathmannen der Konigl. Kreyß-Stadt Littomeritz an der Elbe unsern günstigen geliebten Herrn undt Nachbarn. Erenveste Bevor Achtbare, hochwayse großgünstige geliebte Herrn undt Nachtbarn. Nechst erwunschung von Gott alles günstig, berichten wir dieselbigen, das uns von Gorlitz mehres nicht bewust ist, ohne das vor wenig tagen eine Mine mit sambt einem Sturm angelauffen, auch die Unserigen zwar in der Stadt gewesen, aber durch grosse — — — —[1]) deß Feindes, wiederumb heraus getrieben worden. Wirdt waß glücklichers einkommen, wollen wir es die Herrn Nachbarn schleunig berichten und befehlen Sie hiemit zu der bewahrung deß lieben Gottes. Datum Leippa, den 28. Aug. Ao. 1641. Der Herren dienstw. Nachbarn Bürgermeister undt Rathmanne daselbst.

4. Denen Ersamben Weissen, unsern besonders lieben Bürgermeister und Rath der Statt Leuttmeriz. — Ersambe Weisse. Besonders liebe, demnach der herr Feld Marschalck Graff Piccolomini, mit der ihme anvertrautten Kayserlichen Armee aus Meissen wieder zurückh zu euch nacher Leutmeritz zichen, und die Bruggen alda eylends als immer möglichen zu verfertigen begieren thuet. Als befehlen an statt und im nahmen der Röm. Kay. auch zu hungarn und Bohem Röm. May. Unsers Allergnädigsten herrn, wir auch hiemit, dass, was zu verfertigung erstbemelter Bruggen von nöthen, Ihr disssahls an Euch nichts erwinden lasset, sondern hierzue allen gueten Vorschub und beförderung laistei, auf das, da der feindt etwa herein in Böhem, oder in Schlesien einbrechte, die Kayl. Armee über berührte Bruggen gehen und gegen ihme dem feindt avanzieren möchte, hievon wirdt erstattet höchsternenten Ihrer May. gnedigster will und mainung. Geben auf dem Königl. Präger Schloss den 28. Marty Anno 1643. Des Röm. Kay. auch zu Hungarn und Böhem Königl. May. Geheimb. und andere Rathe, Cammrer, Verordnete Königl Stadthalter, Obriste Landofficire und LandrechtsBeysitzer im Konigreich Böheimb.

5. Ich Ends Unterschriebener Urkunde hiemit diesen offenen Brieff, vor allermänniglichen, undt absondlich da es die Noth erheuschen möchte, dass (als ich auf eine Zeit in die Stadt Leuthmeritz von Ihrer Excllz. Herrn Herrn Grauen von undt zue Colloredo vor einen Commendanten verordnet undt vorgestellt worden, allda von starckhen feindtlichen Parteyen zum öftern occupirdt seyendt) der Bürgermeister Rath undt gesambte Gemein iezt gedachter Stadt Leuthmeriz bey allen vorfallenden occasionen so tag als nacht, wen ess die Noth erfordert hat, auf mein ihnen gethanes ahndeuten, allsobalden mit ihren Gewehr auf das Rathaus sich gestellet, allda biss ferner Bescheidt erfolgt, in der Bereitschafft stehendt, in allen willig undt bereit sich erzeugt, Wie nicht weniger, als den 2. Juny sieben starckhe Reg.ter von etlich Tausendt Mann Feindes volkh vor die Stadt khomen, dieselbe attaquirendt, mit allen Fleiss zum Sturm sich praepariret, Er Bürgermeister, Rath und gesambte Gemein, höchst Ernänter Stadt, in gleichen auf denen Ihnen von mir ahngewiesenen Posten, mit ihren Gewehr, nicht allein gebiehrendt gestanden,

[1]) Zwei Wörter unleserlich.

sondern auch, dass ich solchen nach von denenselben nichts anderes zu sagen weis, als dass sie alle Treue Schuldigkeit, wie sich es auf derogleichen Ihrer Kay. May. treuer Untterthanen zu thuen gebiehret, nebst meinen Soldaten in allen ernstl. dargethan undt wirkglichen geleistet. Wassen auch noch ferner, biss auf Ihren lezten Blutstropfen dem Feinde wiederstandt zu leisten sich resolviret. Zu bessserer glaubwürdigkheit aber dessen (im fall ihnen solche von nothen sein möchte) Ich ihnen diese mit meinem Wahren Petschafft bekhrefftigte undt Eigene Handtuntterschriebene Attestation hintterlassen. So geschehen Leythmeritz ahn der Elben den 9. Juny 1643. Fran. Gassandto.

6. An der heldenmütigen Verteidigung der Stadt Prag gegen die Schweden unter Königsmark im Jahre 1648 nahm die akademische Jugend rühmlichen Anteil. Die Studenten waren in eine Freikompagnie zusammengetreten, die ungefähr 400 Mann stark war; sie bestand mit den Schweden mehrere blutige Kämpfe und wehrte denselben mit der Stadtmiliz den Übergang von der Kleinseite in die Altstadt. Von den Mitgliedern der Freikompagnie tat sich besonders der Juris candidatus Georg Ferdinand Gelinek von Hirschenberg, ein Leitmeritzer, hervor. Es ist uns noch ein schriftliches Zeugnis seiner Tapferkeit erhalten geblieben. Dasselbe hat nachstehenden Wortlaut: „Der Röm. Kayl. auch zue Hungarn und Böhaimb Königl. May. über denen Appellationen aufm. Königl. Prager Schlosse Verordneten Rath undt der Pragerisch Herrn Studenten Frey Compagnie Zue Fuss bestelter Hauptmann, Ich Johann Georg Kaufer von Sturmwehr Uhrkhundt hiemit vor Jedmänniglich, dass vorzeig dieses der Edle undt Mannhaffte Georgius Ferdinandus Gelinek von Hirschenberg[1]) Juris Candidatus, auss Böheimb von Leuthmaritz freygebürtig, strackhs bey geschehenen Schwed. den 26. July des 1648.ten Jahres in die Kleine Statt Prag, undt Khönigl. Residentz nächtlichen ein fahl auf mein eyfriges ermahnen und auf ordrung zur ersten gegenwehr, die waffen ergriffen, sich zue mir begeben, undt für einen Musquetierer unter dieß frey Fähnl, wellches die Röm. Kayl. May. hernach zue einer Frey Compag. declariret, einschreiben lassen, darbey bis zue Endtlicher Abdankung beharrlich verblieben, alle Zueg und wachten, bey tag und nacht, was undt wie es da mahlen die noth und Krigs occasion erfordert, und einen Ehrlich geweßenen Soldaten ziehmet, und gebührt, auff unntterschiedlich Posten dahin er von mir commendirt wordten, herzhafftig gefochten undt sich in allen [: absonderlich aber, alss mann auf des Feindes weltzende Kosten auf der Brueck aussgefallen, Männiglich gefochten, alls dass er in solchen Scharmizel von dem Feindt mit zweyen Kuglen durch den linken Arm durch Schossen worden :] wol verhalten, dass ich und die ganze frey Compag. daran ein wohl gefahlen gehabt haben, dahero dan ich auf sein gebührliches ansuch ihme seines wohlverhaltens halber, diese unter meiner aignen handt untterschrifft undt auf gedrukten grossen Pettschafft verfertigte Attestation mitgetheillet

[1]) Die Familie Gelinek von Hirschenberg (Hirschberg, Geleny Hory) wird um diese Zeit öfters erwähnt; ein Wenzel Gelinek war 1588 Primator, ein Johann Gelinek Magister † 1564.

habe. Männiglich darüber respective nach Standt gebühr, ersuchendt ihme obermelten Georg Ferdinandt Gelineky von Hirschenberg allerorth in gutter recom̃endation nehmen undt beforderung thun wollen. Aktum Prag den 26. Juli 1655. Johann Georg Kauser von Sturmwehr, der Präg. H. Studenten Frey Comp. Haubtmann."

Jugendträume.

Wie oft sah ich in Träumen
Schon meiner Eltern Haus,
Wie's zwischen grünen Bäumen
So freundlich lugt heraus!

Da führt' ich wieder Spiele
Mit Nachbarkindern auf,
Und sprang auch nach dem Ziele
Hin in gestrecktem Lauf.

Gar manche lust'gen Streiche
Verübten wir im Wald;
Am liebsten war am Teiche
Für uns der Aufenthalt.

Im Sommer ward gestritten
Oft nach Soldatenweis';
Im Winter ging's zu Schlitten
Hin über Schnee und Eis.

Und in der Schule saßen
Wir Kinder groß und klein;
Was diese oft vergaßen,
Fiel noch den andern ein.

War das ein glücklich Leben
In jener fernen Zeit!
Was wollt' ich dafür geben,
Läg' sie nicht schon so weit!

27. 2. 1904.

Ferd. Thomas.

Das Leibgericht.

Bodenbacher Mundart.

Wie 'ch nou so e klenna Junge wor,
Do wor mei greßt's Vagnieg'n,
An Schißv'l Bunn, hübsch obgeschmorn,
Mit Kraut dazu zu krieg'n.

In uns'n Hause wounte salt
An racht an liewe Frâ,
Bei dar sôß ech'n ganz'n Tog,
Dazejln kunnt's halt a!

Do wurd'ch halt imma eingelodt,
Un wenn's wos Gures[1]) hott'n,
Dou hou ech tüchtsch mit neingehockt,
Und d'hême speelt'ch 'n Gott'n.

„Nu", sort ma d'Mutta: „Junge, horch,
„Dersst ne ban Leit'n assen,
Mußt imma fortgeh'n, schene ortch,
Sinst war'n dech d'Leite hass'n."

In andan Tog, dou ho 'ch ma g'docht,
Gist zo da Frâ nauf plausch'n.
Die hotte grore Bunn gekocht.
Hort's schunn in Toppe rausch'n.

Itz wurd ech halt wie sinst imma
Eing'lodt zo'n Mitteass'n.
Un ech — wollte doch solch'n a —
Mocht' ne vee Faralâs'n:

Pockte 'n Toup mit Bunn un Kraut,
Lochte vaschmitzt un munta:
„Ban Leit'n ass'n dersch ab'n ne,
Ech namma'sch og mit nunta."

ph. cand. Rob. Beh.

Majolikamacher Bachora.

Mitgeteilt von H. Ankert.

Bernhard Bachora, ein Majolikaarbeiter aus Groß-Messeritsch in Mähren, erstattete im April 1767 an den Leitmeritzer Magistrat die Anzeige, daß er sich in der Stadt niederzulassen gedenkt. Er bittet um

[1]) In der Teschner Gegend tritt für d öfters r ein, also: gures, grore (gerade), fara (Feder). Vgl. Exk.-Klub, XXII, 300. A. P.

Gestattung des Aufenthaltes und um Erlaubnis, einen Ofen bauen zu dürfen, um die erforderliche Probe machen zu können. „Nachdem das Publikum erheischet, derley Professionen, von welchen bis anhero keiner hier befindlich, dahero wird ihm", so entschied der Magistrat, „nicht nur durch ein halbes Jahr der Aufenthalt, sondern auch um die Prob machen zu mögen, der Ofen zu bauen gestattet, bies wohin man sehen wird, ob er anzunehmen oder er auch sein Fortkommen finden wird." Letzteres war der Fall, denn der Magistrat gestattete ihm in Kurzem den Aufenthalt in der Stadt und Bachora kaufte daselbst 1767 oder 1768 das Blazische Haus (Consk.-Nr. 217). Im Feber des letztgenannten Jahres wurde ihm der Durchbruch eines Fensters durch die Stadtmauer erlaubt. Wohl aus diesem Anlasse unternahm der Stadtrichter im Auftrage des Magistrats eine Besichtigung des Warenlagers Bachora's; er fand dasselbe „mit einem genugsamen Vorrath, auch vielerley Sorten versehen." Nach einer noch vorhandenen Konsignation war damals der Preis der vorrätigen Majolikasachen nachstehender: ein Dutzend ordinairy Teller 48 kr.; ein Dutzend feinere 54 kr.; grosse weisse Teller, das Stück 6 kr.; eine Suppenschüssel 9 kr.; eine Suppenschalen 6 kr.; ein Paar Kaffeeschalen 4 kr.; ein Paar feinere 4 kr. 3 h; eine Kaffeekanne 7 kr.; grosse Millichtöpferln 1 Stück 5 kr.; dtto kleinere 3 kr.; grössere grön[1]) Schalichen 3 kr. 3 h; kleinere grön Schalichen 2 kr. 3 h; eine Salzmeste aus der Form 5 kr.; S. V. nacht geschirr 12 kr.; ein Waschbecken 36 kr.

Bernhard Bachora, der am 20. September 1768 das Bürgerrecht erhielt, kaufte 1770 von dem Vorstädter Bürger Josef Fieber ein Stückel Feld in der „Augezde" am Kamaiker Wege, welches er zum Betriebe seiner Majolikaarbeit wegen der daselbst vorfindlichen und tauglichen Erde benötigte, um 180 fl. Auf dem Felde haftete ein Kirchenkapital von 100 fl. 1771 baute er bei der Stadtmühle eine „Glättmühle" um den Betrag von fast 100 fl. Nach seinem Tode im Dezember 1772 führte seine Frau die Majolikafabrikation weiter. Das Geschäft scheint gut gegangen zu sein, denn das Material auf dem 1770 erkauften Fieber'schen Felde war bald zu Ende! 1773 nämlich bat die Witwe den Magistrat um die Erlaubnis, aus dem Fahrwege nahe dem Felde das Material zu gewinnen, weil ihr Grundstück bereits ausgebeutet. Sie machte sich verbindlich, den Weg wieder herzustellen. 1774 war die Witwe des Bachora bereits an den Bürger und Majolikamacher Martin Hroß verheiratet. Sie findet sich noch 1784 in den Akten des Stadtarchives erwähnt.

Kurz bemerkt möge noch sein, daß ein ganz netter Ofen der Sakristei in der Leitmeritzer Jesuitenkirche von Bachora herrühren soll[2]).

---

[1]) Krен. — [2]) Mitgeteilt vom † Prof. Dr. Katzerowsky. (Wir betrachten es als eine unserer wichtigsten Aufgaben, die Aufmerksamkeit auf das Aufkommen neuer Erwerbszweige hinzulenken. Dadurch werden verschiedene Bausteine gewonnen werden für die Geschichte der vaterländischen Arbeit und Kulturentwicklung. In vielen Stadtarchiven mögen noch Nachrichten dieser Art verborgen sein. Sch.-L.).

Heimkehr.

Da sind sie wieder, die Gräber, die Glocken,
Und dort der alte, der riesige Berg;
Wie Tränen der Sterne, so fallen die Flocken,
Doch sonst ist alles geblieben.

Die Pappelreihe, das Hohlwegdunkel,
Im roten Blech der behäbige Turm;
Der „schwarze Teich“ mit Ried und Ranunkel,
's ist alles beim Alten geblieben.

Da steht die Schule; das wacklige Gitter,
Die bröckelnde Front und der Entenkoll;
Wie wird mir mit ein's so weh, so bitter —
Ich denke, 's ist alles geblieben?

Die Kresse ist weg; die farbigen Gläser,
Die Zither und Geige am Fenster sind weg;
Und drüben rauschen die Friedhofsgräser,
Daß alles beim Alten geblieben.

Einsiedel, 22. 11. 04.

Ferd. Schwind.

Aus Freudenberg.

Von Aug. Kögler.

Der Bieresel. In meiner Jugend, wo noch häufig Spukgeschichten erzählt wurden, da hörte man auch sehr oft vom „Bieresel“ erzählen. Eine alte Nachbarin wollte sogar in der Nähe hier in einem Straßenwirtshause gedient haben, wo der „Bieresel“ seinen Umgang hatte. Wie dieselbe erzählte, hatte er sogar einmal Spitzbuben daselbst vertrieben. Dieselben waren durch ein Fenster eingestiegen und hatten schon verschiedene Kleidungsstücke, sowie Schuhwerk in einen Sack gesteckt, als sie, durch den „Bieresel“ gestört, den Sack liegen ließen und durchs Fenster wieder entflohen. Auch meine Mutter, eine geborene Preschkauer, hatte in ihrer Jugend erzählen hören, daß in der „alten Schenke“ in Preschkau der „Bieresel“ sein Wesen trieb. Auch alte Fuhrleute erzählten von Straßenwirtshäusern, wo sie übernachteten und wo der „Bieresel“ nach Mitternacht in die Schenkstube gekommen sei und in allen Biergläsern herumgeschnuppert habe, während sie daneben auf dem Strohlager noch munter gelegen hätten. Wer war nun der „Bieresel“? Wie der Volksmund behauptete, so war es ein früherer Wirt, der aus Geiz und Habsucht die stehen gelassenen „Biernegel“[1]) wieder unter das Bier geschüttet und den Gästen mitverkauft habe. Zur Strafe für diese Schlechtigkeit ward er nach seinem Tode in den Bierkeller verbannt, wo er, von schrecklichem Durste gequält, doch nicht im Stande war, ein Faß zu öffnen. Erst nach Mitternacht, wenn alle Gäste fort waren und die Wirtsleute zur Ruhe gegangen waren, hörte man, wenn eins nicht schlafen konnte, wie sich die Kellertür in ihren Angeln drehte; dann kam es die Kellerstufen heraufgestolpert; dann hörte man die Tür zur Schenkstube öffnen; dann war eine Zeit Ruhe, bis man den „stolprigen“ Gang wieder in der Hausflur hörte, wo er dann auf der Kellerstiege wieder aufhörte. Früh, wenn man aufstand, war die Kellertür wieder fest verschlossen, auch die Tür zur Schenkstube war zu, nur die auf dem Tische stehen gelassenen „Biernegel“ waren verschwunden. So trieb er es alle Nächte. Nur wenn einmal des Nachts gar keine Gäste waren, da kam auch der „Bieresel“ nicht, diese Nacht war Ruhe. Manchmal traf es sich doch, daß ihn jemand gesehen hatte, und weil er die Gestalt eines Esels gehabt haben soll, so wurde ihm der Name „Bieresel“ beigelegt.

---

[1]) Bierneigen Sch.-L.

Sonst war er ganz harmlos, nur der quälende Durst trieb ihn zu seiner nächtlichen Wanderung. Die Strafe mochte wohl deshalb eine so schwere sein, damit sie für andere Wirte zum abschreckenden Beispiele dienen sollte. Sie war aber meist nur von kurzer Dauer, wozu die Angehörigen durch Gebete und andere gute Werke das Ihre beitrugen. Spätere Wirte mögen es sich's zur Warnung haben sein lassen, denn man hörte in späteren Jahren nichts mehr vom „Bieresel", und bei dem heutigen Biere verbietet sich diese Pantscherei von selbst, denn das Bier würde dadurch ganz ungenießbar und deshalb nicht verkäuflich sein.

Freudenberg, 3. November 1904.

Die Vögel beim Tode Christi. Wie der Volksmund erzählt, sollen beim Tode Christi vier Vogelgattungen von unsern heimischen Vögeln anwesend gewesen sein, und zwar der Kreuzschnabel, der Zeisig, die Hausschwalbe und der Sperling. So war es ein Kreuzschnabelpaar, welches, von Mitleid ergriffen, die Nägel aus den Händen Jesu herauszuziehen versuchte und sich dabei die Schnäbel verbog, und zwar der an der rechten Hand sich abmühte, nach rechts und der an der linken Hand, nach links, was sich auch zum Angedenken bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Denn es gibt heute noch Kreuzschnäbel, welche den Schnabel nach rechts und solche, die den Schnabel nach links verbogen haben, daher auch der Name „Kreuzschnabel", welchen sie früher nicht gehabt haben sollen. Zur Belohnung für ihre Barmherzigkeit hat Gott der Herr ihre Brutzeit in den Winter verlegt, wo Niemand in den Wald hinaus kann, um ihre Nester auszunehmen. Auch einem Zeisigpaare, welches beim Tode Christi so kläglich gesungen, hat Gott der Herr die Versicherung gegeben, daß man kein Zeisignest zum Ausnehmen finden soll.[1]) Die Schwalben, welche das Kreuz mit dem sterbenden Heilande umflogen, zwitscherten traurig: „Er ist tot, er ist tot!" Da schrien aber ein paar Sperlinge, welche sich's oben am Kreuzesstamme schon bequem gemacht hatten: „Er lebt, er lebt!" Da nahm ein Henkersknecht, als er dies hörte, eine Lanze und durchbohrte damit die Seite des sterbenden Heilandes. Seit dieser Zeit ist auch der Sperling überall verhaßt, und wenn er sich auch überall in der Nähe der Menschen ansiedelt, so wird er doch stets verfolgt und es wird ihm nach dem Leben getrachtet. Am Sankt Andreastage nimmt alle Jahre der Teufel eine Fuhre zur Hölle mit. Die Schwalben dagegen sind ein Lieblingsvogel der Menschen geworden, dem man gerne ein Plätzchen am Hause, sogar im Hause zum Nisten gewährt, und Niemand wird es einfallen, ein Schwalbennest zu zerstören oder eine Schwalbe zu töten. Ungern sieht man sie im Herbste wegziehen und Jung und Alt hofft im Frühjahre auf ihre Wiederkehr.[2])

Freudenberg, 30. Oktober 1904.

---

[1]) Man kann ein Zeisignest nur im Wasser sehen; also durch Spiegelung. So behauptet die Sage. Sch.-L. — [2]) Auch schlägt der Blitz in ein solches Haus nicht ein, woran sich ein Schwalbennest befindet. (Störche und Schwalben darf man nicht töten. Wer eine Schwalbe oder ein Rotkehlchen tötet, dem wird's übel ergehen (Kühn: Westfalen, II, 70, 71). Ähnlichen Schutz verdienen die Tauben, welche, ohne einen Herrn, im Schutze einer Kirche, nisten. Wer sie tötet, der siehe zu, daß er nicht des Landes verwiesen werde. A. P.).

Freundschaft.[1])

Freundschaft — wie so innig, traut
Klingst du, liebes Wort,
Wer dich treu und wahr erschaut,
Hat den besten Hort.

Bin nicht einsam mehr, allein,
Darf auf dich vertrau'n.
Besser trägt es sich zu Zwei'n,
Leid und Lust zu schau'n.

Schon des Freundes lieber Blick
Bannt die Sorgen mein,
Und so manches Mißgeschick
Ward durch ihn nur klein.

Darum sei dem Freundschaftsbund
Dankeswort gebracht,
Und noch manche frohe Stund'
Sei uns zugedacht.

Max Christel.

Um Zeit zu gewinnen.

Eine Warnsdorfer Sage.

Zu Anfang des vorigen Jahrhundertes lagen Handel und Wandel in unserem gewerbtätigen Nordböhmen infolge der schweren Kriege sehr darnieder. Dieser Zustand wurde noch bedeutend durch den Druck erhöht, den die durch den Völkerwürger Napoleon verhängte Kontinentalsperre ausübte. Auch unsere Baumwollwarenerzeugung, die damals noch in den Kinderschuhen stak, hatte einen schweren Kampf um ihr Dasein zu führen, und die Unternehmer durften kein Mittel unversucht lassen, um den Ansprüchen ihrer Kundschaft gerecht zu werden und sich und ihren Arbeitern das tägliche Brot zu verschaffen. Das Rohmaterial war teuer, die Zölle waren unerschwinglich hoch, und auch schwer genug konnten tüchtige, leistungsfähige Arbeiter beschafft werden. Was lag daher, hauptsächlich in den Grenzbezirken, näher, als daß man das, was nicht erzeugt werden konnte oder im Inlande zu teuer kam, aus dem Auslande herein paschte! Wie im Mittelalter Reiten und Rauben keine Schande, so war es damals auch mit dem Paschen. Freilich das Erwischenlassen! — Die kaiserliche Grenzwache hatte alle Hände voll zu tun, den Paschern das Handwerk zu legen, doch wurde ihre Tätigkeit durch die sogenannten „Barfüßigen", Leute, welche im Dienste der Fabrikanten standen und jedes Vorhaben der Zollwächter auskundschafteten, ungemein erschwert. Ja es mußte sehr häufig, wenn es sich um größere Unternehmungen handelte, Militär aus Leitmeritz requiriert werden.

Einmal sollte nun auch in einer größeren Warnsdorfer Fabrik eine Hausdurchsuchung vorgenommen werden, und es war zu diesem Zwecke eine Kompagnie Infanterie zur Unterstützung der Grenzwache im Anmarsche. Trotzdem alles sehr fein eingefädelt war, wurde der Anschlag doch verraten. Da war guter Rat teuer. Der Überfall war für die Nacht geplant, und Schupfen und Scheuer waren voller „Kontreband". Eine Unmöglichkeit, alles in wenigen Stunden unauffällig bei Seite zu schaffen! Da kam einem der Besitzer ein rettender Gedanke. Er ließ sein Pferd satteln und ritt dem Militär entgegen. In der Gegend von Haida traf er dasselbe, in einem Wirtshause gemütlich rastend. Er stieg ab und gesellte sich in der liebenswürdigsten Weise zu den in der Gaststube weilenden Offizieren. Bald war die Unterhaltung

---

[1]) Als Lied für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung vertont von Joh. Haudeck.

im besten Gange, sogar ein Spielchen wurde gemacht und auch das Anbot des Reiters, als guter, militärfreundlicher Patriot der Mannschaft auf seine Kosten einen Labetrunk verabreichen lassen zu dürfen, wurde angenommen. Die Offiziere plauderten bald in weinseliger Laune über das Ziel und den Zweck ihrer Reise. Der Fremde hörte aufmerksam zu und meinte, sich als Kenner Warnsdorfer Verhältnisse aufspielend, daß eine Hausdurchsuchung bei Nacht schwerlich ihren ganzen Zweck erfüllen dürfte, da man im besten Falle wohl Ware finden würde, der Fabrikant selbst aber gewiß über Nacht auf einem Pascherzuge sei und, rechtzeitig gewarnt, die Flucht ergreifen würde. Wenn man dagegen erst früh das Haus umstellte, erwischte man gewiß „Kontreband“ und Pascher. Das leuchtete den Offizieren ein, und man beschloß, den Abmarsch um einige Stunden zu verschieben. Es graute schon fast der Morgen, als das Militär abmarschierte, und auch der joviale Reiter schwang sich in den Sattel und war bald hinter einer Waldecke verschwunden. Die Sonne stand noch nicht gar hoch über dem Horizonte, als an das Gittertor der Warnsdorfer Fabrik gepocht und im Namen des Gesetzes Einlaß begehrt wurde. Schlaftrunken und sichtlich erschrocken öffnete der Pförtner, der Besitzer wurde geholt und der Zollbeamte nahm nun unter militärischer Assistenz die Durchsuchung aller Räumlichkeiten nach „Kontreband“ vor. Aber trotzdem jeder Winkel durchstöbert und die Nase in jede Kiste und jeden Ballen gesteckt wurde, fand man keine Spur von Pascherware, so sicher und gewiß man auch darauf gerechnet hatte, einen guten Fang zu machen. Es blieb daher nichts übrig, als für die verursachte Störung den sehr gekränkt scheinenden Fabrikanten um Entschuldigung zu ersuchen. Beim Abschiede kam noch ein Herr zum Vorschein, der sich als Mitbesitzer der Fabrik vorstellte, und in dem die Offiziere ihren lustigen Zechgenossen von Haida erkannten!

Zur Erinnerung an diese Begebenheit befinden sich noch heute an den Torsäulen der Fabrik vergoldete Medaillons, welche Soldatenköpfe darstellen.

Heinrich Wähner.

Mit Dir möcht' ich fliehen.

Mit Dir möcht' ich fliehen, so weit, so weit,
Du liebliches Mädchen von Bern;
In menschenentlegener Einsamkeit,
Da lernte das Küssen ich gern.
Und flöhest Du mit bis zum Grindelwald,
Du solltest erleben ein Wunder bald:
Das Finsterarhorn würde dann
Die Jungfrau lächeln an.

Mit Dir möcht' ich fliehen zur Himmelstür,
Uns brauchte nicht bange zu sein;
Und wäre ein mächtiger Riegel für,
Sankt Peter, der ließe uns ein.
Du schmölzest mit feuriger Augen Glut,
Mit Bernerlands heißem Jungfrauenblut
Den Riegel und Sankt Peters Herz
In losem Liebesscherz.

Josef Neumann.

Feuersegen und Wassersegen.

Mitgeteilt von Jos. Simm in Manisch.

Feuer Segen. Feuer, stehe stille um Gottes Wille, und des Herrn Jesu Christi Wille, Feuer stehe Stille in deiner Glut, wie Christus ist gestanden in sein Rosenfarben Blut. — Feuer und Glut, ich gebiete Dir bei Gottes Kraft und Macht, dass du nicht kannst weiter gehen, sondern bei dir behalten deine Flamen und Funken. Im Namen Gottes Vaters † und Gottes Sohnes † und Gott des heiligen Geistes † Amen. — Dieses 3 mal gebetet und 1 mal darumf gelaufen und etwas darein geworfen, was du unterwegs findest, du must aber davon laufen, denn es ist dir Feind und lauf über Wasser oder laß dich begießen. Dabei steht geschrieben: Sehr gutt. Provatum.[1])

Ein anderer (Segen) das Feuer zu versprechen. Ich gehe aus, aus meinem Haus, für des Teufels List und Gefahr behüt uns lieber Herrgott. Dieses gesprochen auf den stillen Freitag und einen Zweig auf einmal stillschweigend auf einen Erlenbaum abgeschnitten und ein Ring daraus gemacht, diesen alsdann bei Gefahr des Feuers hinein geworfen, stillet das Feuer und sprich: Feuer, du heiße Flam dir gebeut Jesus Christus, der theuere Mann, dass, du wollest stille stehn und nicht weiter geh'n. Im Namen Gottes des Vaters † des Sohnes † und des hl. Geistes † Amen.

Das Wasser zu Taufen ist zu vielen gut zu gebrauchen (man muß suchen). Gehe zu drei Brunnen, wenn solche sind, und sprich über jeden Brunnwasser: Wasser, ich taufe Dich, wie Johannes der Täufer Christum den Herrn im Fluss Jordan getauft hat. Im Namen Gottes Vaters † Gottes Sohnes † Gott des hl. Geistes † Amen. Wenn du das Kreutz wirst sprechen und machen, mußt du das Kreuz mit zwei Fingern ins Wasser machen und diess muß bei allen jeden Brunnen gemacht und gesprochen werden; alsdann schöpfe das Wasser von jeden und nims zu dein' Gebrauch. Must aber bei jeden Brunn dreimal schöpfen. — Ist aber kein Brunnwasser, so gehe zum Flußwasser so mußt du diese ersten Worte dreimal sagen und Kreutzmachen (wie oben) und 9 mal schöpfen und bei jedesmal schöpfen sag: Grüß Dich Gott, mein liebes Wasserlein, ich schöpfe dich aus dem hl. Taufe Stein, dass du vertreibst alles böse, es sei Hecks[2]) oder Zauberei, und helfest einen jeden Menschen und Vieh zu seiner Gesundheit. Dazu helfe Gott Vater ††† Amen. — Und fang wieder an zum 2 schöpfen, Grüß dich Gott, wie beim ersten schöpfen.[3])

---

[1]) Probatum (bewährt). Sch.-L. — [2]) D. h.: Hexerei. Sch.-L. — [3]) Hiezu schreibt der Einsender: Sende Ihnen anbei einen Feuersegen und ein Feuerversprechen, weiter einen Wassersegen, meinem Urteil nach. Dieselben wurden von einem angesehenen Manne aus Wolfersdorf mit Namen Josef Krause niedergeschrieben, wahrscheinlich um das Jahr 1800. Was derselbe über sich selbst niederschrieb, berichte ich später. — Sind Sympathie- und Antipathie-Belehrung erwünscht? Auch sogenannte Charakter-Zettel, mehrere Diebssegen, christliche. Manisch, 14. 12. 04. Josef Simm. (Krause's Buch, das wir gesehen haben, enthält eine große Anzahl von Rezepten und Zaubersprüchen verschiedenster Art, von denen wir dann und wann Einiges zu bringen gedenken. Sch.-L.).

Neujahrs-Grüße.[1])

1. Zum 20. Jahrhundert!

An des Jahrhunderts Schwelle
Hält wohl der flücht'ge Fuß,
Dem scheidenden zu bringen
Den allerletzten Gruß,
Zurück sich zu versenken
In all' sein Leid und Glück,
Das neue zu begrüßen
Mit hoffnungsfrohem Blick.

Was wir von ihm erwarten —
Das bring' es voll und ganz!
In jede Stunde strahle
Des Glückes Sonnenglanz,
Damit, wenn wir zur Heimat
Einst geh'n, so fern, so weit,
Im Scheiden wir noch flüstern:
„'s war eine sel'ge Zeit!" —

31. 12. 1900. Fanny Zekel.

2.

„Glück, nur Glück, viel Glück" tönt's heute von jeglicher Lippe,
„Glück im kommenden Jahr, Glück Dir vom Anfang zum End'!" —
Wären zufrieden wir stets mit Veilchen, den Weg uns umsäumend,
Manches bescheidene Glück labte das sehnende Herz.

Reichenberg, 31. 12. 00. Julius Batter.

3.

Ein neues Jahr, ein neu Jahrhundert! —
Der Übergang vollzieht sich still. —
Gehaßt, geliebt, verflucht, bewundert,
Enteilt die Zeit, wie Gott es will!
Dem Erdenwurm ist es ein Trost,
Kann er noch rufen: Neujahr Prost!!

Komotau, 28. 12. 1900. J. L. Haase.

4.

Dem Dichter frohe Schaffenslust
Und heil'ge Kraft zum Werke,
Daß er sein deutsches Volk zum Kampf
Begeistern kann und stärke —
Und diesem stolz des Sieges Kranz,
Von aller Welt bewundert:
Das ist mein Wunsch zum ersten Tag
Im zwanzigsten Jahrhundert.

31. 12. 1900. Emil Weiß.

5.

Im Deutschtum, Volkstum — Glück und Ruhm —
Beatum sit hoc saeculum!

1901. Dr. Ed. Kreibich.

6. Neujahrsgruß.

Wie schnell und flüchtig sind die Erdenstunden!
Ein Morgen tagt, ein Teil der neuen Zeit,
Ein Stück der unfaßbaren Ewigkeit,
Und and're folgen — und bald ist entschwunden

Ein kurzes Jahr, mit andern eng verbunden
Durch Weltenstürme, wie durch Glück und Leid,
Durch sonn'ge Tage, sturm- und angstbefreit,
Die ew'ge Gottesliebe uns bekunden.

Nur solche Tage möge immer bringen
Das neue Jahr Dir bis zu seinem Scheiden,
Die niemals trüb' ein Kummer oder Leiden!

Viel Großes, Schönes möge Dir gelingen!
Der Zukunft blicke froh Du nur entgegen!
Gott schütze Dich auf allen Deinen Wegen!

1902. Fanny Zekel.

7.

Daß doch neunzehnhundertdrei
Reich an Glück und Segen sei!
Was der Zweier nicht erfüllt,
Von dem Dreier sei's gestillt.
Jeder Tag im neuen Jahr
Mache noch so vieles wahr,
Was als Wunsch das Herz durchbebt
Und in stillem Sehnen hebt.

Wien, 29. 12. 1902. Josef Neuwirth.

8.

Zu des neuen Jahres Lauf
Wünscht das Beste allzuhauf
Wenzel Bräuer.

Schluckenau, 26. 12. 1903.

9.

Herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahr,
Rüstiges Schaffen immerdar!

Wien, am 2. 1 1904. Dr. F. Herold.

10. Heil 1904!

Das Schaltjahr sei ein Freudenjahr
Für jedes Menschenkind,
Sylvestermann im grauen Haar,
O spute dich, geschwind!

---

[1]) Ich habe wie früher wieder einmal eine Anzahl „Gelegenheitsgedichte" zusammengestellt, darunter auch Sprüche allerschlichtester Gattung, welche, wenn sie auch im Druck wenig heißen, doch im Privatverkehre ihrem Zwecke vollkommen entsprechen. A. P.

Entflieh der Welt, nimm mit das Leid,
So uns das Jahr gebracht,
Und laß zurück uns Einigkeit
Und Glück als schwere Fracht!

Es sei der Friede jeden Tag
Nebst Sonnenschein das Band,
Das uns in Treuen fesseln mag
An's deutsche Heimatsland.

Zwickau, 1. Jänner 1904. Jos. Friedrich.

11.

Zu der neuen Jahresreise
Wünschet beste Wegesgleise

Schluckenau, 31. 12. 1904. Wenzel Bräuer.

12.

Im neuen Jahre jeder Tag
Des Himmels Segen bringen mag.

1905. Dr. A. Kittel.

13. **Heil Neujahr!**

Deutscher Geist glüh' klar und wahr —
Freudig stets im neuen Jahr . . .
Glück und süße Herzensruh'
Geb' den Segen fromm dazu!

Plan, 22. 12. 1904. M. Urban.

14. **Originale.**

Originale sind voll Ideale,
meiden die äußere, glänzende Schale,
sagen nicht: „Wenn wir was leisten, dann zahle!"
Während der Egoist
nimmer sich selbst vergißt
und seine Taten mit blinkendem Golde mißt,
beut der Ideenmann,
wenn er wo helfen kann,
willig dem Freunde das Herz und die Hände an.

Warnsdorf, 27. 12. 1904. Josef Neumann.

15.

Glückauf noch zu so manchem Jahr;
Ich schreib's, der Herrgott mach' es wahr!

Ferd. Schwind.

16. **An Sankt Sylvester.**

Noch einen Becher reichst du dem Mund?
Der Leiden oder Freuden? —
Werd' ich ihn leeren bis zum Grund
Und keinen Tropfen vergeuden? —

Wien, 31. 12. 04.

Hofrat Dr. Hallwich.

17.

Alze ich kam Uwirn glükwunsch zu lesin,
Wonnezam tete myn herz da genesin.
Ob dez getichts von dez jares gezìten
Mocht ich vil inniclich dank Uch enpiten;
Swenne mir abir dez wortes gebricht,
Wenen enwellet vom frundesman nicht,
Daz im sin wunschen wol mynner vast were —
singen vnd sagen nicht kann er zo here.
lazzet benugin drum waz hir gesand
Uch alz eyn glükwunsch vz Mizenerlant.

A⁰ M⁰ C⁰ M⁰ V⁰ Dr. phil. Georg Pilk.

18. **Zum 1. Januar 1905!**

Jahre kommen, Jahre gehen,
Blüt und Blatt entsprozt dem Baume,
Daß wir seinen [1]) wie im Traume
Immer neuen Frühling sehen.

Sei der Frühling unser Hoffen,
Sei der Sommer unser Glaube,
Daß uns nie ein früher Winter
Uns'res Herbstes Früchte raube!

Leipa. A. Paudler.

Ein alter Neujahrswunsch.

Mitgeteilt von Karl Lichtenfeld.

Ich wünsche Ihnen zum Neuen Jahr Freud und Gesundheit immerdar.
Zum Zeitvertreib das Haus voll Kinder, zur Landluft Pferde, Schaf und Rinder.
Guten Apetit zum Essen, auch der Trunk sey nicht vergessen.
Dann besonders zum Konfekt Malvasier, Kanariensekt.
Zwielings, Stein und Riesenwein, von der Mosel, von dem Rhein,
von dem fetten Donaustrande und aus dem Champagnerlande.
Weißen, braunen, grünen Kohl, Rüben, Möhren, Karviol.
Gurcken, Zellerey, Melonen, weiße, Sau- und Viezebohnen.
Rettig, Zwiefeln und Spinnat, Garten-, Kraus- und Krautsallat.

[1]) Auf der Neujahrskarte stand wegen eines Druckfehlers fälschlich „seiner". A. P.

Salbey und Charlotten dran, Schnepfen, Lerchen und Fasann.
Hirsche, Haasen, Reh und Schwein, Gäns und Hünner groß und klein.
Ochsen, Küh und Kälberfuß, Eyer, Reis und Mandelnuß.
Trifeln, Morcheln, Artischocken, Schepsenbraten, die nicht bocken.
Austern, Muscheln und Sardellen, Hechte, Karpfen, Lachs, Forellen.
Frische Butter, Kaiserthee, Hönig, Zucker und Kafee.
Dann noch viel von Fleisch und Fisch wünsch ich Ihnen gesund und frisch,
täglich, weil dieß Jahr wird währen, mit Vergnügen zu verzehren.
Wenig Arbeit, viele Ruh, ein paar Säcke Geld dazu;
sollten Sie dann Hunger(s) sterben, wollt ich selbst für Sie verterben.
Votre librement ami et tres humble serviteur Joseph Boehm a Mladey.[1])

Das Deutsche in Leitmeritz.

Anbei erlaube ich mir eine kleine Zusammenstellung über die Einführung der deutschen Sprache in den Stadtbüchern unseres Archives zu übermitteln.

I. Lib. contractuum — N. 383 v. 1656—61 enthält bereits deutsche Eintragungen; N. 384 v. 1675—94 hat viele deutsche Nummern die Familien: Friedrich, Heft, Keller, Pfalz, Schwarz, Wiltheim, Wölfel u. a. betreffend; N. 385 v. 1694—1713 ist mehr deutsch als tschechisch; N. 386 v. 1713—25 ist zumeist deutsch; N. 387 v. 1725—38, 433 Blätter, hat 10 tsch. Eintragungen; Nr. 388 v. 1736—40, 319 Bl., ist fast ganz deutsch, enthält nur 4 tsch. Nummern aus d. Jahren: 1736, 37, 41; N. 389 v. 1741—45 ist nur deutsch.

II. Lib. transactionum et divisionum — N. 442 v. 1591—1701, 427 Bl. — ist in tsch. Sprache geschrieben, doch kommen darin bereits 24 deutsche Eintragungen vor, namentlich über die welschen Familien: Ballo, Bianco, De Martini, Minetti, Broggio, Bernascone u. a.; N. 443 v. 1702—29, 244 Bl., ist in deutscher Sprache geschrieben, in tsch. Sprache sind noch 16 Nummern aus 1706, 7, 9, 11, 12, 13, 17, 20, 21, 23 über Familien der Fischerei, Sasada und Wenzelsvorstadt, wie Czernuczky, Czepiczka, Horak, Papirnik, Swoboda u. a.; N. 444 v. 1725—53, 480 Bl. in deutscher Sprache, hat nur 6 tsch. Eintragungen aus den Jahren: 1715, 27, 34 und 41 über vorstädter Familien wie Czeplichal, Kafka, Marschalek etc.

III. Das Manuale prawa richtarzskeho — Urteile in Übertretungen — von 1716-63 enthält nur 4 Eintragungen in tsch. Sprache aus d. J. 1716, die übrigen Nummern sind in deutscher Sprache geschrieben.

IV. Die Ratsprotokolle von 1541—1738 sind ganz tschechisch, die Jahrgänge 1739—44 habe ich nicht vorgefunden, 1745 ist nur deutsch[2]). — Wegen der Fortsetzung des Berichtes über die Leitmeritzer Stadtbücher bitte ich, da die Korrekturen von fünf Schularbeiten bis zum 24. d. M. meine ganze freie Zeit in Anspruch nehmen, bis zum nächsten Monate Geduld zu haben[3]).

Leitmeritz, am 10. Oktober 1894. Dr. W. Katzerowsky.

---

[1]) Aus seinem schriftlichen Nachlasse; vgl. Exk.-Kl., XXVI, 188. — [2]) Der Primator Josef Pfalz v. Ostritz (1685—1692) hat sich um die deutsche Amtssprache in Leitmeritz große Verdienste erworben. Vgl. Exk.-Klub, X, 55, 56. Sch.-L. — [3]) Vgl. Memorabilienbücher der Stadt Leitmeritz. Von Dr. W. Katzerowsky. Exk.-Kl., XVII, 314—317. Sch.-L.

Lesefrüchte.

1. Jahrbücher der Stadt Breslau von Nikolaus Pol. Bd. IV. (Bresl. 1823). S. 90. Den 1. September (1577). Da Hanns Kindler Vogelkönig war, hielt man ein groß Vogelschießen, aus dem Armbrust, zu dreien Vogeln. Ein abgeschossener Span oder Splitter brachte einen doppelten Goldgulden, samt einem Fähnlin, auf der einen Seiten das Stadtwappen, auf der andern das Jahr und der Tag des Vogelschießens gepräget. Der erste, grüne Vogel, brachte einem von Bunzlau einen Becher von 40 Thaler und ein roth Fähnlin: der andre, schwarze Vogel, einem Leinweber von der Gabel einen Becher von 50 Thaler und ein gelb Fähnlin. Der dritte, rothe Vogel, einem Liegnitzer einen Becher von 60 Thaler und ein blau Fähnlin.

2. Ex Barth. Sculteti relationis historicae parte decima (Handschrift in der Bibl. der Oberl. G. d. W. z. Görlitz). Eodem anno (1601) 8. Febr. früh Montages sind der Stadt Guben Abgesandte, welche bey 23000 Thaler Ihrer Majestät zu bringen, bey sich gehabt, in der Weißwasserischen Heyde mörderlichen angegriffen worden; Räuber also gewesen Albinus Heide, von Driese unter Frankfurth an der Oder, und ? Birkholtzes, deß Wirths zur Neuen Helle Diener, die seidhero zur Gabel sind eingezogen worden.

3. Ex Barth. Sculteti relationis historicae parte duodecima. Eodem anno (1607) 4. Febr. Sonntags sind 4 verkapte Reuter in der Weißwasserischen Heyde auf Hannß Peukern und Ludwig Schönleben von Budißin gestoßen, so mit allem geschrey auf sie geschoßen und den Schönleben in Kopf getroffen, daß er alsbald todt blieben; darauf sie die Wagenladen erbrochen, das geld alles herausgenommen, auch 2 Pferde darzu ausgespannt und den alten Peuker sambt dem Knechte mit einem Aide eingenommen, dieser That nicht nachzusagen. Den vorgehenden Tag hatte einer, H. Tuschke, ihren Fuhrmann zu Praga verwarnet, sich in acht zu nehmen.[1])

4. Ergänzung zum Stammbaume[2]) der Hirschberger: Anno 1598, 4. Jan., ist Erasmus Hirschberger von Königshain auf Wartenberg in Böhmen mit Tode abgegangen. — (Bartholomäus II) hat sich von der Stadt Görliz aus dem bürgerlichen Stande begeben und zu Königshain sich aufgehalten, hat auch Schönborn gehabt, und Anno 1492 eine Tonne Heringe, ins Closter jährlich zu empfahn, gestiftet und auf den Schönborn versichert. Dieser hat Anno 1504 das Dorf Königshain dem reichen Hannß Frenzel verkauft umb 4500 fl. Anno 1507 im Novembri hat Er sich einen Ritter intituliret und ein Landes Eltister worden. Ist endlich Anno 1526 gestorben. (Ex B. Sculteti relationis historicae parte nona.) Vergleicht man diese Notizen mit denen, die beim Stammbaum mitgeteilt sind, so scheint das Jahr der Übersiedlung nach Böhmen zweifelhaft.

Prof. Dr. Koch.

Dresden-Plauen, 8. 1. 05.

---

[1]) Der Berichterstatter Bartholomäus Scultetus † 21. Juni 1614, 74 Jahr alt. — [2]) Der Stammbaum war ex B. Sc. rel. hist. parte prima ausgeschrieben, und zwar aus der Frenzel'schen Handschrift, welche in Zittau aufbewahrt wird und nicht so vollständig ist als die Görlitzer.

Die alte Orgel in Kreibitz.

Im Oktober des vergangenen Jahres ist die alte Orgel, die ihrem erhabenen Zwecke so oft gedient, abgetragen worden und an ihre Stelle ist ein neues Werk getreten, das von der Firma Heinrich Schiffner in Prag erbaut worden ist.[1]) Beim Entfernen der alten Orgel fand man im Innern derselben ein altes Dokument vor, das an einer Holzwand angeklebt war. Dasselbe wurde herausgesägt und aufbewahrt. Dieses alte Schriftstück gibt uns Aufklärung, wie seiner Zeit der Bau der alten Orgel zustande gekommen ist und führt auch die Namen jener maßgebenden Personen an, die zu der damaligen Zeit in Kreibitz gelebt und sich um den Bau der Orgel besonders verdient gemacht haben. Leider sind die ersten Zeilen des Schriftstückes, wie ich mich selbst überzeugt habe, so verblaßt, daß sie absolut nicht zu entziffern sind. Der übrige Teil des ehrwürdigen Dokumentes ist jedoch sehr gut zu lesen und hat folgenden Wortlaut: „. . . . wurde dieses Orgelwerk zur Ehre und Liebe Gottes, Mariens, der gebenedeiten Jungfrau Mutter Gottes, allen Heiligen, vorzüglich aber des heiligen Kirchenpatrons Georgius zur Zierde des Gotteshauses und zur Freude der ganzen löbl. Kirchpfarre gebaut und den 6 ten Monatstag Oktobris das erstemal gespielt. . . Die Kosten dazu — welche ohne Staffierung 700 fl. betrugen — sind von den verschiedenen Guttätern zusammengebracht worden. Die merkwürdigsten waren: Der hochwürdige Herr Pater Josef Eschler, damaliger Dechand in Krabern, dann dessen Frau Schwester Maria Anna, verwittibte Kittlin, gewesene Hüttenmeisterin allda; der damalige hochwürdige Herr Pfarrer Pat. Josephus Fleck und die hiesig ehrsame brauberechtigte Bürgerschaft. Die bedeutendsten Personen dieses Städtchen Kreibitz waren: der hochgeborne Herr Herr Franz Ullrich Fürst Kinsky von Chinitz und Tettau qua Patronus und Grundherr. Dessen Amtsverwalter war Herr Josef Fiedler; Der wohlehrwürdige Herr Pat. Johannes Michel und Pat. Secundulus Hansl ord. Min. beede Kapläne. Der wohlehrwürdige Pat. Johannes Filler, gewesener Kapellan. Herr Josef Schier, amtierender Bürgermeister und Herr Joseph Mitscherling, Vicebürgermeister Herr Georg Friedrich Schlegel, Stadtrichter, Herr Elias Kühnel und Josef Gube Kirchenväter. Herr Josef Mitscherling, Bürger und Tischlermeister als Glöckner. Der Verfertiger dieses Werkes war der kunstreiche Herr Johannes Rusch, Bürger in Leitmeritz.[2]) Der Verfasser dieses Pro-Memoriums war Johannes Michel Anton, Kantor und Regens-Chori allda, Bürger

---

[1]) Ende November 1904 fand in Kreibitz die Erprobung der von Heinrich Schiffner in Prag erbauten Orgel statt. Sie besitzt 1298 Pfeifen und 20 Registerzüge. Außerdem gibt es noch Nebenzüge. Das Gebläse wird durch Luftdruck ruhig, leicht und gleichmäßig geregelt. Durch Jalousien, die sich öffnen und schließen lassen, kann eine Klangwirkung erzielt werden, als ob in weiter Ferne gespielt würde. Boh. v. 4. Dezb. 1904. Sch.-L. — [2]) Derselbe Johannes Ruscher baute 1772 eine Orgel für die Augustinerkirche in Hohenelbe und 1774 eine neue Orgel für die Stadtkirche in Leitmeritz (Exk.-Klub, XVII, 102; XVIII, 307). Verwandt mit Joh. Rusch war ohne Zweifel Ant. Rusch aus Leitmeritz, der für die Anno 1750—1753 erbaute Kirche in Nixdorf ein Orgelwerk hergestellt hat (Exk.-Klub, XV, 47) und jener Rusch aus Leitmeritz, der 1802 für Reichenau bei Gablonz die neue Orgel baute (Exk.-Klub, III, 257). Anm. d. Sch.-L.

von Stadt Wegstädtl an der Elbe.“ — Wie aus diesem Schriftstücke zu ersehen, ist keine Jahreszahl angeführt. Jedesfalls war die Jahreszahl der Erbauung der alten Orgel in den einleitenden Zeilen angeführt, deren Entzifferung eben nicht möglich ist. Nach den Aufzeichnungen aber in den Kirchenbüchern kann die Jahreszahl leicht aufgefunden werden. Pfarrer Fleck ist im Jahre 1773 für Kreibitz konfirmiert worden und ist daselbst 1795 gestorben. Doch können nur die Jahre 1785 und 1786 hier in Frage kommen. Denn in diesen Jahren wirkten wirklich in Kreibitz P. Joh. Michel und P. Secundulus Hansel. Bis zum Jahre 1785 war P. Franz Mitter Kaplan und im Juni 1786 kam P. Valentin Scharf als Kaplan nach Kreibitz. Es ist also mit Bestimmtheit anzunehmen, daß es der 6. Oktober 1785 gewesen sein muß, als die alte Orgel das erstemal gespielt worden ist. Somit stand also die alte Orgel 119 Jahre. Ludwig Schlegel, Bürgerschullehrer.

Erinnerung.

Die Buche steht im düstern Fichtenwalde,
Ihr Kleid, so licht, es ist mir Augenweide,
Es blinkt herüber mir von Bergeshalde,
Viel herrlicher als Salamonis Seide.

So seh' ich dich vor mir noch heut', du Holde,
In deiner Jugend blonder Lockenfülle,
Dein Auge blau erstrahlt im Sonnengolde
Und beut mir Liebesglück in reicher Fülle.

Vom plastisch edlen, dunklen Hintergrunde
Hebst du dich ab, echt deutsch, vor den Gespielen
Mit schwarzem Haar, du in der ganzen Runde
Die einzig Schöne mir von all' den Vielen.

Grünerberg, 4. 7. 1904. J. Friedrich.

Aus Prager Archiven.

Von E. Neder in Höflitz.

1. Schreiben König Ferdinands I. vom 10. März 1547 aus Dresden an den Mautner zu Tetschen, diejenigen Schiffer, welche dem königl. Heere Proviant zuführen und vom obersten Proviantmeister Jakob Hruschka eine Bescheinigung dazu haben, frei passieren zu lassen (Statthalterei-Archiv, Prag).

2. Prag, den 15. Juli 1562. Befehl Kaiser Ferdinands I. an die Herren Günter und Heinrich von Bünau, die lutherischen Priester von ihren Pfarren abzuschaffen und katholische, die ihnen von dem Prager Kapitel gegeben werden, an deren Stelle einzusetzen (Statthalterei-Archiv, Prag).

3. Verzeichnis der lutherischen Prediger im J. 1567 zu Tetschen, Rosawitz, Schönborn, Königswalde, Eulau, Leukersdorf und Schwaden (Erzbischöfliches Archiv).

4. 1567. Martin Skladsky, katholischer Pfarrer zu Reschwitz, an den Prager Erzbischof: Der Herr von Bünau auf Tetschen habe ihn entlassen und einen zwinglischen Pfaffen angenommen, den aber die treu katholische Pfarrgemeinde nicht haben will (Erzb. Archiv).

5. Prag, 23. Juli 1567. Die Statthalter befehlen dem Günter von Bünau auf Tetschen, daß er sich mit dem von ihm zu Tetschen eingesetzten unordinierten Priester vor ihr Gericht auf's Prager Schloß stelle.

6. Bartholomäus Jarschel (Herschel?), Dechant des Außiger Kreises, Pfarrer zu Karbitz, klagt am 14. April 1568 dem Prager Erzbischof, daß die Herrn von Bünau auf Tetschen, Blankenstein und Eulau, sowie Salhausen auf Schwaden den katholischen Glauben gewaltsam unterdrücken und die Pfarreien mit lutherischen Predigern besetzen.

7. Prag, 29. April 1568. Der Erzbischof bittet die Statthalter um Schutz gegen Günter von Bünau auf Tetschen, der zu Neschwitz einen lutherischen Pfarrer eingesetzt und die Kirchen beraubt oder in Scheunen verwandelt.

8. Prag, 16. Juni 1568. Entscheidung der böhmischen Statthalter über die Beschuldigung des Günter von Bünau, daß er zu Tetschen und Neschwitz in Religionssachen Neuerungen vornehme und die katholische Religion verdränge — und über seine dagegen vorgebrachten Einwendungen.

9. 1572, 8. Sept. Der Erzbischof von Prag übersendet dem Abte zu Ossegg einen korrigierten Brief und eine Postille und verlangt Bericht über den sektischen Prediger zu Tetschen.

10. 1572, 16. Sept. Osseg. Tobias Stang, Pastor in Graupen, berichtet dem Erzbischof Antonius von Prag über die Visitation der dem Herrn Günter von Bünau gehörenden Pfarreien durch den Superintendenten zu Pirna Dr. Johann Stößel und über die Convocation der lutherischen Geistlichen zu Tetschen, beklagt sich über Günter von Bünau, daß er ihm durch die Vertröstung, als sollte er Pfarrer zu Neschwitz werden, viele Unkosten verursacht — und bittet den Erzbischof um Beistand.

11. 16. Sept. 1572. Bartel Jarschel, Dekan zu Außig, Pfarrer in Karbitz, berichtet dem Erzbischof, daß Günter von Bünau die katholische Religion mit Gewalt verdrängt, lutherische Priester einsetzt, die katholischen Kirchen nicht verschone und den Superintendenten (anstatt seiner) aus Pirna zu sich nach Tetschen berief.

12. Osseg, 16. September 1572. Martin Skladsky, Kaplan zu Osseg (Aussig?) bezeuget, daß sich Günter von Bünau gegen die Katholiken feindlich zeige, keine katholischen Priester seit dem Abgange des Mart. Laurenti in Tetschen aufnehmen wolle, sondern einen lutherischen halte.

13. Konoged, 15. Juli 1629. Graf Zdenko von Kolowrat an den erzbischöflichen Kanzler Anton Schilling über das „gottlose Leben" der Einwohner der Stadt Bensen und über die Notwendigkeit einer strengen Behandlung derselben.

14. Weißwasser, 22. Nov. 1632. J. v. Starschedel, Hauptmann zu Weißwasser, berichtet der Kammer des Herzogtums Friedland die Erzählung des Grafen v. Kolowrat betreffend die Einnahme Bensen's durch 600 feindliche Reiter und 900 Dragoner (mit 2 Kanonen) am 11. November 1632.

15. 1637, 2./10. Der Prager Erzbischof an die Gebrüder Paust in Großbocken und auf Scharfenstein; er könne ihrem Gesuch um Administration der Pfarre Sandau durch ihren Pfarrer in Bensen nicht willfahren.

16. Tetschen, 11. Dezember 1640. Siegmund Graf von Thun beklagt sich beim Erzbischofe in Prag über den Dechant zu Tetschen, Christian Hattengehauen, wegen Bedrückung der Leute durch übermäßige Stolagebühren und wegen seines unmoralischen Lebenswandels und verlangt die Abschaffung desselben.

17. Zdenko Graf von Kolowrat berichtet dem Kaiser, daß die Einwohner auf den Herrschaften Kamnitz, Rumburg und Hainspach, sowie die Untertanen der Tschirnhausischen Herrschaft Grafenstein sich zur österlichen Beicht und Communion nicht eingefunden haben, sondern halsstörrig in der Ketzerei verbleiben. (Erzbischöfliches Archiv. Original 1628.)

18. Dresden, 1640, 8. August. Der Kurfürst von Sachsen verwendet sich bei dem Kaiser für die emigrierte Familie von Bünau, daß sie von dem Grafen Thun den rückständigen Kaufschilling für ihre in Böhmen verkauften Stammgüter und sonstige Forderungen erlange.

19. 1653, den 14. April. Raphael de Montanelis, Hauptmann der kinskyschen Herrschaft Kamnitz, bittet die Reformationskommissäre im Königreich Böhmen, sie mögen dem Glashüttenmeister von Kreibitz und dem Richter von (Stein) Schönau eine halbjährige Frist erteilen, da sie versprochen haben, sobald ihnen dies bewilligt werde, nach Verlauf derselben Frist zur katholischen Religion zurückzukehren.

20. 1650, am 9. Dezember, Prag. Examen des verhaften Teufelaustreibers Johann Schild, Weißgerbers von Böhm.-Kamnitz, in Gegenwart des Simon Kuttnauer von Sonnenstein, des Samuel Sahorschansky von Worlik, Ratsverwandter und Wenzel von Karlsberg, Schreiber des Rates in der neuen Stadt Prag.

21. 1651. 27. Feber. Der königl. Appellation Gutachten über die Aussagen des Teufelaustreibers Hans Schild aus Böhm.-Kamnitz (Original im Statthalterei-Archiv, Prag).

22. 1483, Sept. 25. Siegmund von Wartenberg erteilt den Bäckern von Kamnitz Zunftartikel.

23. 1499, 15. August. Nikel v. Hermesdorf genannt Kysselyngk, zur Polenz bei Stolpen in Sachsen gesessen, stellt für Hans Scholz aus dem Dorfe Haselicht in Sachsen, der in Kamnitz das Schmiedehandwerk lernen will, einen Geburtsbrief aus.

24. 1538, 10./3. Artikel der Schustergesellen zu Kamnitz.

25. Heinrich und Abraham, Gebrüder von Wartenberg, verleihen den Tischlern in Kamnitz Zunftartikel.

Wenzel Heimrich †.

„Im Dienste der Vaterstadt!" So mag man wohl über das Gedenkblatt für einen Mann schreiben, welcher nach einem vieltätigen Leben hoch in Jahren von uns geschieden ist.

Wenzel Heimrich war zu Leipa in der Opaterni-Schmiede, wo seine Eltern nach dem großen Stadtbrande durch einige Zeit wohnten, am 13. September 1820 geboren. Der Stammvater seiner Familie,

welcher aus Zwittau in Mähren gebürtig war, hatte sich um das Jahr 1750 in Leipa seßhaft gemacht. Nach Beendigung der juristischen Studien fand Wenzel Heimrich bei dem Magistrat in Komotau seine erste Anstellung. Im März 1850 ward er Stadtsekretär in seiner Vaterstadt Leipa [1]) und bekleidete dieses Amt weit über ein halbes Jahrhundert bis zu seinem Ableben, jedoch während der letzten Jahre mit dem Titel eines Kanzleidirektors. Seine Tätigkeit fiel unter die Bürgermeister Jos. Scheiner (bis 1858), Ant. Zinke (1858—1867), Dr. Jos. Schönfeld (1867—1882), Ad. Knötgen (1883—1884), Josef Kutzer (1884—1885), Dr. Ferd. Bartel (1886—1895) und Friedrich Bredschneider (seit 1895). Abgesehen von seiner Berufsarbeit ist W. Heimrich auch in zahlreichen Vereinen der Stadt Leipa durch viele Jahre tätig gewesen. Wir können jedoch auf die Einzelheiten nicht weiter eingehen und verweisen auf die ausführliche Schilderung dieser vielseitigen Vereinstätigkeit in der D. Leipaer Zeitung vom 4. Feber 1905. Unserm Nordböhm. Exkursions-Klub war W. Heimrich mit besonderer Liebe zugetan. Er hat demselben seit Anbeginn als Ausschußmitglied und Schriftführer angehört, und selbst als er bei den übrigen Vereinen, denen er angehörte, die Vereinsämter, die er bekleidete, allmählich eines um das andere zurückgelegt hatte, blieb er dem Klub doch noch immer getreu. Erst nach 26 Vereinsjahren hat er das Schriftführeramt nicht mehr angenommen, blieb aber doch noch ein Jahr im Ausschuß, bis er im Spätherbste 1904 auch die Wiederwahl in den Ausschuß mit Rücksicht auf sein hohes Alter ablehnte. Um dieselbe Zeit (10. Dezember 1904) starb seine Tochter Mathilde, die ihm nach dem Tode seiner Frau Anna, geb. Broche († 30. Sept. 1866), das Hauswesen geführt hatte. Die Trauer ob dieses Verlustes mag wohl seinen eigenen Heimgang beschleunigt haben. Er starb am 2. Feber und wurde Sonntag Nachmittag den 5. Feber unter großem Geleite bestattet. — W. Heinrich war insbesondere auch literarisch tätig. Durch lange Jahre hat er die Schriftleitung für das „Leipaer Wochenblatt" geführt. Mehrere Broschüren entstammen seiner Feder, wovon wir nur folgende nennen: „Gründung der Zeichenschule in Leipa" (Leipa, 1865); „Das alte Schlössel" (Leipa, 1879); „Der große Brand (1787) in Leipa" (Leipa, 1889); „Unsere Polzenbrücke und ihr Kreuz" (Leipa, 1898). Zahlreiche Nachrichten und Aufsätze schrieb er für das Leipaer Wochenblatt und die Leipaer Zeitung, wovon hier nur die kurze Zeit nach seinem Ableben veröffentlichten „Polzenüberschwemmungen" [2]) genannt sein sollen. Für unsere Zeitschrift verfaßte er folgende Beiträge: „Die Lebensgeschichte unseres Chronisten Hans Kriesche" (I, 17—20), „Ein Bauernaufstand in Schneckendorf" (II, 37—38), „Der Scharfrichterprozeß mit der Schuhmacherzunft in Leipa" (II, 64—67), „Der Gotteskasten" (III, 104—108), „Die

[1]) Wie aus einem erst nach dem Tode des Verfassers in der D. Leip. Ztg. v. 25. Feb. und 1. März 1905 veröffentlichten Aufsatze (Mein Abschied aus der Gemeindestube) hervorgeht, war auch W. Heimrich ein Opfer der Ereignisse des Jahres 1848, so daß er dem Staatsdienste entsagen und zufrieden sein mußte, den damals nur karg entlohnten Dienst bei der Stadt zu erlangen. Wer Heimrich's Wesen recht und gerecht würdigen will, dem empfehlen wir, genannten Aufsatz aufmerksam zu lesen. — [2]) D. Leip. Ztg. v. 8. Feb. 1905.

Gassenbeleuchtung in Leipa" (VI, 220—224), „Der Chronist Josef Brückner" (VIII, 183—190), „Die Gewerbe in Leipa oder die alte Fassionstabelle" (XVII, 151—163), „Hickel's Geburtstag" (XVIII, 386, 387). Den Schluß bildete ein Bericht über Siegelabdrücke (XXIII, 300, 301). Fast alle diese Beiträge hat W. Heimrich an den Klubabenden vorgetragen. Von besonderer Bedeutung war sein Vortrag über das Gerichtsbuch der Leipaer Töpfergasse, namentlich aber die Reihe seiner Vorträge über die Bürgermeister der Stadt Leipa. Diese Vorträge sollten gesammelt und in Buchform herausgegeben werden. Die Vorgänge der neueren Zeit hat er in einer handschriftlichen Chronik sorgsam verzeichnet, die älteren Archivalien der Stadt wohl geordnet. Wir dürfen es auch nimmer verkennen, daß W. Heimrich durch die Liebe, womit er die heimische Geschichte im Leipaer Wochenblatte pflegte, sich als ein verdienstvoller Vorläufer des Nordböhmischen Exkursions-Klubs bewährt hat. Als der Klub seine Tätigkeit begann, da war für ihn und seine Wirksamkeit der Boden im Leipaer Gebiete gar wohl vorbereitet. Kein geringes Verdienst hat sich W. Heimrich auch durch seine unablässige Fürsorge für den eifrigen, einträchtigen und freundschaftlichen Zusammenhalt und Verkehr unter den Ausschußmitgliedern des Klubs erworben, welcher — eine Bürgschaft des Gedeihens — durch alle die langen Jahre niemals gestört worden ist. Unter solchen Umständen wird sich Niemand wundern, daß Wenzel Heimrich anläßlich der Zwanzigjahrsfeier am 19. Dezember 1897 zum Ehrenmitgliede des Nordböhm. Exkursions-Klubs gewählt worden ist. Und noch die Jahresvollversammlung vom 18. Dezember 1904 hat einhellig beschlossen, daß dem aus dem Ausschuß ausscheidenden Veteran eine von sämtlichen Ausschußmitgliedern unterzeichnete Adresse überreicht werden solle, was denn auch geschehen ist.

Wenzel Heimrich ist hoch in Lebensjahren von uns geschieden. Aber sein Andenken ist ihm in der Geschichte des Klubs, wie in der Geschichte seiner Vaterstadt Leipa dauernd gesichert. A. P.

Vom Nordböhmischen Exkursions-Klub.

Der Chronist wird sich diesmal möglichst kurz fassen. Am 11. Dezember 1904 wurde — seit Jahren wieder einmal — in Habstein eine sehr gut besuchte Wanderversammlung abgehalten, bei welcher über sechzig Personen anwesend waren. Den Vorsitz führte Herr Pfarrer Fr. Hahnel. Herr Karl v. Zimmermann besprach ausführlich die Verbesserung der Sand- und Kiesböden durch Zufuhr von zerfallenem Eruptivgestein. An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Wechselrede, aus welcher besonders die Ausführungen des Herrn Prof. Dr. Herm. Graber hervorzuheben sind. — In jüngster Zeit hat der Ausschuß den Beschluß gefaßt, daß das Personennamen-Register — also der zweite Teil des Hauptregisters — unverweilt in Druck gehen soll. Außerdem wurde beschlossen, zum Spitzbergturm eine Veranda zu erbauen, wozu die erforderlichen Geldmittel mit allem Eifer beschafft werden sollen. Die sonstigen Vereinsverhältnisse ergeben sich aus dem nachfolgenden Berichte über die

letzte Jahresvollversammlung. — Auch an einem betrübenden Ereignisse hat es nicht gefehlt, da Herr Kanzleidirektor Wenzel Heimrich, unser verdienstvoller Schriftführer, am 2. Feber 1905 für immer von uns geschieden ist. Endlich sei noch bemerkt, daß der Chronist, damit wenigstens ein nennenswerter Teil der vorhandenen Bücherbesprechungen und Mitgliederbriefe veröffentlicht werden kann, einen Druckbogen aus Eigenem beizusteuern gedenkt, so daß das vorliegende Heft acht Bogen stark werden dürfte.[1])

Die Jahresvollversammlung hat am 18. Dezember 1904 üblicher Weise im Gasthofe zum Himmel stattgefunden. Anwesend waren 29 Stimmberechtigte, darunter Mitglieder aus Bensen und Leitmeritz.

Um 8 Uhr 35 M. abends eröffnete Obmann Direktor R. Walda die Versammlung mit folgenden Worten:

Auch das verflossene Jahr können wir ein schaffensfreudiges nennen; es wurde auf allen Gebieten wacker gearbeitet.

Ein betrübendes Ereignis müssen wir den Rücktritt unseres wackeren Schriftführers, des Herrn Kanzleidirektors W. Heimrich nennen, der mit Rücksicht auf sein hohes Alter auf die Schriftführerstelle, die er durch 26 Jahre mit Umsicht und rastlosem Streben versah, zu seinem und unserem Leidwesen verzichten mußte. Seine selbstlose und aufopfernde Tätigkeit hat viel dazu beigetragen, daß sich der Verein eine achtunggebietende Stelle im Vereinswesen Deutschböhmens erwarb. Möge er sich noch recht lange an den Erfolgen des Vereines, dem er mit ganzer Seele zugetan war, erfreuen.

Auch im verflossenen Jahre betrauern wir den Verlust einer Reihe von liebwerten und treuen Vereinsgenossen, die der Tod dahinraffte, und denen wir stets ein treues Andenken bewahren werden.

Erfreulich ist es aber, daß das Hauptregister erschienen ist. Ein Blick in dasselbe genügt, um den großen Fleiß zu bewundern, der an diese Arbeit von Seite des Herrn Dr. F. Hantschel verwendet wurde.

Vom Herrn Schriftführer werden Sie weiter von Spenden und Legaten hören, die uns in diesem Jahre zukamen. Unsere Bibliothek wurde aus den Räumen des Realschulgebäudes in andere verlegt, und es ist das Verdienst unseres wackeren Bücherwartes, des Herrn von Zimmermann, der die Übersiedlung bewerkstelligte und in zur Benützung entsprechenden Weise ordnete. Das allein würde ihm großen Dank sichern. Er hat aber auch dem Klub in mehr als einer Richtung die besten Dienste geleistet und eine Reihe von Anregungen gegeben, die recht segensreich wirken werden.

Der löblichen Sitte, die Arbeiten der Mitglieder unserer Bibliothek als Geschenke zu widmen, haben wir eine Reihe von Publikationen zu danken, die der Bibliothek zur Zierde gereichen. Auf diese Weise sind uns wertvolle Spenden zugegangen und auch der Unterstützung der Tagespresse haben wir uns in reichlichem Maße erfreut.

Ich erfülle eine angenehme Pflicht, wenn ich an dieser Stelle hiefür im Namen des Vereines den besten Dank ausspreche.

Wenn wir mit froher Zuversicht einer weiteren gedeihlichen Entwicklung unseres Vereines entgegensehen können, so verdanken wir das den genannten Faktoren und der liebenswürdigen und werktätigen Unterstützung unserer Mitglieder und Freunde. Ich erlaube mir mit dem Wunsche zu schließen, daß dieses gemeinsame Zusammenwirken erhalten bleiben möge zum Wohle und zum Gedeihen des von uns allen geliebten Klubs.

Schriftführer Jos. Just verliest die Verhandlungsschrift der vorjährigen Vollversammlung. Selbe wird genehmigt, worauf Prior H. A. Walter den Zahlmeisterbericht erstattet:

---

[1]) Von den zahlreichen Büchern und den handschriftlichen Aufzeichnungen, welche Herr Ed. Gerthner in Bürgstein dem Klub hinterlassen hat, soll bei einer späteren Gelegenheit ausführlicher die Rede sein. Für diesmal kamen wir zu spät in den Besitz der erforderlichen Behelfe. Sch.-L.

Einnahmen:

Saldo vom Jahre 1903		447 K 65 h
Erhöhte Beiträge und Geschenke:		
P. T. Herr Alfred Zillich in Rumburg	3 K	
„ „ E. Mauermann in Wien	3 „	
„ „ A. Bernardi, Leitmeritz für 1903	3 „	
„ „ „ „ für 1904	3 „	
„ „ J. Haase in Komotau	3 „	
„ „ Gustav Kühnel in Bodenbach	3 „	
„ „ H. Köhler in Nieder-Rochlitz	3 „	
„ „ F. Wabra in Halbehaupt	3 „	
„ Frl. J. v. Haßlinger in Smichow	3 „	
„ Herr Ad. Plathen in Oberlaube	3 „	
„ „ F. Jatsch in Hammer	3 „	
„ „ W. Heimrich sen. in Leipa	4 „	
„ „ J. Blumrich in Czernowitz	4 „	
„ „ A. Zinke in Pirnai	4 „	
„ „ Ig. Hiele in Wien	4 „	
„ „ Anton Hocke in Dux	4 „	
„ „ J. Vatter in Reichenberg	4 „	
„ „ J. Heller in Aussig	4 „	
„ Löbl. Freier Lehrerverein in Tetschen	4 „	
„ Herr W. Knechtel in Bukarest	4 „	
„ „ Alfred Sommer in Leipa	4 „	
„ „ Em. Sommer in Leipa	4 „	
„ „ Josef Just sen. in Leipa	4 „	
„ Löbl. Bezirksvertretung in Leipa	4 „	
„ Herr B. Maiwald in Braunau	4 „	
„ Frau Berta Fügner in Teplitz	4 „	
„ Herr Alfred Blaß in Brünn	4 „	
„ „ E. Hübner in Peterswald	4 „	
„ „ Josef Wessely in Reichstadt pro 1903 . .	5 „	
„ „ „ „ „ pro 1904 . .	5 „	
„ Frl. M. Herkner in Reichenberg	5 „	
„ Herr Joh. Haudeck in Leitmeritz	5 „	
„ „ Jos. Schönfeld in Marienbad	5 „	
„ „ Anton Vogel in Netschenitz 1904	6 „	
„ „ Franz Fieger in Wien	6 „	
„ „ Dr. K. Bayer in Prag	8 „	
„ „ Josef Just jun. in Leipa	8 „	
„ „ Anton Vogel in Netschenitz 1905	6 „	
„ „ K. Ullrich in Przemysl 1903	10 „	
„ „ „ „ „ 1904	10 „	
„ „ J. Papert in Weipert für 1904 u. 1905 .	20 „	
„ „ Aug. v. Doerr in Smilkau	10 „	
„ „ Josef Schürer v. Waldheim in Wien . .	10 „	
„ „ August Graf Kinsky in Bürgstein . . .	10 „	
„ Löbl. Bezirksausschuß in Wegstädtel	10 „	
„ Frau Elisabeth Hielle in Schönlinde	20 „	
„ Herr Dr. A. Pergelt in Wien	20 „	
„ Löbliche Stadtgemeinde Leipa	50 „	
„ Herr Anton Kukuk in Prag	50 „	
„ „ A. Paudler in Leipa	120 „	
„ „ Zahnarzt Kirsch in Dresden	1 „ 43 h	
„ „ Heinrich Ankert in Leitmeritz	2 „	
„ „ Dr. Karl Korb für 1905	4 „	
„ „ Franz Lerche in Reichenberg für 1904 . .	4 „	
„ „ „ „ „ für 1905 . .	4 „	
Summa		515 K 43 h
Fürtrag . .		963 K 08 h

Übertrag . . .	963 K 08 h
Für verkaufte Abzeichen	7 „ — „
Für verkaufte Spitzbergkarten	3 „ — „
Zinsen der Postsparkasse	6 „ 65 „
Für verkaufte Mitteilungen rc.	133 „ 70 „
Mitgliedsbeiträge	2783 „ 06 „
Summa der Einnahme . .	3896 K 49 h

Ausgaben:

Für das Austragen und Versenden der Mitteilungen	275 K 98 h
Porto der Funktionäre	55 „ 01 „
Diskretionen	34 „ — „
Kosten bei dem Verkaufe des Hopfengartens	63 „ 74 „
Spitzbergturmauslagen	70 „ 38 „
An die Druckerei Stopp	20 „ — „
Büchereiauslagen	51 „ 10 „
Assekuranz	6 „ 36 „
Für das Johannesfeuer	6 „ — „
Für Buchbinderarbeiten	17 „ 20 „
An die Postsparkasse	14 „ 47 „
Druckauslagen für die „Mitteilungen"	2809 „ 80 „
Auslagen der Ortsgruppen	20 „ 91 „
Für ein Inserat	10 „ — „
Aequivalentgebühr	1 „ 46 „
Vereinsbeiträge	16 „ 10 „
Für „Deutsche Geschichtsblätter" V. und VI	14 „ 34 „
Beitrag zur Donnersbergwarte	40 „ — „
Verschiedene Ausgaben	1 „ 56 „
Summa . .	3528 K 41 h

Summe der Einnahmen	3896 K 49 h
Summe der Ausgaben	3528 „ 41 „
Rest . .	368 K 08 h

Davon erliegen in der k. k. Postsparkasse	253 K 73 h
in der Leipaer Sparkasse	33 „ 48 „
Bargeld	80 „ 87 „
	368 K 08 h [1])

Im Namen der Rechnungsprüfer beantragt Insp. K. Fechtner die Genehmigung der Zahlmeisterrechnung. Nachdem diese Genehmigung erfolgt ist, werden Lehrer Fr. Weitsch und Insp. K. Fechtner zu Rechnungsprüfern für das nächste Vereinsjahr gewählt. Es folgt hierauf der Bericht über die Spendenwerbung durch Herrn J. Klein:

Bei der vorjährigen Jahresversammlung unseres Klubs wurden die Einnahmen mit K 2903, die Ausgaben mit K 482·67 ausgewiesen; es verblieb daher ein Kassastand von K 2420·33, welcher auf neue Rechnung übertragen wurde. — Im Laufe dieses Jahres kamen an Spenden hiezu K 567, in Summa K 2987·33. An Zinsen aus der Sparkassa K 89·95 bis Ende Juni 1904, zusammen K 3077·28. — Die Auslagen für das Register und kleine Auslagen bis Ende Juni 1904 betrugen zusammen K 1529·75; verbleibt ein Kassastand von K 1547·33, wovon: Sparkasse K 1490·26 samt Zinsen; bar K 57·27; ausgewiesen K 1547.53, also mit obigem Betrage gleich.

Im Ganzen betrugen die Spenden K 3470, die Auslagen K 2012·42, verblieben K 1457·58. — Hiezu die Zinsen bis Ende Juni 1904 K 89·96; gleich oben K 1547·53.

---

[1]) Leipa, am 16. Dezember 1904. P. Hyacinth Walter, dz. Zahlmeister. — Geprüft und richtig befunden. B. Leipa, am 17. Dezember 1904. F. Weitsch. Fechtner.

An diesen Bericht fügt Herr J. Klein den Antrag, daß Herrn Dr. F. Hantschel der Dank der Vollversammlung für seine Bemühungen um das Hauptregister ausgesprochen werde. Dieser Antrag wird angenommen. Alsdann erstattet seinen Bericht der Bücherwart Karl v. Zimmermann in folgender Weise:

Im heurigen Jahre waren wir gezwungen, die Überräumung unserer gesamten Bibliotheksbestände von der Realschule in einen großen Saal der leerstehenden Volksschule auf dem Buttermarkt (Schulplatz) durchzuführen, da die Unterrichtsverwaltung die zwei Zimmer der Realschule für Unterrichtssammlungen benötigt. Regale, Bücher und Zeitschriften wurden nach dem bisherigen Plane in dem neuen, provisorischen Lokale untergebracht, wobei die Gelegenheit benützt wurde, wieder einige für die Zwecke des Vereines ungeeignete Posten abzustoßen.

Der Zuwachs der Sammlung an Zeitschriften im Tauschverkehr und an meist von den Autoren gespendeten Büchern war auch dieses Jahr ein erfreulicher. Unter anderen seien genannt: „Der Kammweg" von Herrn Prof. Paudler und die mehrfachen Zuwendungen unseres eifrigen und geschätzten Mitgliedes Herrn August Weiß, k. k. Oberrechnungsführers in Wien. Nach längerer Pause wurde wieder eine größere Anzahl Schriften eingebunden, so auch die mehrfacher Nachfrage begegnenden älteren Jahrgänge unserer eigenen „Mitteilungen". Ihr Bücherwart machte auch den Versuch, bemerkenswerte Werke in den Sitzungen des Ausschusses den Anwesenden als Lesestoff anzubieten, und dürfte bei weiterer Verfolgung dieses Vorganges einiger Vorteil für die mannigfachen Ziele unseres Klubs sich einstellen.

Ältere Bestände an Verlagswerken und Zeitschriften, die bei uns noch in zahlreichen Exemplaren lagern, wurden, nach reichlicher Dotierung der eigenen Bücherei, den Ortsbüchereien von nationalen Vereinen und Schulen überwiesen, um zu gleicher Zeit auf die Tätigkeit unseres Klubs aufmerksam zu machen und die erwähnten Einrichtungen zu fördern.

Der Zahlmeister, Herr Prior Walter, unterzog sich der Mühe, die uns in größerer Anzahl zugehenden Zeitschriften „Über Berg und Tal" und „Der Wand'rer im Riesengebirge" den Obmännern unserer Lokalklubs zur Verteilung zu überweisen. Im Großen und Ganzen glaubt Ihr Bücherwart die Überzeugung aussprechen zu dürfen, daß trotz der Schwierigkeiten bei der Übersiedlung unsere Bücherei in diesem Jahre namhafte Fortschritte gemacht hat und besonders ihre nützliche Verwendung in der Zunahme begriffen ist.

Lehrer H. Schwarz berichtet über die Sammlungen:

Geehrte Anwesende! Unseren Sammlungen sind im abgelaufenen Vereinsjahre folgende Gegenstände zugekommen:

1 Pulverhorn von Fried. Hahnel; 1 Kettchen mit Anhängsel von Aug. Weiß; 1 Reisepaß des Mathes Bauer, Hayd, 17. Nov. 1840; 1 Reisepaß des Mathias Bauer, Stadtgericht Hayd, 26. Nov. 1845 von Franz Kreysa; 1 Magdeburger Stadtrecht, Schrift auf einem Buchdeckel (Photographie) von Heinrich Ankert; 1 Druckschrift aus Murano von Jos. Dinnebier; 1 Klaubholzanweisung an Wenzel Hermann aus Waltersdorf, Neuschloß 6. Juni 1857 von August Wünsche; 1 Universitätszeugnis des Franz Handschke, Prag 30. Aug. 1817 von Karl Tille; Geburtshaus. Dr. Funke's Al., Familienhaus des Pfalz von Ostritz in Leitmeritz von Heinrich Ankert; Ruine Scharfenstein, Ruine Kokorzin, Teplitz, Schlan, Lissa (Stahlstiche) von Hein. Ankert; Hilaria von B. Kamnitz 1864 (Photogr.) von Gust. Nowak; MDr. Bernard Seifert (Stahlstich) von Josef Just d. ä.; Neumannhaus, Marktplatz (Photogr.) von Hermann Rösler; Zeitungsausschnitte von Aug. Weiß; Fischerteich bei Niemes (Lichtbild) von Karl Tille; 2 Bilder Chenillearbeit, Bodenbach (Lichtbild) von Aug. Weiß; Königstein mit Festung, Lilienstein, Schandau, Uttewalder Grund, Bastei, Hockstein, Polenzgrund, Kuhstall, Prebischtor, Obere Schleuße, Großer Winterberg, Papststein, Pirna, Hohnstein, Edmundsklamm, Edmundsgrund, Herrnskretschen (Photographien) von Josef Schüller; 1 Leitmeritzer Kalender, 1 National-Kalender 1843, Weltgeschichte von Eichhorn 1. 2. 3. Bd., 3 alte Gebetbücher das neue Testament 1820, von Jos. Just d. j.; der Rakonitzer Kreis (Wien, Müller) von Heinr. Ankert; Karte der k. österr. u. k. sächs. Staats-Eisenbahn 1851 von Aug. Weiß; Briefbeschwerer aus dem Holze der ehemaligen Eiben beim Klostereingange in Rumburg von Albin Schild; 34 Ansichtspostkarten.

Übergeben wurden diese aufgezählten Geschenke von den Herren: Ankert Heinrich, Stadtarchivar, Leitmeritz; Dinnebier Josef, Werkführer, Timelkam; Elbel Wilhelmine, Sparkassebeamtenstochter, Leipa; Hahnel Friedrich, Pfarrer, Habstein; Just Josef, Schuldirektor i. R., Leipa; Just Josef, städt. Konzipist, Leipa; Kreysa Franz, Gerichtsauskultant, Leipa; Müller Karl, Buchhalter, Leipa; Nowak Gustav, Abgeordneter, B. Kamnitz; Rösler Hermann, Getreidehändler, Leipa; Schild Albin, Schriftsetzer, Rumburg; Schüller Josef, Buchhändler, Leipa; Tille Karl, Niemes; Weiß Aug., Postsparkassebeamter, Wien; Wünsche Aug., Ober-Politz, und wird ihnen hiemit der beste Dank gezollt.

Hieran anschließend verliest der Vorsitzende die eingelaufenen Begrüßungen:

T.: Wien. Dem Vereine ferneres Gedeihen, seinen Mitgliedern beste Grüße! Prof. Fieger.

T.: Alt-Ehrenberg. Aus dem schönen Niederland folget Wunsch und Gruß allen mit einand' von Franz Xaver Langhans, Pfarrer.

T.: Prag. Erlaube mir, den Klub zur Vollversammlung herzlichst zu begrüßen. Dr. Korb.

T.-B.: Olmütz. In alter, treuer Anhänglichkeit sende den wackeren, im „Klub" vereinten Heimatsgenossen deutschen Heilgruß und Handschlag und wünsche dem nimmer rastenden Verein weiteres Blühen und Gedeihen. Heil dem herrlichen Deutschböhmen! Theodor Knaute.

Ruppersdorf b. Reichenberg, am 15. Dez. 1904. Wie in den früheren Jahren gestatte ich mir auch heuer wieder, den von Ihnen so musterhaft geleiteten Nordböhm. Exkursions-Klub zu den Erfolgen im abgelaufenen Jahre aufs herzlichste zu beglückwünschen. Möge derselbe auch im neuen Jahre wieder so segensreich wirken! Ferd. Thomas, B.-Dir.

Leitmeritz. Zur 28. Hauptversammlung unsere besten Wünsche für weiteres Gedeihen und Blühen des Vereines. Deutschen Gruß sendet den Teilnehmern der Versammlung der Lokalklub Leitmeritz. Der Obmann: Brehm. Der Schriftführer: Heinrich Ankert.

Wien, 16. Dezember 1904. Zur Jahresversammlung sendet die herzlichsten Grüße an die verehrliche Leitung und alle seine Mitglieder A. Weiß.

Eger, 16. Dezember 1904. Zur 28. Jahresversammlung die besten Grüße! Möge es Ihrem Klub beschert sein, die seit 28 Jahren so reichlich gesammelten Garben glücklich unter Dach zu bringen, damit dem Register auch bald andere Sammelbände folgen können. Mit besten Wünschen Alois John.

Weitere Begrüßungen waren eingelaufen von den Herren: Oberlehrer Joh. Haudeck in Leitmeritz (8. Dezember), Prof. Dr. Karl Bayer in Prag (12. Dezember), J. Tille in Niemes (14. Dezember), Ferd. Rautenstrauch in Haida (14. Dezember) und Oberlehrer W. Schaffran in Ober-Ebersdorf (15. Dezember).

Den Schriftentauschverkehr behandelt ein Bericht von Prof. G. Buchner:

Zu den 151 Vereinen, bezw. Körperschaften, mit denen der Nordböhm. Exkursionsklub im Vorjahre im Schriftenaustausch gestanden ist, sind im heurigen Jahre 6 neue hinzugetreten, nämlich der Mühlhäuser Altertumsverein in Mühlhausen i. Th.; der Deutsche Volksgesang-Verein in Wien; der Verein für österreichische Volkskunde in Wien; die Redaktion der Mitteilungen des Beskidenvereines in Bielitz-Biala; die

Administration der Mitteilungen des D. u. Oe. A. in Wien und die Gesellschaft für Völker- und Erdkunde in Stettin. Somit betrug die Gesamtzahl der Tauschvereine heuer 157. Davon entfielen auf Österreich-Ungarn 50, u. zw. auf Böhmen 14, Mähren 3, Schlesien 2, Nied.-Österr. 17, Ober-Österreich 1, Steiermark 1, Kärnten 1, Küstenland 1, Salzburg 2, Tirol mit Vorarlberg 2, Ungarn mit Siebenbürgen 6. — Auf das Deutsche Reich entfielen 89, auf Luxemburg 2, Holland 1, auf die Schweiz 3, auf Dänemark 1, Schweden 3, Italien 1, Rußland 1, auf Nordamerika 5, auf Südamerika 1. — Der Zentralstelle des Gebirgsvereines für die sächsische Schweiz in Dresden wurden für ihre einzelnen Sektionen wie bisher je 50, dem Riesengebirgsverein ebenso je 35 Stück der „Mitteilungen" geschickt. — Außerdem gelangten 140 Exemplare der von Herrn v. Zimmermann verfaßten (und dem Nordböhm. Exkursionsklub in dankenswerter Weise überlassenen) Schrift „Über die Bildung von Ortstein" zur Versendung. Diese inbegriffen betrug demnach die Gesamtzahl der im heurigen Jahre versendeten Schriften 1100.

Den Rechenschaftsbericht des Ausschusses hat Schriftführer J. Just in nachfolgender Weise erstattet:

Geehrte Anwesende! Nach 26 Rechenschaftsberichten seit dem Bestande des Vereines ist dieser der erste, welcher nicht, beziehungsweise nicht mehr unseren altbewährten ersten Schriftführer Herrn Kanzleidirektor Wenzel Heimrich zum Verfasser hat. Zu Beginn des heurigen Vereinsjahres hat er mit Hinweis auf das sich bei dem hohen Alter von 83 Jahren fühlbar machende Ruhe- und Schonungsbedürfnis die Wiederannahme des Schriftführeramtes abgelehnt und vor kurzem auch seinen bestimmten Entschluß dem Ausschusse bekannt gegeben, auch auf die Ausschußmitgliedschaft zu verzichten. Mit großem Bedauern sah der Ausschuß den ältesten Mitarbeiter, der seit Gründung des Vereines im Jahre 1878 das Schriftführeramt mit hingebungsvollem Eifer, Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit verwaltet hatte, scheiden und bereitete ihm eine ehrende Dankeskundgebung. Es erscheint aber angemessen, auch an dieser Stelle namens des Vereines Herrn Kanzleidirektor Wenzel Heimrich für sein langjähriges, unermüdliches, verdienstvolles Wirken im Ausschusse, insbesondere als erster Schriftführer den wärmsten Dank auszusprechen. — Auf den Rechenschaftsbericht selbst übergehend, möchte ich vorerst bemerken, daß über die Wirksamkeit des Vereines, betreffend die Sammlungen, die Bücherei, den Schriftentauschverkehr, die Vereinszeitschrift „Mitteilungen", die Studentenherberge, die Vorträge und Ausflüge, besondere Berichte auf der Tagesordnung stehen, der Berichterstatter bezüglich dieser Tätigkeitszweige sich hier kürzer fassen und auf das innere Vereinsleben, auf die Tätigkeit des Ausschusses im 27. Vereinsjahre sich beschränken kann.

Der bei der letzten Hauptversammlung gewählte Ausschuß wählte in seiner ersten Sitzung wieder zum Obmann Rud. Walda, k. k. Realschuldirektor, als Stellvertreter A. Paudler, k. k. Gymn.-Professor i. R., zum Zahlmeister Ant. Hyaz. Walter, Augustinerordensprior, als Bücherei-Verwalter Karl von Zimmermann-Göllheim, Chemiker, zum Verwalter der Sammlungen Hugo Schwarz, Volksschullehrer, als Besorger des Schriftentauschverkehres k. k. Gymn.-Professor Georg Buchner. Zum ersten Schriftführer wurde städt. Konzipist Josef Just, und als zweiter Schriftführer Hermann Herbrich, Hausbesitzer, neu gewählt. Die Schriftleitung der Vereinszeitschrift „Mitteilungen" übernahmen wieder Prof. A. Paudler in Leipa und Dr. Franz Hantschel in Smichow.

In 20 Ausschußsitzungen wurden 290 Gegenstände verhandelt. Auf der Tagesordnung fast jeder Sitzung standen Mitglieder-Anmeldungen, Übernahme von Geschenken und der zahlreichen Tauschschriften der Vereine, gelehrten Gesellschaften und Institute, mit welchen der Verein im Schriftenaustausche steht. Neben diesen ständigen Verhandlungsgegenständen fand sich zu jeder Sitzung, wie die 109 Seiten des achten Sitzungsbuches erzählen, reicher Stoff zu Beratungen und Beschlüssen vor.

Die Hauptleistung des nordböhm. Exkursionsklubs war auch in diesem Jahre die Herausgabe der Vereinszeitschrift „Mitteilungen", welche, wie von berufenster Seite s. z. ausgeführt worden ist, „gleicherweise der Volkstümlichkeit und Wissenschaftlichkeit Rechnung tragend, das geistige und materielle Leben Nordböhmens, ja selbst die Zustände, Bestrebungen und Fortschritte des ganzen Deutschböhmerlandes wiederspiegelt, welche stolz darauf sein kann, als erste in Böhmen die Baukunde gepflegt zu haben und nie müde ward, zu erweisen, daß das Deutschtum Nordböhmens als ein lebenskräftiger, literarisch selbständiger Zweig zu einem mächtigen Organismus gehört."

Die Höhe der Auflage wurde vom Ausschusse wieder mit 2100 festgesetzt, die Stärke

des 1. und 4. Heftes mit 7, des 2. und 3. mit 6 Bogen. Mit Dank muß hier angeführt werden, daß Prof. A. Paudler sowohl beim 1., wie beim 4. Hefte die Kosten je eines Halbbogens aus Eigenem bestritt. Daß die „Mitteilungen" von heuer an geheftet und beschnitten ausgegeben werden, hat viel Zustimmung gefunden in den Kreisen der Mitglieder und Leser, weil die raschere Kenntnisnahme ermöglicht, das Finden und Lesen erleichtert wird. Es ist aber auch die Hoffnung berechtigt, daß dadurch die Verbreitung und die Sammlung und Aufbewahrung der „Mitteilungen" überhaupt gefördert werden wird. Zur Aufnahme von Ankündigungen in beschränktem Umfange in die „Mitteilungen" hatte sich der Ausschuß nicht leicht und nur aus dem Grunde entschlossen, daß mit den Einnahmen die Kosten des Heftens und Beschneidens gedeckt werden sollen. Dem für die Tauschvereine und Lokalklubs des Exkursionsklubs bestimmten Teile der Auflage des 2. Heftes wurden mit Genehmigung des Ausschusses 200 Stück der vom Ausschußmitgliede Karl von Zimmermann herausgegebenen Schrift „Die Bildung von Ortstein" als Widmung des Verfassers beigegeben. Ein bedeutsames Ereignis des 27. Vereinsjahres auf literarischem Gebiete war die Ausgabe des Hauptregisters zu den Jahrgängen I—XXV der „Mitteilungen" und zwar des 1. Teiles „Sachregister", in trefflicher Weise zusammengestellt von dem unermüdlichen Schriftleiter der „Mitteilungen" Dr. Franz Hantschel; durch das Ergebnis der im vorigen Jahre vom Exkursionsklub eingeleiteten Spendenwerbung war die Herausgabe des zur Nutzbarmachung des reichen mannigfaltigen Stoffes der „Mitteilungen" unumgänglich notwendigen, als Ehrendenkmal für die Deutschen Nordböhmens bezeichneten Werkes möglich geworden. Der Ausschuß spricht an dieser Stelle allen Spendern nochmals den Dank aus!

Für die im Tauschverkehre an Vereine, gelehrte Gesellschaften und Anstalten im In- und Auslande überlassenen Mitteilungen erhielt der Exkursionsklub eine große Zahl wissenschaftlicher Zeitschriften, Jahrbücher und Lesewerke aus den verschiedensten Stoffgebieten. Im verflossenen Jahre beschloß der Ausschuß die Eingehung des Schriftentauschverkehres mit dem Mühlhausener Altertumsvereine (M. Geschichtsblätter), mit dem Beskidenvereine in Bielitz, dem deutschen Volksgesangvereine in Wien (Zeitschrift: „Das deutsche Volkslied"), dem Vereine für österreichische Volkskunde in Wien, der Gesellschaft für Erdkunde in Stettin, den Mitteitungen des deutschen und österreichen Alpenvereines, mit E. K. Blüml in Wien, der eine Bibliographie der Volks- und Altertumskunde herausgibt. Die Bücherei des Klubs erfährt durch diese vielen Einläufe aus den Tauschvereinen eine stetige, hochschätzbare Vermehrung. Nachdem erst voriges Jahr über die Durchführung der Ordnung und sachgemäßen Einteilung der Büchereibestände durch den trefflichen Bücherwart Karl von Zimmermann berichtet werden konnte, muß heuer berichtet werden, daß dieser mühevoll erreichte Zustand leider nicht von langer Dauer sein konnte. Wegen Inanspruchnahme der schönen Büchereiräume im Realschulgebäude für Unterrichtszwecke mußte der Exkursionsklub andere Unterkunftsräume suchen und es gelang nach mehrfachem Suchen durch das dankenswerte Entgegenkommen des Bürgermeisteramtes als Patronatamtes in dem jetzt der Peter- und Paulkirche gehörigen ehemaligen Knabenschulgebäude Nr. 133 auf dem Schulplatze ein Zimmer zur Unterbringung der Klubbücherei zu mieten, in welchem dieselbe bleiben kann, bis das Haus zu dem geplanten Kirchenbau verwendet werden wird. Ende Oktober war die Überräumung der Bücherei, die Wiederordnung und Einteilung der neuen Räumlichkeit beendet. Dem Büchereiverwalter Karl von Zimmermann gebührt für die energische zweckmäßige Durchführung und außerordentliche Mühe der beste Dank des Vereines! Der Verein hatte bei dieser Gelegenheit auch beschlossen, aus den Lagervorräten überzählige Jahrgänge touristischer Zeitschriften, ferner eine namhafte Anzahl der Werke „Ruine Hassenstein" von Fr. Bernau und „Markersdorfer Mundart" von F. Knothe an Lehrervereine der betreffenden Gegend, Volksbüchereien, Lokalklubs unentgeltlich, bzw. Hassenstein um einen ganz ermäßigten Preis abzugeben. Die „Mitteilungen", frühere Jahrgänge, sind, außer die Hefte 1, 3 des IV., 1 des V., 1 des XI. Jahrganges noch in hinlänglicher Anzahl vorhanden und werden an Mitglieder zu Vorzugspreisen abgegeben, welcher Hinweis jetzt nach dem Erscheinen des Hauptregisters angebracht sein dürfte. Die Sammlungen des Klubs, welche im „Leipaer Museum" untergebracht sind und den Grundstock desselben bilden, sind auch im Jahre 1904 durch Zuwendungen vermehrt worden. Seit dem Bestande des Leipaer Museumsvereines sind naturgemäß die Zuwächse der Klubsammlung spärlicher geworden, weil viele Zuwendungen unmittelbar für's Museum gemacht werden. Mit dem Leipaer Museumsvereine, welcher ja über Veranlassung des Exkursionsklubs 1900 gegründet wurde, steht derselbe in freundschaftlichem Verhältnisse und hatte nach § 7 der Satzungen

in den Ausschuß des L. M. V. die Ausschußmitglieder Rud. Walda, Karl von Zimmermann, Hugo Schwarz und Jos. Just d. J. entsendet. Wenn auch die „Mitteilungen" nicht offiziell, durch Aufnahme eines Beisatzes zum Titel als „Zeitschrift des Leip. Museumsvereines" anerkannt sind, hat die Schriftleitung der „Mitteilungen" in entgegenkommendster Weise einen angemessenen Raum für Veröffentlichungen des Leipaer Museumsvereines zugestanden.

Als Mittel zur Erreichung des Vereinszweckes sind in den Satzungen ausdrücklich angeführt: Gesellige Zusammenkünfte, Vorträge, Ausflüge und Wanderversammlungen. In dieser Richtung war der Verein auch im abgelaufenen Vereinsjahre nicht untätig. Es wurden Vortragsabende mit Vorträgen aus verschiedenen Wissensgebieten, Ausflüge mit ansehnlicher Teilnehmerzahl veranstaltet. Nach jahrelanger Pause fand heuer wieder einmal eine Wanderversammlung statt und zwar am 11. Dezember in Habstein, wobei Karl von Zimmermann vor einer zahlreichen Zuhörerschaft einen inhaltreichen, trefflichen Vortrag hielt über „Die Kies- und Sandböden und ihre Verbesserung durch Zuführung von Eruptivgestein, mit besonderer Berücksichtigung von Habstein und Umgebung". Es ist zu hoffen, daß der gute Verlauf, die erfreuliche Anteilnahme über die Mitgliederschaft hinausreichender Kreise der Bevölkerung zur Wiederaufnahme der Veranstaltung von Wanderversammlungen im nächsten Vereinsjahre Anregung bieten wird!

Touristischen Bestrebungen gegenüber hat der Exkursionsklub auch im abgelaufenen Vereinsjahre lebhafte Anteilnahme bewiesen, obwohl er nicht für einen eigentlichen Touristenverein gehalten werden will: „Er verarbeitet geistig Alles, was durch die Touristen- und Verschönerungsvereine neugeschaffen wurde, hält es in den „Mitteilungen" fest und tut es der Welt nachdrücklich kund; deren gedeihliches Schaffen hat in den fortschreitenden Forschungen des Klubs ein orientierendes, nie versagendes Register." — Der Ausschuß ließ einige Tourentafeln, bezw. Wegtafeln in der Umgebung von Leipa erneuern, gab die Anregung zur Verbesserung von Wegen zum und am Spitzberge. Die Obsorge um den Spitzbergturm, welcher Eigentum des Vereines ist, bildete den Gegenstand häufiger Beratungen im Ausschusse. In Anbetracht der Umstände, daß der Besuch des aussichtsreichen Spitzberges heuer erheblich stärker war (wozu die von dem in jeder Hinsicht fürsorglichen Turmwarte Wenzel Kurz tadellos geführte Bergwirtschaft nicht wenig beitrug), aber auch die Unzulänglichkeit der Unterkunftsräume häufig peinlich empfunden wurde, beschloß der Ausschuß nach mehreren gründlichen Beratungen, auf dem Aussichtsturmanbaue oder an demselben behufs Schaffung ausreichender Unterkunftsräume für die Bergbesucher eine Veranda zu erbauen, wenn es gelingt, die erforderlichen Mittel durch eine Geldsammlung aufzubringen. Die Bewilligung zur Sammlung von Spenden bei Freunden des Spitzberges oder touristischer Bestrebungen überhaupt hat die k. k. Bezirkshauptmannschaft bereits erteilt; aus Zweckmäßigkeitsgründen ist die Durchführung bis nach dem Fasching 1905 verschoben worden. Es wäre nur zu wünschen, daß das von allen Seiten als notwendig anerkannte und einem Bedürfnisse der Bergbesucher entsprechende Unternehmen recht viele opferwillige Freunde fände! Bei dieser Gelegenheit muß dem Brettsägewerkbesitzer Josef Vogel in Leipa, der wiederum Bretter und anderes Holzwerk zu Herstellungen auf dem Berge geschenkt hat, und dem löbl. Anpflanzungs- und Verschönerungsvereine für Herrichtung der Bänke am Wege der beste Dank gesagt werden. Der wackeren „Berggesellschaft" in Reichstadt, die heuer am 4. Juni den durch den Holzabtrieb zerstörten Bergweg auf der Nordostseite wieder trefflich hergestellt hat, sei an dieser Stelle für ihren mit Aufwand an Zeit und harter Arbeit in uneigennütziger Weise dem seit der Gründung treuverbündeten Exkursionsklub, bezw. der Touristik geleisteten Dienst nochmals der herzlichste Dank zum Ausdrucke gebracht! — Die Wiederaufnahme des Steinebrechens am Osthange des Berges gab dem Ausschusse wiederholt Anlaß zu Erhebungen und Einschreiten. — Es erübrigt noch mitzuteilen, daß dem Spitzbergausschusse nach der heuer vorgenommenen Neuwahl angehören: Josef Klein (Obmann), Josef Just d. J. und Hermann Herbrich, Schriftführer, Georg Buchner, Hugo Schwarz, Josef Vogel, Josef Weber. — Von der touristischen Tätigkeit des Klubs wäre noch zu erwähnen die Erteilung von Auskünften an auswärtige Reisegesellschaften in mehreren Fällen, die Verbreitung der Zeitschrift „Aus deutschen Bergen", die Veranstaltung von Wanderungen, Veröffentlichung von Berichten hierüber, die Beteiligung am Vertretertage der Gebirgsvereine Nordböhmens und der Lausitz u. a. — Eine ehrende Aufgabe wurde dem Nordböhm. Exkursionsklub zuteil, indem er mit Zuschrift der k. k. Statthalterei zur Mitwirkung bei der Verzeichnung der

Naturdenkmäler in Böhmen herangezogen wurde. Auf Grund gründlicher, erschöpfender Zusammenstellung des besten Kenners, Dr. Franz Hantschel, wurde vom Ausschusse ein Verzeichnis aller Naturdenkmäler und Naturseltenheiten im Klubgebiete mit Bericht vorgelegt. — Trotz seiner so beschränkten Geldmittel nahm der Klub gewisse Gelegenheiten wahr, heimatliche, der heimischen Wissenschaft und Touristik zum Segen gereichende Unternehmungen zu unterstützen. So wurde für die Donnersbergwarte eine zweite Spende von 40 K bewilligt und beschlossen, die in Heften erscheinende „Leipaer Bezirkskunde" für die Klubbücherei um den freiwillig erhöhten Betrag von 10 K zu beziehen. — Die Veranstaltung eines volkstümlichen Hochschulkurses oder Abhaltung von Hochschulvorträgen in Leipa wurde im Ausschusse angeregt und Erhebungen über die mögliche Durchführung eingeleitet. — Erfreulicherweise fehlte es auch heuer nicht an Beweisen der Würdigung der Bestrebungen des Klubs durch dankenswerte Zuwendung erhöhter Beiträge und Spenden. Der Hr. Zahlmeister hat bereits hierüber berichtet, ebenso Hr. Klein über die heuer noch eingegangenen Spenden für den Fond zur Herausgabe des Hauptregisters, bezw. auch anderer für unser deutsches Volkstum bedeutsamer Werke. Hier sei nur noch angeführt: das Vermächtnis der Zinsen von 400 K im Testamente des am 7. Nov. 1904 verstorbenen Mitgliedes Heinrich Wedrich, Fabriksbesitzers in Leipa.

Mit zielverwandten Vereinen stand der Exkursionsklub auch im abgelaufenen Vereinsjahre in freundschaftlichem Verkehre. Der Gablonzer Gewerbeverein sandte eine Einladung zur Eröffnung seines Museums am 26. März, der deutsche Gebirgsverein für Gablonz und Umgebung Berichte über Kammwegmarkierung, der Gebirgsverein fürs nördlichste Böhmen Einladungen zum Vertretertage in Warnsdorf und Wanderpläne, die Abteilung Warnsdorf die Einladung zur Feier der Eröffnung der Burgsbergwarte am 15. Mai, der Verein der Naturfreunde in Mertendorf Einladung zum Hutbergfeste, der Ausschuß für Errichtung eines Denksteines für Emanuel Max Ritter von Wachstein in Bürgstein die Einladung zur Enthüllungsfeier am 26. Juni. An den Sitzungen des Komitees zur Erhaltung des Herrnhausberges nahm der Exkursionsklub durch seine Vertreter teil.

Im Ausschusse selbst herrschte wie immer ein gemütlicher, anregender Verkehr, wie in einem Familienkreise. Jeder Anlaß zur Bekundung der Glückwünsche oder des Beileides wurde wahrgenommen, so die Vollendung des 60. Lebensjahres der hochverdienten Schriftleiter der „Mitteilungen", Prof. A. Paudler und Dr. Franz Hantschel, das Ableben der Tochter unseres verehrten Ausschuß-Seniors Kanzleidirektors W. Heimrich u. a.

Zum Schlusse meines Berichtes obliegt mir noch die Ehrenpflicht, der verdienstvollen Ehrenmitglieder und Mitarbeiter und treuen Vereinsmitglieder zu gedenken, welche der Tod im verflossenen Vereinsjahre uns entrissen hat. Es sind die Ehrenmitglieder Friedrich Bernau in Planian und Prof. Rudolf Müller in Reichenberg, ferner die Mitglieder Eduard Gerthner in Bürgstein — der volkstümliche Forscher, langjährige fleißige Mitarbeiter, welcher auch letztwillig dem Exkursionsklub eine Anzahl Bücher und einen Betrag von 200 fl. zur Herausgabe einer Chronik von Bürgstein und Johannesdorf vermacht hat — Robert John in Auscha, Alexander Ullmann in Prag, Anton Elbel in Leipa, Heinrich Reichelt in Hainspach, Dr. Kukula in Dauba, Hermann Münzberg in Tetschen, Gotthold Schneider in Tetschen, Robert Strobach in Schönau, Bez. Schluckenau, Isidor Kampe in Leipa, Heinrich Wedrich in Leipa, Dr. Joh. Marx in Aussig, Heinrich Ritter von Kopetz in Salorad, Florian Scharwort in Prag, Franz Profelt in Hirschberg, Dr. F. Schlesinger in Leitmeritz. Im Namen des Ausschusses ersuche ich die versammelten Mitglieder, das Andenken der Dahingeschiedenen durch Erheben von den Sitzen zu ehren (geschieht).

Nunmehr erstattet Lehrer H. Schwarz den Bericht über die Tätigkeit sämtlicher Abteilungen:

Von der Tätigkeit der Abteilungen im vergangenen Vereinsjahre sei hiermit zur Kenntnis, daß 6 Vortragsabende und zwar am 28. Jänner, 7. Februar, 17. März, 28. April, 13. Oktober und 27. Oktober stattfanden, welche von 23, 22, 26, 25, 21 und 14, zusammen 131 Personen besucht waren, das sind im Durchschnitte 22. An diesen Abenden hielten Vorträge die Herren: 1. Bürgerschullehrer Jos. Anders: Die Flechten und ihre Verwertung; Brettsägebesitzer Jos. Vogel: Eine Reise durch Süddeutschland und Italien; 2. Professor Dr. Graber: Über die Bildung der Sandsteine in Nordböhmen;

3. Professor A. Paudler: Über den Kammweg; 4. Auskultant Fr. Kreysa: Schluß des Berichtes über die Reise des Wirtschafters Tragl in Amerika; 5. Chemiker K. v. Zimmermann: Die Sand- und Kiesböden Nordböhmens und deren Aufbesserung durch Zufuhr von zerfallenem Eruptivgesteine; 6. Professor Dr. Graber: Die geologischen Verhältnisse des Maschwitzer Berges, künstliche Darstellung der Gewitterkugeln, Talbildung durch Winderosion im Aschendorfer Reviere. Hierfür an dieser Stelle nochmals bester Dank!

Die heuer unternommenen 10 Ausflüge waren folgende: 25. März: Höllengrund, Besuch einer Höhle, 15; 1. Mai: Rehdörfel, Kühberg, Karsch, Hirnsen, Neuschloß, Karba, 34; 8. Mai: Auscha, Helfenburg, Neuland, Ausch̄a, 28; 12. Mai: Klein-Eicha, Steinbrücke, Robitz, Hanelstein, Quitkau, Paulinental, Wassergrund, Zückmantel, 5; 13. Mai: Ober-Preschkau, Blottendorfer Kamm, Röhrsdorf, 30; 16. Mai: Reichstadt, Kamnitzberg, Reichstadt, 28; 22. Mai: Woken, Sirtsch, Borschim, Widim, Nedoweska, Dauba, Hirschberg, 8; 29. Mai: Kriesdorf, Roynungen, Freudenhöhe, Trögelsberg, Petersdorf, Gabel, 6; 12. Juni: Weißwasser, Radechow, Hühnerwasser, Niemes, 8; 19. Juni: Haida, Forsthaus, Franziskaweg, Kleis, Röhrsdorf, 9; 3 Ausflüge (22., 29. Mai und 12. Juni) erforderten je einen ganzen Tag, die andern je einen halben Tag; zwei von ihnen (25. März und 12. Mai) waren Fußwanderungen, bei den anderen benützte man zur Hin- und Rückfahrt die Eisenbahn. Teilgenommen haben im ganzen 171 Personen, kommen im Durchschnitte auf einen Ausflug 17.

Zum Schlusse meines Berichtes sei noch erwähnt, daß heuer wieder einige Zurechtfindungstafeln neu angebracht und andere alte gegen neue ausgetauscht wurden.

Noch wäre etwas über den Besuch des Spitzberges und seines Turmes zu sagen, doch ist das schon von anderer Stelle geschehen.

Den Bericht über die Studentenherberge in Leipa bringt Herr J. Klein:

Die Studentenherberge in Leipa war dieses Jahr wieder im Turnsaale der Knaben-Volksschule in der Ferdinandstraße untergebracht. Es wurden 10 Betten aufgestellt und es bekam jeder Besucher nebst freiem Quartier auch Frühstück und Nachtmahl, was Allen von Seite der Stadt beigestellt wurde, wofür hiermit der beste Dank ausgesprochen und gleichzeitig die Bitte gestellt wird, daß auch weiterhin der Herberge diese Wohltat zuteil werde.

Im ganzen besuchten 80 Studierende unsere Herberge und zwar 50 aus Österreich und 30 aus Deutschland. Hiervon waren 66 Mittelschüler und 14 Hochschüler. Die meisten waren am 4. und 7. August über Nacht hier. Besuchstage gab es 34.

Daß unsere Studentenherberge zu den best eingerichteten zählt und unentgeltliche Verpflegung gewährt, wird von den Besuchern stets lobend und dankend im Fremdenbuche schriftlich anerkannt.

Möge es den Besuchern eine freudige Erinnerung bleiben, damit sie an Leipa und ihre Herberge, wo sie so gut aufgenommen waren, mit Liebe öfter gedenken.

Den Schluß der Berichte bildet der Bericht der Schriftleitung, welchen Prof. A. Paudler in folgender Weise ausführt:

Hochverehrte Versammlung! Wie in früheren Jahren, so will ich auch diesmal zuerst mit den ziffernmäßigen Verhältnissen unserer Wirksamkeit beginnen. Die Auflage unserer Zeitschrift betrug 2100, der Umfang des Jahrganges 27 Druckbogen. Das gibt 56.700 Bogen. Hierzu kommen 11¼ Bogen für das Hauptregister, was bei einer Auflage von 1000 Stück 11.225 Bogen gibt. Es ist also der Jahresbetrag 67.925 Bogen. Früher waren 1,216.855 Bogen ausgewiesen worden. So kommen wir zur Gesamtziffer 1,284.780.

Die Zahl der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen beträgt diesmal über Hundert, die größte Zahl, welche bisher erreicht werden konnte. Ihre Namen sind: Ed. Alliger, H. Ankert, Ferd. Arlt, Dr. Karl Bayer, Jos. Bergl, Fr. Bernau †, F. J. Böhm, Ed. Brehm, G. Buchner, Dr. Fr. Cartellieri, Jos. Denk, Jos. Ehrlich, Jos. Fiedler, Jos. Fischer, Karl R. Fischer, Karl Fleck, Jos. Friedrich, A. Frind, Ed. Gerthner †, Frieda Gumpinger, Dr. Herm. Hallwich, Dr. F. Hantschel, Joh. Haudeck, A. Hauptmann, W. Heimrich, E. Hellmich, Herm. Herbrich, Cöl. Hofmann, Flor. Holfeld, Dr. Ed. Jacobs, C. Jahnel, Jos. Jarschel, J. Just d. J., J. Kern, Joh. H. Kindermann, Dr. Ant. Kittel, J. Klein, Prof. Dr. Koch, Aug. Kögler, K. Köpl, Wilh. Kolb, Dr. Rud. Korb, F. Kosch, F. Krahl, Dr. St. Krause, Hans R. Kreibich, Ad. Kunert, J. F. Lahn, E. Langenbäcker, Jos. Leimer, Johanna Lenisch †, Karl Lichtenfeld, Dr. J. Martin, E. Mauermann, Ant. Melzer, J. Michel,

E. Neder, Dr. F. Netolitzky, Jos. Neumann (Warnsdorf), G. Nowak, R. v. Ottenfeld, Aug. Palme, F. F. Palme, Jul. Parsche, A. Paudler, F. Paudler, Dr. G. E. Pazaurek, F. J. Ramisch, L. Richter, Jos. Rößler, Herm. Runge, P. Sauppe, L. Schlegel, Hugo Schwarz, Emmy Schwieder, Ferd. Schwind, Aug. Sedláček, E. A. Seeliger, Dr. J. Steinmetzer, W. Stibitz, J. Taubmann, Ferd. Thomas, Dr. Karl Trautmann, M. v. Trebra, Dr. M. Urban, Rud. Walda, Anna Waldhauser, H. A. Walter, E. Weinhold, Rob. R. v. Weinzierl, F. Werner, W. L. Wiesner, Mary Werunsky, F. Wilhelm, Aug. Wünsch, J. Zanker, F. Zekel, K. v. Zimmermann.

Allen den genannten Herren und Damen sei am Schlusse des Vereinsjahres der herzlichste Dank gesagt. Insbesondere aber meinem Freunde Dr. Franz Hantschel, dem wir diesmal auch die Ausarbeitung des Hauptregisters zu verdanken haben. Das Sachregister, welches bereits ausgegeben wurde, faßt alles zusammen, was von unserer Zeitschrift innerhalb eines Vierteljahrhunderts veröffentlicht worden ist, aber auch das Orts- und Namensverzeichnis kann nicht entbehrt werden. Beide sind für den Druck bereits vorbereitet. Hoffen wir, daß es uns nicht an Mitteln gebricht, das Unternehmen recht bald zu vollenden. Das Hauptregister wird mit den vollzähligen Jahrgängen der „Mitteilungen" eine „Bibliothek des heimatlichen Wissens" genannt werden dürfen.

Auch heuer haben wir für die unentgeltliche Überlassung von Zeitungen und Zeitschriften zu danken. Die D. Leipaer Zeitung, die Leitmeritzer Zeitung, die Erzgebirgs-Zeitung, das B. Kamnitzer Wochenblatt, Aus deutschen Bergen, Über Berg und Tal, Der Altvater, Unser Egerland, die Mitteilungen des nordböhmischen Gewerbemuseums, der Gebirgsfreund (Zittau), die von Prof. Dr. J. Goll herausgegebene Historische Zeitschrift sind uns regelmäßig zugegangen, außerdem eine große Zahl einzelner Nummern mit verschiedenen Aufsätzen, welche für unsere Zwecke einen Wert zu haben schienen.

Daß die Idee, welcher unser Exkursions-Klub seine Entstehung verdankt, in den weitesten Kreisen noch immer wirksam ist, beweist in schlagendster Weise die Wahrnehmung, daß immer wieder Vereinigungen entstehen, welche ähnlichen Bestrebungen wie unser Klub sich widmen. Noch vor nicht langer Zeit las man in der N. Fr. Presse, daß einige Geschichtsfreunde im Oest. Touristenklub eine Gesellschaft gegründet haben, „welche es sich zur Aufgabe macht, im Kreise der Touristen den Sinn und das Interesse für die Altertümer, die dem Landschaftsbilde romantischen und malerischen Reiz verleihen, zu wecken und zu beleben. Zunächst sollen in Niederösterreich die alten Wahrzeichen, die Naturdenkmale mit geschichtlichen Erinnerungen, Ruinen, Denksteine aufgesucht, abgebildet, allgemein bekannt gemacht und ihre Abbildungen in einer Sammlung hinterlegt werden". Dieser Satz erinnert in mancherlei Beziehung an die „Prinzipien", welche am 24. Juli 1897 im Gasthause beim Klügel in Ulgersdorf besprochen, beschlossen und niedergeschrieben wurden.[1]) Nur war unser Programm schon damals viel umfassender.

Unsere Vermutungen und Erwartungen bezüglich der Zukunft des „neuen Kammweges" haben sich bisher erfüllt. Nicht nur bis zur Schneekoppe, sondern auch weit nach Westböhmen ist der Kammweg bisher fortgesetzt worden. Mein Kammwegbuch, welches knapp vor Ostern erschien, hat nicht nur in der Bevölkerung und unter den Naturfreunden zahlreiche Abnehmer, sondern auch in den öffentlichen Blättern des In- und Auslandes sehr anerkennende Beurteilung gefunden. Überdies wird nächstes Frühjahr ein „Kammweg-Führer" von Dr. F. Hantschel erscheinen und den Besuch des Kammweges neuerdings wesentlich fördern.

Was den Inhalt unserer Zeitschrift betrifft, so ist auch heuer der Erhaltung der Naturdenkmäler ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden. Ich verweise insbesondere auf das von Dr. F. Hantschel verfaßte Verzeichnis (Unsere Naturdenkmäler), welches im Junihefte[2]) zum Abdruck kam. Auch verdient es bemerkt zu werden, daß unser Klub unmittelbar von der k. k. Statthalterei zur Einsendung eines Verzeichnisses der Naturdenkmäler aufgefordert wurde.

Auch abgesehen von den Naturdenkmälern haben wir die alten, liebgewordenen Zwecke in der bisherigen Weise angestrebt, namentlich die Erklärung der Ortsnamen, sowie das Volkstümliche in Sage und Brauch gewissenhaft im Auge behalten wird. Das soll auch im kommenden Jahre geschehen, wobei besonderes Augenmerk auf die Quellen oder Börner gerichtet werden wird. Desgleichen soll das Ortsrepertorium um zwei weitere Bezirke vermehrt werden. Ebenso ist die Beibringung biographischen Materials für diesen Jahrgang in Aussicht genommen.

---

[1]) Exk.-Klub, I, 2. — [2]) Exk.-Klub, XXVII, 127—152.

Was die öffentlichen Urteile über die Wirksamkeit unserer Zeitschrift anbelangt, so wollen wir nur auf folgenden Zwischenfall verweisen. Vor einigen Wochen hat Herr A. G. Przedak, Chefredakteur der Prager Zeitung, mit Unterstützung der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur" in Heidelberg eine „Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens in Böhmen" erscheinen lassen. Darin hat der Verfasser, wie er im Vorworte versichert, nur eine historische, keine kritische Feststellung des vorhandenen Materials vorgenommen. Das gilt insbesondere bezüglich des sehr knapp gehaltenen zweiten Teiles von 1848 bis zur Gegenwart. Gleichwohl schreibt der Verfasser in einer nachträglichen „Ergänzung"[1]), welche den Schluß des Buches bildet: „Einer besonderen Spezialität kann sich Leipa in den „Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs" rühmen. Diese Vierteljahrschrift hat in den 27 Jahren ihres Bestandes der deutsch-böhmischen Volkskunde unschätzbare Verdienste geleistet." Ich glaube dieses Urteil in einem Buche, das mit den allerbesten Gründen als fachmännisch bezeichnet werden kann, überhebt uns für heute der Notwendigkeit, weitere Urteile aus den öffentlichen Blättern beizubringen.

Meine Herren! Es läßt sich nicht verkennen, daß der Stab der alten und vielbewährten Mitarbeiter im Verlaufe des letzten Vereinsjahres zahlreiche und überaus empfindliche Einbußen erlitten hat. Aber mit Gottes Hilfe und durch treues Zusammenwirken hoffen wir unserer Zeitschrift auch weiterhin den alten Ruf zu sichern. An zahlreichen Mitarbeitern mit neuen Ideen und guten Methoden fehlt es nicht. Auch an Stoff zur Bearbeitung besteht keinerlei Mangel. Es gibt in Nordböhmen und seiner Nachbarschaft noch gar viel und gar vielerlei, was zu veröffentlichen, zu erklären, zu loben und zu rühmen ist. Darum wenn es Ihnen, meine Herren, gefällig ist, wir sind wie bisher zur weiteren Arbeit bereit.

Nach der Erstattung sämtlicher Berichte erfolgt die Neuwahl des Ausschusses, wofür 29 Stimmen abgegeben werden. Die Stimmenzählung erfolgt in zwei Abteilungen. Prof. Paudler beantragt, daß dem Herrn Kanzleidirektor W. Heimrich, welcher wegen seines hohen Alters eine Wiederwahl in den Ausschuß abgelehnt hat, der Dank der Vollversammlung für seine langjährige Vereinsarbeit ausgesprochen und die schriftliche Mitteilung dieses Beschlusses von sämtlichen Mitgliedern des neuen Ausschusses unterzeichnet werden möge. Dieser Antrag wird mit Einhelligkeit zum Beschluß erhoben.

Das Ergebnis der Wahl war nahezu einstimmig. Gewählt wurden:

Herr Karl Berndt, Privatier;
„ Georg Buchner, k. k. Gymn.-Professor;
„ Karl Fechtner, Inspektor der B. N.-Bahn;
„ Franz Gärtner, Zeugschmied;
„ Dr. Richard Heinrich, Zahnarzt;
„ Hermann Herbrich, Hausbesitzer;
„ Vinzenz Hüttl, k. k. Landesgerichtsrat;
„ J. Just d. Ä., Schuldirektor i. R.;
„ J. Just d. J., Stadtsekretär;
„ J. Klein, Hausbesitzer;
„ A. Paudler, k. k. Gymn.-Professor i. R.;
„ Hugo Schwarz, Volksschullehrer;
„ E. Schweeger, k. k. Realschul-Professor;
„ J. Vogel, Brettsägenbesitzer;
„ Rud. Walda, k. k. Realschul-Direktor;
„ H. A. Walter, Aug.-Ord.-Prior;

[1]) p. 231, 232.

Herr J. Weber, Oberlehrer;
„ Karl v. Zimmermann-Göllheim, Chemiker.

Davon sind die Herren K. Berndt und Insp. K. Fechtner neu gewählt. Die Herren K.-Direktor W. Heimrich und Bürgerschullehrer Herm. Markgraf hatten eine Wiederwahl dankend abgelehnt. Die Versammlung wurde noch bei guter Zeit geschlossen, und es folgte noch ein fröhliches Stündchen in Gesellschaft der anwesenden Gäste.

Die erste Sitzung des neuen Ausschusses erfolgte am 22. Dezember 1904 und ergab zwei bedeutende Änderungen in der Verteilung der Ämter. Zunächst übernahm Direktor Just den Altersvorsitz nnd eröffnete nach einer kurzen Rede die Sitzung. Es begannen die Wahlen. Zum Obmann wurde Direktor Rud. Walda, zu dessen Stellvertreter Prof. A. Paudler gewählt. Zu Schriftführern wurden abermals J. Just d. J. und Herm. Herbrich bestellt. Nachdem Prior Walter eine Wiederwahl energisch abgelehnt hatte, wurde Herr K. Berndt zum Kassawart gewählt, sodann K. v. Zimmermann zum Bücherwart und Lehrer H. Schwarz zum Kustos der Sammlungen, welche, wie bekannt, dem „Leipaer Museum" einverleibt sind. Die Schriftleitung der „Mitteilungen" wurde an Prof. A. Paudler (Leipa) und Dr. F. Hantschel (Prag-Smichow, Ferdinandsquai 14) übertragen. Der Schriftentauschverkehr, für den Prof. G. Buchner eine Wiederwahl ablehnte, wurde Herrn Insp. K. Fechtner übertragen. Nach der Beendigung der Wahlen übernahm Direktor Walda den Vorsitz, und die Ausschußberatungen begannen in altüblicher Weise.

Aus Mitgliederbriefen.[1])

Wellnitz, am 17. November 1904. Wellnitz und Spanien. Franz Görlich aus Wellnitz Nr. 6 ging 1841 nach Valenzia als Gehilfe in das Geschäft (Kurz- und Galanteriewaren), das dort früher schon (Jahr unbekannt) Ignaz Bitterlich aus Wellnitz Nr. 98 begründet hatte; 1870 übernahm obiger Franz Görlich dieses Geschäft in Gesellschaft mit Franz Krause aus Langenau. Diese Beiden sind vor wenigen Jahren gestorben.[2]) Görlich anno 1892. Ihr Geschäft übernahmen 1877 die Neffen des Erstern: Franz und Andreas Görlich aus Wellnitz Nr. 6; auch deren Bruder Karl war drei Jahre in diesem Geschäfte, ist aber in den 1860er Jahren wieder zurückgekehrt und hat ein Kaufmannsgeschäft in Wellnitz; derselbe spricht noch gut spanisch, hat auch Gelegenheit, sich darin zu üben mit den alljährlichen Besuchen aus Valenzia. Diese beiden Brüder haben jetzt ihre eigenen Geschäfte und Franz Görlich ist seit zwei Jahren österreichischer Vize-Konsul. Als solcher hatte er bei der Verfolgung des Taussig mitzuwirken. Sein Dekret bekam er zugeschickt, als er 1902 am 1. Septembersonntage der Schuleinweihung in Wellnitz beiwohnte; damals brachte er seinen 14jährigen

---

[1]) Alle größeren Beiträge mußten für diesmal zurückgelegt werden. Sch.-L. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XXIII, 92. Sch.-L.

Sohn Josef mit, der zwei Jahre in Böhmen weilte und jetzt von Wien aus in die Heimat reist. Im Geschäfte des Frz. Görlich ist seit seiner Kindheit Anton Günter aus Wellnitz Nr. 129, dessen Onkel Franz Günter (über 80 Jahre alt) früher in Valenzia ein Geschäft hatte, jetzt aber auf dem Lande von Grundbesitz und einer Mühle lebt. Im Geschäfte des Franz Görlich waren auch Vinzenz Jürschik, der nach einigen Jahren zurückkehrte und Soldat wurde, und Josef Jürschik, der drei oder vier Jahre am Leipaer Gymnasium studierte. Jetzt ist Letzterer Buchhalter in einem Brauunternehmen der Pepita Görner zu Madrid. Beide Jürschik sind Enkel eines ehemaligen „Vogelbusch"jägers (Aschendorf). — Ein Eduard Bitterlich Nr. 121 kam 1858 nach Valenzia ins Geschäft Görlich-Krause; anfangs der 1870er Jahre wurde er selbständig; es geht ihm gut. — In dem oben erwähnten Geschäfte des Ignaz Bitterlich waren auch Eduard und Ignaz Nittel aus Wellnitz, welche Valenzia bald verlassen haben — wohin? unbekannt. — Josef Wieden aus Wellnitz Nr. 15 kam nach Valenzia in eine Handlung, wurde aber bald Maler und Photograph; dessen Sohn Josef wurde Doktor und hat eine eigene Augen-Klinik errichtet, auch eine Broschüre über Augenkrankheiten verfaßt; derselbe hat sich vor Kurzem durch Herrn Vize-Konsul Görlich die österreichische Staatsangehörigkeit gesichert. — Auch in Sevilla gibt es Wellnitzer Kinder. Dort hatte ein gewisser Debich aus Nr. 38 ein Geschäft aufgerichtet, welches nach seinem Tode die Brüder Franz und Ignaz Wieden aus Nr. 71 mit gutem Erfolge fortführen. In diesem Geschäfte arbeitet als Gehilfe ziemlich seit dem Jahre 1876 der jetzt 40jährige Ignaz Wieden aus Wellnitz Nr. 31 und Franz Günter aus Nr. 29.

Valentin Stocklöw.

Bensen, am 24. November 1904. Auscha. In einem der wenigen noch erhaltenen tschechischen Bücher aus den alten Zeiten Auscha's fand ich folgenden Beschluß des Stadtrates: „1637. 14. 7bris (September). Beschlossen im vollen Rate, daß von der Gemeindelade ein Schlüssel dem Herrn Primas bleibt und der zweite für den Herrn Bürgermeister. Es verbleiben folgende Bücher in der Gemeindelade: 1) das neue rote, 2) das weiße Buch, 3) das alte rote Buch, 4) das grüne Gedenkbuch, 5) das alte Gedenkbuch, 6) das Buch über die Juden, 7) das kleine grüne Buch, in welches die Gemeindezahlungen eingeschrieben werden, 8) das alte Manual (Tagebuch), 9) das neue Manual, ferner: 10) das große Stadtsiegel, 11) das kleine Siegel." — Von allen diesen Büchern ist meines Wissens keins mehr vorhanden, denn das unter Nr. 5 angeführte dürfte mit einem Ratsbuche, das 1514 anfängt und noch da ist, nicht identisch sein. Was könnte der Lokalgeschichtsforscher aus diesen Büchern, besonders aus Nr. 4 und 5, alles schöpfen! Josef Jarschel.

Salzburg, am 2. Dezember 1904. Kohlstrunk v. Kohlfeld. Als Mitglied der „Salzburger Landeskunde" lese ich auch die „Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursionsklubs", und da fand ich im Hefte III des heurigen Jahrganges Seite 265 unter der Aufschrift „Die von Freudenberg" einen Artikel von Hrn. Cölestin Hofmann,

in welchem erwähnt wird, daß sich in alten Zeiten laut Urkunden des Stadtarchivs der Stadt Tetschen in der Umgebung dieser Stadt Adelige aufgehalten haben, welche „Kohlstrunke von Kohlfeld" hießen. Diese Namensvettern unserer Familie „Kuhlstrunk" interessieren mich natürlich sehr lebhaft und ich würde dem Referenten Ihres Klubs, der sich speziell mit Familienforschungen abgibt, sehr bitten, mir, wenn möglich, über dieses Geschlecht Auskunft zu geben. Fz. Kuhlstrunk.

Wien, 6. Dezember 1904. Piaristen aus Deutschböhmen in Wien (nach Schaller 1799). P. Honorius Bidermann a. S. Cäcilia, geb. zu Krummau 1687, trat 1706 als Novize in den Orden. Er war ein ausgezeichneter Linguistiker und beherrschte außer der lateinischen und griechischen die französische, spanische, italienische, bosnische und deutsche Sprache. Er starb als vic. parochiae im Josefstädter (Wiener) Kollegium 1761. — P. Adauctus Voigt, geboren 1732[1]) zu Oberleutensdorf, in den Orden aufgenommen 1747. Er war hervorragend durch seine Kenntnisse in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, in den theologischen, philosophischen und mathematischen Wissenschaften, sowie in der Rede- und Dichtkunst. 1776 zum öffentlichen Lehrer der Universalgeschichte an der Wiener Universität berufen, mit der Doktorswürde ausgezeichnet und von Maria Theresia zum ersten Kustos der Universitäts-Bibliothek und des Münz-Kabinettes berufen, starb er zu Nikolsburg 1787. Aug. Weiß.

Schloß Leschna bei Groß-Lukow in Mähren, am 9. Dezember 1904. Seltene Pflanzen und Bäume. Die „Kulturproben"[2]) wurden schon wiederholt nach Rußland verlangt. Die Ficaria calthaefolia kann wohl als „Naturdenkmal" betrachtet werden. Noch mehr die Paeonia peregrina. Ist die größte deutschböhmische Eiche von Eisenberg schon aufgenommen? Ich habe sie gemessen und vor ungefähr 15 Jahren in „Natur und Offenbarung" beschrieben. Eine Eibe (Taxus) von fast 1 *m* Umfang wurde um 1896 im Erzgebirge bei Mariaschein als „sonderbare Tanne" gefällt. J. Wiesbaur.

Höflitz, am 9. Dezember 1904. Bogenschützen. Kamnitz. Krötengasse. Neusorge. Zeeh's Handbuch. Born. Oster. Bauerofen alter Art. Bezirkskunde. Fischerhäuselstreit. Dem etwaigen Zusammenhange zwischen dem Wiederaufleben der Bensener Bogenschützen und dem Vortrage Püschel[3]) werde ich sofort nachforschen und die Sache eventuell der handschriftlichen Chronik des Schützenkorps einverleiben. — Seite 411 des letzten Heftes dürfte ein Irrtum unterlaufen sein; denn Kamnitz war stets eine offene Stadt, niemals stark befestigt.[4]) — Die Rumburger Zuschrift S. 402 bringt mir in Erinnerung,

---

[1]) Nach Wurzbach (LI, 228—233) am 14. Mai 1733 geboren. Dr. F. H. — [2]) Exk.-Klub, XXVII, 407, 408. Sch.-L. — [3]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 418. — [4]) „Stark befestigt" war vielleicht zu viel behauptet. Ich hielt mich an K. Linke (Schlesinger's Mitt., XIX, 218), welcher schreibt: „Zu dieser Zeit (1278—1305) war Kamnitz schon eine Stadt, die mit Mauern umgeben war". Auch bezieht er auf Kamnitz eine Urkunde ohne Datum, worin Wenzel II. den Bürgern auf fünf Jahre die Steuern erläßt, damit sie Graben und Mauer bauen können. A. P.

daß auch die heutige „Brückengasse“ zu Tetschen vor 300—400 Jahren „Kreten- oder Krötengasse“ hieß. Desgleichen heißt ein abgelegener Ortsteil von Altschokau „Krötendörfel“.[1]) In Neustadt an der Tafelfichte gibt es eine „Neusorge“ (Friedländer Straße). — Das im 4. Heft des 27. Jahrganges von Herrn Jahnel erwähnte Exzerpt[2]) ist das 400 Blatt starke „Alphabetische Handbuch über den böhmischen Adel“ nach den in der Landtafel seit 1541 vorkommenden Urkunden. Ausgezogen von Johann Ignaz Zeeh, königl. Landtafel-Registraturdirektor und k. k. Landrechtssekretär. Die Auszüge sind sämtlich deutsch. Ich benützte das Buch zur Vervollständigung meines Landtafel-Index. — Ihr Aufsatz „Zur Quellenkunde“[3]) hat mir sehr gefallen. Die Fortsetzung desselben wäre sehr erwünscht, ja sogar, meiner Ansicht nach, zeitgemäß. Der bekannte im Volksmunde „Botsborn“ genannte Brunnen unweit Reichen, erwähnt Exk.-Klub I., S. 107, befindet sich auf einem zum ehemaligen Bauerngute Nr. 21 in Voitsdorf gehörigen Grundstücke. — J. Lippert schreibt, die Außiger Vorstadt Oster trage einen slawischen Namen. Nun findet sich aber ein „Ostermiething“ in Oberösterreich. Ein Ostrich auf dem Papert bei Bodenbach, bei Schandau und an andern Orten, welche keine Inseln waren. — Vielleicht interessiert es Sie auch zu hören, daß im Frühlinge 1904 im Hause Nr. 126 zu Dobern bei Bensen (Besitzer Stephan Hainze) der letzte[4]) Ofen innerhalb der Bezirkshauptmannschaft Tetschen, in dem noch tagtäglich mit der Ofengabel gekocht wurde, weggerissen worden ist. Der Ofen mußte vom Vorhause geheizt werden. In der Stube war an einer Kachel eine Öffnung, durch welche man das Feuer beobachtete. Genau vor zehn Jahren verschwand der letzte derartige Ofen in Kleinwöhlen Nr. 17 bei Bensen. Letzterer war aus uralten Kacheln zusammengesetzt. Die älteste davon mit der Jahreszahl 1591 besitzt zur Zeit Herr Lehrer Josef Schellmann in Bensen. Die alte Frau, welche in Dobern den Ofen versehen hatte, ist wenige Monate später gestorben. Sie konnte sich, wie mir mein Gewährsmann versicherte, mit dem neumodischen Ofen nicht recht befreunden. Die ersten „neumodischen Öfen“ sind in der Gegend 1784 errichtet worden. Es dauerte demnach 120 Jahre, bevor der letzte „Gabelofen“ verschwand. — Sehr bzw. ganz einverstanden bin ich mit der Bemerkung des † Herrn Bernau auf S. 384 bezüglich der Hervorhebung der lokalen Merkwürdigkeiten. Ich habe deren aus jedem Orte des Bezirkes gesammelt. So z. B. über Brunnen, Kreuze, Kapellen, Wasserleitungen, Teiche, Spritzenhäusel, Wegbauten, Mühlen, alte Schmiedewerkstätten, Gasthäuser, Erbgerichte u. s. w., u. s. w., welche alle in der Bezirkskunde Verwendung finden sollen. Doch habe ich mich nebenbei bemüht, auch der allgemeinen Geschichte der Dörfer nachzugehen, weil diese für die Schule wichtig ist. — Am 18. Dezember l. J. gedenke ich zur Haupt-Versammlung nach Leipa zu kommen. Ich bitte, mir bei dieser Gelegenheit die Schriftstücke über

[1]) Vgl. Exk.-Kl., XXVI, 51. Sch.-L. — [2]) Exk.-Klub, XXVII, 395. — [3]) Exk.-Klub, XXVII, 327—337. — [4]) Es hat sich nachträglich herausgestellt, daß es noch nicht der letzte Gabelofen des Bezirkes war. Wie uns Herr E. Neder am 19. Jänner geschrieben hat, sind derzeit alte Gabelöfen noch in Binsdorf und Arnsdorf im Gebrauch und sogar deren zwei in Ratza. Sch.-L.

den Fischerhäuselstreit in Ulgersdorf[1]) zurecht zu legen. Im böhmischen Landesmuseum liegt auch ein Aktenstück. Die Vorakten fand ich im Bensener Schloßarchive. Der Schluß fehlte mir bisher. — Die Politzer Papiermühle bestand bis 1762. Emil Neder, Höflitz.

Ludiz, 12. Dezember 1904. Weißbuchen. Weißbuchen mit zweierlei Blättern[2]) kommen auch in den Schloßgärten zu Chiesch und zu Petersburg bei Jechnitz vor. Prof. Dr. R. v. Wettstein hat über Carpinus Betulus var. heterophylla (Hartig) folgende Auskunft gegeben: „Die Pflanze, die hie und da wild vorkommt, hat schon eine ziemlich umfangreiche Literatur hervorgerufen, da sie von einigen Botanikern — allerdings ganz ohne Grund — als ein Bastard zwischen Eiche und Weißbuche aufgefaßt wurde." Johann Hille.

Dresden, 12. Dezember 1904. Maler C. W. Müller. Am vergangenen Sonntage war ich auf unserer Terrasse in der Ausstellung des Kunstvereins. Dort ist jetzt eine Lenbach-Ausstellung zu sehen. In einem Nebensaale war aber etwas, was ich Ihnen gern zeigen möchte, nämlich der Nachlaß eines alten Malers, C. W. Müller, eines Ludwig Richter-Schülers. Wie der Meister, so hat auch dieser sich viel in Ihrem schönen Heimatlande aufgehalten und im Mittelgebirge, an der Elbe, an den Hirschberger Teichen gezeichnet. Eine kleine Zeichnung, „Hirschberger Teiche" mit dem Bösig als Hintergrund, war für den lächerlichen Preis von 5 Mk. ausgezeichnet. Ich hatte sofort den Gedanken, Ihnen das mitzuteilen. Die Bilder sind ganz in der Manier mit der liebenswürdigen Behandlung des Meisters gehalten. Ich glaube, es war auch ein Bild von der Leitmeritzer Elbbrücke mit den Statuen da, von denen Sie mir erzählt haben, daß sie auf rätselhafte Weise verschwunden sind.[3]) O. Pfennigwerth.

Niemes, am 14. Dezember 1904. Fischerteich. Birken. Quellen. Branntwein. Pestgebet. Gablonz. Pihl. Brims. Von den alten mehrhundertjährigen Eichen und Linden am Fischerteiche in Niemes liegt ein photographischer Abzug bei. Diese Bäume sind mit ╳ bezeichnet. — Bei der Gärtnerei stehen zwei mächtige, regelmäßig gewachsene Birken, wie ihrer kaum noch in Nordböhmen sein dürften. Ihr Durchmesser ist 70 *cm*. Eine solche ließ schon Kaiser Ferdinand vor 30 Jahren mit großen Kosten zur Winterszeit von hier in den Schloßpark nach Reichstadt überführen, die aber nach einigen Jahren dort dahinsiechte und einging. Am hl. Grabfriedhofe stehen noch Linden, die zur Zeit der Erbauung, also um 1670, gepflanzt wurden. Der Schloßgarten hat zahlreiche Bäume aus der Zeit des Grafen Franz de Paula v. Hartig, also von 1785. — Quellen gibt es am Rollberge zwei, deren Wasser, „Flösse" genannt, nach Rabendorf und Rehwasser abfließt. Die eine Quelle wurde 1880 gefaßt, heißt laut des dabei befindlichen Denksteines „Edmundsquelle" und versorgt durch eine Rohrleitung den Meierhof „Paulinenhof" mit Wasser. — Auch der Meierhof Groß-Roll wird mit Quellwasser des Rolles versorgt. — Rabendorf hat ebenfalls seine Wasser-

[1]) Exk.-Klub, XXVII, 418. — [2]) Exk.-Klub, XXVII, 325. — [3]) Das ist eine Erzählung, deren ich mich nicht mehr erinnern kann. A. P.

leitung mit der Quelle, die den Paulinenhof versieht, in Verbindung. — Im Jahre 1802 legte die Strickerzunft von Niemes am Flosse bei Rehwasser eine Walke an, indem sie den Zulauf durch 5—6 Tage spannte, um dann 1—2 Tage zu arbeiten. Diese Walke wurde um 1860 wieder aufgelassen. Der Graben bei der Walke war 46 Klafter lang, beim Rade 12 Ellen tief. — Auch der Wacheberg ist reich an Quellen, und viele Ökonomen in Barzdorf und Grünau haben die Quellen auf ihren Gründen gefaßt und das Wasser durch Röhren in die Gebäude zugeleitet. — Sehr interessant ist eine Quelle reinsten Wassers im Reviere Pinskay [1]) bei Schwabitz. — Das Branntweinbrennen in Niemes war um 1500 hier schon im Schwunge. 1516 am Tage des hl. Frohnleichnam bestätigte der Besitzer, Johann v. Wartenberg, der Stadt Niemes in einem Briefe das Recht, gebrannten Wein zu erzeugen und zu schenken. — Als um 1680 in Ungarn die Pest entstand und immer weiter vordrang, erwarb sich der Besitzer von Niemes, Johann Ig. Putz v. Adlersturn, bei der hohen kirchlichen Obrigkeit die Erlaubnis für den Priester, daß dieser bei der hl. Messe nach der Wandlung nach dem Responsorium „Sancte deus“ den Hymnus „Stella coeli“ beten durfte um Abwendung der Pestgefahr.[2]) Das Niemeser Kirchenbuch enthält diesen deutsch und lateinisch; also dasselbe Gebet, wovon Sie vermuteten, es stamme aus einem Breviere.[3]) Es ist das ein Beweis, daß es sich verallgemeinert oder vorschriftsmäßig verbreitet haben mag. Eingetragen hat es in genanntes Buch Pfarrer Mönnich, der schon 1697 starb; mithin war es vielleicht vor 1700 auch anderwärts schon bekannt. — In dem soeben erscheinenden Werke von F. Tadra fand ich im IV. Bande, fol. 100, Soudni akta, daß Johann v. Wartenberg am 6. März 1402 dem Pfarrer von Gablonz, Wenzel Warwolt, für seine geleisteten und noch zu erwartenden Dienste vom vierten Teile seines Bezuges der Niemeser Maut ihm wöchentlich 20 prag. Groschen überlasse. In der 11. Woche soll er aber jedesmal 40 Gr. empfangen. Dieser Pfarrer Warwolt war vorher Priester am Hospitale in Niemes. — Am 6. März 1406 werden in einer Schuldangelegenheit [4]) von 20 Schock Groschen zwischen Benesch v. Wartenberg auf Winarschitz und Hinko v. Pihl als Zeuge genannt: Wilhelm v. Wartenberg auf Reichstadt, sein Bruder Peter v. Wartenberg auf Drum, Hans und Peter v. Brnyß.[5]) — Für die Museumssammlung lege ich noch ein altes Universitätszeugnis [6]) bei. Bitte, dieses dort einzureihen. — Indem ich der 28. Jahresversammlung einen günstigen Verlauf wünsche und nur bedauere, infolge meines Gelenkrheumatismus dieser nicht anwohnen zu können, schließe ich mit dem Wunsche: Der Nordböhm. Exkursionsklub möge in den nächsten Jahr-

[1]) Vielleicht die „Sprudelquelle“. Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 167. A. P. — [2]) Niemes ist seit 1633 hievon verschont geblieben. — [3]) Meine Vermutung ging dahin, daß das geschriebene Gebet in ein gedrucktes Brevier eingeklebt war. Das Gebet selbst wird durch die Kirchenbehörde vorgeschrieben gewesen sein. A. P. — [4]) Tadra, Soudni akta V, 59. — [5]) Brims. Sch.-L. — [6]) Es ist ein Zeugnis der Prager Universität vom 30. Aug. 1817 für den stud. phil. Franz Handschke aus Niemes in Böhmen über den Besuch und die Prüfung aus Religion. Unterschrieben sind: Studien-Direktor Wilhelm und Bern. Bolzano, öff. Professor. Sch.-L.

zehnten auf seiner Bahn für alles Gute und Schöne zur Erforschung und Erhaltung unserer lieben deutschen Heimat rührig vorwärts schreiten, unser ererbtes Deutschtum stets hochhalten und ein Bollwerk gegen czechische Übergriffe auch auf wissenschaftlichem Gebiete sein! Das walte Gott! Josef Tille, Buchhalter.

Leitmeritz, 26. Dezember 1904. Wetter und Leben. Die „Mitteilungen"[1]) brachten eine Notiz über den Einfluß des Wetters auf das Leben. Ich möchte mir zu bemerken erlauben, daß gerade dem Historiker der Naturwissenschaften diese interessante Frage besonders nahe liegt, da doch die verschiedenen Wertungen der „Wettereinflüsse" immer eingehender jetzt untersucht werden. Ganz vorzugsweise in ihrer geschichtlichen Bedingtheit. Ich habe den Versuch gemacht, dies an der sogenanten „Astrologie" des Theophrastus Paracelsus zu zeigen, indem ich zu dem Ergebnis kam, daß dieser gewaltige Geist keineswegs ein phantastischer „Astrologe" gewesen ist, sondern ein ernster Naturforscher. Nur sagt er das Neue im Sprachton des Alten. Er hält Erscheinungen im Wetter, wie in gewissen Fällen die Luft für Krankheitserreger und Totbringer. Meteorologische Erscheinungen werden zu Volkskrankheiten, großen Epidemien, auch zu seelischen Stimmungen in auffallend moderner Weise in Beziehung gebracht. Auch Mord und Wahnsinn. Aus dem religiösen Sternendienste des alten Orients erwuchs doch langsam die so zäh anhaltende Leidenschaft, die Bewegungen und Konstellationen der Gestirne matemathisch zu deuten, allerdings mit der Abzweckung auf Menschensorge und Geschick. Ein starkes Stück innerpersönlicher Gesinnung tritt hinzu. So kam man auch zur vermeintlichen Voraussage des Zukünftigen, Verborgenen, kurz des Unbekannten. Die Erde und ihre Wesen stehen unter dem Banne der Gestirne, Alles, Menschen und ganze Städte, Provinzen und Reiche. In den buntesten Variationen haben sich diese fremdartigen Denktriebe — sie stammen aus Mesopotamien — in der griechischen Seele niedergeschlagen und Gottesverehrung, wie auch sittliche Ueberzeugungen beeinflußt. Schon Hesiod wies auch auf die Beziehungen von Gestirnstellung zu Wetter, und Eudoxos und Aratos haben dann später die Astrometeorologie ausgebaut. Sie ward eine Schwesterkunst der Astrologie. Wenn sie auch nicht das menschlich-geistige Personenleben so in Anspruch nahm, wie die letztere. Die ἰατρομαθηματικοί vereinten Astrologie und Heilkunde. Ptolomäus nennt sie schon. Später war Abraham ibn Esra der erste Zusammenfasser der Jatromathematik und im Abendlande Jean Ganivet. In der späteren naturwissenschaftlichen Literatur — besonders in der Renaissancezeit und eben auch bei Paracelsus — kehren diese Fragen über den Einfluß des Wetters auf Menschen immer wieder. Freilich füllt man dann allmählich die alten Begriffe mit neuem Inhalt. Und so tat es auch schon Paracelsus. — — Wir bekommen in diese Gebiete nunmehr viel helleres Licht, seitdem die Kulturgeschichte des alten Orient, besonders auch die assyrisch-babylonische Naturbetrachtung uns näher gebracht worden ist.[2]) Privatdozent Dr. Franz Strunz.

[1]) 1904, S. 403. — [2]) Vgl. mein Buch: „Naturbetrachtung und Naturerkenntnis im Altertum. Eine Entwicklungsgeschichte der antiken Naturwissenschaften." Mit 2 Tabellen. Hamburg, 1904; Verlag Leopold Voß.

Auscha, 29. Dezember 1904. Weide, Fichte und Holunder. Mit Bezug auf eine Notiz auf S. 391 des XXVII. Jahrganges der Mitteilungen, in welcher auf das Naturwunder aufmerksam gemacht wird, daß unweit des Sonneberger Kirchhofes eine Fichte auf einer Weide wächst, teile ich Ihnen Folgendes mit. Eine halbe Stunde von Auscha, in dem Tale, das sich vom sogenannten „Kittelbade" gegen das Försterhaus zu erstreckt, befindet sich am rechten Ufer des Bächleins, das aus dem „Vogelborne" kommt, etwa 200 Schritte vom Försterhause gegen das erwähnte Kittelbad zu gelegen, eine alte Kopfweide, aus welcher mitten heraus eine nunmehr schon etwa 20jährige Fichte wächst. Die Weide trägt aber auf ihrem oberen Teile auch einen ziemlich großen Baum des Hainholunders (Sambucus racemosa), der seine Nahrung einzig aus dem Humus der Weide zieht, und alle drei haben schon jahrelang bis in die jüngste Zeit vereint gelebt, geblüht und Früchte getragen. Erst in neuerer Zeit beginnt die gemeinsame Pflegemutter, die Weide, unter der großen Last etwas zu verkümmern, so daß der Besitzer dieses Naturwunders dasselbe durch drei große, dicke Stangen unterstützen mußte, damit es nicht durch einen heftigen Wind etwa zerstört werde. Es stünde dafür, dieses Baumunikum für kommende Zeiten photographisch fest zu halten. Josef Jarschel, Bürgerschullehrer in Bensen.

Leitmeritz, 30. Dezember 1904. Steinzange. Wie mir Herr Dr. Marian mitteilte, diente die „Steinzange"[1]) zum Herausheben größerer Steine aus dem Flußbette; sie kommt öfters in den Aussiger Rathsprotokollen vor, so auch 1724, 9. September: „Dem Primator nach Leitmeritz Dankschreiben für das Leihen der sog. Steinzange zur Heraushebung des in der Enge gelegenen gefährlichen Steins". — Interessiert hat Herrn Dr. Marian auch das „Geiselverzeichnis". Jakob Marian, der angeführt wird, dürfte ein Vorfahre des Herrn Doktors sein. Heinrich Ankert.

Prag, 2. Jänner 1905. Gabler Studenten. Universitäts-Archiv. Steinbeil. Geweihter Brunnen. Bei einer gelegentlichen Arbeit im Prager Universitätsarchiv fand ich in einem „Album academiae Pragensis Societatis Jesu" die Eintragungen: 1585: Matthias Horn, Gablonensis, poësis auditor. — 1588: Ex classe poëseos: Bartholomaeus Cromerus, Gablonensis. — 1591: Matthias Horn, Gablonensis, Summi Pontificis alumnus, baccalaureus artium. — Von Matthias Horn ist mir aus Schriftstücken des erzbischöflichen Archivs bekannt, daß er später Pfarrer in Klostergrab war und mittels erzbischöflichen Dekrets vom 5. April 1600 auf besonderen Wunsch des Herrn Wenzel Berka auf Reichstadt zur Versehung der Reichstädter Pfarrei berufen wurde, da der bisherige Pfarrer Johannes Taurus der Herrschaft nicht genehm war. — Bezüglich des aus Gabel gebürtigen Bartholomäus Cromerus kann ich nicht recht schlüssig werden. Ich möchte ihn gern mit dem unterm 14. November 1600 zum Seelsorger in Leipa designierten Kaadner Dechant Bartholomäus Cramer (in einigen Schriftstücken auch „Cremer" genannt) identifizieren, welcher jedoch infolge

[1]) Exk.-Klub, XXVII, p. 394.

Widerstandes der Leipaer Herrschaft seine neue Pfarrei nicht beziehen konnte und deshalb unterm 13. April 1601 zum Pfarrer in Tschachwitz und später (am 6. November 1601) zum Pfarrer in Reichstadt bestellt wurde. — Von den übrigen Eintragungen in dem vorgenannten „Album academiae Pragensis Societatis Jesu" konnte ich mir in der Eile noch folgende notieren: 1580: Valentinus Pistorius, Lippensis, Bohemus, alumnus Summi Pontificis, baccalaureus artium. — 1585: Georgius Cromerus, in festo S. Lucae depositus, poësis auditor, Gablonensis. — 1595: Martinus Zedlitz, Gablonensis, Bohemus, Praemonstratus, baccalaureus artium et philosophiae. — 1596, 16. Februarii: Magisterii lauream susceperunt: . . . Fr. Martinus Adalbertus Zedlitzius, Gablonensis, Boëmus, sacri Praemonstratensium ordinis in monasterio B. M. montis Syon novitius. — 1596: Vitus Bartolomaei, Lippensis, humaniorum auditor.[1]) — 1603, diebus 2., 5. et 12. Maji licentiae et magisterii in artibus liberalibus et philosophiae consequendi gratia in Academia Soc. Jesu disputarunt: . . . Secundo die: Georgius Teucherus, Gablonensis, Boëmus. — 1616: Joannes Georgius Feltenus, Gablonensis, rethoricus. — Bezüglich des Prager Universitätsarchivs bemerke ich noch, daß dasselbe ungemein reichhaltig ist. Dringend zu wünschen wäre, daß die in der Reihe der Matrikenbücher befindlichen Lücken durch die anderwärts befindlichen Bücher wieder ausgefüllt würden. Es fehlen insbesondere fast alle Matrikeln der medizinischen Fakultät. Vor einiger Zeit sprach man davon, daß das Universitätsarchiv geordnet werden und eine würdige Unterkunft finden solle. Hoffentlich wird es dazu in Bälde kommen. — Der im letzten Hefte der „Mitteilungen" abgedruckte Brief des Herrn Böhm[2]) über die Steinzeitfunde in und um Tuhan hat mich sehr interessiert und in mir die Erinnerung wachgerufen, daß schon im Jahre 1886 oder 1887 auf einem herrschaftlichen Acker bei Tuhanzel ein Steinhammer gefunden wurde. Derselbe blieb mehrere Jahre im Besitze meiner Familie und ging dann geschenksweise an den vor kurzer Zeit verstorbenen JUDr. Effler über. Die Angehörigen desselben konnten mir über den Verbleib des Steinhammers keinerlei Aufschluß geben. — Mit Bezug auf Ihren Artikel „Zur Quellenkunde II"[3]) teile ich Ihnen mit, daß sich auf der herrschaftlichen Wiese zwischen Tuhanzel und Wobrok ebenfalls ein „Geweihter Brunnen" befindet, dessen reichliches Wasser der die Wiese durchquerende „Wobroker Bach" aufnimmt.

J. Bergl.

Tuhan, am 2. Jänner 1905. Mahlstein. Zugleich mache ich Mitteilung, daß auf meiner Hopfengartenparzelle Nr. 120 des Tuhaner Katasters, welche im Laufe der Jahre schon dreimal rigolt wurde, beim Ausfürcheln ein Mahlstein ausgeackert wurde, welcher ein Gewicht 1450 *gr* besitzt. Derselbe hat Ellipsenform, ist 23 *cm* lang, 14 *cm* breit und 4 *cm* stark.

Franz Jos. Böhm.

Gablonz a. N., 8. Jänner 1905. Das Titelblatt. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß bei der Mehrzahl der Bücher aus dem

[1]) Wahrscheinlich zur Barthel-Familie gehörig. Sch.-L. — [2]) Exk.-Klub, XXVII. 387—390. Sch.-L. — [3]) Exk.-Klub, XXVII, 327—337. Sch.-L.

16., 17. und 18. Jahrhundert, die sich noch verstreut unter dem Volke im Privatbesitze befinden, die Titelblätter herausgerissen sind. Auch in den Preislisten der Antiquariate liest man bei älteren Büchern nicht selten „Titelblatt fehlt". Bloßer Vandalismus ist wohl für jene Fälle ausgeschlossen, wo der übrige Teil der Bücher noch sehr gut erhalten ist. Sollte die Verwendung der Titelblattrückseite als Schreibpapier, das man damals nicht so leicht zur Hand hatte wie heutzutage, die erwähnte Erscheinung genügend erklären? Mir ist noch nie ein Schriftstück auf solchem Papier in die Hände gekommen. Bibliophilen wissen hiezu vielleicht ein erläuterndes Wort zu reden.

Karl R. Fischer.

Prag, am 10. Januar 1905. Schloß Sweretitz. Im vergangenen Herbste gelang es mir, ein aus dem Jahre 1693 stammendes, czechisch verfaßtes Inventar der Herrschaft Münchengrätz zu erwerben. Ein recht interessantes Stück. Ich führe hier nur an, daß in demselben die Angabe Heber's [1]) widerlegt wird, daß die Burg Sweretitz bei Bakow im Jahre 1720, als Franz Josef Graf Waldstein die Herrschaft Münchengrätz innehatte, abgebrannt sei. Richtig ist vielmehr, daß schon am 9. Mai 1693 eine durch Blitzschlag entstandene Feuersbrunst das Schloß Sweretitz, dessen Besitzer damals Graf Ernst Josef v. Waldstein war, vernichtete. Das vorgenannte Inventar ist kurze Zeit nach dem Brande verfaßt worden. Ferner scheint mir auch die weitere Angabe Heber's nicht gut annehmbar zu sein, daß der Blitzschlag in den „großen Turm" erfolgte. Denn nach dem Inventar blieben gerade die Stuben im Turme und die demselben zunächst liegenden Räume vom Feuer ganz verschont.[2])

J. Bergl.

Schluckenau, 11. Jänner 1905. Der Botzenborn. Neben vielen seltenen Pflanzen birgt der sagenumwobene Botzen bei Schluckenau auf seinem 542 *m* hohen, langgestreckten Basaltrücken eine Naturseltenheit, wie sie wohl nicht so leicht wieder auf einer Bergeshöhe gefunden wird. Steigt man nämlich — am besten von Süden aus — auf den dicht bewaldeten Rücken, so gelangt man auf der fast weglosen Höhe nach kurzer Zeit in ein Waldgebiet, wo zwischen den ziemlich dünn verteilten mächtigen Fichten ein unfruchtbares Gestrüpp von Himbeeren, Brombeeren, rotem Holunder und Goldruten sein Dasein fristet. Wenige Schritte und unser Auge erspäht den Botzenborn, fast auf der höchsten Stelle des Bergrückens gelegen. Eine etwa einen Meter tiefe, von Kultur und Menschenhand vollkommen unberührte Grube mit einigen kurzen Basaltsäulen und einem 20 bis 30 *cm* tiefen Wasser-

---

[1]) Heber, IV, 140. Vgl. Aug. Sedláček: Hrady, X, 109. Sch.-L. — [2]) 9. Mai und „Frühsommer" lassen sich vereinigen; alle übrigen Angaben sind verschieden. Daher halt' ich es nicht für unmöglich, aber doch nicht für wahrscheinlich, daß die Bergveste zweimal vom Wetter heimgesucht wurde. Nachträglich wird meine Vermutung noch viel unwahrscheinlicher. Denn Herr J. Bergl schrieb mir am 23. Januar: „Schon vor dem Brande 1693 war die Burg nur sehr dürftig eingerichtet; nach demselben aber wurden die wenigen vom Feuer verschonten Möbel und andern Gegenstände nach Münchengrätz, Weißwasser und auch nach Prag geschafft. Die durch den Brand 1693 angerichtete Zerstörung war sehr bedeutend, und ich glaube nicht, daß man überhaupt daran dachte, die Burg vom neuen aufzubauen, nachdem man sie schon vor dem Brande sehr vernachlässigt hatte." A. P.

stande ist alles. Für den ersten Blick könnte man an eine Ansammlung von Regenwasser denken, doch man kann fast wann immer den Berg besteigen, fast immer findet sich im Botzenborne Wasser; nur wenn wochenlang kein Regen fällt, dann versiegt auch er. Die Quelle muß allerdings sehr schwach sein, denn noch nie habe ich mehr als 30 *cm* Wasser darin gesehen und an ein Überlaufen war nie zu denken. Jedenfalls liefert die Quelle kaum mehr Wasser, als die auf der Höhe lebenden Rehe trinken oder als unsichtbarer Wasserdampf verdunstet. — Eine spärliche, nur in feuchten Jahren stark tropfende Quelle findet sich auch ziemlich weit unten, zwischen mächtigen Basaltfelsen, auf der Nordseite des Botzen. Als Knabe wollte ich einst in strenger Winterszeit den Botzen von hier aus ersteigen. Doch welche Pracht bot sich dem erstaunten Auge! Wie wenn ein gewaltiger Wasserfall plötzlich erstarrt wäre, so flutete eine mächtige Eismasse über die Felsen herab. Wohl habe ich später diese Stelle wieder aufgesucht, doch in solcher Großartigkeit habe ich das seltene Naturschauspiel nie wieder gefunden. F. J. Preidel.

Leipa, 18. Januar 1905. Born in Kleinblatzen. Im Hefte IV [1]) wird unter „Quellenkunde" bemerkt, daß das Dorf Klein-Blatzen sich keines Brunnens erfreut. [2]) Es sei richtig gestellt, daß dieser Ort einen besonders ausgiebigen „Born" besitzt, der in den heißesten Sommern nichts von einer Abnahme merken läßt, trotzdem in solcher Zeit sogar noch die Bauern aus der weiteren Umgebung ihr Wasser aus demselben sich verschaffen. Er befindet sich knapp an der Bezirksstraße, wenn man von Palatz kommt: linker Hand, kurz vor dem ersten Hause. Sein überflüssiges Wasser ergießt sich nach kurzem Lauf in den „Palatzer Teich". — Noch eines anderen Brunnens sei Erwähnung getan, des „Börnels", das im Dorfe unweit der Straße sich befindet, dessen Wasser aber nur zum Viehtränken genommen wird. W. L. Wiesner.

Meistersdorf, den 19. Januar 1905. Von der Scheibenwarte. Auch im abgelaufenen Jahre hat der Verein der Naturfreunde im Vereine mit der freien Vereinigung der Naturfreundinnen alles aufgeboten, um den Besuchern den Aufenthalt auf der Scheibenwarte so angenehm als nur möglich zu machen. Die Wege durch das Scheibenwäldchen wurden neu hergerichtet und mit Stangen versehen. Der Platz vor der Wirtschaft wurde geebnet und mit zahlreichen Laubbäumen bepflanzt. Leider ist die andauernde große Trockenheit der jungen Anpflanzung nicht gerade günstig gewesen. Auch im abgelaufenen Sommer war der Besuch der Scheibenwarte ein sehr guter. Ganz besonders stark war die Zahl der Besucher aus Leipa, Steinschönau, Böhm. Kamnitz und aus den umliegenden Ortschaften. Was ganz besonders hervorgehoben werden muß, ist, daß die Herren Lehrer mit ihren Schülern die Scheibenwarte als Ziel ihrer Ausflüge betrachteten. So besuchten unter Führung der Herren Lehrer, bezw. Katecheten, mehrere Klassen aus Leipa, aus Steinschönau, Gersdorf, Kunnersdorf und Politz die Warte. Bei herrlichem Wetter ist die Rundsicht äußerst lohnend.

---

[1]) Exk.-Klub, XXVII, 337. Sch.-L. — [2]) Bernau (Dauba, p. 207) schreibt: „Von allen diesen Ortschaften (Dubus, Palatz, Kleinblatzen, Konradstal) besitzt nur Konradstal zwei öffentliche Brunnen."

Herr Josef Wedlich aus Gersdorf hat im Dürrsommer 1904 vom Aussichtsturm aus eine Rundsicht der Scheibenwarte gezeichnet, die einfach reizend genannt werden muß. Das Vervielfältigungsrecht wurde in zuvorkommendster Weise vom Eigentümer dem Vereine der Naturfreunde zugestanden. Der vorzüglich ausgeführten Rundsicht nach sind bei günstigem Wetter von der Scheibenwarte ganz gut folgende Berge, Gebirge, Städte und Ortschaften zu sehen: Ullrichstal, Kummergebirge, Einsiedlerberg, Bösige, Spitzberg, Leipa, Tacha, Kalkenberg, Settina, Maschwitzerberg, Steinberg, Kortschen, Alt-Perstein, Beschkaben, Wolfersdorf, Schossenberg, Koselberg, Meistersdorf, Schossendorf, Ertelsberg, Königsberg, Rohn, Hofberg, Kahleberg, Lobetanz, Rabenstein, Hutberg, Geltsch, Karlstal, Algersdorf, Hanbusch, Zinkenstein, Kleinbocken, Voitsdorf, Ziegenberg bei Aussig, Erzgebirge, Bergbauer, Hoher Schneeberg, Freudenberg, Parlosa, Geising, Poppenberg, Güntersdorf, Gersdorf, Freudenberg und Dorf, Markersdorf, Hainhübel, Heidenstein, Binsdorf, Tschirnstein, Königsstein, Lilienstein, Kaiserkrone, Zirkelstein, Rosenberg, Prebischtor, Großer Winterberg, Huttenberg, Hohenleipa, Sattelsberg, Philippsdorf, Tanzplan, Henneberg (Dorf), Ottenberg, Rudolfstein, Elisberg, Schloßberg b. Kamnitz, Himmertschberg, Kaltenberg, Hasel, Goldberg, Klein-Ahrenberg, Forst.

Adolf Kunert.

Pisek, am 20. Januar 1905. Mäuseschloß. Gelegentlich teile ich mit, daß das sogenannte „Mäuseschloß" bei Hirschberg Myšlin geheißen hat. „1405. Petrus de Doxye et de Myslina conqueritur super Johannem de Doxie et de Mysslin et Rzebniconem de ibidem pro damno in Doxie" (Hoflehentafel). Dokez oder Dogez ist der alte Name von Hirschberg, Dokzě der Genitiv. Myšlín[1]) war somit ein dienstbares Lehengut zur Burg Bösig, ein zweites Lehen in Hirschberg selbst, wahrscheinlich mit dem Sitze auf Klutschken. Aug. Sedláček.

Höflitz, 27. Januar 1905. Pfarrer Lehmann. 5. Oktober 1619 dem Ehrwürden und wohlgelehrten Herrn Theophilo Lehmann, weiland Pfarrer zu Leipa, welcher sich eine Zeit lang allhier[2]) aufgehalten, einen jungen Sohn daheim im Hause getauft mit Namen Christianus. Die Paten: Herr M. Urbanus Killer, Pfarrer allhier, Elias Kohlstrunk, kaiserl. Zolleinheber, Frau Maria H. Mathias Hoschen Hausfrau. Emil Neder.

Dresden-Plauen, 26. Januar 1905. Brims. Daß im Jahre 1574 ein M. Berthold Pfarrer in Brims war (wie wohl der sel. Tobias zuerst bekannt gemacht), geht aus einer Druckschrift der Zittauer Stadt-Bibl. (im Sammelbande Ps 4° 13) hervor, deren Titel lautet: Locus Methodicus de Tonitru et Fulgure, das ist Ware vnd bedechtliche kurtze Beschreibung des Donners vnd vngewitters, damit vns vnser Herre Gott in diesem Jar 1574 Veterlichen heimgesucht vnd gezüchtiget Allen vnbußfertig Hertzen hinförder zur trewen vermanung der Buß vnd Christlicher bekerung durch Martinum Bertholdum Zittaviensem dazumal Pfarherr im Dorff Brinys. Gedr. zu Görlitz durch Ambros. Fritsch 1574.[3]) — In

---

[1]) Es sind die Formen Myslín und Mischlin denkbar, aber mit Bezug auf die irrige Etymologie „Mäuseschloß" denke ich an Mischlin. — [2]) In Tetschen! — [3]) Vgl. Exk.-Klub, XVIII, 6. Sch.-L.

der Abhandlung erwähnt der Verfasser, daß den 31. Mai „groß Vngewitter, Donner vnd Schlossen, 13. Juni vnversehener Donnerschlag, 14. Juni Donnerschlag mit Schlossen, 20. Juni ein zorniges Vngewitter" erfolgte. Als Nachtrag folgt eine oratio brevis pro ecclesia Brynensi; von den 5 Distichen lauteten die letzten:

Fac Deus hinc fugiant crudi certamina Martis,
Ne propriis odiis dilacerentur oves.
Sed valeas, Senior, Valeas tu nomine Blecta,
Fac valeas Berbsdorff: Othnitiane vale.

Vielleicht geben Ihnen die Namen irgend einen Aufschluß. Es scheint Brims damals noch nicht den Gersdorffen gehört zu haben (1566 war Joachim Blecta Patron). Ist Berbsdorff[1]) verdruckt statt Gersdorff? Wer ist Othnitianus? — Habe soeben einen zweiten „Rö. Kay. Maj. Zoll vnd Bierstewer Einnemer" entdeckt (war auch Stadtschreiber zu Lübben 1570). Dr. Koch.

Tuhan, den 1. Feber 1905. Sagenbuch. Ihrem Wunsche entsprechend, mache ich hiemit Mitteilung von dem Inhalte des alten Sagenbuches, von welchem ich gelegentlich der Übergabe der Steinzeitfunde Erwähnung gemacht habe. — Titel des Buches: „Sagen der Vorzeit von Veit Weber. — Inhalt: Wolf. Das heilige Kleeblatt. Der Müller des Schwarztal's. Der graue Bruder. — Prag und Wien 17 ? 3. — bey Josepf Kattnauer, Buchhändler in der Jesuitengasse bei zehn Jungfrauen Nr. 230." Auf dem zweiten Blatte: „Meinem Fahrenkrieger gewidmet." — Von dem Inhalte kann nur die dritte Sage: „Der Müller des Schwarzthal's" für unser Klubgebiet von Interesse sein. Die Sage handelt von dem Ritter Diederich auf der Burg „Aarhorst", welcher zu guter Letzt als „Schwarztaler Müller" geendet. Franz Jos. Böhm.

Leitmeritz, den 4. Feber 1905. Mühlwesen.[2]) Es existiert eine „Mühlordnung" Kaiser Franz des I. d. d. Wien 1. Dezember 1814; selbe trat am 1. Mai 1815 in Kraft und hat 25 §. Derselben ist angefügt eine „Proviantmahlordnung" in 15 §. — Vom 16. Januar 1783 gibt es ein Hofdekret: „Wegen Vermahlung und Verkauf der eigends erzeugten Körner"; ein Gesetz vom 5. Jänner 1784 handelt von der „Aufhebung des Mühlzwanges". — Ein kais. Patent vom 30. Jänner 1748 handelt über „Vorschriften für Müller und Bäcker"; eine „Müllerordnung", aber nur für das Erzherzogtum Österreich, datiert vom 13. September 1755. — In den Gesetzsammlungen findet sich weiters noch eine „Mühlordnung" vom 1. Mai 1770. — Alle diese habe ich im Archive. Heinrich Ankert.

Leitmeritz, am 9. Feber 1905. Vorber. Unter meinen Volksliedern finde ich auch eines von Franz Kammel, Lehrer ehedem in Haber, der viele Liederhefte zusammenschrieb. Ich besitze vier derselben. Darunter finde ich „den Bauernhimmel", ein mundartliches, freilich auch recht derbes Lied, das als Variante zum Reischdörfer Himmel, sowie des Liedes „Wie sich der Bauer den Himmel vorstellt" (Jarisch' Heimatklänge),

[1]) Vielleicht „Berbisdorf"? Vgl. Exk.-Klub, XIV, 331. F. H. — [2]) Die folgenden Auskünfte wurden durch eine Anfrage veranlaßt, welche Herr Jos. Schubert in Grottau an unsere Schriftleitung gerichtet hatte. A. P.

zu betrachten ist. Die Melodie ist ganz vom Reischdörfer verschieden. Die 27. Strophe lautet nun: „Wenn der Dudelsok wird summen und der gruße Borber brummen Hopsasa!" — Der Ausdruck „Borber" ist mir gänzlich fremd. Sollte damit die Baßgeige gemeint sein? — Vielleicht ist ihnen über die Bedeutung dieses Wortes etwas bekannt, denn es kann doch unmöglich bloß an einem Orte gebräuchlich sein.

Joh. Haudeck.

Grottau, 18. Feber 1905. Proche. Raap. Unter den in Leipa geborenen Priestern dürfte Ihnen auch bekannt sein: Veremund Proche [1], geboren 1694, 1714 Ordensgelübde abgelegt in Emmaus (Prag), 1720 ordiniert. 1741—1748 war er Prior des Klosters Bösig. Unter seinen Schriften zu erwähnen: Geschichte von Emmaus. (Historia regii monasterii olim ad s. Hieronymum fundati, ab Carolo IV. refundati ab Ferdinando III. conscripta et collecta ex diversis historiographis et manuscriptis. V. Veremundo Proche O. S. B). Ferner: Monasteria ordinis S. Benedict. per Bohemiam fundata. — Auf dem Berge Bösig starb ferner: Am 13. März 1738 Adalbert Raap, geboren 1668 zu München, 1687 profeß., 1691 ordiniert. Im Jahre 1722 veröffentlichte er: „Neu eröffnetes Kost- und hochschätzbares Berg-Werk, hundert und entlich reichlich ertheilte und Mütterlich verliehene Wohl- und Gutthaten, welche durch die Vorbitt der Seeligsten Jungfrau Mariä von Montserrat auf dem sogenannten Berg Bösig in großer Menge zulauffenden Volk barmherziglich und mildreich erteilet worden." Das Buch ist der Gräfin Waldstein, geb. Fürstenberg-Stillingen und Wartenberg (Wohltäterin des Bösigs) gewidmet. — 1758—1798 weilte in Bösig als deutscher Prediger: P. Johann Zatočil de Coonbruck; Predigt am Jubelfeste auf dem Berge Bösig 1766. E. Langenbäcker, Pfarrer.

Prag, den 22. Februar 1905. Schöfflinger v. Röhrsdorf. Seitens eines reichsdeutschen Vereines für Geschichtsforschung wird an mich das Ersuchen gerichtet, Erhebungen über Abstammung und Geschlecht eines gewissen Johann Heinrich Schöfflinger oder Schefflinger von Röhrsdorff zu pflegen; derselbe lebte im 17. Jahrhundert und vermählte sich um die Mitte desselben mit Anna Katharina, Gräfin von Breda, geb. von Donop, Witwe des Hans Rudolf Grafen von Breda, kaiserlichen Feldmarschalleutnants, Herrn auf Lämberg. Er soll Besitzer der Herrschaften Tölzelsdorf und Schneckendorf gewesen sein und hat am 31. Juli 1651 das Inkolat erworben.[2] Georg Ely.

Berlin, den 24. Feber 1905. Glashüttenmeister Preußler. Aus den „Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs" ersehe ich, daß Sie der Geschichte der böhmischen Glashütten ein ganz besonderes Interesse entgegenbringen und wie aus dem Jahrgang 1890 hervorgeht, haben Sie bereits eine Anzahl diesbezüglicher Notizen gesammelt, um später diese Sammlung der Öffentlichkeit zu übergeben. Da ich mich

[1]) Vgl. Exk.-Klub, IV, 233—235. Sch.-L. — [2]) Bereits im Jahre 1630 wird Hendrich Schefflinger unter jenen 504 Personen „höheren Standes" genannt, welche sich vor der Transaktions-Kommission wegen einer Geldbuße vergleichen sollten (Bílek, Konf. Einleitung, p. 137). Das war entweder Johann Heinrich Schöfflinger selbst oder — was mir viel wahrscheinlicher däucht — der Vater desselben. A. P.

seit etwa Jahresfrist damit beschäftige, aus allen mir zugänglichen Werken der technologischen Literatur, soweit sie die hiesige Königl. Bibliothek besitzt, Notizen über die Glasmacherfamilie Preußler, welche bekanntlich neben den Schürer's in Böhmen und Schlesien eine hervorragende Rolle in der Glasindustrie gespielt hat,[1]) zu sammeln, so wollte ich mir die Freiheit nehmen, anzufragen, ob die s. Z. von Ihnen angekündigte Veröffentlichung Ihrer diesbezüglichen Notizen bereits erfolgt ist.[2]) — Bis jetzt habe ich feststellen können, daß die Preußler's a) in Böhmen die Glashütten: Rochlitz, Sahlenbach, Reiditz, Seifenbach, St. Antoniwald, Witkowitz, Karlsthal und Seewiesen (Böhmerwald), b) in Schlesien die Glashütten Schreiberhau — 4 Hütten: 1) im Weißbachthal, 2) am Weiberberge, 3) Karlsthal, 4) Hoffnungsthal — ferner Schwarzbach bei Meffersdorf und endlich Freudenburg bei Langwaltersdorf im Betrieb gehabt haben. Da die Blottendorfer Glashändler nach Czihak von Wolfgang Preußler, welcher 1617 von Witkowitz aus in Schreiberhau einwanderte, abstammen, so interessieren mich auch alle Notizen in dieser Richtung.

Otto Preußler.

Reichenberg, am 1. März 1905. Ein deutschböhmisches Musikbuch. Ende dieses Jahres soll im Verlage von Paul Sollors in Reichenberg und redigiert von dem Unterzeichneten das 1. Heft des auf mehrere Bände berechneten „Deutschböhmischen Musikbuches“ erscheinen. Das Werk wird als bio-bibliographisches und ortsgeschichtliches Musiklexikon abgefaßt sein und alle Gebiete des deutschböhmischen Musikwesens umfassen: den wissenschaftlichen Teil (verfaßt von Dr. Richard Batka), die Entwicklung des modernen Musiklebens, das ausübende Künstlertum (Tondichter, Musikschriftsteller, Virtuosen, Unterricht, Theater und Konzert, kirchliche Musikpflege u. s. w.), Studien über das Volkslied, Musikindustrie, Orgelkunde u. a., alles möglichst quellenmäßig belegt durch Akten, bibliographische Denkmäler, Auszüge aus Schriften, Zeitschriften und Büchern, eventuell durch Registrierung der einschlägigen Literatur, persönliche Mitteilungen, statistische Übersichten, sowie durch Bildnisse von namhaften Persönlichkeiten und Reproduktionen einschlägiger Objekte (Titelblätter, Notenbeispiele, Bauten, Gedenkzeichen). — Geht somit aus der Anlage des Werkes die Absicht hervor, für eine später

---

[1]) Dem „Bezirk Gablonz“ (1894) entnehme ich folgende Einzelheiten (p. 596, 615, 617, 619). Polaun wurde 1680 angelegt. Der begütertste Ansiedler (Preußler) soll 36 Joch besessen haben. Im Jahre 1699 erbauten die Gebrüder Christian und Gottfried Preußler am Wurzelbache eine Brettsäge, 1701 in der Nähe eine Glashütte und später an der Iser eine Mahlmühle. Diese Besiedlung hieß „Antoniwald an der Iser“. Unter diesem Namen ist die „Preußler'sche Glashütte“ bekannt. — Die Glashütte Reiditz bestand schon vor dem Schwedenkriege. Am 31. Juli 1692 verkaufte sie Daniel Preußler seinem Sohne Christian. Um 1718 war Daniel Karneth Besitzer, doch 1736 war Joh. Karl Preißler Glashüttenmeister von Reiditz. Wegen Holzmangels hat der Graf v. Millesimo Reiditz 1752 „von denen Preislerischen“ gekauft. — Im Jahre 1680 wurde dem Christoph Preußler, Sohn des Daniel Preyßler aus Reiditz, in der Hüttenmühle zu Tiefenbach ein Sohn geboren und in Drschkow getauft. — Im Jahre 1703 hat der Hüttenbesitzer Christian Preußler dem Val. Schürer von seinem Gute in Tiefenbach um 2 Sch. M. ein Stück Feld zum Baue eines Hauses verkauft. A. P. (Vgl. auch Exk.-Klub, X, 74, 75; XIII, 183, 349, 350. Sch.-L.) — [2]) Die Fortsetzung und Veröffentlichung dieser Sammlung ist durch anderwärtige Arbeiten verhindert worden. A. P.

zu schreibende „Geschichte des deutschböhmischen Musikwesens“ reichlichen Stoff zu sammeln, so erwächst dem Unterzeichneten gleichzeitig die Pflicht, nichts unversucht zu lassen, was die Erlangung authentischen Materials irgendwie fördern könnte. Und so stellt er denn auch an die geschätzten Leser der „Mitteilungen“ das dringende Ersuchen, ihm mit Rat und Tat beistehen zu wollen. Für jeden Wink, jede Anregung und positive Mitteilung dankbar, bittet er, ihm bis 15. Juli 1905 etwaige Aufzeichnungen, die in den Rahmen des Buches passen, Unvollständiges ergänzen helfen, hinsichtlich mancher Materie auf neue Spuren führen oder neue Gesichtspunkte aufdecken würden, gütigst mitteilen zu wollen. Es genügt vor allem die sofort auf brieflichem Wege bekanntgegebene grundsätzliche Geneigtheit, das Werk unterstützen zu wollen; die Entgegennahme der positiven Mitteilungen und Beiträge ergibt sich dann aus der weiteren Korrespondenz von selbst. Das Werk hat u. a. auch die Förderung seitens des k. k. Landesschulrates in Prag und der „Kommission der Denkmäler der Tonkunst in Österreich“ erfahren.

Franz Moißl, k. k. Musiklehrer.

Manisch, den 5. März 1905. Eine Brotsegnung für Feuersgluten. Im Anfang der 1860er Jahre, als ich in Neustadtel ministrierte, ließ P. Anton Haide aus Ober-Politz (derselbe war Weltpriester und lebte in Politz in dem Rochelt'schen Hause, wo heute der Gärtner wohnt), da unser Pfarrer Th. Münich krank war und daher Aushilfe brauchte, nach der Frühmesse von einem Ministranten beim Bäcker ein Brot holen, ging mit uns wieder zum Altare, weihete das Brot, schnitt es dann in Schnitten und übergab einem jeden der anwesenden Kirchenbesucher ein Stück Brot, nachdem er zuvor eine Erklärung an die Anwesenden gehalten, daß jeder dieses Brot sich aufbewahren und bei einer etwaigen Feuersbrunst ein Stück davon in die Flammenglut werfen solle, auf daß das Feuer seine Kraft zum Weitergreifen verliere. Auch ich erhielt ein solches Stück Brot, welches ich meinen Eltern nach Hause mitnehmen mußte. Ein Stück davon ist heute noch in meinem Besitze und dasselbe ist heute nach 40 Jahren noch gut erhalten. — Ich glaube, es war dieser Weihetag an St. Agnes oder St. Agatha[1]); ich habe bei meiner langjährigen Ministrierzeit keiner solchen Weihe mehr beigewohnt oder jemals davon gesehen. — Mein Vater, welcher kurze Zeit darauf mit P. Anton Haide zusammentraf, fragte ihn selbst, was das Brot zu bedeuten habe, welches er ihm durch mich gesandt hatte, und jener gab ihm dieselbe Erklärung wie damals den Kirchenbesuchern. — P. Anton Haide war ein Jugendfreund meines Vaters, denn bevor P. Haide in's Studium gieng, hatten beide bei einem Meister das Schneiderhandwerk gelernt (P. Haide nur kurze Zeit). P. Haide achtete bis zu seinem Tode seinen ehemaligen Handwerkskollegen, und wenn der Postbote von Ober-Politz kam, brachte er ihm gewöhnlich seinen Gruß. Mein Vater besuchte ihn wieder sehr oft in Politz, wo sie

[1]) Es wird wohl St. Agatha (5. Feber) gewesen sein. Nach Birlinger (I, 426, 429) wurde in Schwaben „St. Agatha Brot“ gegen Philtrum amatorium, St. Agatha-Brot mit geweihter Asche aber gegen das Ausfliegen und Schwinden des Getreides angewandt. Sch.-L.

gern zusammen in dem schön angelegten Garten mit den seltenen Bäumen (ich nenne nur den Tulpen- und Gewürzbaum, dieselben stehen heute noch) spazieren giengen. Auch als P. Haide Mitte der 1860er Jahre nach Langenau als Aushilfspriester und später nach Philippsdorf übersiedelte, schrieb er meinem Vater oft. Er ist in Philippsdorf gestorben.

Josef Simm.

Töplitz-Schönau, den 11. März 1905. Zollverhältnisse. In dem 4. Heft des 27. Jahrgangs der „Mitteilungen" finde ich unter den Mitgliederbriefen eine Anfrage des Herrn Staatsrats Prof. Dr. Koch aus Dresden, betreffend die Zollverhältnisse um das Jahr 1600. Ich erlaube mir für jetzt nur folgendes dazu zu berichten. Vor und nach dem dreißigjährigen Kriege war in Klostergrab eine Zollstätte. Der Reinertrag derselben wurde zu gleichen Teilen unter die Ossegger Stiftsherrschaft und die Lobkowitzische Biliner Herrschaft geteilt. Als Beamte erscheinen der Bürgermeister und der Stadtschreiber von Klostergrab mit den Titeln: „kaiserlicher Grenzzoll-Einnehmer" und „Gegenhandler (d. i. Kontrollor) des kayserlichen Granitz-Zolls zu Clostergrab". Ihre Besoldung erhielten sie aus dem Gesamtertrag des Zolles. So sind zum Beispiel für das Verwaltungsjahr 10. Oktober 1606 bis zum 10. Oktober 1607 die Gesamteinnahmen mit 40 Sch. 30 Gr. 6 Pfg. ausgewiesen. Von dieser Summe wurden 3 Sch. 18 Gr. für Wegbauten ausgegeben, 6 Sch. behielt sich der Einnehmer als Jahresbesoldung zurück, die übrigen 31 Sch. 12 Gr. 6 Pfg. wurden so geteilt, daß jede der beiden genannten Herrschaften 15 Sch. 36 Gr. 3 Pfg. erhielt. Rudolf Knott.

Römerstadt (Nordmähren), 11. März 1905. Siedlungen. Gestern erlaubte ich mir, an Sie das Büchlein „Unter Altvaters Mantel" zu senden, weil ich glaube, daß Sie der Inhalt wegen der Ähnlichkeit der geschilderten Gebräuche mit jenen Nordböhmens interessieren wird. — Gleichzeitig teile ich mit, daß die Römerstädter Gegend auch insofern eine Beziehung zu Nordböhmen hat, als hier zwei von Deutschböhmen gegründete Orte sind u. zw. Harrachsdorf, das im Jahre 1748 vom Grafen Harrach mit Webern aus der Schluckenauer Herrschaft, und Rosendorf, das vom Grafen Ferdinand v. Harrach 1745 mit Arbeitern aus Georgswalde gebaut und besiedelt wurde. Letzterer Ort ist nach der zweiten Gemahlin des Grafen „Rosadorf" (jetzt Rosendorf) genannt. — Einen ähnlichen Ursprung hat vielleicht das Örtchen Neu-Rumburg bei Mährisch-Altstadt, südöstlich vom Spieglitzer Schneeberge. Julius Hanisch, k. k. Geometer.

Bücher-Anzeigen.

Von A. Paudler.

„Dr. F. Hantschel's Kammwegführer von der Jeschkenkoppe bei Reichenberg bis zum Rosenberge bei Tetschen mit Berücksichtigung der anschließenden Kammwege. Mit 1 Wegkarte und 4 Ansichts-Postkarten. Prag-Smichow, 1905. Im Selbstverlage. Buchhändlerischer Vertrieb durch W. Fiedler's Antiquariat (Joh. Kloß) in Zittau. — Herausgegeben über gemeinsamen Beschluß des deutschen Gebirgsvereines für das Jeschken- und Isergebirge, des Verbandes Lusatia südlausitzischer Natur- und Gebirgsvereine, des Gebirgsvereines für das nördlichste Böhmen

und des Gebirgsvereins für die böhmische Schweiz". Dr. Hantschel's Kammwegführer, der gerade so recht zum Beginn der Reisezeit erscheint, ist nicht nur das Ergebnis größter Sorgfalt, womit die Einzelheiten zusammengestellt worden sind, sondern auch sehr billig, so daß selbst dem sparsamsten Wandersmann die Anschaffung nicht schwer fallen dürfte. Auf den Inhalt und die Anordnung wollen wir nicht weiter eingehen, doch das können wir mit dem besten Gewissen sagen: Wer den Kammweg zu begehen willens ist, der versäume es nicht, diesen Kammwegführer sich zu verschaffen. Der Reiz des Wanderns wird sich vervielfältigen, und die Gefahr einer Wegirrung, welche an mehreren Stellen des Kammweges nicht ganz abgeleugnet werden kann, wird für ihn nicht mehr bestehen. Kurz, der Kammwegführer ist ein treuer und verläßlicher Freund des Kammwegwanderers[1]).

„Orlnblätter on Buchnlaub. Mundartliche Gedichte von Josef Bennesch. Friedland 1903". Der Born quillt weiter: noch immer erscheint bei uns von mundartlichen Gedichten eine Sammlung nach der andern. Wenn nichts anderes, so ist diese Fruchtbarkeit doch ein erfreuliches Zeugnis, daß die Achtung vor den heimischen Mundarten noch immer im Wachsen ist. Das nette Büchlein, das uns vorliegt, entspricht der Mundart des oberen Wittigtales. Seit Fritz Reuter manch eine Anekdote in Verslein und Reimlein gebracht hat, haben es die Anderen ihm nachgetan. So auch hier. Es gibt manch ein Gedichtchen, das zweifelsohne auf einer volkstümlichen Anekdote beruht, aber die Sachen lesen sich sehr angenehm und können den Freunden der Mundart warm empfohlen werden. Und es ist eine wirklich merkwürdige Mundart! Besonders auffällig ist es, daß in dieser Mundart das d durch g vertreten wird. Ich sollte richtiger sagen: nd durch ng. Denn ich stelle mir die Sache so vor, daß n vor d sich in einen Nasal verwandelt hat, worauf das d ausfiel. So fingn = finden (p. 48), hingn = hinten (p. 32), wingt = windet (p. 15), eigfungn = eingefunden (p. 16). Daneben blieben aber unverändert: lindern, schindn (p. 11). Beachtenswert ist außer den Diphthongen ua, oa, (tualoabwarts = talabwärts p. 14), besonders das weiche j in wjär (wär' p. 9), tjäst (tätst p. 8), kjäm (käm p. 15), ljär, trjät (p. 32). Sehr merkwürdig war mir drlejbn (p. 10), das zunächst allerdings an „erleben" gemahnt, aber wohl „erlauben" sein dürfte und daher recht gut zu glejbn stimmt. In unserer Mundart wäre dies allerdings unmöglich. Wir sagen: er drlaubts, aber er gläbts (ä ist lang). Es müssen also für das Wittigtal erweiterte Stämme in beiden Fällen angenommen werden (laubj, glaubj), wodurch sich dann der Umlaut leicht erklärt. Das Gedicht „Kennt ihr das Tal" (p. 57) ist gewiß sehr gesinnungstüchtig, aber mundartlich kann man es nicht recht nennen: ein verkleidetes Hochdeutsch, ein innerlich fremdartiges Wesen, das hie und da mit mundartlichen Lappen behängt ist. Hieraus geht abermals hervor, daß der Dichter, welcher der Mundart huldigt, bei der Wahl seiner Stoffe sehr vorsichtig sein muß. Was über den Gedankenkreis jener Bevölkerung, von welcher die Mundart noch gesprochen wird, hinausgeht, dafür findet sich in der Mundart nicht Wort, nicht Wendung.

Unser Egerland. In einem wichtigen Leitaufsatze (IX. Jahrgang, I. Heft), zeigt der Herausgeber Al. John, daß das Egerländer Sprachgebiet sich nicht auf das eigentliche Egerland beschränkt, sondern sich nach Osten bis in die Bezirke Kaaden und Podersam, im Süden über den Bischofteinitzer hinaus bis in den Tauser und Klattauer Bezirk erstreckt, also vom Hainberge bei Asch bis zum Osser und Arber bei Eisenstein. Es ist ein Gebot der Wissenschaft, dieses ganze Gebiet volkskundlich zu erschließen. K. Alberti behandelt die Maibräuche im Ascher Gebiete, Prof. Joh. Bachmann die Egerländer Hochzeitsbräuche, Al. Fietz die Begräbnisbräuche an der Jechnitzer Sprachgrenze, Al. John „Herd und Herdgebräuche im Volksglauben". Besprochen werden E. Freimut's „Tillenberg" und Andree's „Votive und Weihegaben". Auch „Neidköpfe" in Pilsen und Deutschbrod (p. 23), sowie „Totenbretter im Tepler Hochlande", die „Kümmernislegende"

[1]) Wer die Schönheiten und Reize des Kammweges genießen will, ohne ihn wirklich zu begehen, wer sich auf die beabsichtigte Kammwanderung so zu sagen stimmungsvoll vorbereiten will oder wem es erfreulich ist, an die Einzelheiten der bereits zurückgelegten Kammwanderung lebhaft erinnert zu werden, dem ist Paudler's Buch: „Der neue Kammweg vom Jeschken zum Rosenberge" mit seinen zahlreichen Zeichnungen von August Frind (Leipa, 1904. Im Selbstverlage. Preis 4 K, gebd. 5 K) empfohlen. Zum Reisebegleiter für den Kammwegwanderer ist dieses Buch schon wegen seines Umfanges wenig geeignet. In dieser Beziehung ist Dr. Hantschel's Kammwegführer bisher unübertroffen.

und das „Letzerl". Bezüglich des letzteren müssen wir bemerken, daß es bei uns ausdrücklich „Der Letzte" [1]) heißt, wie es auch das Sprüchlein beweist: „N Letzten wi ich garne leiden, du mußt de alde Saue schneiden!" — Auch unser Aufsatz über „Johann Sensenschmid aus Eger" [2]) ist vollständig abgedruckt und in einer Anmerkung eine kurze Chronik der Egerer Buchdrucker beigegeben. 1575 hat Joh. Brey eine Druckerei für 260 Gulden gekauft. Wir werden uns also weniger wundern dürfen, wenn Paulus Konopäus im Jahre 1630 die Druckerei des Paul Sessius um 300 Gulden für Leipa ankaufen konnte.

„Heimatskunde des Reichenberger Bezirkes Stadt und Land." In der 9. Lieferung kommen die Ortschaften des Gerichtsbezirkes Reichenberg-Land zu ausführlicher Besprechung, zunächst jene Orte, deren Vereinigung mit der Stadt Reichenberg geplant ist. Neu-Paulsdorf wurde 1691 als „Feldgärtnerdorf" angelegt (p. 104). Im folgenden Jahre ließ Platz v. Ehrenthal in Neu-Paulsdorf sechs neue „Auengärtner- und Feldgärtner-Häuser" erbauen. Die Auengärtner besaßen eine Aue oder Wiese, um eine Kuh oder einige Ziegen von dem Futter erhalten zu können (p. 105). Jg. Luna aus B. Kamnitz war Pfarrer in Raspenau und 1759—1763 Pfarrer in Röchlitz, wo er starb (p. 153). Die Familie „Luna" war in B. Kamnitz wohl bekannt. [3]) — Beim „Bilde" in Ruppersdorf befindet sich ein Born, dem man Heilkraft zuschrieb (p. 192). — Die Ordensleute in B. Aicha, denen der Röchlitzer Pfarrer Petrus 1360 beitrat, waren keine „Cyriaken", [4]) sondern „Johanniter", [5]) die jetzt „Malteser" heißen.

„Deutsche Arbeit. Redakteur: Prof. Dr. Ad. Hauffen. IV. Jahrgang. November 1904." Im 2. Hefte hat Prof. Dr. O. Weber seine Abhandlung über den „österreichischen Vormärz" fortgesetzt; Prof. Dr. Ad. Bachmann bespricht den böhmischen Ausgleich unter den Kaisern Josef I. und Karl VI., desgleichen Prof. Dr. G. Laube die Prager Schillerfeier 1859. [6]) Erwähnt seien ferner zwei mundartliche Erzählungen von J. Lippert und W. Hampel, Rauchberg's Sprachenkarte von Böhmen, die geologische Karte des Mittelgebirges von Dr. J. E. Hibsch, Peter des Großen Aufenthalt in Annaberg und Karlsbad (p. 157, 158). J. Köferl berichtet über die Allerseelenfeier in der Tachauer Gegend und Prof. Dr. Spitaler rechtfertigt die Berufung der Donnersberg-Bewunderer auf Alex. v. Humboldt. Otty Schneider, gebürtig aus Leitmeritz, bringt fünf Abbildungen aus der alten Bergstadt Graupen, und Dr. G. Laube schreibt geradezu: „Graupen ist nach unserer Überzeugung ein Ort, der zum Aufenthalte einer deutschböhmischen Malerkolonie wie geschaffen erscheint. Ein unversiegbarer Quell der prächtigsten malerischen Motive sprudelt hier dem Künstler entgegen" (p. 110). Johanna Michel aus Leipa errang einen Preis durch ihre Plaquette „Frühling"; auch Richard Placht [7]) aus Kratzau hat vor einiger Zeit den Fuggerpreis erworben (p. 159, 160). — Das Dezemberheft, auch „Brüxer Heft" genannt, bringt diesem Namen entsprechend einen Aufsatz über „Brüx" von Jul. Reinwarth. Es sind schöne Abbildungen beigegeben: Altes Rathaus, Weitmül-Epitaph, Taufstein, zwei Heiligenbilder (St. Katharina [8]) und St. Barbara), Minoritenkirche, ferner Mariä Heimsuchung, Beschneidung Christi und Katharina's Enthauptung. Durch diese Bilder ist zugleich die Bedeutung des Brüxer Stadtmuseums gekennzeichnet. Außer vielen Zeichnungen von verschiedenen Künstlern finden wir auch die obenerwähnte Plaquette „Frühling" von Johanna Michel aus Leipa abgebildet (p. 235). Zahlreiche Malerakademiker erhielten Stipendien, von denen R. Bendel aus Güntersdorf, R. Pohl aus Aussig, R. Walter aus Leitmeritz, J. Krombholz aus Simmer, Jos. Weigel aus Arnsdorf nebst dem Kunstgewerbeschüler A. Schlosser aus B. Kamnitz an dieser Stelle genannt seien. — Im Januarhefte beginnt Jul. Lippert einen Aufsatz über das Wesen des „deutschen Rechtes" in Böhmen. Hieran schließen sich aus dem Nachlasse

---

[1]) Ich muß beisetzen, daß unser Vater für „Letzter" manchmal „Loxtert" sagte. Den Grund weiß ich nicht. Aber es hat sich gezeigt, daß solche Nebenformen bisweilen von besonderer Wichtigkeit sind. — [2]) Exk.-Klub, XXVII, 319—324. — [3]) In Mussik's Markt Schönlinde heißt es (p. 127) bei B. Kamnitz: „Pietsch Joseph, Luna (Witwe): Spezereiwarenhandlungen; Luna: Schnittwarenhandlung." — [4]) Vgl. Frind, II, 299—303. — [5]) Tingl (L. C. I, 127) sagt ausdrücklich: Ordinem S. Joannis fratrum. — [6]) Referent erinnert sich noch genau an die Leipaer Schillerfeier jenes Jahres. Auch gemahnt eine Schillerstiftung für Gymnasialschüler noch heutigen Tages an den Enthusiasmus jener Zeit. — [7]) Von ihm besitzt das Leipaer Museum einen Kupferguß: Reliefbild S. Maj. des Kaisers. Exk.-Klub, XXV, 85. — [8]) Beide Heiligenbilder hat Mikowec (Altertümer, I, 80, 81) besprochen und die hl. Katharina abgebildet (Wilh. Kandler).

Prof. Rud. Müller's „Erinnerungen eines alten Akademikers". Dem Hefte ist eine „Landschaft" von Jak. Ruisdael aus der Galerie Nostitz beigegeben. — Im Feberhefte beginnt E. Herneck eine Kartenstudie: „Böhmen als geographischer Einheitsbegriff". Bemerkenswert ist eine Mitteilung über die merkwürdige Kärntner Herzogsfrage und Goldmann's jüngsten Lösungsversuch (p. 367—372). In der Beilage befinden sich drei Klavierstücke von Rud. Schüller aus Leipa.

„Zu Nutz und Kurzweil. Sprüche und Gedichte von J. Bergmann. Ravensburg, 1905". Die Eigenheiten und Vorzüge der Bergmann'schen Gedichte und Sprüche sind bekannt. Wir haben uns darüber wiederholt geäußert. Die vorliegende Sammlung sei also bestens empfohlen. Bei dieser Gelegenheit sei eine Tatsache erzählt, welche wirksamer sein wird als meine Worte. In der drittletzten Sitzung (1. Dezember 1904) vor Weihnachten brachte der Bücherwart Herr Karl v. Zimmermann-Göllheim ganz wider die sonstige Gepflogenheit einige Bändchen von J. Bergmann in den Ausschuß des Klubs und verlas daraus nach dem Schlusse der Verhandlungen verschiedene Proben des Bergmann'schen Humors, über den sich der Vorlesende sehr anerkennend äußerte. Das ist gewiß eine unverdächtige Beurteilung.

Das Leitmeritzer Wochenblatt brachte in seiner Festnummer vom 4. Jänner 1905 (Nr. 1 des 50. Jahrganges) einen teilweisen Abdruck der Erstlingsnummer vom 5. Juli 1855 und verschiedene Beiträge in Vers und Prosa von Ad. Stifter (Waldburg), Ant. Aug. Naaff, Ant. Ohorn, Th. Hutter, A. Paudler (Bergturm), Ant. Schott (Ameisbär), Alf. Meißner, J. E. Hilscher, W. Krondorf, J. Stibitz und Anderen.

„Grablied. Von Joh. Haudeck. Leitmeritz 1904". Von Herrn Johann Haudeck in Leitmeritz ist ein Grablied für gemischten Chor und Musikbegleitung (op. 62) im Selbstverlage erschienen. — Den Text: „Süß und ruhig ist der Schlummer" hat der Komponist in würdig ausdrucksvoller Weise vertont. Die Intonation bietet den Sängern keine Schwierigkeiten und die Instrumentalbegleitung ist dem Gesange entsprechend angepaßt. Chorregenten, welche außer den liturgischen Gesängen bei Trauerfeierlichkeiten Lieder benützen, sei dieses opus bestens empfohlen. Die Ausstattung ist sehr schön, der Preis 1 K 20 h; mit doppelten Singstimmen 1 K 60 h. (Dieses Gutachten hat Herr Chorregent Wilh. Gautsch abgegeben). J. Just d. A.

„Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen. Von Dr. Ed. Langer. Braunau 1904. Vierter Band." Aus dem Inhalte des dritten Heftes seien ausdrücklich hervorgehoben: „Ehemalige Bauernhochzeit im Schönhengster Gau", „Sagen", „Steckener Tuschlieder" und Gedichte in Braunauer Bauernsprache von Ant. Kahler, welcher am 15. Feb. 1868 in Weckersdorf geboren wurde.

Einlauf.

Bericht über das Studienjahr 1903—1904, erstattet von Prof. Dr. Jos. Neuwirth, z. Z. Prorektor der k. k. technischen Hochschule in Wien. Wien 1904.

„Brüx. Von Julius Reinwarth. Prag 1904. S.-A."

„Gesammelte Werke von Uffo Horn. Herausgegeben von Dr. Ed. Langer I. Band. Erzählungen. Braunau 1904."

„Jahrbuch des Männergesangvereins in Olmütz für das Jahr 1904. Von Th. Knaute. Olmütz 1905."

„Hochgebirge. Von Ed. Fed. Kastner. Mit Federzeichnungen von Hans Wagner und Cl. Hofrichter. Wien 1905."

„Eine Bauernhochzeit in Westböhmen vor fünfzig Jahren. Ein Beitrag zur Volkskunde von Dr. M. Urban in Plan. Nach älteren Aufzeichnungen und genauen Forschungen verfaßt. Mies 1905."

„Georg Handsch. Von Rudolf Wolkan (Sonderabdruck)."

„Das Zeitalter des Humanismus. Von Privatdozent Dr. Rud. Wolkan in Wien. Sonderabdruck aus den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Berlin 1905."

Heimatblumen. Gedichte von Dr. M. Urban in Plan. Mies 1904.

Unter Altvaters Mantel. Erzählung von J. Orel. Brünn 1898.

Zur älteren Quellengeschichte der Kurstadt Franzensbad. Eine Studie von Dr. Michael Urban (Plan). (Sonderabdruck).

Natur- und Kunstdenkmäler.[1])

Antrag des Abgeordneten Gustav Nowak und Genossen um Erlassung eines Gesetzes für Denkmalschutz und um Aufbringung der erforderlichen Mittel für diesen Schutz.

In den Tageszeitungen wird unterm 22. Feber d. J. aus Wien berichtet: „Ein neues Losanlehen. Wien, 22. Feber. Die Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale beabsichtigt, sich die für ihre Arbeiten erforderlichen Mittel durch Aufnahme einer Prämienanleihe zu beschaffen. Die Kommission hat in dieser Richtung mit Genehmigung der Regierung ein Vor-Übereinkommen wegen Begebung der Anleihe mit der Oesterr. Länderbank abgeschlossen. Das Übereinkommen ist selbstverständlich von der Genehmigung der Anleihe seitens des Parlaments abhängig. Die Losanleihe soll einen Betrag von zirka 15 Mill. Kronen umfassen."

Nun erfordert der Schutz der Naturdenkmäler ebenso eine Unterstützung, wie die Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Es wird dies auch im Allgemeinen eingesehen. So ist am 16. Juli 1902 im großherzogl. hessischen Regierungsblatte das mit 1. Oktober 1902 in Kraft getretene Gesetz, den Denkmalsschutz betreffend, erschienen, welches diese Angelegenheit in nachstehenden sieben Abschnitten behandelt: 1. Denkmäler im Besitze juristischer Personen des öffentlichen Rechtes. 2. Baudenkmäler im Besitze von Privatpersonen. 3. Besondere Vorschriften für einzelne Fälle als Entschädigungsansprüche, Enteignungsrecht, Anlegung einer Denkmalsliste. 4. Ausgrabungen und Funde. 5. Organisation des Denkmalsschutzes. 6. Naturdenkmäler (Begriff des Naturdenkmals, Voraussetzungen des gesetzlichen Schutzes, Folgen des gesetzlichen Schutzes, Genehmigungspflicht, Verbot von Aufschriften, Reklameschildern 2c., Organe des gesetzlichen Schutzes und deren Mitwirkung hierbei). 7. Schluß- und Strafbestimmungen.

Im österreichischen Abgeordnetenhause wurden bisher Anträge eingebracht: In der 60. Sitzung, am 17. Oktober 1901, vom Abgeordneten Nowak und Genossen um Erlassung eines Gesetzes zum Schutze der Naturdenkmäler. In der 168. Sitzung, am 7. November 1902, um Schaffung eines Fondes zur Erhaltung und zum Schutze der Naturdenkmale. — In der Budgetdebatte betreffend den Staatsvoranschlag für 1902 beantragte Abgeordneter Nowak nach eingehender Begründung am 13. März 1902 eine diesbezügliche Resolution.

Die Gefertigten stellen nun den Antrag, das hohe Haus wolle beschließen: Die k. k. Regierung wird aufgefordert, ein allgemeines Gesetz für Denkmalsschutz dem Abgeordnetenhause vorzulegen und in der Aufbringung der erforderlichen Mittel nicht allein für die Erforschung

[1]) Am 9. März 1905 hat Herr Gustav Nowak im Abgeordnetenhaus zum Zwecke der Erhaltung der Naturdenkmäler einen Antrag eingebracht, dessen Wortlaut, der auch wichtige Nachrichten über die bisherigen Bemühungen zum Schutze der Naturdenkmäler zusammenfaßt, wir vollständig abdrucken. Dieser Wortlaut war aber im Klub schon seit dem 4. März bekannt und gelangte in der Ausschußsitzung am 9. März zur Verlesung, worauf der Ausschuß stimmeneinhellig den Beschluß faßte, Herrn Gustav Nowak Zustimmung und Dank im Namen des Klubs auszusprechen. Sch.-L.

und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, sondern auch für die Naturdenkmäler Sorge tragen zu wollen. — In formeller Beziehung wolle der Antrag dem Budgetausschusse zugewiesen werden. Wien, am 3. März 1905. Nowak und Genossen.[1])

Spendenverzeichnis für das Hauptregister.[2])

Herr Hofrat Dr. Hermann Hallwich in Wien (zu heil. drei Königen 1905)	100 K	—	h
„ Julius Biedermann, Zentralinspektor i. R. in Prag	4 „	—	„
„ Johann Hille, k. k. Bezirksschulinspektor in Lubitz	2 „	—	„
„ M.U.Dr. Stefan Krause, Gemeindearzt in Obergrafendorf in Niederösterreich	4 „	—	„
„ J.U.Dr. Franz Donth, k. k. Notar in Schatzlar	8 „	—	„[3])
Zusammen . .	118 K	—	h
Uebertrag . .	1547 „	53	„
Summe . .	1665 K	53	h

Für den Sonderausschuß:

Vinzenz Hüttl, k. k. Landesgerichtsrat.

C. Berndt, dz. Zahlmeister.

Auskunft der Schriftleitung.

St. W.: Auch in Krummau ist die Gründung eines Stadtmuseums beschlossen worden. Leitm. Ztg. v. 19. Novbr. 1904. — H. B.: Die einst auch bei uns übliche Ablieferung der „Spatzenköpfe" soll im Landkreise Emden — ausgenommen die Insel Borkum — noch immer gebräuchlich, d. h. behördlich angeordnet sein. Boh. v. 19. Novb. 1904. — M.: Im Jahre 1690 soll der Flötenmacher Joh. Christoph Denner in Nürnberg die Klarinette erfunden haben. Vgl. Pfister: Nürnberg, I, 259. — !!: Das erste Heft des 14. Jahrgangs der „Mitteilungen des Nordböhm. Exkursions-Klubs" wird für 3 K angekauft. Anbote an Karl R. Fischer, Bürgerschullehrer in Gablonz a/Neiße. — !! Herr Jos. Dinnebier, Werkführer zu Armbruck in Oberösterreich, wünscht Heft 1 und 3 des vierten, sowie Heft 1 des fünften Jahrganges unserer „Mitteilungen" käuflich zu erwerben. — H.: Mit der gotischen Erklärung des Namens „Budweis" können wir uns nicht recht befreunden. Sie scheint auch keineswegs notwendig zu sein. Die ersten Bürger von Budweis waren, wie bei allen älteren Städten Böhmens, deutscher Herkunft. Der Name aber kommt entweder — wie wir glauben — von einem deutschen Personennamen (Budwein-s) oder es ist doch — nach anderer Ansicht — eine deutsche Wortbildung (Budiwoj-s). Einverstanden sind wir mit der Angabe, daß die Altstadt Budweis früher als die Neustadt Budweis bestand. — Ö.: Der aus Klosterfreiheit gebürtige Bildhauer Gareis in Ostritz bei Zittau soll für die Gottesäcker in Ostritz, Hirschfelde und Warnsdorf, Schönlinde herrliche Arbeiten geliefert haben. Ob solche Grabmäler in Schönlinde und Warnsdorf noch gefunden werden mögen? Vgl. N. Laus. Mag. XXXII, 82. — Gr.: Johann Hennevogel von Ebenburg, geb. 1727 in Leitmeritz, gest. 26. Jänner 1790 in Prag, hat einige Seitenaltäre in der Kathedralkirche zu Leitmeritz durch seine künstliche Marmorierung verschönert. (Dlabacz, I, 611). — Im Jahre 1800 wurden sechs Prospekte aus Böhmen, von Kloß gezeichnet, von Wizani d. J., unter der Aufsicht des Professor der Kupferstecherkunst in Dresden, Christian Gottfried Schulze, radiert und koloriert, darunter „Der Döbrauer oder Schloßberg bei Töplitz" (Dlabacz, III,

[1]) Nach einer Wiener Mitteilung ist der „Antrag Nowak" am 15. März im Budgetausschuß angenommen worden. Er soll im Statute für allgemeinen Denkmalschutz zum Ausdruck kommen. Sch.-L. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XXVI, 401—404; XXVII, 423. — [3]) Außerdem ist im zweiten Verzeichnisse (Exk.-Klub, XXVII, 423) richtig zu stellen: Hr. Prof. Th. Straßner in Graz 4 K (nicht 2 K), Löbl. Leseverein (nicht „Lehrerverein") in Haida 10 K.

73). F. H. — L.: Am 25. Aug. 1825 starb zu Wendisch-Baslitz in der Lausitz Josef Hentschel, der einst als Knabe aus Böhmen eingewandert war, in dem seltenen Alter von 103 Jahren. — Zu Lauban gab es eine „Ölbergkapelle". Vgl. N. Laus. Mag., XXXII, 44, 49. — J. H.: Für den Lehrerbildner Josef D. Manzer (1808—1882), der in Petersdorf bei Leipa geboren war, wurde in Leitmeritz eine Gedenktafel errichtet, aus welchem Anlasse die Leitm. Ztg. v. 30. Novb. 1904 Manzer's Lebensgeschichte und Bild veröffentlicht hat. — th.: Die Mitt. d. V. D. Tour. in Brünn (II, Nr. 8) berichten über einen Besuch des Fürst Liechtenstein'schen Jagd-Museums in Mähr. Aussee. — N.: In der Leitm. Ztg. v. 3. Dezb. 1904 schreibt J. Jarschel über die Helfenburg bei Auscha und den Anteil ihrer Bewohner am Überfall in Kessel. Vgl. Exk.-Klub, XIII, 316—320. — r.: Das niederdeutsche lewark und das mhd. lêwerch sind nur ältere Formen von „Lerche" (ahd. lêrahha). — In ahd. Zeit wurden oft aus den Bestandteilen der beiden Elternnamen neue Personennamen gebildet, wodurch nicht immer sinnvolle Gebilde sich ergeben konnten. Vgl. Allg. d. Sprachv., XIX, 342, 361, 362. — J. W.: Am 16. Dezb. 1904 wurde in Dobern bei Leipa ein neues Postamt eröffnet. D. Volksztg. v. 12. Dezb. 1904. — L.: Das Gasthaus „zum Löwen" zu Adorf im Vogtlande soll sich seit 1440 im Besitze der Familie Klarner befinden. Vgl. Leitm. Ztg. v. 17. Dezb. 1904. — St.: Über die „Buschkeller" im Daubaer Bezirke werden wir nach Fr. Bernau Ausführliches zusammenstellen. — A. H.: Wir haben den von Ihnen erwähnten Aufsatz über das „böhmische Mittelgebirge" im „Rübezahl" (V, Nr. 22) selber gelesen. Der Verfasser scheint in Reichenberg zu leben. Uns wenigstens ist sein Name nicht bekannt. Der „Rübezahl", ein humoristisches Volksblatt, eine Halbmonatszeitschrift zur Pflege der nordböhmischen, schlesischen und mährischen Mundarten (Redaktion und Expedition: Reichenberg, Römheldgasse 20), kann den Freunden der Mundart und des Humors bestens empfohlen werden. Unter der „Burg Graber" dürfte wohl die „Rohnburg" zu verstehen sein, welche durch ihre herrliche Aussicht im Lande wohlbekannt ist. — St.: Die „Abwehr" v. 28. Juni 1882 brachte eine Sage über den Schreckenstein, ebenso am 29. Juli 1882 „Schreckenstein" mit einem schönen Liede von Theod. Hutter. — Joh. H.: Pfarrer Prochaska von Lewin, sagt die Reichenbg. Ztg. v. 12. Juli 1882, hat manch sinniges Poem verfaßt und komponiert als Mitglied des Biliner Männergesangvereines. — M.: Herr Dr. Hantschel hat den unerklärlichen Namen, Exk.-Klub, IV, 227, als „Yhrigswiesen" (jetzt „Irigswiesen") gelesen und mag wohl recht haben. — G.: Josef Klan, Feldgärtner in Smrdack und Richter für Smrdack und Luh, legte ein Gedenkbuch an und starb 1803. Sein Sohn Josef Klan war dort Förster, hat das Buch fortgeführt und starb 1829. Dessen Tochter, die Bäuerin Preuß in Brims, besaß das Gedenkbuch, als ich es um 1882 gesehen habe. Ihr Mann hatte noch Einiges eingetragen. — A.: Die N. f. Presse v. 6. Dezb. 1903 brachte einen sehr beachtenswerten Aufsatz über „Das k. u. k. Staatsarchiv im neuen Heim." — P.: Auf den Bösig-Turm sollen 164 Stufen führen. Die Wallfahrer aus czechischen Gegenden bringen jeder einen Stein, küssen ihn und werfen ihn vor eine von den Stationen, welche auf den Bösig führen. Daher liegen vor den Stationen die vielen Steinhaufen, über welche sich schon Mancher gewundert haben mag. — J. H.: In Rumburg wird jährlich eine Dreifaltigkeits-Prozession von der Kirche zur Pestsäule auf dem Marktplatze abgehalten. Das geschieht zur Erinnerung an die Pest von 1680 (Lahmer's Rumburg, p. 82). Dem Vernehmen nach wird bei dieser Dankprozession ein Lied mit besonderer Melodie gesungen (Aufzeichnung v. 1886). — D.: Wenn die große Schlacht sein wird, sollen die Leute, wer zehn Meilen von Prag weg ist, sich noch zehn Meilen weit wegwälzen (Alte Prophezeiung in Kamnitzerneudörfel. 1886). — St.: Wenn man von Waltersdorf nach Lobedanz und Petersdorf geht, so heißt, wie mir mein Freund Dr. J. Martin mitgeteilt hat, eine Feldflur „auf den Folgen". — K.: Der Ausdruck „Delle" (Telle), wie „Trockendelle, Teufelsdelle, Drachentelle" — Schluchten ohne Tagwasser — kommt auch in der Pfalz nicht selten vor. Vgl. Dr. C. Mehlis: Der Drachenfels bei Dürkheim (Neustadt a. d. H. 1894), p. 8. — R.: Zu Allg. D. Sprachv., XIX, 29, sei bemerkt, daß bei uns auf den Dörfern die Kartenspieler zu meiner Zeit niemals „ich paß" sagten, wie in der Stadt, sondern gewöhnlich „fort" und manchmal „weiter" oder „ich bleib' daheim, ich geh' (tu) nicht mit." — Geschlossen: 18. 3. 905. A. P.

Mitteilungen
des
Nordböhmischen Exkursions-Klubs.
Schriftleitung:
Prof. A. Paudler und Dr. F. Hantschel.

Zweites Heft. Juni 1905. XXVIII. Jahrgang.

Rudolf Müller.

Wenn ein Mann in körperlicher und geistiger Frische jene Lebensjahre, hinter denen der Markstein für die äußerste Grenze des menschlichen Lebens nicht mehr weit gesucht zu werden braucht, frohgemut erreicht und bis in seine letzten Tage Zeit, Lust und Kraft zu nutzbringender, gedeihlicher und erfreulicher Arbeit gefunden und angewendet hat, dann darf sein Leben wohl ein glückliches genannt werden. Solch ein Glück wurde meines Erachtens einem unserer Zeit-, Landes- und Volksgenossen, der so zu sagen bis zur letzten Stunde seines tätigen Lebens, bald mit Farbe und Stift, bald mit Wort und Feder, am Kulturgewebe der Zeit wacker arbeiten half.

Rudolf Müller, dessen Sterbetag sich nächstens jähren wird, wurde am 28. Dezember 1816 in Reichenberg als zweiter Sohn des bürgerlichen Tuchmachermeisters Ant. Mich. Müller und der Frau Anna geb. Schöpfer geboren. Mit großer Liebe hat er in seiner Selbstbiographie [1]) das behagliche Familiengefriede geschildert: das aus Blockwand und Fachwerk aufgebaute Haus mit dem Garten und dem altertümlichen Hausrat samt Postillen, Flugblättern, Kriegstrophäen, Truhen, Schränken, Krügen und Schüsseln.

Als Rudolf Müller die Trivialschule und die vierte Klasse in seiner Vaterstadt beendigt hatte, führte ihn seine Mutter im August 1831 nach Prag, zunächst zum „blinden Proksch", der kurz zuvor im Täubelhause in der Schwefelgasse seine musikalische Lehr- und Bildungsanstalt begründet hatte. Nach einer Beratung der Mutter mit dem blinden Meister wurde der Knabe in das Altstädter Gymnasium eingeschrieben. Doch regte sich schon im nächsten Jahre anläßlich der Kunstausstellung vollgewaltig die Liebe zur Malerei. Proksch war für diese Regung nicht unempfänglich, er fragte Führich um Rat, der kurz zuvor aus Italien zurückgekehrt war, und so wurde Müller zuerst als außerordentlicher Schüler, aber schon am 1. Mai 1833 als Akademiker aufgenommen. Auch erwarb er schon im nächsten Jahre durch Zeichnung eines Christuskopfes nach Rafael den fünften Schulpreis. Doch zog ihm Direktor Waldherr zu enge Grenzen, dazu kam eine Paukerei, so daß Müller, um sich den unerquicklichen Verhältnissen zu entziehen, rasch nach Wien zu

[1]) Diese erschien 1893 unter dem Titel „Erlebtes" als Sonderabdruck aus Kastner's Zeitschrift „Böhmens deutsche Poesie und Kunst". Weitere Quellen sind das „Verzeichnis der Schriften" (Exk.-Klub, XXV, 250—254) und das „Verzeichnis der künstlerischen Werke" (Exk.-Klub, XXVII, 40—46).

ziehen beschloß, wohin Führich bereits 1834 abgegangen war. Heimlich und ohne Wissen seiner Eltern begab sich also Müller im Frühjahre 1835[1]) mit geringer Barschaft auf den Weg nach Wien, wo er zwar glücklich eintraf, aber wegen ungenügenden Ausweises auf die Torwachtstube gebracht wurde, woselbst er sich zunächst ganz vergebens auf seinen Landsmann Führich berief. Glücklicher war er am folgenden Tage. Führich verschaffte ihm ein Unterkommen und vermittelte seine Aufnahme in die Akademie sowie überdies eine Zeichenlehrerstelle im Hause des Barons v. Managhetta. Noch im Laufe desselben Jahres konnte Müller das Studium der Antike und des Naturmodells beginnen. Seine Lehrer waren: Direktor Petter, Prof. Kuppelwieser, Prof. Waldmüller und J. Führich. Auch malte er in der Belvedergalerie. Der Anblick einer jungen Mutter, die er mit ihrem blondlockigen Knäblein im Belveder-Parke sah, reizte ihn, ein Madonnenbild zu malen, das er seiner Mutter widmete, wodurch die vollständige Aussöhnung mit seinen Eltern bewirkt wurde. Das Bild kam später in den Besitz des kunstsinnigen Schmiedemeisters J. Reichmann in Reichenberg, bei dessen Familie es verblieb. Ein zweites Bild malte Müller für seinen Großvater: Christus mit Maria und Johannes. Dieses Bild kam später in die Reichenberger Kreuzkirche, wo es sich noch befindet. Ferner wurden in dieser Zeit gezeichnet: „Gang Mariä über das Gebirge“, „Flucht nach Ägypten“ und „Juden in Babylon“. Seither schlossen die Berufsgenossen mit Müller kameradschaftliche Freundschaft und Führich selber bezeichnete ihn als seinen „getreuesten Schüler“.

Im Jahre 1837 vermittelte Kadlik dem jungen Künstler eine Stelle als Reisebegleiter bei der polnischen Gräfin Kaminska, einer großen

---

[1]) Es ist überaus merkwürdig, daß dieses wichtige Datum nicht sichergestellt ist. Müller selbst nennt einmal (Erlebtes, p. 5) den 26. Juli 1835, dann wieder (D. Arbeit, IV, 250) den 30. April 1834. Diese Verschiedenheit ist weder durch einen Druckfehler zu erklären, noch durch einen gewöhnlichen Schreibfehler, da sie sich nicht nur auf die Jahreszahl, sondern auch den Monat, den Monatstag und die Jahreszeit erstreckt. Mancherlei Umstände — ausgenommen die Wochentagsangaben der Reiseschilderung, wonach er Mittwoch den 30. April 1834 von Prag abreiste und Samstag darauf in Wien eintraf — sprechen für das Jahr 1835, und auch Frl. Agnes Müller schrieb mir (29. Jan. 1905), daß Müller nach Briefen an seine Eltern die Reise nach Wien im Jahre 1835 angetreten hat. Hiebei soll es also für uns sein Verbleiben haben. — Doch nein! Durch eine weitere Nachricht vom 28. März 1905 scheint die Sache klar zu werden und eine von mir in der Stille gehegte Vermutung sich zu bestätigen. Aus einem Aufsatzbuche mit Briefskizzen aus den Jahren 1831 bis 1839 hat mir Frl. Agnes Müller folgende Stelle mitgeteilt: „Wien, Mai, 1835. Theure Eltern! Daß ich hier nicht alles gefunden, wie ich in meiner Sanguinik vorausgesetzt, wird Sie kaum überraschen. „Ich bin ja Fremdling überall.“ Freund Führich zeigte sich zwar recht bereitwillig zur Hilfeleistung in jedweder Weise — aller Andeutung nach aber darf ich mir nur geringe Rechnung machen, daß eine materielle Hilfe darin begriffen sei, denn seine Stellung ist eine keineswegs brillante, sein Gehalt gering, Feinde und Schimpfer allum, die bald sein Malen, bald seine Richtung zum Gegenstande ihrer Bekrittelung nehmen ...... Freitags langte ich hier an, und zwar ziemlich angegriffen, denn es war recht kalt von Znaim an ...... Über das „wie weiter“ vermag ich heute noch keine irgendwie sichere Auskunft zu geben, fühle nur, daß mir ein harter Kampf bevorstehe, zu dem mich Gott und Ihre Liebe stärken möge!“ — Der nächste Brief ist erst vom Juni datiert. — Hienach vermute ich, daß Rudolf Müller Freitag den 1. Mai 1835 in Wien angekommen ist. Der Brief aber dürfte in der Zeit vom 3. bis 7. Mai geschrieben sein.

Kunstfreundin. Man besuchte Venedig, Mailand, Verona. Doch blieb zu wenig Zeit, als daß Müller in Florenz und Rom eingehende Studien hätte machen können, denn die Gräfin mußte wegen der Erkrankung ihres Sohnes vor der Zeit aus Italien zurückkehren.[1])

Inzwischen war Maler Kadlik zum Akademie-Direktor in Prag ernannt worden und wünschte, Müller zur Seite zu haben. Um dieselbe Zeit erwarb Müller durch die „Taufe des Herzogs Borziwoy" den für gereifte Schüler der Prager Akademie ausgeschriebenen Kompositionspreis: die goldene Medaille. Er entschloß sich also zur Rückkehr nach Prag und benützte die Ferien zu einem Ausfluge nach München, Nürnberg und Dresden, wobei er mit Peter Cornelius, Heinrich Heß, Claudius Schraudolph und Julius Schnorr v. Carolsfeld bekannt wurde. Von großer Wirkung auf ihn war auch Nürnberg, die einstige Wirkensstätte von Albrecht Dürer, Peter Vischer und Veit Stoß, sowie Dresden mit seiner Sixtinischen Madonna.

Im Herbste wurde also Rud. Müller Korrektor an der Prager Akademie und erteilte die Anleitung in Stich, Radierung, Lithographie und Holzschnitt.[2]) Er übernahm die Herstellung einiger Mitgliederdiplome, die Lithographie eines Aloysiusgemäldes, sowie Holzschnitte zu Volksbildern, auch einen „Walzer" und einen „Galopp" für Tanzordnungen (1844, 1845). Überdies malte er für die Prager Kirche St. Trinitas eine hl. Philomena und einen Heiland (Halbfigur).

Inzwischen war Kadlik gestorben (16. Jänner 1840). Aber mit seinem Nachfolger Ruben konnte sich Müller nicht so gut vertragen. Doch bekam er nach der Ausführung einer „Madonna am Throne" für die Kunstvereinsausstellung (1843) und eines kleinen, für seinen Bruder bestimmten Bildes („Tobias' Abschied") größere Aufträge. Er malte „Maria in Trauer" für Sebastiansberg, eine „St. Anna" für eine Kirche bei Komotau, endlich einen überlebensgroßen „St. Johannes", den Fürst Schwarzenberg für die Kirche in Frauenberg bestellt hatte, wo Müller das Bild am 25. September 1846 aufstellte und für seine Arbeit fürstlich bezahlt wurde. Hierüber erfahren wir folgende Einzelheiten. Als Müller mit dem Johannesbilde in Frauenberg angekommen war, wurde es aufgerollt, ausgespannt und in den Altar eingefügt. Die Kirche war bis dahin auf den Wunsch des Fürsten geschlossen gewesen. Nun wurde sie geöffnet. Der Fürst kam als Erster herein und hinter ihm eine große Menge von Ortsbewohnern, an ihrer Spitze ein altes Mütterchen, welches in der Vorderreihe der Kirchenbänke niederkniete und die Hände zum Gebete erhob. Der Vater — so erzählt Frl. Agnes Müller — trat hinter die Frau und erklärte ihr, daß das Bild noch nicht geweiht sei, worauf sie lächelnd antwortete: „Das macht nichts. Ich bete für den Maler, der uns das Bild so schön gemalt hat." Der Fürst sprach über das Gemälde seine volle Zufriedenheit aus und bestellte den Maler auf

[1]) Immerhin dauerte der Aufenthalt in Rom ein halbes Jahr, wozu noch Ausflüge nach Sizilien kamen. (D. Arbeit, IV, 252). — [2]) Es ist bemerkenswert, daß R. Müller unter seinen Bekannten in Prag als der „Madonnenmaler" bekannt war, weil er die Gottesmutter sehr häufig und mit besonderer Liebe zu malen pflegte.

sein Schloß. Dort nach dem Preise des Bildes gefragt, erbat sich Müller eine Bedenkzeit und nannte dann nach gewissenhafter Berechnung den Betrag von 1200 Gulden. Ruhig fragte der Fürst, ob er damit auskomme und ob er unmittelbar nach Prag zurückkehre. Müller erklärte, er möchte zu seiner Erholung eine kurze Reise in das Salzkammergut machen. Da riet ihm der Fürst, nicht den ganzen Betrag auf die Reise mitzunehmen. Er werde ihm bloß einen Reisevorschuß einhändigen und das übrige Geld in Prag anweisen. Und so geschah es. In der überreichten Briefhülle fand Müller 300 Gulden. Als er aber nach Vollendung seiner Reise nach Prag zurückkehrte und zur fürstlichen Zentralkasse auf den Hradschin beschieden wurde, hatte er hier eine Quittung auf 1200 Gulden zu unterschreiben, welche er unverkürzt ausgezahlt erhielt. Die 300 Gulden, welche ihm der Fürst für die Reise vorgeschossen hatte, waren also eine hochherzige Zulage.

Wegen desselben Frauenberger Johannesbildes, welches später für die Kirche in Schönweid[1]) bei Kolin neuerlich gemalt wurde, kam es zu einer unerquicklichen Auseinandersetzung mit Ruben, worauf Müller, der sich inzwischen seinen eigenen Herd gegründet hatte, sein eigenes Atelier bezog. Inzwischen malte er im Festsaale des Fürsten Hugo Salm einige Gruppen aus der Tafelrunde und dem Gralsagenkreise, nämlich „Tristan und Isolde“ und „Iwein mit Kundriamur“. Desgleichen arbeitete er an den Illustrationen böhmischer Volkslieder, welche Konrad Wiesner radierte und Akademie-Direktor Ruben zum Besten der vom Hochwasser (1845) Geschädigten herausgab oder doch die Herausgabe veranlaßte. Diesen Studien entwuchs der Sänger „Zaboy“, aber auch das Bild „Siegfried und Kriemhilde“. Letzteres erwarb ein Reichenberger Fabrikant, das andere wurde vom Kunstverein zur Verlosung angekauft. Überdies bestellte Fürst Hugo Salm ein figurenreiches Bild, welches lithographisch vervielfältigt wurde: „Karl IV. am Bau der Hungermauer“ (Prager Laurenziberg). Im Jahre 1847 vollendete Müller ein von der Fürstin Kinsky bestelltes Altarbild (Tod des hl. Wenzel) für die Kirche in Podol. Bei der Ausführung der für die Kirche in Schönweid bestimmten Wiederholung des Frauenberger Johannesbildes wurde der Künstler von den Juni-Ereignissen des Jahres 1848 überrascht.

Schon früher hatte Rud. Müller mit Männern der Kunst und Wissenschaft den „Samstag“ bei dem Grafen Franz v. Thun[2]) besucht.[3]) Seit 1846 war er Teilnehmer der „Konkordia“, deren Vorsitzender Karl Egon v. Ebert war und deren 70 Mitglieder im Gasthofe „zu drei

---

[1]) „Erlebtes“, p. 11 heißt es: „Wohrad bei Kolin.“ Das ist derselbe Ort. — [2]) Es ist nicht klar, war es Franz Thun d. J. (Erlebtes, p. 11) oder der Majoratsherr Franz v. Thun (D. Arbeit, IV, 253). Jedesfalls ist das Majorat meines Erinnerns vom Grafen Franz Thun d. Ä. unmittelbar auf seinen Sohn Friedrich v. Thun-Hohenstein übergegangen, während für die Nachkommen des Grafen Franz v. Thun-Hohenstein d. J. ein Geld-Fideikommiß gegründet wurde. Auch kann der „Thun'sche Samstag“ nicht erst 1847 gegründet worden sein, da ja bereits 1846 die „Konkordia“ aus der Thun-Gesellschaft hervorgegangen sein soll. Daher ist es wahrscheinlich, daß die „Thun-Abende“ bereits im Herbste 1840 begründet worden waren, wie Frl. Agnes Müller mir über eine Anfrage mitgeteilt hat. Ihre Meinung ist es auch, daß Graf Franz Thun, der Bruder der Grafen Leo und Friedrich Thun — also Graf Franz Thun d. J. — die „Thun-Abende“ begründet hat. — [3]) Die Besucher nennt die „D. Arbeit“ (IV, 254).

Linden“ verkehrten.[1]) Diese deutsche Vereinigung veranstaltete im Winter [2]) 1848 einen aus hundert Gestalten bestehenden Maskenzug. Maler Trenkwald hatte den Rafael, Baumeister Kranner den Michel Angelo, Bildhauer Josef Max den Donatello und Müller selbst den Murillo darzustellen. Doch um Mitternacht, als sich das Theater in einen in allen Räumen erfüllten Redoutensaal verwandelt hatte, traf die Drahtnachricht von einer revolutionären Bewegung aus Wien ein, und wie vom Sturme getrieben enteilten die Anwesenden dem Theater. Die von der „Konkordia“ versammelten sich am nächsten Abende, und es wurde alsbald ein bewaffnetes Korps der „Konkordia“ gebildet. Hauptmann dieser Kompagnie war Ruben, Oberleutnant Graf Franz Thun, Fähnrich Baumeister Kranner und Unterleutnant unser Rud. Müller.[3])

Bald machte sich nicht bloß in der Prager Gesellschaft, sondern auch in der „Konkordia“ eine nationale Zwietracht bemerkbar. Eine Sondergruppe, meist solcher, welche nachträglich als „Freiwillige“ in das Korps aufgenommen worden waren, verlangten zweisprachiges Kommando, sonst müßten sie zurücktreten. Und sie gingen wirklich, hielten sich zur „Swornost“ und beteiligten sich am Slawenkongresse. Aus jenen Pfingsttagen wußte Müller, der damals am „Judengarten“ wohnte, manche Anekdote zu erzählen, die — fern vom Schusse — zum Lachen reizen mag. Es gab aber auch sehr ernste Ereignisse. Die Fürstin Windischgrätz wurde am Pfingstmontag in ihrer Wohnung erschossen, der Statthalter Graf Thun wurde gefangen genommen und erst Dienstag abends wieder freigegeben. Endlich Freitag abends schlug eine Bombe in die Altstädter Brückenmühlen, welche sofort in Flammen aufgingen.[4]) Damit war die Pfingstwochen-Revolution zu Ende. Unter denen, welche das Gericht sich ausbat, war auch Peter Faster, der Wirt „zur goldenen Gans“, wohl auch der „Herzog“ genannt.[5])

Daß die „Konkordia“ an den gesetzwidrigen Ereignissen der Pfingstwoche keinen Anteil hatte, beweist mehr als sattsam der Umstand, daß das bewaffnete Korps zur Unterstützung der Garnison herangezogen wurde. Während ein Teil desselben die Altstädter Hauptwache bezog, wurde ein anderer Teil zu nächtlichen Streifungen und ein dritter zur „Feuerreserve“ benützt.

Als allmählich die normalen Zustände zurückkehrten, wurde die „Konkordia“ aufgelöst, wie es von allen Beteiligten, die des Kriegerlebens bereits überdrüssig sein mochten, längst gewünscht worden war.[6])

---

[1]) Die Teilnehmer sind in der „D. Arbeit“ (IV, 254, 255) genannt. — [2]) R. Müller nennt an mehreren Stellen den 13. März. Allein nach einer Berichtigung in der D. Arbeit (IV, 384) hat das Fest nicht am 13. März, sondern am 29. Feber stattgefunden, und die Nachricht, durch welche das Fest gestört wurde, bezog sich nicht auf die Wiener, sondern auf die Pariser Revolution. — [3]) D. Arbeit (IV, 256) heißt es: 1. Leutnant: Graf Franz Thun; 2. Leutnant: Ritter v. Weyrother. — [4]) Zur Zeit meiner Prager Studien wurde General Khevenhüller-Metsch, der nach dem Fürsten Windischgrätz das Prager Kommando gehabt hatte, feierlich bestattet. Da erzählten die Prager, er habe auf dem Hradschin gestanden und gesagt: „Noch ein Bummerl!“ Und das war die Bombe, deren Feuer die Brückenmühlen verzehrte. — [5]) Unter denen, welche während des Aufstandes aus Prag entwichen, war auch Cölestin Joh. Johne. Ein Bild vergegenwärtigt, wie er über den „Windberg“ entwich. — [6]) Ausführlich berichtet hierüber die

In der Pfingstwoche war die amtliche Prager Zeitung eingestellt worden. Sie erschien erst wieder im Juli. Ihre Leitung übernahm Dr. Leopold v. Hasner. Müller, der mit ihm aus der Studienzeit bekannt war, wurde nun Zeitungsschreiber und sein fleißigster Mitarbeiter als Feuilletonist und Kunstkritiker. Das Johannesbild für Schönweid (Wohrad) wurde unterdessen wohl auch vollendet, doch blieb Müller bis 1850 hauptsächlich auf seine Feder angewiesen. Als jedoch Hasner an die Universität berufen wurde, zog sich auch Müller von der Zeitung zurück. Nach einer Krankheit, die er zu bestehen hatte, griff er wieder zu Pinsel und Palette. Er schuf einen „Dante", der als Kunstvereinsgewinn nach Kratzau kam. Auch malte er bald nach der Thronbesteigung des jungen Kaisers Franz Josef ein Kaiserbild für die Prager Finanzlandesdirektion. Ein Studie für dieses Kaiserbild besitzt das Leipaer Museum.[1])

In dieser Zeit wurde der Prager Erzbischof Fürst Schwarzenberg ein Mäzen des Meisters. Er bestellte ein Madonnenbild für sein Hausaltärchen, und diese Kardinal-Madonna führte den Maler zu einer Lebenswende. Der Kardinal bestellte zunächst ein großes Hochaltarbild[2]) für die von ihm erbaute Borromäuskirche in Salzburg, und weil das Atelier des Malers für diesen Zweck nicht hoch genug war, so hat er dem Künstler einen Saal in seinem Palais angewiesen, wo das Bild denn auch wirklich vollendet und im Jahre 1851 ausgestellt wurde. Hiezu erzählt Frl. Agnes Müller folgendes Erlebnis. Der Kardinal besuchte den Vater öfters bei seiner Arbeit. Anläßlich eines solchen Besuches meinte er einmal: „Die Madonna dürfte wohl meine Größe haben."[3]) Der Vater erwiderte: „Eminenz, das dürfte wohl kaum stimmen!" Worauf der Kardinal eifrig die Stufenleiter, auf welcher der Vater arbeitete, emporstieg, um sich sofort zu überzeugen. Als er aber der Madonna nur bis zum Gürtel reichte, gestand er seine Täuschung lächelnd ein: „Sie ist doch größer als ich." Die Madonna hatte 8 Schuh Höhe. Diese konnte der Kardinal nicht aufweisen, obwohl er ein sehr hochgewachsener Mann war.

Im Jahre 1852 entstand ein Altarbild (St. Anna) für die Kirche in Wesselitschko bei Mühlhausen in Südböhmen, 1854 eine Mater dolorosa für die Filialkirche in Kowan bei Jungbunzlau. Dazu kam das lebensgroße Bildnis eines Fräuleins Bellot, welches Prof. B. Grueber mit der Malweise Leonardo da Vinci's verglich. Des Kartons „Hungermauer" haben wir bereits gedacht; jetzt folgte „Christus auf dem Wege zu Annas". Anläßlich der Anwesenheit des Kaisers mit seiner neuvermählten Gemahlin (1854) wurde eine figürliche Darstellung der österreichischen Kronländer und der „Hochzeitszug des Erzherzogs Karl von Österreich mit Maria von Bayern" vorgeführt. Die Dichtung war von J. Bayer. Müller wurde vom Theater-Intendanten v. Bergenhold, in dessen Besitz die in Öl gemalten Szenen übergegangen sind, mit der Anordnung und Durch-

„Deutsche Arbeit" (IV, 254—261). Ich habe diesen Bericht, den „Erlebtes" ganz übergeht, erst nachträglich eingeschaltet. — [1]) Exk-Klub, XXVII, 46. — [2]) Das Gemälde war 15 Schuh hoch. Maria hatte zu Seiten den Kirchenpatron Borromäus und den Salzburger Patron St. Rupertus, der untere Abschluß des Bildes bot einen Ausblick auf Salzburg. — [3]) Kardinal Schwarzenberg war bekanntlich eine sehr große und stattliche Erscheinung. A. P.

führung betraut. Auch übernahm es Müller, die Grundsteinlegung (10. Juni) der Karolinentaler Kirche abzubilden, wobei gegen fünfzig Würdenträger und Bauleiter darzustellen waren. Im folgenden Jahre lieferte Maler Müller im Auftrage des Theater-Direktors Stöger Kostümskizzen für Halm's „Fechter v. Ravenna" (21. April). Auch schuf er die Adresse der philosophischen Fakultät für das Jubiläum des seinerzeit vielgenannten Prof. Jandera. Überdies vollendete er in Ruben's Auftrage ein Hochaltarbild (Maria Geburt) für die Marienkirche in Turnau. Auch malte Müller für die Prager Teinkirche einen hl. Aloysius, desgleichen ein Veronikatuch (Volto santo) sowie eine hl. Magdalena für eine Schloßkapelle und eine „Maria Immaculata" auf Goldgrund für die Kapelle der „grauen Schwestern". Das Magdalenen-Altarbild hatte der Kardinal Friedrich von Schwarzenberg bestellt.

Im Oktober wurde der Künstler in das Prager Schloß berufen, und die Kaiserin Maria Anna bestellte bei ihm ein lebensgroßes Bild ihrer Schwester Christina, Königin beider Sizilien. Dem Maler waren nur schwache Behelfe für seinen Zweck verfügbar, doch das Bild wurde binnen drei Monaten vollendet und befriedigte sowohl die Kaiserin, welche das Bild bestellt hatte, als auch die Erzherzogin Elisabeth, welche eine nahe Verwandte der Königin Christina gewesen war. Seither hat die Huld der Kaiserin den Künstler fast ununterbrochen mit Aufträgen beehrt. Insbesondere hat er ihr Bild und das des Kaisers Ferdinand für die Galerie des Kaisers Max von Mexiko gemalt.

Die Vorstudien zu einem vom Kardinal Schwarzenberg bestellten Bilde „Aussöhnung Abälards mit Bernhard v. Clairvaux" veranlaßten Müller, um die Ordenstracht und die klösterlichen Einrichtungen der Zisterzienser kennen zu lernen, zu einem Aufenthalte in Ossegg, wo er im alten Kapitelsaale und im Kreuzgange fleißig arbeitete und in den herrlichen Stiftswaldungen Stunden der Erholung genoß. Froh und erfrischt kehrte Müller von Ossegg nach Prag zurück, verlor aber schon wenige Tage nach seiner Ankunft zuerst seinen Freund, den Bildhauer Josef Max, und wenige Wochen später auch seine Gattin durch den Tod.

Die Ehe mit Therese Utischil geb. Balthasar aus Prag war mit vier Kindern gesegnet: Justus,[1]) Otto,[2]) Marie[3]) und Therese[4]) und hatte über vierzehn Jahre gedauert, denn die Trauung war am 21. Juni 1841 geschehen und nun erfolgte das Ableben der Frau im Oktober 1855.

In der schweren Zeit der Trauer und des häuslichen Umsturzes wurde der Künstler von der Kaiserin Maria Anna mit dem Auftrage beehrt, in Reichstadt eine Kopie des Porträts Kaiser Ferdinands für den Obersthofmeister Airoldi zu malen. Im nächsten Jahre (1856) erfolgte

---

[1]) Er war sehr begabt, besuchte 1854—1862 das Gymnasium in Mariaschein und wollte sich dem geistlichen Stande widmen, mußte aber wegen Kränklichkeit dieses Vorhaben aufgeben und starb 1866 als Hörer der Philosophie in Prag. — [2]) Dieser lebt als Kaufmann in Kopenhagen, wo er sich verheiratet hat. Er besitzt zwei Kinder: Martha und Rudolf. — [3]) Starb vor ungefähr dreißig Jahren in Prag an den Folgen eines unglücklichen Sturzes von der Stiege. — [4]) Lebt in Chemnitz als Frau des Brauerei-Monteurs Moritz Meyer. Von ihren zwei Kindern: Martha und Paul besucht der letztere die Maler-Akademie in Dresden.

die Vollendung eines Bildes der hl. Familie für die Kirche zu Kojetein in der mährischen Hanna und eines „hl. Josef“ für den Wiener Domprediger Dr. Joh. Em. Veith aus Kuttenplan. Es entstand auch das Porträt des Ossegger Prälaten Athanasius. Sodann malte Müller einen Franz v. Sales für eine Kirche, eine Madonna für seinen älteren Bruder, einen S. Joan de Cruce für die Kaiserin M. Anna und ein Christusbild für die Gräfin Louise Taaffe. Der Karton Abälard-St. Bernhard wurde vollendet.[1]) Zwei weitere Gemälde für eine böhmische Kirche, auch ein Hochaltarbild für die Domkirche in Salzburg standen in Aussicht.

Inzwischen hatte der Künstler seine mutterlosen Kinder in sichere Obhut gebracht und beabsichtigte eine Studienreise nach Italien, Frankreich und Belgien zu unternehmen, mußte aber von diesem seinem Vorhaben abstehen, da er trotz eines warm unterstützten Majestätsgesuches kein Staatsstipendium erlangen konnte — wie er behauptete: durch Ruben's Schuld.

Da geschah es, daß er am Allerseelentage der Familie seines verstorbenen Freundes Josef Max begegnete und durch dessen Tochter Marie einen ihr gegenüber noch nie empfundenen Eindruck erfuhr, wodurch er mehr als bisher in diesen Familienkreis gezogen wurde. Am 4. Mai 1857 ist Marie Max ihm angetraut worden. Ihr Bruder Gabriel,[2]) welcher durch seinen Vater trefflich vorgeschult war, erhielt nun durch Müller Unterricht im Malen und besuchte alsdann die Prager Akademie unter Engerth sowie die Wiener Akademie. Die „Bilder zu Tonstücken“, welche Gabriel Max in Wien malte, erregten Aufsehen, desgleichen sein „Judas vor den Hohenpriestern“, der in Prag entstand. In der Münchner Schule Piloti's gelangte der seither so berühmte Künstler zur Reife und Vollendung. Wer hätte den Namen Gabriel Max noch nicht gehört?

Es war eine Art Hochzeitsreise, als Müller im Auftrage des Kardinals Schwarzenberg nach Frauenberg fuhr und dort zwei Monate sich aufhielt. Es wurden die Bildnisse des Fürsten Johann Adolf, des Fürsten Felix und der Fürstinmutter Pauline — die letzteren nach vorhandenen Gemälden — für die erzbischöfliche Residenz in Prag gemalt. Mitte August verließ der Künstler mit seiner Gemahlin das durch Natur und Kunst so herrliche Schloß Frauenberg.[3]) Noch im selben Jahre wurden „St. Josef“ und „St. Anna“ für das Schlafkabinett der Kaiserin M. Anna vollendet, ebenso ein Porträt der Frau Hofrat v. Hasner. Kaufmann Scherks erwarb eine Variante von „Siegfried und Kriemhilde“. Mittlerweile bestellte die Kaiserin Karolina Augusta das Salzburger Dombild, dessen Skizze jetzt ausgeführt wurde. Es ward ein Kolossalgemälde: „Christi Auferstehung“.

Auch im folgenden Jahre war der Künstler mit Porträts beschäftigt. Für das Schloß Aigen bei Salzburg wiederholte er die Bilder der

[1]) Ein Studienblatt zu diesem Gemälde hat mir der Künstler geschenkt; es hängt über der Eingangstüre meines Arbeitszimmers. A. P. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XI, 118—143. Sch.-L. — [3]) Nach eigener Anschauung möchte ich recht gern dem allgemeinen Urteil beistimmen, daß Frauenberg ein Schatzkästlein ist. Auch die Geschichte hat ihre Hand über diesen Herrensitz gebreitet. Wenn man vom Schlosse in's Tal hinausblickt, dann sucht das Auge unwillkürlich nach der denkwürdigen Stelle, wo Zawisch v. Falkenstein durch Henkershand um seinen Kopf kam.

Fürsten Joh. Adolf und Felix von Schwarzenberg und malte auch das Porträt des Kardinals. Das Dombild, dessen Höhe 16 Fuß betrug, während die Gestalten desselben 9 Fuß hoch waren, wurde im Oktober 1859 vollendet. Der Künstler war höchlich verwundert, mit wie feinem Verständnis die Kaiserin, welche das Bild bestellt hatte, in alle Einzelheiten einging, alle Vorzüge in Komposition und Zeichnung hervorhob und schließlich sich für „unerwartet befriedigt" erklärte. Die Enthüllung des Dombildes geschah am 4. November, dem Namenstage der Kaiserin, unter großer Feierlichkeit. Doch hatte der Künstler zu bedauern, daß dem Gemälde in dem sehr tiefen, fensterlosen Presbyterium die auf volle Beleuchtung berechnete Wirkung entging. — Ein Entwurf, nach welchem am Charfreitage zur Verherrlichung des Kreuzes ein riesiges Transparent mit einem Chore singender Engel im Dome zur Aufstellung gelangen sollte, kam nicht zur Ausführung; die Farbenskizze aber verblieb dem Domkapitel.

In demselben Jahre vollendete Müller ein Seitenaltarbild für die Karmeliterinnenkirche am Hradschin in Prag und ein Christusbild für die Pfarrkirche zu St. Adalbert.

Das Jahr 1860 betrachtete Maler Müller als das seiner künstlerischen Schaffenshöhe. Zuvörderst bestellte Erzherzogin Sophie ein Hausaltargemälde (hl. Franz. v. Assissi) für den Kaiser Franz Josef. Von zwei Skizzen wählte die Erzherzogin den Heiligen „mit der Schwalbe". Das Bild gelang zu solcher Zufriedenheit, daß die Kaiserin M. Anna für sich eine Wiederholung bestellte. Ein für die Kunstausstellung gemaltes Madonnenbild erwarb Kaiser Ferdinand. Nachdem drei Porträts für Dr. Jodok Bär, Josef Prokſch und dessen Tochter vollendet worden waren, entstanden zwei Seitenaltarbilder (St. Josef und St. Alois), welche Prof. Dr. Schopf für die Borromäuskirche in Salzburg bestellt hatte, ferner ein Hochaltarbild (M. Geburt) für die Kirche in Zabiehlitz, welches so wohl gelang, daß später für die Kirche in Veronitz bei Dymokur eine Wiederholung bestellt wurde, und zwei Bildchen (hl. Jungfrau und hl. Antonius) für den Domprediger Veith. Auch nahm ein vom Kaiser Ferdinand für die Kirche in Lititz bei Busstiehrad bestelltes Hochaltarbild (St. Martin) einen großen Teil des Jahres 1861 in Anspruch. Es erregte durch originelle Auffassung und lebensvolle Ausführung allgemeines Aufsehen. Bemerkt zu werden verdient, daß der auf seinem Schimmel wohlberittene Universitäts-Professor Brinz für die Vorstudie zum hl. Martin das Modell abgab. Wie sehr der Professor und der Künstler befreundet waren, erhellt zur Genüge aus dem Umstande, daß Prof. Brinz bei dem im Jahre 1861 geborenen Sohne Alois Taufpate war und selben später, als er in München lebte, in sein Haus aufnahm, so daß er ihm nicht nur in äußerst lieber Weise den familiären Verkehr, sondern auch freie Wohnung und teilweise Verköstigung während seiner ersten Münchner Studienjahre gewährte. Alois Müller bewohnte also 1881 bis 1884 ein Zimmer in einem Seitengebäude des Brinzischen Wohnhauses in Schwabing. „Ich werde es", schreibt mir Herr Alois Müller (23. Okt. 1904), „stets als eine besondere Gunst des Geschickes schätzen, auf diese

Weise mit dem bedeutenden, geist- und gemütreichen Manne [1]) und seiner Familie in so nahe Berührung gekommen zu sein. Im Jahre 1884 mußte ich zum Abdienen meines Freiwilligenjahres nach Prag ziehen, und damit hatte die Episode bei Brinz ein Ende".

Ich will hier die Gelegenheit benützen, einige Bemerkungen über Müller's Familie einzuschalten. Wie aus der ersten Ehe, so sind auch aus seiner zweiten Ehe vier Kinder hervorgegangen, nämlich Heinrich (geb. 11. April 1859), Agnes (geb. 29. Novb. 1860), Alois (geb. 19. Dezb. 1861) und Elisabeth (geb. 1. Septb. 1866). Heinrich, der Älteste, besuchte die Oberrealschule in Reichenberg sowie das Polytechnikum in Prag und wirkt als Photochemiker in der Kunst- und Verlagsanstalt von Friedrich Bruckmann in München, nachdem er schon früher bei Dr. Albert in derselben Eigenschaft tätig gewesen. Fräulein Agnes Müller, der ich eine große Zahl von Nachrichten zu verdanken habe, war früher Kindergärtnerin in Reichenberg, ist aber nach dem Tode ihres Vaters mit ihrer Mutter zu ihrem Bruder Alois nach Neu-Pasing bei München gezogen, wo sie Unterricht in der französischen Sprache erteilt. Alois besuchte das Gymnasium in Reichenberg und ging dann nach München, wo er sich als Schüler von R. v. Seitz und Hupp der kunstgewerblichen Malerei widmete und seit dem Jahre 1900 als kgl. Konservator am bayrischen Nationalmuseum angestellt ist. Die jüngste Schwester, Elisabeth, lebt als geistliche Schwester im Kloster zu Baumgartenberg bei Linz.

Nach dieser Abschweifung wollen wir zu Müller's Lebens- und Schaffensgeschichte zurückkehren. Müller malte ferner einen Joan de Brito für Mariaschein, einen hl. Josef für die Prager Hofburgkapelle und im Auftrage des Freiherrn Joh. v. Liebieg ein Weihnachtsbild (Geburt Christi) für die Kirche in Harzdorf bei Reichenberg, auch ein Stabat mater für den Kreuzherrngroßmeister Jakob Beer. Es folgten zwei Porträts, eine hl. Elisabeth, welche von Prof. Grueber besonders beifällig besprochen wurde, außerdem eine hl. Dreifaltigkeit für die Kirche in Altsattel. Diese „Dreifaltigkeit", welche Herr v. Stark bestellt hatte, war durch die Eigenart der Auffassung bemerkenswert, so daß Besteller und Kunstkritik in der Anerkennung einhellig waren. Bald darauf bestellte der Stark'sche Bergwerksverwalter Schobloch einen „kreuztragenden Christus".

Um diese Zeit wurden die Deutschen Prags durch die nationale Bewegung zur Gründung von Schutzvereinen gedrängt. So entstand das „Deutsche Kasino", der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" und der „Gesangverein Flöte". Müller nahm an diesen Gründungen tätigen Anteil. Ein dem Streben nach Selbsthilfe entsprungener „Künstlerverein" ist bald zerfallen, dagegen gedieh ein „St. Lukas-Verein", den Müller in Gemeinschaft mit Anton Lhota als „Hilfs- und Pensionsverein für Maler, Bildhauer, Architekten und deren Witwen und Waisen" gegründet hat. Als Förderer und Schutzherr wurde Erzherzog Ludwig Salvator v. Toskana gewonnen.

[1]) Ich habe Prof. Dr. Brinz im Prager Landtage gehört; der sympathische Klang seiner Sprache wird mir unvergeßlich sein. Auch der Ausspruch von J. Prokisch (Exk.-Klub, XI, 307) ist zu vergleichen. A. P.

Im Jahre 1863 entstand eine Madonna für den Fürsten Löwenstein. Ebenso wurden zwei Seitenaltarbilder für die Dorfkirche in Trzeboratitz vollendet: „Rückkehr des hl. Adalbert“ und „Erstkommunion des hl. Wenzel“. Beide Bilder rechnete Müller unter seine besten. Ein kleines Bild des „hl. Josef“ schenkte die Gräfin Palffy dem Professor Dr. Löschner. Im folgenden Jahre wurde Müller vom Staatsministerium beauftragt, anläßlich des fünfhundertjährigen Jubiläums der Krakauer Universität ein lebensgroßes Bild des Kaisers Franz Josef zu malen. Bei der Ausführung sollte das vom Akademiedirektor Engerth nach der Natur gemalte Porträt benützt werden. Das geschah. Doch erwirkte der Künstler eine Audienz beim Kaiser, um die letzte Retouche vornehmen zu können. Schmerling war mit dem Bilde sehr zufrieden, und der Künstler malte ein zweites Kaiserbild für den Promotionssaal der Aula in Prag, später noch ein drittes für den Schwurgerichtssaal in Gitschin. Auch ein Bild der Gemahlin des Prof. Esmarch wurde 1864 vollendet, dagegen blieb es bei den bloßen Entwürfen für zwei große Geschichtsbilder: „Kaiser Ferdinand II. von den böhmischen Rebellen umdrängt“ und der „getreue Ekhard, der die Söhne seines Gebieters dem Hörselbergzuge entreißt“. Dagegen wurden für die Kirche in Schippin bei Mies drei Altarbilder bestellt: „Maria mit dem Jesukinde“, „Himmelfahrt Christi“ und „St. Johann v. Nepomuk“. Die Ausführung verzog sich bis 1867, wurde aber sehr gelobt. Auch wurden drei Altarbilder für die Pfarrkirche in Rossetsch bei Neuhaus ausgeführt: „St. Anna im Tempel“, „Maria unter dem Kreuze“ und die „hl. Barbara“ (1868—1869).

Lange vor der Vollendung der Schippiner Bilder war die schriftstellerische Tätigkeit Müller's neu belebt worden. Seit 1864 war er Prager Berichterstatter der „Reichenberger Zeitung“. Als aber der Krieg mit Preußen ausbrach, konnte Müller seit dem 24. Juni 1866 dieser Berichterstatterpflicht nicht mehr nachkommen, weil der Verkehr zwischen Prag und Reichenberg gesperrt war. Er benützte also seine Zugehörigkeit zum deutschen Kasino und seine Vertrautheit mit den einschlägigen Verhältnissen zur Führung eines Kriegstagebuches. Freilich verfiel er Anfangs September in eine schwere Krankheit, allein sein Bruder Anton, der ihn in Prag besuchte, nahm das Tagebuch mit sich nach Reichenberg und übergab es dem Buchdruckereibesitzer Heinrich Stiepel, so daß Müller, als er das Krankenlager verließ, schon die ersten Druckbogen erhielt. So erschien 1866 Müller's erstes Buch [1]) und fand eine große Verbreitung.

Zur Erholung reiste Müller nach seiner Genesung in seine Vaterstadt und später nach Trautenau. Bei dieser Gelegenheit malte er den Reichenberger Bürgermeister Ludwig Ritter v. Ehrlich und den Trautenauer Bürgermeister Dr. Hier. Roth. Ein Hochaltarbild für die Pfarrkirche in Hohenelbe wurde zwar begonnen, aber nicht vollendet, weil der bedungene Preis dem Übereinkommen zuwider erniedrigt werden sollte. Dagegen entstanden drei Gemälde für die Kirche in Mühlhausen bei Tabor: „St. Bartholomäus“, „St. Wenzel“ und „St. Johann v. Nepomuk“, ferner

[1]) Lose Tagebuchblätter zwischen Krieg und Frieden. Gedenkbuch aus der Kriegsperiode 1866. Reichenberg, 1866.

im Jahre 1869 eine „Verklärung St. Johannis" für die Kirche in Hosterschlag. Auch verfertigte Müller im Auftrage des Dombauvereines drei farbige Kartons für die Johanniskapelle: „Philipp und Jakob", „Erhard und Ottilia" und „Maria Heimsuchung". Die Ausführung dieser Fensterglasmalerei geschah im Jahre 1870.

Um diese Zeit faßte Müller einen wichtigen Entschluß. Die nationalen Kämpfe hatten allmählich bewirkt, daß ein deutscher Maler in Prag für seine Existenz nur spärlich Boden fand. Die Strebensgenossen, die trautesten Freunde waren von Prag fortgezogen, der Künstler fühlte sich in Prag vereinsamt. Auch im Hause wurde es einsamer, als „Mutter Max" mit ihrer Tochter Karoline, welche sich im Jahre 1872 mit dem berühmten Bildnismaler Prof. Jul. Benczur vermählte, zu Gabriel Max nach München zog. Müller beschloß also, sich eine feste Stellung zu verschaffen und wußte seinen Wunsch dem Unterrichtsminister Stremayer persönlich vorzutragen. Immerhin verging noch einige Zeit. Unterdessen malte der Künstler eine vom Vogteiamte Dymokur bestellte „Geburt Maria", ferner im Auftrage der Kaiserin M. Anna eine „Mutter Gottes am Throne" für die Kirche der Leibgedingestadt Trautenau, außerdem im Auftrage des Dechants Christoph für dieselbe Kirche ein Bild der „hl. Philomena". Eine Hauptaufgabe war aber ein Hochaltarbild (St. Johann Ev.), welches Fürst Karl v. Schwarzenberg für die Schloßkirche in Czimelitz bestellt hatte.

Im September 1872 waren alle diese Arbeiten beendet, und am 18. September wurde Müller durch kaiserliche Entschließung unter Nachsicht von der Überschreitung des Normalalters [1]) zum wirklichen Lehrer des Freihandzeichnens an der Staatsmittelschule in Reichenberg und nach Ablauf des gesetzlichen Jahrdrittes am 5. Oktober 1875 zum k. k. Professor ernannt. Der neue Lehrer war für seinen Beruf nicht unvorbereitet, da er nicht nur in der Gesellenvereinsschule Zeichenunterricht gegeben, sondern auch mehrere Schüler, welche sich nachher als tüchtige Zeichner bewährten, in dieser Kunst unterrichtet hatte, darunter den namhaften Künstler Ferdinand Laufberger.[2]) Doch das Lehramt nahm ihn nicht ausschließlich in Anspruch, er trieb noch anderes, zumeist mit der Feder sich beschäftigend. Zunächst setzte er seinem Freunde Josef Proksch ein biographisches Denkmal, welches im Jahre 1874 erschien.[3]) Der umfangreiche Band enthält überreichen Stoff zur Geschichte der vaterländischen Kunst, insbesondere der Musik. Auch schloß sich Prof. Müller dem Gewerbeverein an und betrieb die Gründung eines Reichenberger Kunst- und Gewerbemuseums. Am 9. Mai 1873 brachte er die Sache im Vereinsausschusse zur Sprache, am 19. Mai wurden die Satzungen beraten und am 2. Dezember 1873 wurde das neue Museum eröffnet. Daraus hat sich allmählich — mit teilweise geänderter Tendenz — das „Nordböhmische Gewerbemuseum" entwickelt [4]), welches gegenwärtig zu den blühendsten Instituten Deutschböhmens gehört.

[1]) Es beträgt 40 Jahre. Darüber hinaus ist eine „Nachsicht" erforderlich. — [2]) Laufberger (1829—1881) war aus Mariaschein. Vgl. Exk.-Klub, V, 138, 139. — [3]) Vgl. Exk.-Klub, XI, 302—308. — [4]) Hierüber ist Exk.-Klub, XXII, 201, zu vergleichen.

Daß Prof. Müller in seiner Vaterstadt öfters Vorträge hielt, Festprologe verfaßte und manchmal auch in Versen sich versuchte, das sei hier nur ganz flüchtig berührt.[1]) Auch befaßte er sich bezüglich seines Berufsfaches mit Aufsätzen zur Reform des Zeichenunterrichtes.

Von großer Bedeutung waren die biographischen Studien, welche Müller in der Zeitschrift des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen „über die Künstler der Neuzeit Böhmens“ veröffentlichte. Er begann mit J. Bergler (1875) und schloß mit Gabriel Max (1889). Da er selbst mitten im Kreise jener Künstler gelebt hatte, so war er wohl zur Würdigung derselben eine höchst geeignete Persönlichkeit. Übrigens bildeten diese Veröffentlichungen den Übergang von der ausübenden Kunst zur Geschichte der einheimischen Kunstdenkmäler, wie wir alsbald sehen werden.

In den Jahren 1876 bis 1893 hat Prof. Müller für die Allgemeine deutsche Biographie fünfzig Biographien deutschböhmischer Männer verfaßt, die auf dem Gebiete der Kunst namhaft geworden waren. Außerdem war er von 1878 bis 1882 Berichterstatter der „Bohemia“ und vertrat seit 1875 den „Kunstverein für Böhmen“.

Im Gewerbemuseum begründete er eine Führich-Sammlung, welche bis 1878 bereits 200 Nummern zählte. Über die Reise, welche er 1879 nach München unternommen hatte, berichtete ein Bohemia-Aufsatz: „Ein Besuch bei Gabriel Max.“ Auch malte er in diesem Jahre mehrere Porträts und eine Madonna für den Färbereibesitzer Band. Um dieselbe Zeit entstand eine Festschrift über „Prof Dr. Al. Klar's Künstlerstiftung“ (1883). Auch schrieb der Meister mehrere Gedichte für die „Lieder der Heimat“ (Heinrich v. Lobsdorf) und für das „Spitzberg-Album“ (1883). Diese seine Mitarbeit am Spitzberg-Album wurde die Veranlassung zu dem freundschaftlichen Verkehre, der zwischen mir und Prof. Müller bis zu seinem Ableben ohne Unterbrechung fortgesetzt worden ist. Zeugnis hievon geben auch die zahlreichen Aufsätze und einige Gedichte, welche in den „Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs“ veröffentlicht worden sind.[2])

Im Jahre 1884 hat Prof. Müller die künstlerisch wertvollen Bildnisse im alten Rathause wieder hergestellt. Diese Rathausbilder wurden

[1]) Frl. Müller übergab mir das Verzeichnis einiger Vorträge. 1873. „Über die künstlerische Schaffenstätigkeit der alten Kulturvölker.“ „Zur Idee des Schönen.“ „Ursprung und Entwicklung der Gewerbe.“ Vorgetragen im industriellen Bildungsvereine in Reichenberg. „Bericht über die Kunsthalle in der Wiener Weltausstellung.“ „Über arabische Kunst.“ „Zur Geschichte der Glasmalerei.“ „Über die Verwendung der Naturformen in der Baukunst.“ Vorgetragen im Reichenberger Gewerbevereine. — 1874. „Die geschichtliche Entwicklung der Künste.“ Für den Prager Unterstützungsverein von Witwen und Waisen nach Mittelschulprofessoren. — 1875. „Führich und seine Bedeutung in der Kunstgeschichte der Neuzeit.“ Zum Besten mittelloser Schüler des k. k. Realgymnasiums. — 1885. „Zur Geschichte des Wohnhauses.“ „Die Kunst im Hause.“ „Über Gabriel Max und seine Kunstschöpfungen.“ „Bereisung des Elbe- und Polzentales.“ Im Vereine deutscher alter Studenten. — 1894. „Josef Viktor Scheffel.“ Ebendaselbst und im deutschen Sprachverein, auf Wunsch letzteren Vereines in der „Deutschen Volkszeitung“, auch als Sonderabdruck veröffentlicht. — [2]) „Vergebens“, ein Gedicht aus den „Gedenkblättern“ (Exk.-Klub, XII, 109), erregte mir wahrhaftig Herzklopfen, und ich wußte nicht, ob mich der Verfasser necken oder meiner spotten wolle. Es zeigte sich aber, daß das Gedicht in dieser Beziehung ganz harmlos und schon viele Jahre zuvor entstanden war.

später in das neue Rathaus übertragen. Ebenso verdienstlich wie mühsam war auch die Rettung eines dem Untergange nahen Madonnenbildes von Lukas Cranach in der Schloßkapelle zu Grafenstein (1886).

Die Rathausbilder gaben die Veranlassung, daß Prof. Müller sich einem Arbeitsgebiete zuwendete, auf welchem er noch Bedeutendes leisten und bis in seine letzte Lebenszeit fortwirken sollte. Er begann das Studium der heimischen Schloß- und Kirchenbauten, er würdigte die vorhandenen Kunstdenkmäler und trachtete nach ihrer Wiederherstellung. Zunächst wertete und würdigte er die Holzschnitzwerke in der Reichenberger Schloßkapelle und erregte dadurch in den kunstliebenden Kreisen große Aufmerksamkeit. Sodann bewies er, daß das bis dahin verkannte Grabmal des Freiherrn Friedrich v. Redern viel wertvoller sei, als das bisher vielgerühmte des Melchior v. Redern.[1])

Im Jahre 1887 trat Prof. Müller als Lehrer in den Ruhestand, aber es war ihm noch eine reiche, fruchtbringende Tätigkeit und ein schaffenslustiges Alter beschieden. Schon 1886 war er zum „Korrespondenten" der Wiener Zentralkommission ernannt worden und seit 1890 bis zu seinem Tode bekleidete er die Stelle eines „k. k. Konservators". Jeden Sommer war er bemüht, Nordböhmen von der Elbe bis zum Riesengebirge zu besuchen und neue Baudenkmäler aufzufinden, viele zu würdigen, andere auch wiederherzustellen. Er würdigte das Hauptaltarbild (St. Bartholomäus von Schoonjans) in Rumburg, die Kirchendenkmäler in Schwaden, Waltirsche und Schönpriesen, auch die Kirchen in Oschitz, Großmergtal, Blottendorf und Preschkau, ferner die in Dürchel, Hohlen, Hospitz, Drum, Graber und Bleiswedel, sowie St. Barbara in Neugarten, desgleichen Neustadtel, Politz, Wernstadt, Weißkirchen bei Konogeb, Kreibitz, Nixdorf, Schluckenau, auch Dobern und Langenau bei Haida, die Frauenkirche bei Braunau und die Holzkirche in Christophsgrund, desgleichen die Pfarrkirche in Hirschberg mit dem Bilde der hl. Maria v. Montserrat. Über die Bauwerke und Grabdenkmäler im Riesengebirgsbezirke berichtete er in der Reichenberger „Deutschen Volkszeitung", sowie im „Riesengebirge in Wort und Bild". Der Sicherung der Grabdenkmäler in der Bensner Stadtkirche folgte die Veröffentlichung eines Führers: „Die geschichtlichen Kunstdenkmale der Stadt Bensen" (1893).

In Elisental bei Bensen untersuchte er eine merkwürdige Eisentafel, welche den Kampf eines christlichen und eines heidnischen Ritters darstellt und bald darauf in den Besitz des Germanischen Museums in Nürnberg gelangt ist.[2])

Von besonderer Bedeutung war es wohl auch, daß Prof. Müller

---

[1]) Ich benützte diese Ehrenrettung in meinem Beitrage für die „Öst. Ung. Monarchie in Wort und Bild". Doch wurde die Stelle später zu Gunsten des Melchior Redern-Denkmales abgeändert, so zu sagen: wider meinen Willen, was hier zur Steuer der Wahrheit stehen bleiben soll. Prof. Müller stellte mich darob zur Rede, allein ich wasche meine Hände in Unschuld. — [2]) Drei ähnliche Eisentafeln mit Bildwerk — zwei mit biblischen Reliefs und eine mit einem Herrenwappen — befinden sich im Besitze des Nordböhm. Exkursions-Klubs und sind im Leipaer Museum aufgestellt. Das Geheimnis dieser Tafeln, welche sämtlich unter alten Baueröfen gefunden wurden, ist bisher noch nicht aufgeklärt worden.

das berühmte Madonnenbild in Aussig als eine Kopie nach der in der Galerie Borchese aufbewahrten Madonna del dito von Carlo Dolci bestimmte, welche Ismael Mengs während seines ersten Aufenthaltes in Rom gemalt und später nach Aussig verschenkt hat.[1])

Hieher gehören überdies Monographien über den angeblichen „Feldaltar des Herzogs v. Friedland" in Haindorf (1887), über zwei Elfenbein-Diptychen aus dem 11. und 13. Jahrhunderte (1888), über Dardani's „Maria Trost" in der Leipaer Klosterkirche (1895), über das „Berkentor"[2]) in Leipa und über „Kunstaltertümer in Drum", auch über das Bundschuh-Wappen in der Leipaer Kreuzkirche, über das Wartenberg-Epitaph in B. Kamnitz (1898), endlich über die Mariensäule[3]) in Reichenberg[4]) und über ein kostbares Schnitzwerk (Pietà) in der Reichenberger Kreuzkirche. Schließlich hat er auch den „Kater von Lewin"[5]) und den Reichenberger Leinweber-Zunftschrein besprochen.

Auch die Leipaer Klosterkirche hat Prof. Müller vielfach untersucht und gewürdigt. Er war ihr ein großer Lobredner und dabei der Ansicht, daß ihr Bauplan viel älter sein müsse als ihre Erbauung, und daß dieser Bauplan wahrscheinlich von einem italienischen Meister aus Wallenstein's Zeit herrühre. Es läßt sich auch in der Tat nicht leugnen, daß die Frauenkirche, welche ungefähr in demselben Jahrzehnt wie die Klosterkirche erbaut wurde, von dieser in der Bauart vollständig abweicht. Wer bei beiden Kirchen auch nur das große Fenster über dem Haupttore betrachtet, wird jedes weiteren Zweifels enthoben sein. Prof. Müller verwies auch auf die prächtige Schnitzerei der beiden Mittelaltäre, auf die Schnitzarbeit der vorderen Kirchenbänke und auf die Trefflichkeit des Altarbildes „Maria Trost". Außerdem ließ er Pläne für die Renovation der Kirche zeichnen und Kostenberechnungen anstellen, suchte auch die Angelegenheit immer wieder in Erinnerung zu bringen, so daß ich von ihm während der letzten Jahre selten einen Brief bekam, in welcher von dieser Sache keine Rede war. Allein es war ihm nicht möglich, diesen Plan während seines Lebens zur Durchführung zu bringen. Vergeblich verwies ich ihn auf die vorläufige Unmöglichkeit der Renovation, welche, wenn ich recht berichtet bin, vielleicht zur Zweijahrhundertfeier der Kirche in Angriff genommen werden mag. Allein er ließ nicht locker und hoffte immer, bis er starb.

Häufig handelte es sich nicht bloß um die Würdigung, sondern auch um die Erhaltung, Wiederherstellung und Rettung der Bauwerke, wobei nicht bloß die Bedeutung des Gefährdeten darzutun, sondern auch die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel durchzuführen war. Hieher gehörte die Rekonstruktion des Chorgewölbes der Arnauer Stadtkirche, die Restauration der Rumburger Loretto-Kapelle einschließlich der Kreuzwegbilder, die Wallfahrtskirche in Haindorf, die Laurentiuskirche in Deutschgabel. Natürlich bedurfte es in allen diesen Fällen nicht bloß der fort-

[1]) Exk.-Klub, XVII, 236—239. — [2]) Exk.-Klub, XV, 249—251. — [3]) Dr. G. E. Pazaurek (D. Volksztg. v. 15. Jan. 1905) bezweifelt es, daß die Barocksäule bei der Kreuzkirche ein Werk des M. Braun sei. — [4]) Exk.-Klub, XXIII, 20—23. — [5]) Exk.-Klub, XV, 252, 253.

währenden Bemühungen des Konservators, sondern auch des Beistandes der Seelsorger, der Kirchenpatrone und anderer Wohltäter, sowie der Unterstützung der Zentralkommission und wohl auch der von ihr erwirkten Subventionen. Die Verhandlungen dauerten oft Jahre lang, aber endlich ist die Durchführung doch gelungen.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient die Rettung der Leipaer Kreuzkirche. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß Prof. R. Müller die Leipaer Kreuzkirche vom Untergange gerettet hat. Es lohnt sich, die Sache zu erzählen, wie sie wirklich war.

Schon längst galt die Kreuzkirche als ein mißgestaltetes, baufälliges Bauwerk, und man sprach auch davon, daß dieselbe abgetragen und an ihrer Stelle die neue Stadtkirche erbaut werden solle. Über diese Mißachtung des alten Bauwerkes hatte ich mich in der Stille längst geärgert, noch viel mehr aber, als eine sorgfältigere Besichtigung den Beweis lieferte, daß eine Anzahl häßlicher Anbauten und Einbauten vorteilhaft beseitigt werden könnten und daß insbesondere das Portal, dessen eine Öffnung vermauert war [1]), während die andere vor einer Schupfentüre wenig Vorzug hatte, sich ungemein schön herstellen lassen müsse, wenn man den alten Baulinien folgen wolle. Auch der Anbau, der die Chorstiege barg, war sehr häßlich. Das Gleiche galt von der ungemein niedrigen Porkirche. In den Fenstern gab es hie und da nur noch Spuren alten Maßwerkes. Aber man konnte sich doch vorstellen, daß vieles besser und schöner werden könnte, als es zur Zeit war. Dieser Gedanke hatte sich mir ganz besonders aufgedrängt, als ich die herrlichen Kirchen Westphalens gesehen hatte. Zu Münster sah ich in einer Kirche eine mit durchbrochenem Holze verkleidete Chorstiege und ich war der Ansicht, daß eine solche auch für die Kreuzkirche passen würde. Kurz, ich bildete mir ein, daß die Kreuzkirche des Erhaltens wert sei und mit einem Aufwande von 30.000 bis 40.000 Gulden zu einem herrlichen Bauwerke umgeschaffen werden könne. Kommt Zeit, kommt Rat, dachte ich. In der Folge geschah es, daß ich mit Prof. Müller die Kreuzkirche besuchte und ihm alle die schönen Einzelheiten des Bauwerkes zeigte, welche allmählich ausfindig gemacht worden waren. Anderes erklärte und ergänzte er. Schließlich sagte er mir vor dem Hochaltare: „Es wäre ein (künstlerisches) Verbrechen, eine solche Kirche niederzureißen.“ So ungefähr sprach er und ich erwiderte: „Ein Mann, ein Wort!“ Und ich schrieb mir seinen Ausspruch in mein Notizbuch. Die Dinge entwickelten sich viel schneller als geahnt worden war. Denn gar nicht so lange Zeit später war der Räuberturm in Znaim eingestürzt und in der ersten Überraschung beschloß man in Leipa, die Kreuzkirche als baufällig zu sperren. Bald gab auch ein k. k. Konservator sein Gutachten dahin ab, daß die Kreuzkirche abgetragen werden könne.[2]) Nun schien ihr Schicksal

[1]) Auf die vermauerte Öffnung des Portales hatte mich zuerst Prof. J. Münzberger aufmerksam gemacht. Die Linien schimmerten durch den Mörtelanwurf. — [2]) Wenn ein Kunde, der so ziemlich bei Gelde ist, zu einem Schuster schadhafte Schuhe bringt, um sie neu besohlen zu lassen, dann sagt wohl der Schuster: „Schade um die Sohlen! Es lohnt nicht mehr. Am besten ist es, neue anmessen lassen!“ Daß dies der Wahrheit entspricht, weiß ich aus Erfahrung. Denn ich habe gar manchem Schuster zugehört und

besiegelt zu sein. Da galt es rasch zu handeln. Ich schrieb an meinen Freund Prof. Müller, erinnerte ihn an seinen Ausspruch vor dem Altare und bat ihn um seine Hilfe. Die Geschichte war ihm gar nicht angenehm und im ersten Augenblicke war er sehr bedenklich. Er hätte sich am liebsten mit der heiklen Geschichte nicht befaßt. Aber schließlich berücksichtigte er meine Bitten, kam nach Leipa, untersuchte die Kirche nach allen Richtungen, indem er auch im Dachgebälke und auf dem Turme herumkroch und gelangte zu dem Entschlusse, daß er in bester Überzeugung für die Erhaltung der Kirche eintreten könne. In diesem Sinne geschah nun auch sein Bericht an die Zentralkommission und diese hielt die Sache für wichtig genug, um noch einen Fachmann zur Untersuchung der Kirche nach Leipa zu schicken. Dessen Gutachten war für die Erhaltung der Kirche sehr günstig und enthielt die Besonderheit, daß das Portal der Kreuzkirche an die Bauweise Peter Parler's erinnere. Das Weitere ist bekannt. Die Kreuzkirche wurde in alter Weise erneuert, kann heute ein Kleinod der Stadt Leipa genannt werden und wird hoffentlich noch Jahrhunderte überdauern. Die Kosten waren kaum wesentlich höher, als ich, ein Laie in solchen Dingen, mir dieselben vorgestellt hatte.

Es wird nun Niemand leugnen, daß verschiedene Freunde des Altertums für das Bauwerk eingetreten sind und daß insbesondere der damalige Stadtdechant die Erhaltung der Kreuzkirche mit dem größten Eifer betrieb, aber ich glaube doch, daß ohne Müller's Gutachten alle Mühe erfolglos gewesen sein würde. Ich glaube daher, wie ich schon gesagt habe, meinem Freunde Prof. Müller das Verdienst, die Kreuzkirche erhalten zu haben, in allererster Linie zuschreiben zu sollen.[1])

Es ist nicht zu viel gesagt, daß Prof. Müller durch lange Zeit jedes Jahr, manches Jahr auch wiederholt nach Leipa kam. Er beschenkte das Leipaer Museum mit Bildern und Gypsabgüssen, er arbeitete für die „Mitteilungen", und er war persönlich ein liebenswürdiger Gesellschafter, von dem man Vielerlei lernen konnte, wie er die Gypsabdrücke machte, wie er die Glockeninschriften entzifferte, wie er das Alter der Bauwerke erschloß, wie er die Bildwerke aus gothischer Zeit beurteilte. Ich habe mit ihm verschiedene Ausflüge gemacht und mit Staunen gesehen, wie er noch als Achtzigjähriger auf den oft nicht unbedenklichen Leitern der Kirchentürme wohlgemut herumkletterte.

Seine Erholung fand er im Kreise seiner Familie und im „Vereine der alten deutschen Studenten". Nach der Abendtätigkeit liebte er es, sich von seiner Frau oder Tochter auf dem Klavier vorspielen zu lassen,

---

weiß die Reden eines Schusters zu beurteilen. Geradeso sind aber auch manche Baumeister jederzeit bereit, alte Bauwerke niederzureißen und an ihrer statt neue zu erbauen. Ja, vielen ist es schon eine Freude, wenn sie die letzten Reste alten Baustiles vertilgen können, wofür ich Beispiele nennen könnte. Sonderbarer Weise hab' ich auch schon behaupten hören, ein neues Gebäude dürfe nicht über fünfzig Jahre Bestand haben, damit auch für die Enkel wieder zu bauen bleibt. Daß doch unsere Altvordern anders gedacht haben! Wären sie auch schon so klug und vorbedacht gewesen, dann könnte einmal ein tüchtiges Erdbeben alles Menschengebäu in einen Schutthaufen verwandeln. Einst haben Könige gebaut; dann würden die Kärrner zu tun haben. — [1]) Einen kleinen Anteil glaube ich selber auch zu haben, wie ich oben dartat. Es liegt aber wenig daran. Mir genügt es, daß die Kirche noch steht und hoffentlich noch lange stehen wird.

besonders gern etwas vom „Louisel“; denn er war ein großer Verehrer Beethoven's.

Von seinen Liebhabereien werden außerdem noch drei erwähnt. Er liebte die Blumenpflege, mäßigen Genuß Pilsner Bieres, das er oft seine „Medizin“ nannte und bis in seine letzten Tage verlangte, endlich Schnupftabak. Letzterer Genuß war ihm so sehr zur zweiten Natur geworden, daß er selbst in den zwei letzten Tagen, als er sich kaum noch durch Zeichen verständlich machen konnte, doch immer wieder eine „Prise“ zu nehmen verlangte.

Als er noch Vorträge hielt, pflegte er sie abends im Familienkreise vorzulesen. Hie und da erübrigte er auch noch eine oder zwei Stunden zum Vorlesen schöner Dichtungen. War er besonders gut aufgelegt, dann erzählte er kleine Vorfälle aus seinem Leben. So erzählte er, daß er als Knabe seine Schulaufgaben am liebsten in den Ästen eines großen Lärchenbaumes im Garten seines Elternhauses gelernt und dem Baume stets eine besondere Vorliebe bewahrt habe. Besonders am Herzen lag ihm allezeit die Beobachtung des Wetters, so daß er es nicht leicht einen Tag unterließ, in sein Tagebuch, das er bis in seine letzten Tage geführt hat, diesbezügliche Bemerkungen einzutragen.

Zur Winterszeit suchte er, besonders im höheren Alter, Rast und Ausspannung in einem leichten, die Gedanken nicht anspannenden Spiele, etwa Domino oder Mariage. Für den Schlaf brauchte er 8 bis 9 Stunden, im höchsten Alter auch 10 Stunden.[1])

Untätigkeit kannte er nicht. Geistige Beschäftigung war ihm Lebensbedürfnis bis in seine letzten Tage. Wechsel der Arbeit galt ihm schon als Erholung. Als Zeichenlehrer an der Staatsmittelschule fand er Erfrischung in der Beschäftigung mit kunstgeschichtlichen Studien oder in der Vorbereitung von Lehrstoff für seine „Buben“, wie er seine Schüler zu nennen pflegte, in denen er Liebe zur Kunst, zur Natur, zu allem Schönen, sowie selbständiges Beobachten und Urteilen zu wecken und anzuregen strebte.

Ab und zu verbrachte er einen freien Tag im Walde. Er zog dann schon frühmorgens mit seiner Familie in den Wald, den er außerordentlich liebte, doch begnügte er sich lieber mit kalter Küche, als daß er in den Wirtschaften eingekehrt wäre.

Auf solchen Ausflügen lehrte er seine Kinder, auf die Stimmen der Vögel, der Bäche, der Quellen, der Bäume, der kleineren Tiere zu horchen und die Wirkung des Lichtes, die Gestaltung und Färbung der Wolken zu beobachten. So entstand aus der Beobachtung der Natur Liebe und Verständnis für die Natur. Ostern war ihm das liebste Fest, weil es ihm das Wiedererwachen der Natur bedeutete. Die Ostereier für seine Kinder pflegte er selber mit symbolischen Zeichnungen und mit „Alleluja“ zu bemalen. Auch besuchte er zu Ostern in Prag die „heiligen Gräber“ in den verschiedenen Kirchen, in Reichenberg aber zur Weihnachtszeit die „Weihnachtskrippen.“

Bevor ich meine Aufgabe als erfüllt erachten kann, muß ich noch der großen Liebe und Anhänglichkeit gedenken, deren er gegenüber seiner

[1]) Daß er sich nach dem Mittagsessen gern „ein wenig auf's Ohr legte“, habe ich selber beobachtet. A. P.

Vaterstadt bewußt und geständig war. Ein schönes Zeugnis hiefür geben die Charakteristiken der Stadt Reichenberg und der Jeschkenaussicht, welche er mir anläßlich eines Aufsatzes für die „Öst. Ung. Monarchie in Wort und Bild" zu beliebiger Verwendung übergab und von denen ich neuerlich in meinem Buche über den „Neuen Kammweg vom Jeschken zum Rosenberge"[1]) ausgiebigen Gebrauch gemacht habe. Denselben Empfindungen entsprangen zwei Reihen von Aufsätzen, die in der Deutschen Volkszeitung erschienen: „Rückblicke auf Alt-Reichenberg" (1888) und „Aus der heimatlichen Vorzeit". Für sein deutsches Bewußtsein mag sein „Trutzlied" Zeugnis geben: „Wohin sich streckt der Czechen Hand, wir lassen uns nichts nehmen!"

Es verdient ausdrücklich bemerkt zu werden, daß Prof. Müller zu jenen Männern gehörte, welche die Entwicklung, die den Deutschen Böhmens seit sechzig Jahren beschieden war und gleichsam aufgenötigt wurde, in eigener Person durchzumachen hatten. Drei Jahrzehnte seines Lebens fielen noch in eine Zeit, in welcher die Künstler und Schriftsteller beider Nationen Böhmens gemeinsam und einträchtig arbeiteten, die Czechen allerdings wie Mitglieder eines großen Bundes insgeheim ihrem Ziele zustrebten, die Deutschen aber in ihrer einfältigen Vertrauensseligkeit nicht gewahr wurden, daß man ihre Kräfte und Bestrebungen für fremde Zwecke und Ziele ausnützte. Indessen hat Müller doch erzählt, daß er seit 1846 Teilnehmer der „Konkordia" war, welche, ohne daß vielleicht eine Schranke gezogen wurde, sich als eine rein deutsche Vereinigung erwies, sowie daß er um 1860 an der Gründung der deutschen Schutzvereine Prags sich beteiligte.[2]) Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt hat er natürlicher Weise die Wirkungen der nationalen Strömung an sich verspürt, aber in einer ganz anderen Auffassung, als ehedem das Wort „national" verstanden worden war. Er schien trotz seiner hohen Jahre oft wie ein Jüngling zu fühlen. Und ich glaube ihn richtig verstanden zu haben, wenn ich behaupte, es sei sein Wunsch gewesen, daß Reichenberg die Hauptstadt Deutschböhmens werden sollte.

Am 8. Juli 1888 wurde am Geburtshause des Tonmeisters J. Proksch (1794—1864) in Reichenberg eine Gedenktafel enthüllt. Ein von Prof. Müller gedichteter Weihegesang bildete den Abschluß dieser Feier. Auch bei der Grundsteinfeier für das Reichenberger Rathaus war Prof. Müller beteiligt, dem die Anordnung des Festzuges übertragen worden war. Für den Reichenberger Kalender schrieb er Biographien über J. Führich, Jakob Ginzel, Zacharias Ressel und Franz Wolf, auch eine Elbsage: „Prinz Gaston." Für die Reichenberger Volkszeitung schrieb er „Rückblicke auf Alt-Reichenberg" (1888), „Aus der heimatlichen Vorzeit" (1888), „Ferialausflüge" (1902) und „Erinnerungen eines alten Reichenbergers" (1902); für die Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen: „Die Führichbilder in Wartenberg" (1885), „Besuch des Max-Hauses in Hammer" (1885) und „Wanderungen im Friedländer Bezirke" (1895), endlich für die „Deutsche Arbeit" noch „Erinnerungen eines alten Akademikers" (1903).

[1]) p. 19, 20, 33, 34. — [2]) Erlebtes, p. 11, 12, 26.

Es würde aber trotz unseres besten Willens unmöglich sein, alle Aufsätze zu verzeichnen, welche Prof. Müller verfaßt und veröffentlicht hat. Was wir genannt haben, das genügt wohl, um zu zeigen, wie viel der Mann geleistet hat, der mit Feder und Farbe tätig war, der über ein halbes Menschendasein der Malerei, das dritte Lebensviertel der Schule und endlich das letzte Viertel der heimischen Kunstgeschichte gewidmet hat.

Prof. Müller war 85 Jahre alt geworden und noch immer reich an physischer und geistiger Kraft. Er schien unverwüstlich zu sein. Doch das Alter mußte endlich auch ihm beizukommen. Seit dem Winter 1902/1903 sah er sich auf das Haus angewiesen, höchstens den Garten konnte er noch manchmal besuchen. Er fühlte, daß er schwächer wurde, und mußte die üblichen Sommerreisen unterlassen. Noch am 15. Juni 1903 haben wir anläßlich unserer Kammwanderung, deren Ergebnis das „Kammwegbuch“ geworden ist, dem alten Freunde einen Besuch gemacht. Da merkte ich wohl und dachte mir es im Stillen, daß er schwerlich wieder nach Leipa herüberkommen werde, obwohl der Weg durch die Jeschkenbahn sehr verkürzt worden ist. Und so war es wirklich. Wohl kam noch mancher Brief von ihm, aber er selber kam nicht mehr.

Gleichwohl betrieb er noch ein halbes Jahr später ein weitaussehendes Unternehmen. Er machte nämlich den Vorschlag, daß ein „Kunstwart der Stadt Reichenberg“ gegründet werde, „eine freie Vereinigung zu dem Zwecke, die öffentliche Kunstpflege zu fördern und richtige Ansichten über das Gebotene zu verbreiten und in unserer Bevölkerung die Freude am Schönen zu nähren, schlechten Geschmack, Schlagworte und Mode zu bekämpfen“. Ich enthalte mich des näheren Eingehens auf diese Angelegenheit, obwohl Prof. Müller's Vorschläge in seiner eigenen Handschrift vor mir liegen. Am 19. Dezember 1903 hat um 4 Uhr nachmittags im kleinen Saale der Volkshalle des Reichenberger Rathauses die erste Versammlung zur Gründung des Kunstwartes stattgefunden. Trotzdem Prof. Müller seit dem vorausgegangenen Winter nicht mehr ausgegangen war, fuhr er mit seiner Tochter Agnes in einem Wagen zur Versammlung. Wohl war er nicht ganz wohl, aber durch kein Abreden ließ er sich bewegen, der von ihm längst ersehnten Versammlung fernzubleiben. Magistratsrat Dr. Ringelhaan nahm ihn in Empfang und führte ihn in den Sitzungssaal. Nach einer Stunde hat die Tochter ihren Vater zu Wagen wieder abgeholt. Er war in gehobener Stimmung und sagte: „Heute ist der Kunstwart endlich aus der Taufe gehoben worden. Möchte er ein gutes Fortkommen finden!“ Die Versammlung war sehr zahlreich besucht gewesen und hatte den vom Herrn Bürgermeister Dr. Bayer vorgelesenen Grundsätzen zur Gründung des Kunstwartes einhellig zugestimmt.

Bemerkenswert ist es auch, wie sehr Prof. Müller gerade um diese Zeit eine Arbeit betrieb, welche das Andenken seines Wirkens erhalten helfen sollte. Es war ein Verzeichnis seiner künstlerischen Werke. Ich war außer Stande, dasselbe im Dezemberhefte (1903) zu veröffentlichen, weil er aber gar so heiß nach den Abdrücken verlangte — es mochte

wohl eine Vorahnung sein — so ließ ich den Aufsatz setzen und für Prof. Müller eine Anzahl Sonderabdrücke abziehen. Der Satz aber blieb stehen und wurde dann im Märzhefte abgedruckt.[1]) Der Verfasser hat zwar die Sonderabdrücke noch rechtzeitig — vor Weihnachten, wie es sein Wunsch war — erhalten und unter seine Verwandten verteilt, doch das Erscheinen des Aufsatzes selber hat er nicht mehr erlebt.[2]) Zu Weihnachten kam wie alljährlich der älteste Sohn Heinrich von München nach Reichenberg. Aber der Vater war schon sehr schwach, so daß diesmal keine Festfröhlichkeit aufkommen konnte. Er zeigte wenig Eßlust und genoß sehr wenig.

Der nächste und zugleich letzte Brief, den ich von ihm erhielt, stammte bereits aus dem Eismonate 1904 und beweist, daß der Verfasser desselben seinen Idealen bis zum letzten Augenblicke treu ergeben blieb.

„Liebwerter Freund! Mein langes Schweigen ist Folge meines noch immer gestörten Gesundheitszustandes, der mich weder zu Weihnachten zu rechter Freude kommen ließ, noch am „Unschuldigen Kindertage" des Wechsels vom 87ger auf den 88ger froh werden ließ. Es ist das ein verdrießliches Vegetieren, dem ich jetzt verfallen bin, das nur durch die Sehnsucht nach dem Frühlinge und die Hoffnung auf dessen Heilwirkung tröstlich werden kann. Habe mich zu innerer Tätigkeit in's Ideale geflüchtet, nämlich auf das Inslebenrufen einer Intelligenzvereinigung, durch welche im Reichenberger Kulturgebiete ein dem Stadtrate beigehender Kunstrat unter dem Titel „Kunstwart" wirksam werden soll. Die hiefür entworfenen Grundzüge haben bereits Auf- und Annahme gefunden und soll in einer nächsten Versammlung[3]) der Mitglieder organische Gliederung durch Fachgruppen für Schrifttum, Dichtung, Musik, bildende Kunst und Architektur erhalten. Es kann Sie zum Lächeln bewegen, zu sehen, wie ich mein krankes Leibesgestelle in solch idealen Dienst einspanne. Aber die alten Triebe treiben immer wieder Schößlinge! — Ich freue mich zu erfahren, wie Sie, liebwerter Freund, leben, was Sie planen — Dem Klub ein kräftiges Heil! Ihnen die herzlichsten Grüße vom getreuen alten Rudolf Müller. 28./1. 1904."

Prof. Müller hatte seit längerer Zeit keinen so frischen Brief geschrieben, als dieser es war. Er hatte sich um diese Zeit wieder etwas erholt, und es wurde alles aufgeboten, um seine abnehmenden Kräfte zu heben. So schleppte er sich denn fort, immer noch hoffend, und auch seine Angehörigen waren des festen Glaubens, daß er sich noch ganz erholen werde — bis er am 7. Feber vor Schwäche sich zu Bette legte, um nicht mehr aufzustehen. Das Bemühen um den „Kunstwart" war das letzte Aufflackern seiner Kraft gewesen. Seine letzte Stunde schlug am 6. März 1904.

Leipa, 10. Jan. 1905. A. Paudler.

---

[1]) Exk.-Klub, XXVII, 40—46. — [2]) Exk.-Klub, XXVII, 95, 96. — [3]) Diese nächste Versammlung, welche Prof. Müller nicht mehr erlebte, hat am 22. März 1904 stattgefunden. In dieser zweiten Versammlung wurden die Grundsätze nochmals einer eingehenden Besprechung unterworfen und einmütig angenommen, worauf die Wahlen in die Abteilungen vorgenommen wurden. Wer sich der großen Schenkungen erinnert, welche bald nachher (5. April 1904) der Freiherr Heinrich v. Liebieg der Stadt Reichenberg hinterlassen hat (Exk.-Klub, XXVII, 197), der wird ohne Zweifel die Wichtigkeit und Notwendigkeit eines Kunstrates oder Kunstwartes für Reichenberg erkennen und eingestehen müssen.

Das tote Glück.

Wenn er, das Haupt gesenkt, mit finst'rer Miene
Gleich einem Sünder durch die Gassen schleicht,
Ahnt kaum ein Mensch, wie seine Violine
Die Herzen einst vor langer Zeit erweicht.

Noch tönt im Ohre mir aus fernen Weiten
Der gottgesandten Geige Zaubersang;
Ich seh den Geiger, seh den Bogen gleiten,
Mit jauchz' ich froh und schluchze todesbang.

Ein langer Seufzer hat den Sang geendet.
Der Geiger steht von Beifallssturm umtobt.
Da gellt ein Ruf: „Er hat die Kunst geschändet,
Sie schändet auch, wer ihn — den Stümper — lobt!"

Unwillig Murren geht von Mund zu Munde:
„Erfaßt ihn, der es rief — das freche Wort!"
Und eines jeden Blick sucht in der Runde —
— Der Frevler aber schlich sich leise fort.

Und auch der Zaubergeiger war verschwunden
Und seinen Märchen lauscht Ihr nimmer — nie!
Ein kränkend Urteil schlägt die tiefsten Wunden,
Und wen das Glück verriet, den töten sie.

Nun schleicht der tote Geiger durch die Gassen,
Doch irrt Ihr, wenn Ihr meint, sein Spiel sei tot;
Es lebt, doch nicht den Menschen, die auch hassen,
— Es lebt, doch bettelt's nicht um Lob und Brot.

Es lebt, ich hört's! Am letzten Feiertage
Ging ich an einem alten Haus vorbei,
Da hört' ich einer Violine Klage —
Sie endete mit einem Schmerzensschrei.

Sein Spiel! O ich erkannte seine Weise:
So spielt' er einst und denkt daran zurück
Und wähnt sich unbelauscht . . . Ich ging und leise
Fiel eine Träne einem toten Glück. —

K. Bayer.

Über das Inkolat.[1])

Die Aufnahme von Personen zu „Landleuten" in Böhmen war ursprünglich eine Prärogative der Krone. Die unruhigen Zeiten und die Schwäche der Regenten aber wurden von den höheren Ständen ausgenutzt, die Rechte der Krone zu ihren eigenen Gunsten immer mehr einzuengen. So kam es unter dem schwachen König Wladislaus zu dem Landtagsbeschluß vom 18. Februar 1486, welcher die Erwerbung eines Besitzes in Böhmen durch einen Ausländer (wie bisher) von der

---

[1]) Anläßlich einer Anfrage über eine Inkolatssache empfing ich vom Herrn Statthalterei-Archivdirektor ein Schreiben, dessen Aufklärungen mir überaus wichtig zu sein schienen, weshalb ich die Genehmigung des Abdruckes erbat und wirklich erhielt. Vielen Dank dafür! Ich darf hinzusetzen, daß der Herr Verfasser eine größere Arbeit über das Inkolat zu veröffentlichen in Aussicht genommen hat. A. P.

Bewilligung des Königs abhängig macht, aber einschränkend hinzufügt, daß der König eine solche Bewilligung nicht ohne Zustimmung des Landtages (bez rady zemské) geben werde. Da unter Wladislaus bei dessen fast beständiger Abwesenheit von Böhmen die Regierung ganz in den Händen der höheren Stände, des Adels, lag, bildete sich der Zustand heraus, daß die Aufnahme in den Landesverband durch die Stände bezw. den Landtag allein erfolgte. Unter den ersten Habsburgern geschah die Aufnahme zum „Landmann" über Fürschreiben des Königs durch den Landtag. In diesem Zustande schuf die verneuerte Landesordnung von 1627 völligen Wandel: Kaiser Ferdinand behielt sich und seinen Nachfolgern das Recht der Erteilung der Landmannschaft oder des Inkolates vor, so daß jede Mitwirkung der Stände hiebei entfiel. Der Inkolatswerber mußte nach erhaltener Bewilligung zum Besitze eines unbeweglichen Besitzes im Lande den „Erbhuldigungseid" persönlich leisten und außerdem den „Revers zum Lande" ausfertigen und bei der Landtafel hinterlegen.

Aber nicht nur Ausländer, sondern jeder den Ständen angehörige Inländer mußte, sobald er die Volljährigkeit erlangt hatte, die „Landmannschaft" durch Ablegung des Treueides erst erwerben und wenn er den höheren Ständen angehörte, den Revers zum Lande ausfertigen, um zur Ausübung der ständischen Rechte befugt zu sein.

Da aber auch einige königliche Städte das Recht zum Besitze landtäflicher Güter besaßen, ist der Besitz eines landtäflichen Gutes noch kein Beweis für den Besitz des Inkolates seitens des Gutsbesitzers. Der Erbhuldigungseid sollte bei der böhmischen Hofkanzlei in Wien abgelegt werden, mit kaiserlicher Bewilligung konnte dies aber auch bei der Statthalterei oder bei einem Kreisamte geschehen.

Mit Hofdekret vom 26. November 1781 wurde der Erbhuldigungseid aufgehoben. Der Revers zum Lande mußte zufolge Hofdekretes vom 11. August 1783 dem Gubernium überreicht werden, welches ihn an die Landrechte zur Ingroßierung abgab. Mit der Aufhebung der ständischen Verfassung im Jahre 1848 hörte auch die Institution des Inkolates auf.

Die Inkolatsverleihungen sind sonach in der Landtafel eingetragen. Die betreffenden Quaterne befinden sich zum Teil in der Landtafel, zum Teil im Landesarchive. Die Reverse zum Lande, welche bei der Landtafel hinterlegt worden sind, befinden sich seit den Sechziger Jahren im Landesarchive.

Bezüglich des Johann Heinrich Schöfflinger von Röhrsdorf schließe ich eine Abschrift des kais. Reskripts vom 31. Juli 1651 bei, mit welchem ihm das böhmische Inkolat verliehen wurde. Dieses Reskript wurde dann der Landtafel einverleibt.

„Ferdinand der dritte von Gottes Gnaden erwelter Römischer Kaiser, auch zu Hungarn und Behem König.

Hoch- und wolgeborne, wolgeborne und gestrenge liebe Getreue. Wir haben auß Euerem den achten dieß datirten Schreiben gnedigst vernohmen, waß Uns ihr wegen des Johann Heinrich Schöfflinger von Röhrsdorf Habilitirung zum Landt unterthenigst berichtet habet.

Wann Wir dann wegen derselben weiters gnedigst kein Bedenken

haben, sondern es gnedigst geschehen lassen, daß er als ein geborner im Landt Schleßien die in der verneuerten Landsordnung außgesetzte Praestanda praestiren möge, als befehlen Wir euch hiemit gnedigst, daß ihr denselben auf sein gebührendes weiteres Anmelden das Juramentum fidelitatis vor euch ablegen und den gewöhnlichen Revers zum Landt bey Unserer königlichen Landtafel einreichen, wie nit weniger ihne alßdan der Lands-gerechtigkeiten ruhiglich gebrauchen laßet, maßen ihr deme Rechts zu thun und hieran Unsern gnedigsten Will und Mainung gehorsambst zu erstatten wissen werdet.

Geben in Unser Stadt Wienn, den ain und dreyßigsten Monatstag Julii im sechzehenhundert ain und fünffzigsten, Unser Reiche des römischen im fünffzehenden, des Hungarischen im sechs und zwanzigsten und des böhmischen im vier und zwanzigsten Jahr. Ferdinand m. p.

Georgius comes de Martinitz m. p., Regis Bohemiae Cancellarius.

Ad mandatum Sacrae Caesareae Majestatis proprium: Frantz Graff von Pötting m. p., v. Pachta m. p."

Auf der Rückseite befindet sich Adresse: „Den Hoch- und wolgebornen, wolgebornen und gestrengen Unsern lieben getreuen N. N. Unsern respective Räthen, Cammerern, verordneten königlichen Stadthaltern und obristen Landtofficieren in Unserm Erbkönigreich Beheimb."

In den vom Landesarchiv herausgegebenen „Böhm. Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüssen" sind in den ersten von Gindely redigierten Bänden die Aufnahmen in die Landmannschaft nicht berücksichtigt, in den späteren Bänden aber sind auch die auf die Infolatsverleihungen bezüglichen Schriftstücke abgedruckt. Von praktischer Bedeutung ist das Infolat heute eigentlich nur noch bei der Vergebung bestimmter Stiftungen.

Prag, 6. März 1905. K. Köpl.

Der Buchdrucker Wenzel.

Die Beziehungen des ersten Buchdruckers aus Deutschböhmen, Johann Sensenschmid aus Eger, zu Nürnberg, über die Herr Prof. Paudler in diesen Blättern berichtet hat,[1]) haben mir die Erinnerung an einen anderen alten Buchdrucker wieder lebendig gemacht, den ich ebenfalls für einen engeren Landsmann zu halten geneigt bin und der auch in Nürnberg gearbeitet hat. Der vom Jahr 1537 datierte Druck der czechischen „Kronyka Cýrkewnj" (Kirchenchronik) des utraquistischen Priesters Bohuslaw Bilejowsky trägt den Vermerk „Excudebat Norimbergae Venceslaus Austinus". War dieser Drucker, wie sein Beiname vermuten läßt, in Aussig zuhause? War er identisch mit dem Buchdrucker Václav oder Vaněk Oustský, der in den Jahren 1544 bis 1548 in Jungbunzlau nachweisbar ist und dann nach Brandeis ging? Fr. Bareš, der über die alten Buchdruckereien in Jungbunzlau geschrieben hat, sagt ausdrücklich, letzterer sei in Aussig a. E. daheim gewesen[2]), leider ohne anzugeben, ob er das in seinen Quellen gefunden hat oder ob er es nur aus dem Beinamen Oustský (wie mag dies im Original geschrieben

[1]) Exf.-Klub, XXVII, 319 u. f. — [2]) Pam. arch., 19, 182.

sein?) geschlossen hat. Ich bin geneigt, beide zu identifizieren. Der Begründer der ersten Buchdruckerei in Jungbunzlau, der Arzt M. Nikolaus Klaudyus, stand in lebhaften Beziehungen zu dem Nürnberger Buchdrucker Hieronymus Höltzl. Nachdem er schon 1504 in Nürnberg ein Buch hatte drucken lassen, druckte Höltzl für ihn 1507 die erste Schrift. Klaudyus bezog, wie Bareš angibt, auch den Holzschnitt für seine vom Jahr 1518 datierte Karte Böhmens — die älteste bisher bekannte — aus Nürnberg. Im selben Jahr erschien das erste Buch, das in seiner eigenen Offizin in Jungbunzlau hergestellt war und dem andere folgten. Im Jahr 1521 ist er wohl gestorben. Seine Nachfolger im Besitz der Buchdruckerei, Georg Sstyrsa und Heinrich Sturm, lassen sich bis 1534 nachweisen. Es erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß sie, zumal der deutschnamige Sturm, noch Beziehungen zu Nürnberg unterhielten und diese die Veranlassung waren, daß der Nürnberger Buchdrucker Wenzel, als die Jungbunzlauer Buchdruckerei eingegangen war, in sein Vaterland heimkehrte, um da seine Kunst weiter zu betreiben. Vielleicht ist einer der Leser im Stande, weiteres Material zur Lösung dieser Frage beizubringen.

C. Jahnel.

Instruktion für den Schuldienst.

Von H. Ankert.

Im Leitmeritzer Stadtarchive befinden sich mehrere Instruktionen für die Schulkantoren, die über die früheren Schul- und Zeitverhältnisse Aufschluß geben. Eine Instruktion für den Kantor der Leitmeritzer Stadtschule im Jahre 1746 kam in der „Leitmeritzer Zeitung" vom 5. November 1904 zur Veröffentlichung. Eine zweite, aus dem Jahre 1741, die der Veröffentlichung wert erscheint, möge hier im Wortlaute mitgeteilt sein.

Instruction. Vermeg welcher die von 1. Martzy dieses 1741. Jahrs zur Lehr und unterweisung der hiesigen schul-Jugend angenohmene schul Cantores alß Erstere Johann Kraupa, und Johann Hirsch anderer sich zu verhalten, und derselben in allen Punctis ad literam nachzukommen haben werden. Und zwar

Vor Erste: Sollen sie Beyde, so viel ihre Eigne Personen belanget selbsten der Jugent mit einem gutten Exempel eines Ehrbahren, frommen, undt auferbaulichen wandels vorgehen, dieselbe weder mit worten, als fluchen, schelten, und ungezimenden reden, Viel weniger aber mit der That ärgern und zum Bösen anleuten, des überflüßenden Trünckens, und eines Unmässigen zorns allwegs sich enthalten; nicht münder

Vors andere: werden beyde ihrer schuldigkeit nach sich gegen Jedermänniglich: sowohl geistlichen als weltlichen, Insonderheit aber gegen Ihro Wohl Ehrwürden Herrn Stadtdechanten, einen löbl. Magistrat in genere alß in specie Ehrbittig und Ehrbar zu erzeugen, derselben Befehlig respectiren und vollziehen. Dann

Vors drite. Sollen sie Beyde Schul-Cantores die Schuljugend zugleich instruiren, und nicht etwan einer auff den andern sich verlassen, sondern sollen beyde gleiche müh, so wohl in Instruirung alß andern

Nothwendigkeiten haben, und dan daß schulgeldt zugleich haben und genießen. Ferners

Zum Vierten: daß Holtz, waß die Kinder im Winter mit bringen oder vor sie in der schulen gegeben würdt, solle vor die schul sein, und ihnen ehe sie in die schul kommen geheitzt werden, und nicht etwan deren Cantoren vor ihre wohnung zum einheitzen verbraucht werden; eben deßgleichen, so Jemant [: wie es öfters geschicht :] anstat des Holtzes gelt gebeten, so soll vor solches gelt daß Holtz treuherzieg erkaufft werden, und die schul damit einheitzen, und nicht etwan zu Eigenen deren Schul Cantoren genommen werden, wie dann auch

Fünfftens: Werden die Schul Cantores ihnen höchstens angelegen sein lassen, damit die ihnen anuertraute Jugent zu der Ehre und Forcht gottes geführet und geleutet, absonderlich in der andacht, Christlichen Catholischen glaubens Articlen, sowohl in Bömischer- alß Teutscher Sprach, in Lesen und schreiben in der rechen Kunst, entlich auch in Principiis Linguae Latinae, wie auch in der Music wohl und fundamentaliter unterweißen und gelehret, und in gutten und Ehrbahren Sitten erzogen, wie dann mehres

Sechstens: wann die schul-Jugend auß der schul in die Kirchen, umb daselbst der hl. Meß Bey zu wohnen, so es alle Tag, es seye dann, daß es winterzeit die Kälte nicht zu lassete, geschehen solle, geschickt wirdt, so ist dero schul Cantern ihre schuldigkeit, womit selbe Parweiß und nicht in Einen hauffen gehen, sowohl in der Kirchen alß auch auß der schul ordentl. und mit Begrüssung der Leudten zu gehen angehalten werden; Undt wenigstens einer auß ihnen Cantores in der Kirchen beywohnen, die Kinder in feyner ordnung halten, daß schwatzen und andere Tandlwerk verbitten, und darzu etwan einen tauglichen schulbuben bestellen, der ihnen vorbethen, oder auch Vorsingen kann. Undt selber fein frohm verhalten, solte der Knab Etwaß Unbilliges an den Kindern sehen, und sie sich nicht bekern, oder keine Correction von ihme annehmen, so soll er es in der schull denen Herrn Cantoribus melden, dieselbe sollen gebührenden-maßen corrigiren oder auch abstraffen, Jedoch mit gewöhnlicher rutte und Moderate zu zichtigen.

Siebentens: werden die schul-Cantores der Jugent keine Extraordinarij oder ungewöhnliche vacantia oder recreationes geben, keine außbleibung ohne sonderer ursach gestatten, sondern Bloß an Mittwoch nachmittag wann sonsten kein Feyertag in selber Wochen einfallet, dann am Sambstag nachmittag daß sogenannte Lusum ertheilen. Und dann

Achtens, Und dann wie gebreuchlich, daß von St. Georgi Biß Galli die rechte zeit zum Lesen, und zum schreiben vormittags von 7 Biß 10 Uhr, nachmittags von 1 Bis 4 Uhr, dann wiederumb von S. Galli Biß Georgi Vormitag von halber acht-Biß 10 Uhr, nachmittags aber von 12 Biß 3 Uhr gemelth schul-lehr anzufangen, so soll es auch darbey sein Bewenten haben, und dahero werden sich die schul Cantores umb diese Zeit Jedes mahl zeitlich in die schul zu finden verbunden sein. Und damit

Vors 9. die schul-Cantores, als auch die Eltern der Jugent wießen mögen, waß und wie Viel Lehrgeldt vor eins und daß andre denen schul-Kindern wochentlich oder quartaliter fordern und geben sollen, wird ein solches specifice außgesetzt. Als nemblich von einem Alphabetisten wochentlich 1 xr., von Sylabicanten wochentlich 1 xr. 3 Pfg, von Lesenden wochentlich 2 xr., von Lesen und schreiben Lehren wochentl. 3 xr., von Lesen, schreiben und rechnung Lehren wochentl. 4 xr. Ittem von schreiben und Principia zu lehren woch. 4 xr., von einrichtung eines ordentlichen rechenbuchs 6 xr.

Vor 10te. In Fall einer auß den schul Cantoribus unuerhoffend einmahl krank wäre oder übers Land zu gehen Bemüßiget wäre [: welches Letztere doch nicht anders als mit Bewilligung Eines löbl. Magistrats undt (titul.) Herrn Stadtdechants geschehen soll :] würdt er schuldig sein sich mit den andern schul-Cantor sich oder mit einen andern zu sothaner Instruirung tauglichen Person, so die Jugent wehrender Zeit seiner abwesenheit instruirte zu substituiren und sich mit ihme vor seine mühe vergleichen und abzufinden wüßen.

Vors 11te werden sich beyde schul Cantores in allen wohl mit einander verstehen, Eynig mit einander leben, die Jugent mit einander so wohl in der schul, alß in der Kirche zu allen gutten instruiren, selbsten Untter einander keinen streit und zank anfangen, womit der löbl. Magistrat [: undt titul. Herr Dechent :] nicht uhrsach hätten wieder einen oder den andern, oder gar alle Beyde zu amoviren. Und so einer oder der andere sein glück weitter finden möchte, so soll derselbe ¼ Jahr oder wenigstens 6 Wochen bevor, sein schul-dienst auff kündigen. Und Letzlich

Werden die Benente schul-Cantores alle diesen obbeschriebenen Punctis nach kommen an ihrer Mühe und Fleiß in instruirung der Jugent umb ihrer etwan künftiger und weiterer, bey dieser königl. Stadt Verlangender Promotion und accomodation nicht erminden lassen, so soll ihnen zu einem adjecto, alß wochentlich von obige dato gerechnet auß denen gemeinrenten fünff und Vürtzig xr bezahlt werden, dassen zu urkundt haben wier Bürgermeister und radth unser der Stadt gemein Insigl wiesendtlich beydrucken laßen; so geschehen Leitmeritz d. 1. Martzi Ao. 1741.

Woher die Liebe kam.

Du frägst, woher die Liebe kam?
Sie kam von Ewigkeit her;
Doch wann sie angekommen ist,
Das weiß ich wohl nimmermehr.
Sie stand auf meinem Lebensweg,
Im stillen Vorübergeh'n
Traf mich ihr heller Sternenblick:
Da war es nun um mich gescheh'n.
Sie zog mich sanft in ihren Arm
Und zeigte mir stumm Dein Bild,
Erzählte mir, wie ehrenreich,
Wie edel Du bist, wie mild.
Sie legte mir Dein Bild an's Herz,
Da zog in die Seele es ein.
So wurdest Du mein für alle Zeit,
So wurde ich ewig Dein.
Die Liebe schlingt mit treuem Sinn
Um uns ein leuchtendes Band
Und führt uns durch das Todestor
Dereinst in das Heimatland.

Frida Gumpinger.

Reminiszenz zur Erfindung des Telephons.

Über den Wert und die Bedeutung des Telephons für die heutige Geschäfts- und Verkehrswelt zu schreiben, wäre fürwahr überflüssig. Jedermann kennt dieselben, sozwar daß sich die gegenwärtige Generation gar nicht mehr vorstellen kann, wie die früheren ohne das Telephon auskommen konnten. Während aber dessen Entwickelung und Verbreitung in manchen Ländern zu wünschen läßt, ist dasselbe wieder in anderen, so namentlich in Skandinavien, zu höchster Blüte und größter Ausbreitung gelangt. —

Was nun dessen vor einigen vierzig Jahren erfolgte Erfindung betrifft, so streiten sich — wie das bei Erfindungen des Öfteren der Fall ist — Europa und Amerika um die Priorität derselben, insoferne als der Physiklehrer Philipp Reis im Jahre 1860 das erste Telephon erfand, während Alex. Graham Bell, englischer Physiolog aus Edinburg, Professor in Boston, laut Patent 1875 ein sprechendes Telephon konstruierte, beziehungsweise das bereits in Deutschland erfundene Telephon vervollkommnete und, von Kapitalisten unterstützt, welcher mächtige Faktor dem Erstgenannten gänzlich abging, demselben zur eigentlichen Gebrauchsfähigkeit, Verallgemeinerung und Verbreitung über die ganze zivilisierte Erde verhalf.

Über Philipp Reis wurde im Heft 14 der „Gartenlaube" vom Jahre 1893 ausführlich und erschöpfend berichtet. Derselbe lehrte im Institute Garnier in Friedrichsdorf, einer von geflüchteten Hugenotten gegründeten Kolonie bei Bad Homburg, nebst anderen Fächern auch Physik. Ich war sein Lieblingsschüler und quasi Famulus für die in seinem abseits gelegenen Privathause abgehaltenen physikalischen Vorträge.

Dieselben bildeten für uns Zöglinge immer den Gegenstand besonderen Interesses, schon aus dem Grunde, weil wir Schüler der ersten (dort höchsten) Klasse uns zu diesen Physikstunden ohne weitere Umstände begeben durften, während für gewöhnlich zur Überschreitung des Eingangstores ein besonderer, nur spärlich gewährter Erlaubnisschein erforderlich war, denn das Institut war ein Internat strenger Observanz.

Nachdem unser sehr verehrter Physiklehrer schon seit einiger Zeit sehr geheimnisvoll getan hatte und alle Anzeichen dafür sprachen, daß er sich im Geiste mit etwas Bedeutsamen beschäftigen müsse, sagte er mir an einem trüben Herbsttage, wo ich — vor Beginn der Physikstunde — allein mit ihm beschäftigt war, die Vorbereitungen für seinen Vortrag hinsichtlich der zu benützenden Instrumente und Apparate zu treffen, freudigen Tones: „Heute werdet Ihr etwas zu sehen und zu hören bekommen, worüber Ihr staunen werdet." —

Wir waren gerade beim „Galvanismus", welcher uns alle sehr interessierte. Nachdem der an der Reihe gewesene Vortrag diesmal in kürzerer Zeit wie üblich beendet worden war, gab Herr Prof. Reis mir, der ich mit den verschiedenen Lokalitäten in seinem Hause bekannt geworden war, einen Schlüssel und Weisungen, worauf ich meine Mitschüler (es waren deren nicht zu viele, weil Physik kein obligater Gegenstand war) über den Hof in eine an dessen äußerstem, hinterem Ende gelegene Wasch-

Küche führte. Unsere, speziell meine Neugierde war auf's Höchste gespannt, umsomehr als ich zwei Drähte bemerkte, welche vom Wohnhause ausgehend über den ganzen Hof bis zur Waschküche gezogen waren und sich in deren Innerem verloren.

Ich erschloß die Türe, und wir betraten einen nur durch eine Kerze notdürftig erleuchteten Raum, welcher uns kaum fassen konnte. Was erblickten wir nun, als sich unsere Augen an die düstere Beleuchtung gewöhnt hatten? Einen kleinen Tisch und auf demselben eine alte Violine ohne Saiten (dieselbe diente nur als Resonanz), an deren Stelle sich eine starke Stricknadel vorfand, welche, auf zwei Klötzchen in einer Rinne frei aufliegend, in einer Spule steckte, die mit dem sattsam bekannten grün übersponnenen Kupferdraht umwickelt war, dessen Enden sich in kleinen Spiralwindungen zur Decke fortpflanzten. Erstaunt lauschten wir in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Nicht lange währte es, bis, von der Geige ausgehend, mehrere einzelne Töne an unser Ohr gelangten und mit einemmale, wie auf einer Geige mit Sordinen vorgetragen — ich werde die magische Wirkung dieser Vortragsweise nicht vergessen — das in Hessen sehr bekannte Lied: „Muß ich denn, muß ich denn zum Städtle hinaus“ zu vernehmen war, das heißt vorläufig nur die Melodie, aber durchaus rein, ohne alle Nebengeräusche. Als dasselbe verklungen war — während desselben hatte die Stricknadel leise vibriert — folgte eine Art Geplapper, aus welchem man die Silben und den Tonfall der Stimme deutlich unterscheiden, ein Verständnis der gesprochenen Worte jedoch nicht erzielen konnte.

Bald kam ein Bote, welcher uns in die Vortragsstube zurückrief, woselbst uns das Gesehene und Gehörte nach Tunlichkeit verdeutlicht wurde, mit dem Beifügen, das sei das „Anfangsstadium einer epochalen Erfindung“, dahinzielend, daß Menschen auf kurze oder längere Entfernungen sich durch gesprochene und deutlich vernehmbare Worte verständigen oder kurz gesagt „mit einander sprechen“ können. Phil. Reis verbesserte nachher seine Apparate unausgesetzt, um das „Sprechen“, beziehungsweise das „Verstehen“ zu ermöglichen.

Leider verließ ich bald darauf das Institut Garnier und habe später nur gelesen, daß meinem geliebten Herrn Lehrer von gewissen Seiten aus begreiflichen Gründen kolossale Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden waren, daß dieser kräftige, breitschulterige Mann, ein Naturmensch im wahren Sinne des Wortes und vollständig abgehärtet, in eine Auszehrung verfiel und starb, ohne sein Ziel vollkommen erreicht zu haben, wogegen der Zweitgenannte, Graham Bell in Boston, kapitalkräftige Gesellschafter fand, welche es ihm nach jeder Richtung hin ermöglichten, seine um einige Jahre später „nacherfundenen“ Apparate zu verbessern und auf jene Vollkommenheit zu bringen, welche allein das Telephon gebrauchsfähig machten und in den Dienst der Menschheit stellten.

Darüber aber war Phil. Reis — verkannt — zu Grunde gegangen. Sein Verdienst — denn ihm gebührt unstreitig das Vorzugsrecht der Erfindung des Telephons — weil „verbessern“ ja bekanntlich leichter ist wie erfinden — wurde dadurch geehrt und gewürdigt, daß der hochselige

Kaiser Wilhelm der Große seiner Witwe eine Gnadenpension von jährlichen 1000 Reichstalern allergnädigst aussetzte. Wie lange sie dieselbe genossen hat, ist mir nicht bekannt geworden, weil ich außer aller Fühlung mit Friedrichsdorf gekommen war. Aber als unschätzbares Andenken bewahre ich ein Buch mit der Widmung: Zur Erinnerung an Phil. Reis, Physiklehrer, seinem lieben fleißigen Schüler

Ignaz Georg Doleschal aus Haida.

Die Weihnachtskrippe.

Am 5. Dez. 1902 brachte Josef Kirchner in den M. N. N. eine kulturhistorische Skizze „Die Weihnachtskrippe," anschließend an einen Artikel, welcher kurz vorher, gelegentlich der Aufstellung der von Herrn Kommerzienrat Max Schmederer dem Bayerischen Nationalmuseum geschenkten Sammlung von Krippenfiguren und komplett zusammengestellten Krippenbildern, erschienen war.

Der Verfasser bemerkt unter Anderem, daß in Süd-Deutschland, zu dem naturgemäß auch das südöstliche Österreich zu rechnen sei, die Höchstkultur der Krippe etwa in die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts fällt und daß sie gegen Norden schwerlich weit vorgedrungen sei; ebenso daß in Bozen, Innsbruck, Salzburg, Linz und nicht zuletzt in München, es noch vor einem halben Jahrhundert Krippen gegeben, die von jenem Odium der Kinderspielware, zu der die Sache heute so vielfach herabgesunken ist, weit entfernt waren ꝛc.

Mit regem Interesse las ich die Schilderung, ist es doch meine liebste Erinnerung an die Kindheit, wo ich, dank der Vorliebe meines Vaters, die er für Krippen hegte, eine ziemlich umfangreiche besaß, zu welcher ich mir als Schulknabe, so gut ich es zustande brachte, den landschaftlichen Hintergrund malte.

Jedes Jahr kamen neue Figuren dazu, welche mein Vater aus dem „Oberland" mitbrachte, teils aus Holz geschnitzt, teils aus Brotmasse geformt und mit Tuchstaub überzogen, was den Figuren etwas stoffliches gab, sogenannte „Leipaer Tuchmannl", so gut wie sie eben zu haben waren. Werke der Kleinkunst, wie sie die obenerwähnte Sammlung aufweist, gab es freilich nicht. Stadt und Ruinen formte ich mir zum Teil selbst aus Pappe oder Holz, und die Felsen wurden aus dem sogenannten Felsenpapier, Baumrinde, Schlacken oder eingeweichter Pappe gefertigt und als Vorlage hiezu dienten die herrlichen Felspartien unseres Khaatales, denn an orientalische Landschaft dachte man nicht; die Felsen wurden übereinander aufgetürmt und reichlich mit Wegen versehen.

In späteren Jahren dachte ich mir schon mehr eine zerklüftete Flachlandschaft mit einzelnen Hügeln und suchte auch die anderen Besitzer von Krippen umzustimmen. Das oben erwähnte Aufbauen bethlehemitischer Landschaft in unsrem heimischen Charakter ist wohl verzeihlich, verlegt ja heute sogar Uhde seine biblischen Motive in die Dachauer Gegend und kleidet die heilige Familie und was dazu gehört, in ganz ärmlich modernes Gewand.

Ich versuchte auch Figuren zu schnitzen, jedoch merkte ich bald, daß mir das Talent dazu abging, und zeichnete und bemalte mir lieber papierne, nach Unterweisung meines Vaters und mit Hilfe des mir von ihm reichlich verschafften, guten Materials, und ich kann es heute ehrlich sagen, daß damals der erste Ansporn zu dem Berufe gegeben ward, dem ich mich als 24jähriger widmen konnte. Für mich war die Krippe und deren Herstellung immer etwas weihevolles, stundenlang konnte ich im Anschauen verweilen und besser zu gestalten suchen; ich lernte auch die Natur mit ganz anderen Augen ansehen, seitdem ich versucht, ein Stückchen en miniature zu kopieren, und ich danke es heute noch meinen Eltern, daß sie mir die kindliche, den Geist fördernde Freude bereitet haben, die für ihre Verhältnisse immerhin sehr kostspielig war.

Noch möchte ich hier des Volksliedes erwähnen, das in unserer Gegend so viel gesungen wurde, soweit es mir im Gedächtnis geblieben:

„Freude oder Freude,
Ihr Nuppern kommt einher,
Seht, hier auf unser Heide
Ein Wunder ist geschehn.
Do kom a lieber Engel
Em holber Mitternacht,
Dar song mir e Gesängel
Doß Herz an Leiba lacht.
Ihr Hirten freut Euch Alle,
Der Heiland ist gebor'n.
Zu Bethlehem im Stalle
Werd ihr das Kindlein sehn.
Die Krippe war das Bette,
Wohlan zu Bethlehem,
Und wie er nu so redte,
Do flug ar wieder hem!

Krippen, wie ich sie geschildert, gab es damals bei uns sehr viele, große und kleine, und Jung und Alt ging um die Weihnachtszeit zum Nachbar, auch viel auswärts, nach Rumburg, Zeidler rc., wo man wußte, daß hübsche Krippen zu sehen waren; es wurden Vergleiche angestellt und man wetteiferte förmlich gegenseitig, immer besser zu gestalten. Es gab Anregung, nicht nur für die Kleinen, sondern auch für die Erwachsenen. Die Krippe im Kloster zu Rumburg mit ihren großen Figuren machte auf mich den ernstesten Eindruck. Die dortige bewegliche auf der Schönlinder Gasse wurde viel besucht und war gewiß sehr hübsch, denn sie hatte auch gute Figuren aufzuweisen; jedoch ging man da schon zu weit, denn es war nicht mehr bloß die plastische Darstellung der Geburt, die Anbetung der Hirten und heiligen drei Könige zu sehen, sondern Jägerei, Windmühlen, Schleifteich, Schiffahrt und Eisenbahn, auch alle möglichen Handwerker; alles ja sehr hübsch, aber es verlor doch die Krippe an ihrem heiligen Ernst, sie wurde dadurch schon mehr zum Spielzeug herabgezogen. — Ich denke mir, jene Anhängsel könnten sich als bewegliches Theater arrangieren lassen, das auch zu anderen Zeiten, als die Weihnachtszeit ist, seine Besucher haben würde.

Nach und nach wurden die Krippen in einzelnen Familien auf einen immer kleineren Raum beschränkt oder blieben in der Rumpelkammer

liegen. „Es ist kein Platz mehr, wir wissen nicht, wo sie hingestellt werden soll," hörte ich verschieden sagen.

Aber es gibt doch noch Viele, die alljährlich ihre Krippe aufstellen und sie schöner zu gestalten suchen in bezug auf die Figuren und den ganzen Aufbau. So sah ich vor einigen Jahren bei Herrn Carl Münzel in Schönlinde ganz prächtige Krippenfiguren, auch bei Herrn Rittmann. Es wurde für gutgeschnitzte Figuren gern mehr Geld ausgegeben, und man suchte unsere heimischen Hauskünstler auf, die im Winter, wenn es in ihrem eigentlichen Berufe wenig Arbeit gab, sich mit dem Schnitzen beschäftigten, einer Kunst, die sie sich, ungeschult, selbst angeeignet.

Es ist für mich immer eine große Freude, wenn ich Jemand finde, der noch für dieses Stückchen Poesie eine warme Empfindung hat und die kleinen Opfer an Geld und Zeit nicht scheut.[1])

Wem es in meiner Kindheit nicht möglich war, plastische Figuren zu erwerben, der behalf sich mit Bilderbogen, die ausgeschnitten wurden, und es blieb noch immer ein Feld, seine Phantasie im Anordnen und Aufbauen zu beschäftigen. Jetzt behilft man sich da mit einer Art Klappkarten, die zwar allerliebst und zumeist nach bekannten und guten Originalen in Farbendruck hergestellt sind, aber der eigentliche Zauber, den das Selbstschaffen in sich faßt, geht verloren.

Kein Geringerer als Ritter von Führich hat mit Stift und Pinsel für seine Familie Krippen hergestellt[2]), von denen eine jetzt im Besitze des Herrn Bürgermeisters Carl Gaßner in Schönlinde ist; es sind dies liebliche Kompositionen, und sie haben, wenn auch die Figuren ausgeschnitten sind, den gleichen Wert als andere Arbeiten ähnlichen Genres Meister Führich's, denn sie sind mit gleicher Liebe und frommer Empfindung gemalt.

Ich hatte vor Jahren die Freude, im Auftrage von Frau Therese Dittrich, sowie Frau Elisabeth Hielle in Schönlinde die Komposition mehrmals zu kopieren. Sie waren vom Herrn Prälaten Seifert in Leitmeritz (dem Besitzer) freundlichst zur Verfügung gestellt worden und ich versuchte sie in pietätvoller Weise getreu dem Original wiederzugeben. Alljährlich werden diese Krippen in würdevoller Weise in den Familien aufgestellt. Ich hatte Gelegenheit, bei Frau El. Hielle eine zu sehen, inmitten gärtnerischen Schmuckes und elektrisch beleuchtet, ein Bild, von dem man sich ungern trennte. Nach des geistlichen Herrn Ableben kam diese Krippe in Besitz des Herrn Altbürgermeisters Seifert in Schönlinde, welcher sie wiederum Herrn Gassner schenkte, da die Familie mit Führich's verwandt ist. Ich möchte hier noch erwähnen, daß dieselbe Krippe auch vom verstorbenen Herrn Dr. Hocke in Schönlinde gut kopiert, ebenso von Herrn Schuldirektor Jos. Schlegel, der sie besonders hochschätzte und immer wiederholte, daß es keine gewöhnlichen Krippelfiguren, sondern eine meisterhafte Komposition sei.

Doch nun zu unsern Figurenschnitzern, d. h. zu denen, deren Bekanntschaft ich gemacht, und es wäre ganz angezeigt, wenn von anderer Seite, der geringen Zahl, die ich namhaft machen kann, noch weitere

---

[1]) Vgl. Rob. Lahmer: Exk.-Klub, XV, 323—326. Sch.-L. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XVI, 42. Sch.-L.

Namen beigefügt würden; es gibt gewiß noch Viele in unserer Gegend, denen man Beachtung schenken sollte. Vielleicht beschäftigt sie auch mancher Liebhaber, dem es nicht darauf ankommt, für gute Schnitzereien etwas mehr Geld auszugeben als für die fragliche Marktware, die aus dem Auslande kommt und unsere gute, heimische Arbeit, die unsere „Hauskünstler" schaffen, verdrängt.

Den besten Figurenschnitzer in unserer Gegend lernte ich vor ungefähr 12 Jahren kennen, da ich den Auftrag hatte, mich nach ihm zu erkundigen; es wollte ihn, zu einer eventuellen weiteren Ausbildung, eine Familie unterstützen. Wegen seines Leidens hat er aber auf weiteres Studium verzichtet, nachdem er die Sache ernstlich in Erwägung gezogen.

„Dominik Rudolf, Maler und Bildhauer", stand auf einem Schild an der Haustür des kleinen Häuschens in Schönborn, durch die ich trete, um mit dem zweiten Schritt auch schon in der Stube zu sein, wo ich ihn an der Hobelbank antraf; ich stellte mich vor und dem Namen nach war ich ihm kein Fremder. Er kränkelte damals schon, wie er mir gleich mitteilte, und leider hat er auch nicht mehr lange schaffen können, denn der Tod erlöste ihn wenige Jahre, nachdem ich ihn kennen gelernt, von einem hartnäckigen Brustleiden.

Von seinem Leben erzählte mir Rudolf, daß er eine Zeit lang in München in der Mayr'schen Kunstanstalt als „Fußmaler" tätig gewesen, wo man ihm nachrühmte, daß er besonders die „Fleischtöne" bei den Figuren gut wiederzugeben verstand; in der freien Zeit besuchte er die gewerbliche Fortbildungsschule, die jetzt zur königl. Gewerbeschule ernannt ist, und modellierte unter Leitung des Modellierlehrers und Holzbildhauers Glatz, welcher sich jetzt noch des Mannes erinnert, so oft ich mit ihm von unsern heimischen Schnitzern spreche.

Die Figuren, die er gewöhnlich in den Wintermonaten schnitzte, meist nach Zeichnungen bekannter Meister, aber in außerordentlich geschickter Wiedergabe der Form, waren, wie schon erwähnt, das Gediegenste, das ich in unsrer Gegend gesehen. Auch fertigte er Entwürfe zu Altären, und wenn ich nicht irre, steht ein solcher ausgeführt in der Kirche zu Philippsdorf; es wurde Rudolf's Entwurf dem von der Mayr'schen Anstalt eingesandten vorgezogen. Ich habe die Entwürfe gesehen und ich hätte mich auch für Rudolf's entschließen können. — Mehrmals besuchte ich ihn, wenn ich in der Heimat weilte, und so erzählte er mir von seinem Schaffen: „Ich gehe nie aus", waren seine Worte, „und so kommen mehrere Freunde zu mir, wenn sie ihre Tagesarbeit vollendet. Da nehme ich mir ein Stück Holz und fange eine Figur an, und meine Kameraden (meistens Weber) tun desgleichen und schnitzen mit." — Ich sah auch verschiedene Arbeiten seiner Bekannten, die Rudolf ersuchten, ihnen ihre Figuren zu fassen, obschon er nicht immer Lust besaß, wenn die Figuren denn doch zu unbeholfen aussahen, was ich ihm durchaus nicht verdenken konnte.

So erinnere ich mich noch lebhaft an die Arbeiten eines Mannes aus der „Schönlinder Klause", welche er Rudolf mit der Bitte gesandt, selbe ihm zu fassen, da es kein Anderer so gut brächte. Unter Anderem

fielen mir Schafe auf, wegen der geschickten Behandlung der Wolle, die ein Freund von Rudolf geschnitzt, der auch Weber war und eine Anstellung als Modelleur in einer Stadt Böhmens — der Name ist mir entfallen — erhalten haben soll. Aber Rudolfs Arbeiten blieben immer die besten, hatte er doch auch eine kleine Schule in München schon durchgemacht. Als gesunder Mann konnte er nach einem ernsten Studium viel Schönes schaffen: ob er in gegenwärtiger Zeit in seinem Berufe glücklicher geworden wäre, als er es daheim sein konnte? Wer weiß — bei seinem rein idealen Wesen würde er gewiß nicht gefunden haben, was er gesucht. Ich freue mich, daß mir Gelegenheit wird, in diesen Blättern seinen Namen der Nachwelt zu erhalten. So oft ich an dem Friedhofe in Schönborn vorüberkomme, muß ich seiner gedenken. Wenn ich nicht irre, war in Warnsdorf eine große Krippe aufgestellt, deren Figuren von Rudolf waren; auch in der Kirche zu Philippsdorf soll sich eine vom gleichen Schöpfer befinden; ich habe aber noch keine gesehen von den beiden. —

Ehe ich in diesem Jahr meine liebe Heimat wieder verließ, besuchte mich Herr Rittmann, welcher, wie schon früher gesagt, für gute Krippenfiguren nicht bloß Sinn, sondern auch eine offene Börse hat, und zeigte mir seine neueste Erwerbung: eine Menge Schafe und Ziegen, welche ein Weber in der „Klause" geschnitzt, sowie auch verschiedene von dessen 18jährigem Sohne. Sofort erinnerte ich mich an Rudolf und an meinen Besuch in Schönborn und fand, daß der „Klauser" gute Fortschritte im Schnitzen gemacht hat, daß er und sein Sohn besonders in der Behandlung der Wolle eine Technik entwickelten, wie man sie bei den gewöhnlichen Krippelfiguren, wie sie jetzt fabriziert werden, selten findet. Ich bedauerte nur, daß ich das nicht früher gewußt, um mir die Leute aufsuchen zu können.

Abends erzählte ich es meinem Freunde Herrn Ohme und er schlug vor, gleich am nächsten Tage über Ehrenberg, wo er auch einen Schnitzer kennen gelernt, nach Rumburg und Klause zu fahren, und mit Freuden war ich bei der Partie. Punkt 3 Uhr fuhren wir am 4. Nov. vom Marktplatz ab; wenn das Wetter freundlicher, wäre es mir schon meiner neuralgischen Schmerzen wegen lieber gewesen, so aber war es schauderhaft. Ein feinsprühiger Regen wurde uns vom scharfen Nordwind ins Gesicht gejagt; Freund Ohme hatte wohl für Fußsack und Decken reichlich gesorgt, aber in dem offenen Wagen sauste der Wind doch recht erbarmungslos um den Rücken, und ich spürte im rechten Arm ein ganz bedenkliches Stechen. Aber wir sollten dafür entschädigt werden, nicht durch die Schnitzarbeiten allein, sondern auch durch die häuslichen Genrebilder, die sich unserem Auge in natura boten, als wir die Werkstätten der Krippenfigurenschnitzer betraten. Es mag ja nicht jeder Mensch gleiches Empfinden haben, aber für uns war der Nachmittag ein köstlicher Genuß; ohne Herrn Ohme's Bereitwilligkeit wäre ich gewiß nicht dazu gekommen.

Als wir in Nieder-Ehrenberg Nr. 104 ankamen, ersuchte mein Freund Herrn Florian Liebsch, einen gelernten Weber, uns seine selbstgeschnitzte Krippe zeigen zu wollen; inzwischen besahen wir uns auf der

Hobelbank die angefangenen Figuren, Engel, Hirten rc. Liebsch erzählte, daß er ein Schulkollege vom verstorbenen Rudolf sei, und meinte, da ich Letzteren gut gekannt, würde ich auch gleich sehen, daß er dessen Hobelbank und Werkzeuge besäße. Aus einer 200 Jahre alten Bibel benützte er auch einzelne Bilder für seine Figuren, die ihm am originellsten erschienen. Als Liebsch die einzelnen Figuren seiner Krippe auf den Tisch stellte, scharten sich ein halbes Dutzend Kinder beiderlei Geschlechts darum, ohne jedoch uns die Aussicht zu versperren, und die hellblickenden Augen, da sie die Arbeiten des Vaters sahen, die sie ja so gut schon kannten, werden mir lange in Erinnerung bleiben. Ich frug Herrn Liebsch, ob das alle seine Kinder seien, und bemerkte, daß er da recht gute, lebensfrische Modellchen hätte, worauf er erwiderte, daß zwei davon dem Nachbar gehörten; jedoch sein ältestes Töchterchen ergänzte: „sechse sein mer aben.“ — Die Krippenfiguren, deren Einzelpreis 1 fl. 50 kr. betrug, waren wirklich recht hübsch, für die Fassung berechnet, ausgeführt. — Gewöhnlich wird „Linde“ verwendet, auch „Zirbelholz“.

Nachdem wir den Schnitzer aufgemuntert, für die Reichenberger Ausstellung 1906 eine Krippe zu fertigen, sowie ungefaßte Einzelnfiguren, schieden wir mit Dank aus dem Familienkreise und der Werkstatt des Krippelschnitzers und fuhren zum Bruder des Herrn Ohme, welcher nächst Rumburg ein Gasthaus besitzt. Hier bei einer Tasse guten, heißen Kaffee's, der uns freundlichst kredenzt wurde, durchkosteten wir nochmals das Erlebte, warfen auch einen Blick in die Wegkapelle, welche Eigentum Ohme's ist, und dann ging's über Rumburg nach der „Klause“. Hier war es schon stockfinster, und der Regen hatte ziemliche Pfützen verursacht, durch die wir waten mußten bis zu dem Hause des Webers Josef Weber, welcher mit seinem Sohne Rudolf die mir von Herrn Rittmann gezeigten Schafe geschnitzt hatte.

Schon von Weitem hörten wir das anheimelnde „Die tike, die take“ der Webstühle, und bald nach dem Klopfen an der verschlossenen Tür wurde uns, nach dem Fragen von innen, ob Jemand da sei, geöffnet und wir von zwei Kindern in die Stube geleitet. Ich kann nicht umhin, das Bild kurz mit der Feder zu skizzieren, welches sich hier unsrem Auge bot: Vater und Mutter arbeiteten an den Webstühlen, in der Nähe des Ofens auf zerschlissenem Kanapee lag der kränkliche Großvater, sein Pfeifchen rauchend. Das ältere Töchterchen war am Spulrad beschäftigt, während der jüngste Sproß seine Erstlingsversuche, sitzend auf niederem Schemel vor einem der Webstühle, fein säuberlich auf die Schiefertafel niederschrieb, ohne sich durch unsere Dazwischenkunft stören zu lassen; der älteste Sohn war mit dem Schnitzen eines Schäfchens beschäftigt und suchte sich zwischen Webstuhl und Spulrad das beste Licht. Man möge mir verzeihen, daß ich dieses so breit erzähle, aber den Maler reizte und ergötzte dieses Genrebild, wenn auch dergleichen bei den modernen Kunstgelehrten oder besser „Referenten“ verpönt ist, seit von ihnen das Wort „Ideenmalerei“ erfunden ward, wie zu mir noch im Vorjahr mein verehrter Meister, Herr Geheimrat Professor Leon Pohle in Dresden, wörtlich geäußert. — Auf Herrn Ohme's Frage, ob wir nicht die Krippe sehen

könnten, stellte der Weber die Arbeit ein und er und sein 18jähriger Sohn führten uns in die gegenüberliegende Stube, welche allein für die Krippe und Werkstatt reserviert ist. Die Krippe an und für sich war auch recht hübsch arrangiert, und Herr Weber äußerte unter Anderem, daß die Figuren der Geburt Herr Rudolf gefaßt, ebenso einzelne Ziegen; ich erkannte freilich die Arbeiten sofort und freute mich im Stillen, daß immer wieder des Schönborner Künstlers als eines guten Vorbildes gedacht wurde. Ganz besonders gefielen uns die Tiere, Schafe und Ziegen, deren geschickte Behandlung ich schon früher erwähnte. Der 18jährige schien auch stolz auf seine Arbeiten zu sein, denn er bemerkte: „Su schnadt mer die Wulle kenner do rem," woraus ich entnehmen konnte, daß es in der Nachbarschaft noch mehr „Krippelschnitzer" geben muß. Sehr interessierte uns eine Gruppe „Die heiligen drei Könige" nach einem Bilde von Doré, welche Weber als noch unfertig bezeichnete, die aber an Güte weit alle anderen Figuren überragten. „Ja, wenn wir nur gute Vorlagen hätten", meinte der Vater, „schnitzen könnt'n mer schon." Auch die Beiden ermunterten wir, die Reichenberger Ausstellung zu beschicken, dankten für die Mühe, die wir verursacht, und trennten uns, zufrieden mit dem Gesehenen, um Pferd und Kutscher in dem ungemütlichen Wetter nicht zu lange warten zu lassen. Ich habe mir die Arbeiten nochmals den andern Tag angesehen und erfuhr, daß der Schnitzer Rudolf an Weber eine Menge geschnitzter Schafe aus München als Muster gesandt, ebenso ihn mit guten Schnitzwerkzeugen versehen habe.

Noch eines solchen „Hauskünstlers" muß ich erwähnen, welcher in Schönlinde lebt, es ist Herr Färbermeister Hermann Fritsche, dessen Zeichnungen ich in meinen jungen Jahren schon immer bewunderte. Denn er besitzt ein ausgesprochenes Talent für die charakterische Wiedergabe der Persönlichkeit. Als Schnitzer lernte ich ihn jedoch erst vor einigen Jahren kennen und bewunderte, wie seine, durch das Färben und das Führen des Ackerpfluges etwas derb gewordenen Hände die kleinen, kaum 5 *cm* großen Figürchen in allen Stellungen zu schnitzen verstanden. Herr Fritsche fertigt die Sachen nur für sich und seine Familie, benützt zu dem Schnitzen nur einen ganz gewöhnlichen „Schnitzer", und seine Pinsel zum Malen fand ich von so zweifelhafter Güte, daß ich ihm von meinen einige zur Verfügung stellte, aus alter Freundschaft und innerlicher Freude, daß er neben harter Arbeit noch Lust und Freude findet, seine Naturgabe nicht verkümmern zu lassen, sondern sein Heim mit selbstgefertigten Arbeiten zu schmücken. —

Zum Schluß dieses, etwas lang geratenen Aufsatzes finde ich keine besseren Worte, als sie Josef Kirchner in der oben erwähnten Skizze niederschrieb und die mir ganz aus der Seele gesprochen sind: „Wüßten die Eltern, welchen großen erzieherischen Wert die Herstellung solch einer richtigen Krippe mit Zusammenwirken der Kinder und Hausgenossen in sich birgt, wie sie natürliche und künstlerische Empfänglichkeit fördert und erhält, gewiß, es griffen wohl Viele auf die Krippe zurück, und diese würde wieder das werden, was sie war in ihrer Blüte-

zeit: ein Mittel zur Betätigung echter Kunstfertigkeit im Kleinen, ein kleiner Schatz häuslicher Weihe und Erhebung."[1]) A. Frind.

München, Weihnachten 1904.

Ein Christ-Spiel aus Falkendorf bei Tetschen.[2])

Mitgeteilt von Emil Neder, Höflitz.

Herr Wenzel John, Bürgerschuldirektor in Gablonz, hatte die Güte, mir seine handschriftlichen „Falkendorfer Gedenkblätter" zu leihen. Mit seiner Einwilligung veröffentliche ich hiemit ein in genannter Chronik enthaltenes Christ-Spiel, welches in Falkendorf 1864 das letztemal aufgeführt worden ist.

1. Großer Engel (mit einem Schwerte in der Hand):

„Viel Glück, viel Glück wünsch ich in dieses Haus
und allen die da gehen ein und aus.
Ach, wenn ich denk an den jüngsten Tag
wie es daran ergehen mag
mein Herz im Leib zittert mir ganz und gar
gegen den Berg stehen mir die Haar,
ich eß, ich trink, ich schreib, ich les',
ich schlaf, ich wach, oder was ich mach,
es kommt mir nicht mehr aus dem Sinn
meine Gedanken stehen mir stets dahin.
Wann der jüngste Tag wird werden
da fallen die Sternlein auf die Erden,
die Bäumlein werden sich neigen
die Weltvöglein werden stille schweigen;
da wird Jesus Christus kommen gezogen
auf einem schönen Regenbogen;
er wird die Posaunen blasen lassen
es wird gar schallen über die Maßen.
Da wird es heißen, ihr Toten stehet auf,
ihr Jung und Alt kommt vors Gericht,
fein schnell und bald, da wird zum Gericht geführet werden
das menschliche Geschlecht auf Erden.
Ich bin ein Engel von Gott gesandt,
um Menschen anzutreiben,
ich führe das Schwert in meiner rechten Hand,
o Mensch! tu' dich zum Tod bereiten.
Höret an, höret an, wer hat viel Gut's getan,
der wird wohl kommen an.
Die Bösen werden kommen zur linken Seit',
die Guten werden genießen die ewige Freud,
da werden sie kommen, so dicht daher
als wie die Sandkörnlein in dem Meer.
O Sünder, tu dich zu Gott bekehren!
Ich sehe den Geist in euern Kindern
es sind fürwahr noch große Sünder.

---

[1]) Wenn man die Entwicklung seit sechzig Jahren beobachtet hat, so muß man sagen, daß die Weihnachtskrippe durch den Christbaum verdrängt worden ist. Da solche Entwicklungen sich nicht rückgängig machen lassen, so können wir den Niedergang der Weihnachtskrippe wohl beklagen, aber kaum erfolgreich aufhalten. Für die Liebhaber der Holzschnitzerei sollte ein anderer Gegenstand des Strebens aufgefunden werden. Sch.-L. — [2]) Zu vergleichen ist das von Dr. G. Laube veröffentlichte Weihnachtsspiel aus der Gegend von Teplitz. Schlesinger's Mitt., VII, 49—52. Sch.-L.

Ich weiß auch nicht, wie's heute noch wird werden,
es sind noch Etliche mit mir auf Erden;
die alle werden kommen und werden sagen
und euren Kindern die Bosheit anklagen.
Nun komm du herein, du Englein klein,
hilf mir bedienen die kleinen Kindelein.

2. Kleiner Engel (mit Schwert und Körbchen):

„Jetzt komm ich herein, des abends spät,
schön guten Abend geb euch Gott.
Wann sich die Abendröt tut zieren
und sich die Sonn' verlieren.
Teufel, Wald und Tod. Ich will mich zu Jesum wenden,
Jesus ist mein Schatz, ich bin in seinen Händen,
wo Jesus zu finden ist, wenn man mit Jesum ist.
Jesus Christus gibt Heil und Seligkeit,
wenn man ihm dient allezeit.
Und gewiß der Tod, ungewiß der Tag,
die Stund' auch niemand wissen mag.
Gedenke, o Mensch, doch auch dabei,
daß diese Stund' die letzte sei.
Vom hohen Himmel komm' ich daher,
bring euch viel Gut's und neues mehr;
von Neuen bring ich so viel
davon ich sing' und sagen will.
Der heil'ge Christ ist auch bei mir,
er stehet schon draußen an der Tür,
er will auch kommen herein
zu euren lieben Kinderlein.
Herein, herein, du heil'ger Christ!"

Großer Engel: „Der Stuhl dir schon bereitet ist."
Kleiner Engel: „Wo du dich darauf setzen sollst."
Großer Engel: „Und dein Gericht recht halten wollst."
Kleiner Engel: „Auf, auf, er kommet schon."
Großer Engel: „Er ist bereit zu seinem Thron."

3. Heil'ger Christ (trägt Weltkugel und Szepter, begleitet von Sängermädchen):

„Gelobt sei Jesus Christus; herein
alle, die mit mir versammelt sein,
den Eltern wünsch ich eine große Freud
den Kindern eine Gottesfürchtigkeit.
Weil wir sind kommen abermals
von dem hohen Himmelssaal
wollen wir besuchen die Kleinen, die Großen, die Bösen, die Frommen,
und die wir uns haben vorgenommen."

Großer Engel: „Sei du willkommen, du edler Gast".
Kleiner Engel: „Daß du uns Sünder nicht verschmähet hast."
Großer Engel: „Weil du bist kommen zu uns dahier".
Kleiner Engel: „Wir danken dir."

Gr. Engel, kl. Engel, hl. Christ und Sängermädchen singen:

„Seid tröst't, ihr lieben Kinder,
ihr verstockten, harten Sünder.
Seid getröst't, ihr Jung und Alt,
der heil'ge Christ kommt zu euch bald.
Dabei sind auch die zwölf Apostel,
die zu euch werden kommen h'rein,
Gott wird euer Lehrer sein,
schickt den heil'gen Martinus h'rein!"

4. Martinus (trägt einen dreifachen Kreuzstab).

Hl. Christ: „Martinus, Martinus, sage an, was haben die kleinen Kinder Gut's getan?"

Martinus: „Ach, du mein lieber hl. Christ,
wenn du dies alles wüßt!
wie sich die Kinder auf die Bosheit befleißen,
würdest du mit deiner Straf h'nein schmeißen,
wenn sie sollen in die Schule geh'n,
bleiben sie auf Wegen und Straßen stehen,
wenn sie sollen schreiben, lesen, beten oder singen,
müssen sie die Eltern mit Schlägen dazu zwingen,
dann fängt das Kind zu weinen an,
o Herr, da muß das Beten bleiben.
Hätt' ich die Gewalt wie du,
ich schlüge mit Fäusten und Ruten zu."

Heiliger Christ: „Martinus, Martinus, deine Reden gefallen mir nicht, Nikolaus, Nikolaus, gib weiter Bericht!"

5. Nikolaus (trägt eine Lanze):

„Blitz, Donner, Hagel, Feuer, Flammen,
Nebel, Rauch und Finsternis!
ach, ihr Wolken, lauft zusammen,
daß Sonn' und Mond erbleichen muß.
Ihr Götter, laßt die Strahlen blitzen,
Karsonus, laß die Waffen spitzen.
Jupiter, du noch oben bist,
laß den Pfeilen ihren Lauf,
macht euch alle auf die Bahn
mit ausgestreckter Siegesfahn!
Es wird viel Blut vom Himmel reg'en,
unsern Feinden zu entgegen.
Die Bestürzung uns'res Landeskönig,
die Bestürzung ist zu wenig.
Was soll ich hier viel Güte zeigen,
viel lieber will ich stille schweigen,
denn es wäre hier keine bessere Gestalt,
als der Rumperus käme mit seiner Gewalt,
nehme den ganzen Kinderpack
alle zusammen in einen Sack,
werfe sie in einen tiefen Brunnen voll Wassers hinein,
damit sie weder Sonn' noch Mond beschein'!"

Heiliger Christ: „Nikolaus, Nikolaus, deine Reden gefallen mir nicht, Rumperus, Rumperus, komm auch herein auf diesen Kinderplan."

6. Großer Rumperus (mit Ketten behangen):

„Guten Abend, Fladerwisch,
draußen ist mir's gar zu frisch,
muß mich in die warme Stube h'rein machen,
will seh'n, was die kleinen Kinder machen.
Wenn sie nicht fleißig beten und singen,
so soll euch meine Rute auf'n Buckel rum springen."

Gr. Rumperus gegen Nikolaus: „Nikolaus, Nikolaus, ich sage dir großen Dank, daß du mir diesen Kinderplan hast zugewiesen,
anstatt Rosinen und Feigen
will ich den Kindern meine Rute zeigen."

Der große Engel tritt gegen den gr. Rumperus vor: „Rumperus, Rumperus, was soll ich mit dir tun und lassen?"

Gr. Rumperus: „Strohschneiden."

Gr. E.: „Rumperus, Rumperus, was soll ich dir werfen in deinen Rachen?"
Gr. R.: „Eine gebratene Gans."
Gr. E.: „Rumperus, Rumperus, du wirst mich nicht lange fexieren,
denn du wirst heute noch weiter marschieren."
Gr. R.: „Du wirst mir auch nicht die Schuhe schmieren."
Gr. E.: „Rumperus, Rumperus, pack dich hinaus, du hast keinen Teil in diesem Haus."
Gr. R.: „Du wird auch nicht da bleiben."
Gr. E.: „Rumperus, Rumperus, ich erreich' dich mit meinem Schwert, daß du wirst sinken zur Erd'."
Gr. R.: „Eh du mich wirst mit deinem Schwert erreichen,
werd' ich wohl nach dem Türhenkel greifen.
Kleiner Bruder, komm auch herein,
hilf mir die kleinen Kinder schieben in den Sack hinein."

7. **Kleiner Rumperus** (wie der große, beide haben Ruten):

„Ja, ja, das tu ich gern, wenn ihrer nur drei Mandel wär'n.
Schnitzelbank und Taubennest, wär ich nur eher da gewest,
ich hätt' euch wollen den Kitzel vertreiben, vierundzwanzig Stunden hintern Ohren rum reiben."

(Die beiden Rumperus fangen an zu würfeln.)

Hl. Christ: „Rumperus, Rumperus, eure Reden gefallen mir nicht, Petrus, Petrus, gib weiter Bericht."

8. **Petrus** (trägt einen Schlüssel):

„Petrus, Petrus bin ich genannt,
führe den Schlüssel in meiner rechten Hand.
Ich schließe den Himmel auf und zu,
wer hinein will, der muß Buße tun.
Ach, Herr, was ich von dir begehr',
ich glaub', du wirst mir's nicht verwehr'n."

Christus: „Sag' an, mein lieber Petrus, was ist dein Begehr?"
Petrus: „Ich will fahren auf die Erd' hinunter,
will mir beschauen das menschliche Wunder,
ob es noch ist, wie vor etlichen Jahren,
als ich und du darunten waren."
Hl. Christ: „Geh hin, mein lieber Petrus, du getreuer Knecht,
schau dir an das menschliche Geschlecht,
immerhin in etlichen Tagen
wirst du viel wissen von der Welt zu sagen.
Geh hin im Namen des Herrn!"
Petrus: „Also will ich gehen hin, weil ich zur Reise fertig bin." (Er geht hinaus und kommt wieder herein).
Christus: „Petrus, so bei Zeit? Ich glaube, du bist von hier noch weit, wie ich aber seh' von dir, so bist du schon wieder hier."
Petrus: „Ach, Herr, ich bin schon längst gewandert,
auf Erden hat sich viel verändert,
es ist nicht mehr als wie zuvor,
wo ich und du darunten war'n.
die Hoffart nimmt sehr überhand,
alles lebt in Laster, Schmach und Schand'."
Christus: „Weiter, weiter, mein Petrus."
Petrus: „Da kam ich in eine Rockenstuben,
da waren nichts als Madel und Buben,
Die machten nichts als plaudern und singen,
aber in ihrem Rocken wenig spinnen.
Sie machten nichts als schlagen und raufen,
ach Herr, davor mußt ich entlaufen.
Da begegnet mir ein altes Weib mit ihren Rucken,
ach, güt'ger Herr, vor der mußt ich mich bucken.

In einer Scheuer mußt ich mich verstecken,
war sehr kalt, hatt' wenig über zu decken.
Ach, Herr, erlaub' mir einen Tag,
daß ich die Welt abstrafen mag.
Das Firmament des Himmels will ich bewegen,
will lassen Feuer und Schwefel nein regen.
Meinen Geist will ich dran wagen,
Donner und Hagel soll nein schlagen."

Christus: „Nein, nein, mein Petrus, mein Sinn ist nicht dahin gerichtet,
wenn ich wollt strafen nach der Tat
so wär' kein Mensch, der Sünden hat.
Paulus, Paulus, gib du mir Bescheid,
wie verhalten sich die Nachbarsleut?"

9. Paulus (trägt einen Krummstab):

„Herr, wie Hund und Katzen,
wie sie einander betrügen und bekratzen;
je weiter der Nachbar, desto besser der Freund.
Wenn sie aber nah beisammen sein,
haben sie stets was zu hadern und zu zanken.
Wenn der eine tut grüßen, tut der andere nicht danken.
Sie heißen einander Schelm und Dieb,
ach, Herr! das ist kein' Nachbarslieb.
Will ich euch sagen von Mann und Weib,
was die jetzt für Hoffart treiben.
Da haben sie ein' Buben von 5, 6 Jahren,
muß er die Kleidung haben von allerlei Farben.
Will der Vater Ruhe haben, muß er die Tochter auch begaben.
Auf den Gassen prahlen sie sich schon und rot, zu Haus haben sie nicht das trockene Brot
zu essen und das Wasser zu trinken, dann tun sie sich erst gar viel dünken."

Christus: „Paulus, Paulus, die Liebe ist schlecht bestellt,
wie bald wir ihr das Urteil gefällt;
Paulus, Paulus, deine Reden gefallen mir nicht,
Moses, Moses, gib weiter Bericht."

10. Moses (mit zwei Gesetztafeln und stotternder Stimme):

„Moses bin ich genannt,
krumm und elend bin ich geboren,
von Gott, dem Allerhöchsten, auserkoren;
ich führte das Israelitische Volk durch das rote Meer
mit trockenem Fuße daher.
Da schrie ich zu Gott und empfing die hl. zehn Gebot.
Gott schrieb sie mir selbst auf zwei steinerne Tafeln,
ich sollte sie dem ganzen jüdischen Volke vortragen."

Christus: „Moses, wie verhalten sich die Menschen nach den 10 Geboten?"

Moses: „Nur ein klein wenig Geduld mit mir,
ach, Gott, sollt ich alles sagen dir,
käm' ich 100 Jahre nicht fort von hier.
Dich und deinen Namen tun sie eitel nennen,
dich als keinen Gott erkennen.
Ach, Bosheit groß, drum strafe sie, o Gott.
Ach und Weh verzehren, tu sie nicht ernähren;
stünd mir dieses frei, ich schlüge den Kindern die Tafeln am Kopf entzwei."

Christus: „Moses, deine Reden gefallen mir nicht. Josef, du getreuer Pflegevater
mein, gib auch einen Rat zu der kleinen Kinder Missetat."

11. Josef (mit einem Esel, Krummstab und Zimmermannstasche):

„Zu der kleinen Kinder Missetat geb ich ganz kurz diesen Rat:
Ich wollte, daß der Tod käme über das Gebirge
Und die kleinen Kinder all' erwürge.
Gäb' sie dem Rumperus in seine Hände, der macht mit ihnen bald ein Ende."

Christus: „Josef, deine Reden gefallen mir nicht. Thomas, du getreuer Jünger mein, sag' an, wie verhalten sich die kleinen Kinderlein?"

12. Thomas (Stab):

„Ach, du mein lieber heil'ger Christ!
fahr nicht so scharf in deinem Zorn ins Gericht.
Gedenke doch einmal fein,
daß wir auch klein gewesen sein.
Ach, Herr, tu sie doch nicht gar verdammen,
vielleicht preisen sie noch deinen Namen,
denn dazu sind sie ja verpflicht't,
daß sie erkennen das Glaubenslicht.
Herr, laß sie ehrbar leben
und gib ihnen das ewige Leben."

Christus: „Thomas, bring' die Kinder her und laß sie beten."

Gesang zum Schluß (Chor):

„Dreifaltigkeit, wir fallen dir zu Füßen, uns're Sünden abzubüßen,
führ' uns all' in Himmel ein, daß wir ewig selig sein.
Nun Adieu, behüt euch Gott, bis wir werden wieder kommen
hier aus diesem Jammertal in das schöne Freudental."

Danksagung:

Für euer Geschenk und Teil wünsch ich euch zum Heil,
für euer Geschenk und Gaben sollt ihr Gottes Sohn im Himmel haben."

Dieses, im Advent gebräuchliche Spiel wurde früher im ganzen (Tetschner) Bezirke häufig aufgeführt. Ein rotes Unterkleid, von einem kurzen weißen Hemd teilweise bedeckt, bildete bei den meisten Personen die Bekleidung.

Vogtsdorf.[1])

Die beiden Vogtsdorf, welche Balbin beim Decanatus Zitaviensis anführt, sind doch ein rechtes Kreuz gewesen und das eine wird es noch bleiben. Die Meinung von Knothe, dieses Vogtsdorf sei in Zittau aufgegangen, wäre besser unausgesprochen geblieben. Sie konnte nur aufgestellt werden in Anlehnung an den Namen einer Gärtnergasse in der Zittauischen Frauenvorstadt, die Vogtsgasse. Aber alle diese Gärtnergassen, welche früher nur wenige vereinzelt stehende Gärtnerhäuser enthielten, hatten ihre Namen von Besitzern: Igel-, Kerker-, Hausen-, Helbigs-, Freuden- (von Freis, Freysgasse), Wildensteinsgasse etc. Zittau hat immer nur ein Kirchspiel gebildet und demgemäß immer nur eine einzige Parochialkirche gehabt. Von einer zweiten ganz nahe gelegenen, zwecklosen Parochialkirche gibt es nicht die leiseste Spur.

Daß Advocati villa Warnsdorf sei, habe ich mit Anderen gemeint. Aber weil daneben noch Warnsdorf bestand, Wernoldi villa, so sind beide Kirchspiele nicht derselbe, etwa nur verschieden genannte oder irrig doppelt eingestellte Ort, sondern Vogtsdorf und Warnsdorf sind zwei selbständige Pfarrorte, von denen der eine 2, der andre 3 Groschen Zehnten — decimarum papalium — entrichtete. Entscheidend, ob wir es mit einem Kirchdorfe bei Warnsdorf zu tun haben, ist der Umstand, daß als Patron der Pfarrstelle in Vogtsdorf genannt wird 1363 Wanco von Wartenberg,

---

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 306, 307. Sch.-L.

1426 Johann Berka von der Dauba auf Tollenstein. Von Zittau muß abgesehen werden, weil dort der Patronat dem Generalprior des Johanniterordens in Böhmens zustand. Balbin scheint mit den Namen der Kirchspiele etwas selbstherrlich umgegangen zu sein. Er hat ein Foyczdorf im Register von 1369 (Vogtsdorff, Woyczdorph), welches in den lib. confirmationum 1363 Advocativilla, 1426 Foythsdorff alias Wernoldivilla, 1429 Foythßdorff heißt und unter Tollenstein gehörte, an eine ganz andere Stelle gesetzt und als aduocati villa. Im Register steht es nur deutsch benannt an viertletzter Stelle. Aber Balbin hat Vogtsdorf lateinisch benannt und es an die erste Stelle gesetzt, wo es ursprünglich nicht gestanden hat. Es gibt im Register Vogtsdorf an viertletzter und vorletzter, aber nicht an erster und viertletzter Stelle.

Erlauben Sie mir wieder meine Vermutung auszusprechen, daß nämlich das heutige Warnsdorf aus zwei Pfarrdörfern sich zusammengesetzt hat, von denen eben eins Vogtsdorf hieß. Noch heute gibt es einen Ortsteil Altwarnsdorf. Daß man einen Teil des Dorfes, wo der Wartenbergische Vogt saß, meinethalben wo um 1410 und später die von Knobloch als clientes als Lehensleute der Herrschaft Tollenstein saßen, Vogtsdorf genannt haben mag, liegt nahe.

Daß Warnsdorf in zwei selbständige, auch politisch gesonderte Gemeinden geschieden gewesen ist, in ein Oberdorf und ein Niederdorf — superior und inferior — dürfte jene Vermutung unterstützen. Ähnlich wie Herwigsdorf bei Zittau ursprünglich aus drei Gemeinden mit drei Gerichten und Richtern bestand, ähnlich wie noch viele andere Dörfer aus zwei Gemeinden, sogar mit 2 Kirchen bestehen — in Oberwitz eine ecclesia inferior und früher als Tochterkirche eine ecclesia superior — so bestand Warnsdorf aus zwei politisch und kirchlich selbständigen Gemeinden verschiedenen Namens. Oder wenn man will gleichen Namens, von denen aber eine auch einen Sondernamen führte.

In den „acta judiciaria consistorii Pragensis,“ herausgegeben von Ferdinand Tadra, Prag, 7. Teil 1891 Seite 112, befindet sich die Angabe: Item eadem die (19. Febr.) Petrus Darm civis Zitaviensis cessit de debitis infrascriptis Nicolao filio ipsius, primo in dicto Clawss Furmann inferiore judice de Warnsdorff de IX solidis gr., in quibus eidem pro cerevisia aput ipsum Petrum Darm in credencia recepta — — Darm überwies Geld, welches ihm der Niederrichter in Warnsdorf schuldig war für Bier, seinem Sohne, einem geistlichen Herrn. Offenbar hatte Klaus Fuhrmann das Bier in seinem Kretscham verschenkt. (Vgl. in Herwigsdorf: der Oberrichter, der Mittelrichter, der seit 1516 das Gericht von Scheibe mit verwaltete.) Gab es also einen Niederrichter zu Warnsdorf in der unteren Gemeinde, so auch einen Oberrichter in der oberen Gemeinde. Beide Gemeinden hießen Warnsdorf, die eine daneben (alias) auch das Vogtsdorf, wahrscheinlich die niedere.

Die beiden gleichnamigen Pfarrgemeinden mögen nachher zu einer vereinigt worden sein, ähnlich wie 1363 auf Zeit Röchlitz und Wratislawitz (Maffersdorf) vereinigt worden sind. Wenn schon der urkundliche Beweis fehlt, so ist mit dieser Annahme das Verschwinden des Pfarrortes Vogtsdorf allein zu erklären.

Mit dem zweiten Vogtsdorf ist nichts anzufangen. Seine Kirche war arm: 1369 pauper; 1383 und 1384 entrichtete sie je 2 Groschen. Ausdrücklich bezeichnet Carpzov beide Vogtsdorf als böhmische Dörfer. Das zweite müßte im Westen oder im Südosten des Zittauischen Weichbildes gelegen haben. Wenn im Südosten, so hätte es Donin'sche oder Biberstein'sche Patrone gehabt, wenn im Westen, Tollensteinische. Aber in den libris confirmationum kommt es gar nicht vor. Dort werden alle böhmischen Kirchdörfer des Dekanates Zittau erwähnt, nur dieses Vogtsdorf nicht. Man könnte an Maffersdorf denken, wenn nicht das Bedenken entgegenstünde, daß Wratislawitz (Maffersdorf), welches 1363 mit Röchlitz vereinigt wurde, 1371 und vor 1392 wieder einen eigenen Pfarrer gehabt hat und daß es die wenigen Male nie Vogtsdorf heißt. Freilich heißt es von Wratislawitz, seine Einkünfte seien dürftig, wie die von Röchlitz: proventus adeo teunes, quod plebanum apud easdem ecclesias propter paupertatem non valent commode sustentari, und Advocativilla wird als pauper, dimissus, zehentfrei bezeichnet. Dieses Wratislawitz war bibersteinisch. Auch unter den Kirchdörfern des Erzpriestertums Seidenberg findet man kein Vogtsdorf. An Weigsdorf kann gar nicht gedacht werden. Denn Wygensdorff, Wegensdorff, Weygensdorff, Wigandivilla, gehörte auch unter Seidenberg.

Da nun jede Kunde von dem Untergange eines Kirchdorfes Advocativilla fehlt, so wäre zu wünschen, daß doch noch einmal eine Kunde auftauchte, welche uns auf Maffersdorf als den Sitz eines bibersteinischen Vogtes verwiese. Und welches böhmische Kirchdorf im Zittauischen Dekanat bleibt für das zweite Vogtsdorf übrig als Maffersdorf — Wratislawitz? In keinem Falle ist eins der beiden Vogtsdörfer in Zittau aufgegangen. Sie wissen wohl, daß die Register decimarum papalium für die Jahre 1369, 1384, 1385 und 1399 in den Abhandlungen der böhm. Gesellschaft der Wissenschaften 1873 von Tomek herausgegeben worden sind? Ja, die Namen aus den Originalen sind da etwas genauer als bei Balbin.

Könnte das zweite Vogtsdorf etwa im Hussitenkriege verschwunden sein? Dann hätten wir sicherlich eine chronikalische Nachricht. Damit, daß Balbin irrig zwei Vogtsdorf aufgeführt habe, kommt man nicht mehr durch, denn in den Registern sind eben zwei. Das zweite: Advocati villa, pauper, dimissus. 1369: item pauper. 1384: item 2 gr. 1385: item 2 gr. 1399 item (2 gr.). Freilich fehlt auch noch der handgreifliche Beweis, daß Wratislawitz Maffersdorf ist. Wratislawitz hatte noch 1361 einen Pleban, welcher am 31./12. in Gablonz exekutierte (Jablonecz), Patron war der v. Biberstein. Es lag also im Reichenberger Gebiete. Nun kommt 1363 die Vereinigung mit Röchlitz wegen Armut (und 1369 die Bezeichnung pauper im Zehntregister!?). Dagegen hat Wratislawitz schon vor 1371 wieder einen Pfarrer Petrus und Vogtsdorf gibt 1384 wieder seinen Zehnten mit 2 Gr. Das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, leider noch kein Beweis. Sehr erwünscht wäre es nun, wenn jemand nachweisen könnte, daß Maffersdorf ehedem Wratislawitz hieß. Ich kenne die einschlägige Literatur nicht. Wie vielen nordböhmischen, d. h. auf Nordböhmen bezüglichen Urkunden begegne ich doch! Wieviel noch jungfräuliche Quellen gibt es noch! Ich wollte, ich wäre jünger und hätte Geld und Zeit!

P. Sauppe.

Aus einem Antiquariats-Kataloge.

Schon gar manchmal habe ich einen Antiquariatskatalog mit viel größerem Vergnügen gelesen als irgend ein Geschichtenbuch und viel Ueberraschenderes darin gefunden, als in den meisten Romanen zu finden ist. Nun sind freilich die Leser sehr verschieden, aber gar Manchen wird es doch freuen, einmal von einigen Büchern und Bildern zu hören, die im Kataloge Nr. 103 von Ludwig Rosenthal's Antiquariat in München verzeichnet sind. Zahllose Kapitel aus der Kulturgeschichte unseres Landes widerhallen in der Seele, und gar eine Herzensfreude ist es, wenn man Dinge entdeckt, von denen man zuvor keinerlei Ahnung hatte, wenn man Kleinodien findet, wo vorher bloß besseres Gut aufbewahrt wurde.

Schon bei dem ersten Buche, das ich nennen werde, taucht in meiner Erinnerung das Bild eines Mannes auf, an dessen Tische ich manchmal zu Mittag aß. Es war sozusagen der erste Blick, den ich in eine mir noch fremde Welt tat. Ältere Leipaer werden den Namen sofort erkennen. Franz Marschner, Reallehrer in Leipa, verfaßte 1860 eine Beschreibung des Polzengebietes (Nr. 810), die er mit einer Landkarte dem Leipaer Ehrenbürger Ant. Krombholz übersandte. Auch das Begleitschreiben ist noch vorhanden. Der Quartband umfaßt 106 Seiten. Der Preis beträgt 24 Mark. Es wäre gar nicht uneben, wenn ein Freund der Leipaer Gegend diese Handschrift für das Leipaer Museum ankaufen wollte.

Von Bedeutung ist auch W. Ernst: „Leipa vor und unter Wallenstein" (Nr. 93), nämlich die zweite Abteilung. Geistliche Reden von Ant. Krombholz gibt es viele (Nr. 95), auch Fastenpredigten desselben von 1826 und Anreden an die Gymnasialjugend (Nr. 740, 741). Hieran schließen sich drei Grabreden (Nr. 1563) bei der Beerdigung des Pfarradministrators Joh. Seifert in Wolfersdorf (2. Aug. 1847), des Weltpriesters Joh. Preiß in Lindenau (20. Mai 1837) und des Erzdechants Franz Hantschel (23. März 1847). Hieher gehört unstreitig auch eine Rede (Nr. 1005), welche Joh. Augustin Zippe bei der Einweihung des Waisenhauses zu St. Peter auf der Neustadt Prag am 16. Hornung 1775 gehalten hat. Dieser Zippe war wohl derselbe, welcher aus Zwickau gebürtig gewesen sein soll, später Dechant in B.-Kamnitz wurde, sich um das Schulwesen sehr verdient machte und im Jahre 1816 als wirklicher Hofrat gestorben ist. Schade, daß solche Sachen aus dem Nachlasse in den Handel gekommen sind, indessen ohne dieses Schicksal wären sie ja doch niemals gewertet worden.

J. Redlich (Nr. 309) aus Brüx schrieb über Duns Scotus (Prag 1679), Pfarrer J. H. Khinel (Nr. 711) aus Klösterle verfaßte ein Handbuch (Prag 1716), der Minorit Ivan Knobloch (Nr. 724) aus Prag ein Marienbuch, welches in Prag ohne Jahr erschien; Pfarrer J. F. Hammerschmidt von Steinkirchen im „Herzogtum Krummau" veröffentlichte vier Werke (Nr. 406, 407) über den Apostel Andreas (Prag 1689), den Apostel Matthias (Prag 1700), den Evangelisten Johannes (Prag 1690) und den Täufer Johannes (Prag 1690). Wertvoll ist ein Buch „Helicon" (Nr. 423, Preis: 48 M.) von den

unbeschuhten Augustinern zu St. Wenzel auf der Prager Neustadt (Prag 1656).

Noch wichtiger für uns ist eine wohlerhaltene Papierhandschrift (Nr. 424), welche um das Jahr 1420 entstanden ist und mit 175 M. ausgeboten wird. Sie enthält Advents- und Fastenpredigten sowie Fastenkollektionen von Heinrich v. Frimar, dessen Lebensgeschichte wir voriges Jahr[1]) besprochen haben.[2]) Erfreut über die neuen Nachrichten von dem gelehrten Augustiner, welchen Franklin als „Professor in Prag" bezeichnet, forschen wir fröhlich weiter und stoßen auf Paulus Maurocenus (Nr. 816), der 1473 ein Buch de generatione Christi erscheinen ließ (150 M.). Dieser „Maurosini" war ein vornehmer Venezianer (geb. 1406), der in Padua seinen Studien oblag und später sein Vaterland in Polen und Böhmen, sowie bei Papst Sixtus IV. vertrat. Er starb gegen 1483.

Von der Theologie wenden wir uns zu den Stadtrechten. Wir nennen zuerst das 1486 in Brünn erschienene Jus municipale Brunnense (Nr. 692). Der sehr seltene Druck, von dem nur vier Stück bekannt sind, wird mit 1200 M. ausgeboten. Die Type ist durch ein Faksimile gekennzeichnet. Daran reihen sich ungezwungen zwei Stadtrechte von Böhmen (N. 1006, 1007) in czechischer Sprache aus den Jahren 1579 und 1594 (60 M. und 50 M.). Beide Drucke sind selten; auch sollen beachtenswerte Holzschnitte dabei sein. Eine Handschrift (Nr. 5) aus dem 15. Jahrhunderte, welche nur aus 12 Blättern besteht, wird auf 200 M. geschätzt und als älteste Handschrift des „Ackermann aus Böhmen" bezeichnet, wovon es sonst nur noch vier Handschriften in Heidelberg, Stuttgart und Wolfenbüttel gibt, die aber sämtlich jünger sein sollen.

Ein S. Augustinus: Liber Soliloquiorum (Nr. 39) kostet 300 M. und gilt als „Erstdruck" von Winterberg in Böhmen (Winderperg), wo er 1484 entstand.[3]) Der Drucker war Joh. Alacraw aus Passau, der 1484 den Buchdruck in Winterberg eingeführt hat. Gewiß ein höchst bemerkenswertes Buch! — Hiemit ist ein Buch des ersten Wiener Buchdruckers zu vergleichen, ein „Olmützer Missal," welches Johann Winterberg (Vinterburg), kunstreicher Buchdrucker, am 14. März 1505 in Wien vollendet hat. Ein solches Buch (Nr. 834) kostet 600 M., ein anderes (Nr. 835) ebenso viel; das bloße Titelblatt eines dritten (Nr. 835 a) wird mit 100 M. ausgeboten. Ich halte es für eine naheliegende Frage, ob nicht Joh. Vinterburg aus Winterberg stammte und vielleicht wohl gar ein Sohn des Joh. Alacraw war. Ein schöner Gedanke: Winterberg die Mutterstadt der Wiener Buchdruckerei! —

Auch aus Proßnitz in Mähren stammen alte, seltene und wertvolle Bücher (Nr. 51, 300, 898, 1045), ein Th. Bawarowsky (300 M.), ein Joh. Dubravius (150 M.), ein Benesch Optat (120 M.) und ein von Georg Rozdalowsky übersetzter Urban Regius mit dem Wappen des Joh.

---

[1]) Exk.-Klub, XXVII, 28—30. — [2]) Wie uns Herr Karl Keil aus Rudolstadt (Thüringen) mitteilt, soll Heinrich v. Friemar auch in G. Freytag's „Ahnen" (1/3) vorkommen. — [3]) Vgl. Exk.-Klub, XXI, 195. Sch.-L.

v. Pernstein und auf Helffenstein (300 M.). Diese vier Bücher erschienen — außer dem lateinischen Dubravius — alle in czechischer Sprache zu Proßnitz (Prostamia, Prostenna, Mons Liliorum), bei dem berühmten Joh. Günther (1545—1553) gedruckt, der sich später nach Olmütz begab. Proßnitz war ein Hauptsitz der Waldenser, und die dort gedruckten Bücher standen meistens auf dem Index. Auch haben sich nur sehr wenig Exemplare erhalten.

Von den wertvollen Brevieren werden zwei Olmützer Breviere (Nr. 111, 112), welche Joh. Reinard oder Grüninger zu Straßburg gedruckt hat, mit 800 M. und 500 M. ausgeboten. Ein Prämonstratenser-Brevier (Nr. 113, Preis 45 M.) wurde 1597 angeblich in Saatz (Typis Lucensibus) gedruckt. Herausgeber war der Abt Sebastian v. Baden. Der Sommerteil eines Prager Breviers (Nr. 114) kostet 250 M., ein anderes Prager Brevier (Nr. 115) sogar 1200 M. Beide hat Georg Stuchs von Sultzbach zu Nürnberg gedruckt, ersteres 1492, letzteres 1502. Ein Prager Brevier (Nr. 116), das 1517 zu Venedig gedruckt wurde, kostet 600 M.

Eine czechische Bibel (Nr. 82) aus dem Jahre 1488 wird mit 2600 M. bewertet, eine andere von größter Seltenheit (Nr. 83), welche 1540 im Verlage von Melch. Koberger in Nürnberg erschien und Holzschnitte von Schäufflein besitzt, kostet 750 M. Weniger geschätzt, wenn auch selten, sind zwei czechische Bibeln (Nr. 84, 85), welche 1570 und 1577 bei Georg Melantrych v. Aventin in Prag gedruckt und verlegt wurden. Die Ausgabe von 1577 mit einem Einbande von 1695 kostet 100 M. Erwähnt sei noch der sechste Teil einer czechischen Bibel (Nr. 86), welche 1601 zu Kralitz in Mähren gedruckt wurde. Es ist aber nur der Neudruck einer Übersetzung, welche schon 1579—1593 zu Kralitz unter die Presse kam. Die meisten Exemplare sollen anläßlich der Gegenreformation von den Jesuiten vernichtet worden sein.

Eine czechische Chronik Hagek's (Nr. 401), welche 1541 in Prag erschien, kostet 550 M. Sie ist höchst selten, weil der größte Teil dieser Erstauflage in den Flammen unterging, welche am 2. Juni 1541 nebst einem großen Teile der Prager Kleinseite auch die alte Landtafel zerstörten.

Höchst beachtenswert sind die alten Meßbücher. Ein handschriftliches Prager Missal (Nr. 836) aus dem 14. oder 15. Jahrhunderte wird auf 800 M. bewertet. Einen noch ganz anderen Wert oder Preis (7500 M.) hat ein Prager Missal, das 1479 [1]) in Pilsen gedruckt sein soll (Nr. 837). Als Drucker wird Niklas Bakalar angenommen. Es sind nur noch zwei Exemplare bekannt, die aber weniger vollständig sind. Pilsen gilt als die erste Stadt Böhmens, in welcher die Buchdruckerkunst ausgeübt wurde und zwar höchstwahrscheinlich durch einen Drucker aus Sensenschmid's Nürnberger Werkstätte. Der erste Pilsner Druck war die trojanische Chronik im Jahre 1474. [2])

Ein Prager Missal (Nr. 838, 839) wurde 1489 in Bamberg gedruckt und kostet 1200 M., bezw. 500 M. Die Typen sind dieselben

[1]) Rosenthal sagt 1497, schreibt aber: septuagesimo nono. — [2]) Vgl. Exl.-Klub, XXVII, 323.

wie die des Olmützer Missals von 1488. Da nun letzteres von Sensenschmid gedruckt ist[1]), so darf man annehmen, daß auch das Prager Missal von 1489 zu Sensenschmid's Werken gehört, weshalb man sich füglich wundern muß, daß der Drucker seinen Namen verschwiegen hat. Einige haben das Prager Missale von 1489 irrtümlich als „Bamberger Missal" bezeichnet; ich kann aber wirklich nicht sagen, wie sich dieses vermeintliche Bamberger Missal von 1489 zu dem Bamberger Missal von 1490 verhält, das wir früher[2]) besprochen haben.

Aber wir kommen aus der Verwunderung nicht heraus. Ein Prager Missal (Nr. 840) wird als „ein wahrscheinlich einziges, den Bibliographen unbekanntes" gerühmt und mit 1200 M. ausgeboten. Es ist 1498 am 10. Tage vor den Kalenden des März zu Nürnberg bei Georg Stuchs v. Sultzbach vollendet worden. Man denke doch! Das ist gewiß dasselbe Buch, von welchem ich in diesen „Mitteilungen" [3]) sowie schon vor einem Vierteljahrhunderte in den Studien zur nordböhmischen Spezialgeschichte[4]) gesprochen habe. Das Prager Missal in München ist demnach kein Unikum, dagegen das Prager Missal des Leipaer Augustinerklosters ist eine bibliographische Seltenheit und überdies, was nicht vergessen werden darf, durch die Notizen über die Herstellung der Kirche St. Magdalena für die Leipaer Geschichte von größter Wichtigkeit. Hoffentlich wird es unserer Heimat für alle Zeiten erhalten bleiben und niemals in den Laden eines Antiquars gelangen!

Wir werden nicht immer so wertvolle Funde melden können, wie wir hier einen geschildert haben, aber es gibt doch noch allerlei merkwürdige Sachen. Ein Prager Missal (Nr. 841), welches derselbe Georg Stuchs in Nürnberg am 10. April 1503 vollendet hat, kostet 850 M. und eine Doublette davon 300 M.. Vom selben Georg Stuchs in Nürnberg ist noch ein weiteres Prager Missal (Nr. 844), welches 1508 gedruckt wurde und wegen seiner Unvollständigkeit nur mit 200 K ausgeboten wird. Noch ein anderes Prager Missal (Nr. 843), welches auf 800 M. bewertet wird, wurde am 8. Novbr. 1507 bei Peter Liechtenstein in Venedig vollendet. Den Aufwand bestritt Wenzel Kaplitzer aus Böhmen. Als selten und wertvoll gilt auch ein Prager Missal (Nr. 845), das Ende Oktober 1522 bei Melch. Lotther in Leipzig zu Ende gedruckt wurde und mit 1000 M. bezahlt werden soll. Es besitzt einen Stich von Cranach.

Erwähnenswert ist außerdem ein auf 350 M. geschätztes Prager Obsequial oder Segenbuch (Nr. 979), das 1555 durch die Kunst des Nürnberger Bürgers Hier. Holtzel und auf Kosten des Nikolaus Cancellarius v. Crumenau (Krummau) hergestellt wurde. Es war früher den Bibliographen ganz unbekannt. Ein kleiner Katechismus (Nr. 157) von Peter Canisius in czechischer Sprache (1584 gedruckt) soll 100 M. gelten, obwohl das Büchlein wurmstichig ist. Ursprünglich wird es wohl einige Kreuzer gegolten haben. Doch das sind die Wirkungen des Alters und der Seltenheit. Ein czechischer Katechismus (Nr. 706) der böhmischen Brüder, der

[1]) l. cit. — [2]) l. cit — [3]) Exk.-Klub, XXVII, 323. — [4]) p. 4, 5.

weder Ort noch Jahr noch Drucker nennt, jedoch 1581 in Kralitz gedruckt sein dürfte, wird für 150 M. ausgeboten. Er stand auf dem Index der verbotenen Bücher. — Ein Glaubensbekenntnis (Nr. 249) der böhmischen Brüder, welches 1607 in Kralitz gedruckt sein soll, gilt als sehr selten und wird mit 300 M. ausgeboten. Natürlich ist es auch czechisch. Dasselbe gilt von Kasp. Huberinus: Jesus Syrach (Nr. 551), welcher 1557 bei Georg Melantrych in der Altstadt Prag erschien und von einziger Seltenheit sein soll, weswegen er 120 M. kostet. Aber noch geschätzter ist ein Exemplar der zweiten Ausgabe: Jesus Syrach von Thomas Resel (Nr. 1050), dessen Druck 1563 erfolgte. Der beigegebene Holzschnitt S. Sebaldus von Beham wird zu den größten Seltenheiten dieses Meisters gerechnet. Das Buch wird auf 300 M. bewertet. — Ein lateinisch-deutsch-czechischer Cato (Nr. 167 a), welcher mit 200 M. ausgepreist ist, wurde 1518 in Nürnberg gedruckt. Eine Doublette davon ist bisher nicht bekannt.

Ein Autograph (Nr. 708) mit astronomischen Berechnungen des berühmten Joh. Keppler (1571—1631) soll 100 M. kosten; 100 M. gilt auch ein czechisches Kochbuch (Nr. 746) von 1570, welches bei Joh. Kantor in der Altstadt Prag gedruckt wurde. Auf dem Titelblatte befindet sich das Autograph des Druckers Joh. Arnolt von Leitomyschel.

Ein Buch von Joh. Kopp v. Raumenthal (Nr. 733) wurde durch Hinko Krabitz v. Weitmühl ins Czechische übersetzt, 1536 in Prag gedruckt und ist jetzt für 300 M. erhältlich. Der deutsche Urtext soll nie gedruckt worden sein. Ein landwirtschaftliches Büchlein von Joh. Brtwin v. Ploskowitz (Nr. 119) erschien 1587 in Prag bei Daniel Adam v. Weleslawin und kostet jetzt 80 M.

Gegen die Waldenser ist ein Büchlein (Nr. 775) von 1505 gerichtet, welches zur Zeit 90 M. kostet und einen Brief des Jakob Lilienstayn enthält. Ein Waldenserbuch (Nr. 776) von Balth. Lydius kostet 60 M. Seine vier Teile erschienen 1616 und 1617 zu Rotterdam und Dortrecht.

Erwähnt sei ferner eine Ermahnung (Nr. 150) von Joh. Bugenhagen (Pomeranus) an die Nachbarn in Böhmen, Schlesien und der Lausitz, daß sie die Feinde des Evangeliums nicht unterstützen möchten. Selbe wurde 1546 bei Georg Rhau[1]) in Wittenberg gedruckt. Ein Schriftchen Luther's (Nr. 787), das mit einer Vorrede von Ph. Melanchthon im Jahre 1547 erschien, ist wahrscheinlich die älteste Schrift Luther's in czechischer Sprache. Der Wert wird mit 300 M. angegeben. Noch höher (350 M.) wird eine Schrift von Ph. Melanchthon (Nr. 824) bewertet, welche von Paul Lucin übersetzt und bei Georg Melantrych in der Altstadt Prag gedruckt wurde (1557). Es gab auch eine zweite Ausgabe dieser Schrift von 1562.

Auch eine lateinische Reisebeschreibung (Nr. 1062) von Leo Freiherrn v. Rozmital, welche 1577 in Olmütz erschien, wird unter die seltensten Drucke der österreichischen Monarchie gerechnet und mit 200 M. feilgeboten. Ein von Gelasius Dobner vermehrter Hagek (Nr. 398),

[1]) Von diesem oftgenannten Wittenberger Buchdrucker Georg Rhaw gibt es ein Holzschnitt-Porträt von 1558.

welcher 1763—1782 in Prag erschien, kostet 60 M. Ein Goldast (Hannover 1612) wird ebenso hoch (60 M.) bewertet (Nr. 379). Ein Pestbüchlein (Nr. 269) von Phil. Culmacher in Eger, welches um 1495 bei Joh. Schoeffer in Mainz erschienen sein soll, kostet 100 M. Ebenso hoch kommt ein Handbüchlein (Nr. 275), das von Barth. Bitner in polnischer Sprache veröffentlicht und von J. Cyrill in's Czechische übertragen wurde, worauf es 1631 zu Lissa in Posen gedruckt erschien.

Der Bösig (Bezdicz) von Veremund Proche (Nr. 81) ist bekannt (Prag 1743), denn Proche war ein Leipaer Kind. — „Friedrich Dörffel, Pfarrer zu Auscha in Böhmen." Es handelt sich um ein Buch „Wider-Dörffel" (Nr. 268), worin Maria-Kulm wider den lutherischen Diakonus Fr. Dörffel aus Plauen verteidigt wird. Das Büchlein ist mit einem Kupfer von J. G. Smischek geziert und dem Grafen Joh. Hartwig v. Nostitz gewidmet. Es ist sofort klar, daß es sich bei diesen Angaben um ein Mißverständnis handelt, denn der Pfarrer von Auscha, der das Buch geschrieben zu haben scheint, dürfte einen ganz anderen Namen gehabt haben als sein Widersacher Friedrich Dörffel.[1])

Ein Stich (Nr. 1056) von M. E. Ridinger zeigt einen seltenen Rehbock, der 1760 auf der Waldstein'schen Herrschaft Groß-Skall in Böhmen geschossen wurde. Der Bock wurde aber von Joh. El. Ridinger gezeichnet.[2]) — Am 12. Feb. 1799 hielt Rektor Jos. G. Mikan eine Festrede (Nr. 999) zur kaiserlichen Geburtstagsfeier, wozu Joh. Chr. Mikan einen Gesang für die Akademiker verfaßt hatte. Rektor Mikan war ein geborener Leipaer, der Begründer des Botanischen Gartens in Prag.

Viel erfahren wir über ältere Musik. Hieher gehören geistliche Gespräche (Nr. 402) von Andreas Hammerschmidt (60 M.), dessen Werk 1656 zu Dresden erschien. Er war 1611 zu Brüx in Böhmen geboren. Auch verschiedene Messen (Nr. 405) ließ er in Dresden erscheinen (80 M.). Von ihm ist auch Kirchen- und Tafelmusik (Nr. 404) 1622 zu Zittau im Verlage des Autors erschienen. — Von einem guten Bekannten, dem Kantor Nikolaus Hermann in Joachimstal, stammen die Sonntags-Evangelien, von denen die Nürnberger Ausgabe von 1564 (Nr. 431) samt den Historien 45 M., die Nürnberger Ausgabe von 1576 (Nr. 432) samt einer Vorrede von Paul Eber 100 M. kostet. Marianische Musik (Nr. 831) von Adam Michna v. Otradowitz (Prag 1647) gilt als sehr selten und ist mit 450 M. angerühmt. — Hieher zu rechnen ist auch das schöne Musikwerk „Sonntags-Evangelien" (Nr. 408) des Mährers Martin Hancke, deutschen Schreibers der schlesischen Stadt Brieg, welches 1617 in Leipzig gedruckt wurde und nicht einmal auf der Breslauer Stadtbibliothek gefunden wird (60 M).

Von großer Bedeutung sind die Schlachten- und Lagerpläne aus den Preußenkriegen: Schlacht bei Czaslau am 17. Mai 1742 (Nr. 1348, 1350), Schlacht bei Sohr oder Burckersdorf am 30. Septb. 1745 (Nr. 1477); hiezu bildet einen passenden Beitrag eine Sammlung von 85 Handzeichnungen (Nr. 853) von Joh. Daniel de Montaleger für die Kriegsbegebenheiten in den Jahren 1741—1749. Hiezu weiter die

[1]) Ein Pastor „Friedrich Dörffel" wird Exk.-Klub, XVIII, 10, erwähnt. Sch.-L. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, IV, 278. Sch.-L.

Stellung beider Armeen in Böhmen am 5. Juni 1778 (Nr. 1337), die Stellung der Kaiserlichen am 29. Juli 1778 (Nr. 1336), der Angriff auf die k. k. Batterien bei Rumburg am 1. August 1778 (Nr. 1471), die Aktion bei Gabel am 2. Aug. 1778 (Nr. 1358); das Lager des Prinzen Heinrich bei Niemes am 9. Aug. 1778 (Nr. 1396), das Lager Platen's bei Linnay (Hlinay) vom 11. bis 14. Aug. 1778 (Nr. 1382), das Lager des Generals Anhalt bei Pilnikau am 18. Aug. 1778 (Nr. 1402), das Lager des Generals Tauenzien bei Wildschütz am 28. August 1778 (Nr. 1497), ebenso vom 25. August 1778 (Nr. 1499) und vom 25. August bis 8. September 1778 bei Wildschütz (Nr. 1498), der Plan der Aktionen bei Budin und Melnik am 27. August 1778 (Nr. 1339), das Lager, welches bis 9. September 1778 bei Mertzdorf gestanden (Nr. 1391) und woraus den 10. September der Rückmarsch nach Gabel geschehen (Nr. 1392), das Preußenlager bei Lobositz August-September 1778 (Nr. 1384), das Lager bei Trautenbach und Schatzlar am 19. September 1778 (Nr. 1492), der Plan des Lagers bei Schatzlar am 21. September 1778 (Nr. 1474), das sächsische Lager unter Solms am 24. und 25. September 1778 bei Nollendorf (Nr. 1397) und die Schanzen zwischen Aussig und Türmitz im Jahre 1778 (Nr. 1326).

Noch mancherlei Merkwürdiges gibt es zu nennen, so ein Flugblatt über das Unwetter in B. Kamnitz am 22. Juli 1574, worüber Dr. Rud. Wolkan vor einigen Jahren in unseren „Mitteilungen" [1]) ausführlich berichtet hat. Das Flugblatt kostet 40 M. und ist offenbar dasselbe, welches Dr. Wolkan durch Gefälligkeit des Herrn L. Rosenthal benützen konnte. Vergleichen läßt sich eine Schrift (Nr. 546) von Abr. Hosmann aus Lauban über ein Unwetter am 27. August 1611 zu Ilmenaw vier Meilen von Prag (Leipzig 1612). Selten ist auch eine „neue Zeitung" (Nr. 1317) über einen Georg Weber, welcher sein Weib samt seinen fünf Kindern umgebracht hat und zu Kralowitz hingerichtet worden ist. Hans v. Essen hatte diese Geschichte in einen Gesang verwandelt, welcher im Ton vom Störtzenbecher zu singen war (O. O. 1575).

Eine Abbildung (Nr. 1495) zeigt den Erdschwumm bei dem Dorfe Wessel an der Elbe (5. Jan. 1770). Die Bergstadt Preßnitz nach dem Brande (1812) ist von J. Bergler dargestellt (Nr. 1469 a und 1469 b).

Eine alte Erinnerung an Prag weckt das Werk Parthenicon von Joh. Elis. Weston, welche zu Prag in den Klostergängen von St. Thomas begraben liegt. Wir sind manchmal über ihren Grabstein hinweggeschritten, bis er ausgehoben und an einer Mauer befestigt wurde. Das Westonia-Buch (Nr. 1280) wurde 1605 bei Paul Sessius in Prag gedruckt. Das ist wohl derselbe Paul Sessius, dessen Druckerei der berühmte Paulus Conopäus am 11. Novb. 1630 für das Leipaer Kloster angekauft hat. Der Kaufpreis betrug 300 Gulden. Am 17. Juli 1631 hat ein Bauer die Druckerei nach Leipa gebracht.[2])

Bevor wir unsern durchaus nicht vollständigen Auszug schließen, seien noch einige Zeichnungen (Nr. 1357, 1363, 1469 c) der Gräfin Louise Ortenburg erwähnt, nämlich Friedland (1801), Habichtstein (6. Sept. 1800)

[1]) Exk.-Klub, XXII, 46. — [2]) Dr. F. Hölzel: Paulus Conopäus, p. 33, 34.

und Bergschloß Raby (1. Mai 1801). Auch Prinzessin Pauline v. Schwarzenberg hat im Jahre 1804 Ansichten (Radierungen) von Schwarzenberg'schen Gütern in Böhmen hergestellt (Nr. 1112). Es sind 33 Blatt, welche mit 120 M. ausgeboten werden. A. Paudler.

Was ein bissel Pulver kann![1])

Von Ant. Elger.

Anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war in meinem Elternhause während des Winters ein sogenanntes „Kleeblatt" beisammen, (außer meinem Vater) lauter Soldaten, welche den 59iger Feldzug mitgemacht hatten. Ihrer Beschäftigung nach waren sie sehr verschieden. Der Eine, mit Namen Meinert, war ein Schneider; der saß auf der Tischecke, die Füße auf der Bank, das Fensterbrett diente als Tisch, worauf er seine Schneidergeräte liegen hatte; da arbeitete er für seine Kunden. Der Andere war meines Vaters Bruder, ein Bauerssohn, der Garn spann, damit er im Winter Taschengeld hatte; den Erlös für das Garn konnte er sich behalten. Er brachte täglich eine „Kaute" [2]) Flachs, wovon meine Mutter den Rocken anlegte und ihn mit einem roten Bande umschlang. Auf einen schönen Rocken wurde viel gehalten. Der Dritte war ein Weber mit Namen Schicktanz; der mußte seine Arbeit versäumen, denn er konnte den Webstuhl nicht mitbringen; er meinte aber, es käme auf eine Stunde nicht an, es würde so nicht viel verdient. Der Vierte war mein Vater, der mußte fleißig schustern; er war unter ihnen der einzige Verheiratete und hatte sich im Verhältnisse zu den Andern am meisten zu sorgen. Ich kann es mir jetzt recht gut vorstellen, warum er nicht so heiter war wie diese.

Ihr ganzes Gespräch, was sie führten, handelte von Märschen, von Treffen, Verwundeten und Toten und von Pulverdampf. Ich kleiner Junge hörte begierig zu, wenn mein Onkel, ein Artilleriezugsführer, von Haubitzen und von Kartätschenhagel erzählte. „Wenn's nur bald wieder nach Pulver röche", meinte Schicktanz; „ich rückte gleich wieder ein, denn mit der Weberei ist es so nichts." Meinert, welcher der beste unter ihnen war, meinte: „Wir dürfen nur einen Pulverfaden machen, da wird's mehr wie riechen." Alle Drei fragten den Vater, ob er nichts dagegen hätte; es geschehe ja nichts. Es rieche halt ein bissel nach Pulver, „und wenn Du willst, wir sprengen Dir Dein Schustertischel in die Luft" — — So meinte Meinert. „Das könnt Ihr machen", gab der Vater zur Antwort, „die Schusterei sollte so der Teufel holen." Er war gerade unwillig, weil es in der Stube nicht warm genug war und das Pech sprang, denn das sogenannte „Durchnähen" von solch harten Stiefeln, wie es damals gab, war tatsächlich eine schwere Arbeit und Holznägel gab es zu jener Zeit noch nicht. Schicktanz der Weber holte „Traden" und bereitete daraus den sogenannten Pulverfaden, bestrich denselben mit einer Flüssigkeit, und in einem Teller, in dem das Pulver war, dort wurde er verfertigt. Er war so lang, daß er um die ganze

[1]) Vgl. Erz.-Kl. XXVII, 262—264. Sch.-L. — [2]) Vgl. Erz.-Kl., XXVII, 401. Sch.-L.

Stube langte; der Ausgang desselben war bei Vaters „Schustertischel“. „Also willste, doß mirsch Tischel ei de Luft spreng'n?“ — Mein Vater, dem es mittlerweile mit seiner Näherei immer schlechter gegangen war, meinte: „Meinetwegen!“ — „Also gut, so müssen wir ein Geschoß aufstellen.“ Die Mutter mußte zu diesem Zwecke einen großen Fingerhut mit einem Boden hergeben, welcher zur Anfertigung des Geschoßes gebraucht wurde. Dann wurde es mit dem Pulverfaden in Verbindung gebracht und unter dem Schustertischchen aufgestellt. Meine Mutter ging vor Angst fort, ich aber hatte spannende Freude und konnte den Augenblick der Explosion nicht erwarten. Der Vater meinte zu den Dreien: „Macht m'r aber de Dummhejt ne zu gruß!“ — „„Also Feuer!““ kommandierte der Artilleriezugsführer und schon wurde bei der Tür, wo das andere Ende des Fadens war, angezündet. Im Nu braunte das Pulver an dem Faden fort, geschwinder als man sehen konnte. — Ein Knall, ein Krach. Die Stube war voll Dampf und einen Moment herrschte Ruhe. — Dann gab es Rufe: „Die Türe auf! Es stinkt zu sehr!“ — Das Schustertischel war umgefallen, das Werkzeug lag überall herum und in der Stube hat es tagelang nach Pulver gestunken. Mein Vater sagte: „Die Dummhejt macht'r mir nemej!“ — So kann ich noch Einiges erzählen; ich wählte diesen Fall zunächst, weil er bis in die Kinderjahre zurückreicht.

Ein zweiter Fall, welcher mir selbst passierte, war etwas kritischer und es konnte bei schlechtem Ausgange für mich verhängnisvoll werden. Als junger Gehilfe stand ich mit meinem Meister[1]) eines Tages in der Mittagsstunde bei einem ungeheuren Waldstocke, und wir besprachen, wie er am besten zerkleinert werden könnte. Ich wollte von der Sache etwas verstehen, da ich das Sprengen von solchen Stöcken schon gesehen hatte und meinte: „Am besten schießen!“ — „Nun, wenn's nur hilft; auf das bissel Pulver soll mir's nicht ankommen. Wenn Sie die Sache machen wollen, ist mir's recht. Ich verstehe nichts davon“, meinte der Meister. Die Sache galt als abgemacht.

Gleich am andern Tage, ebenfalls in der Mittagstunde, machte ich mich daran. Ich bohrte ein tüchtiges Loch bis in das unterste Gesäß des Stockes, versah es mit Lunte und einer tüchtigen Ladung Pulver und trieb oben in das Loch einen mächtigen Pfropfen aus hartem Holze, in dem ich die Rinne für die Lunte gemacht hatte. Ich lagerte dann den Stock in schiefer Richtung vom Hause abwärts und zündete an. Kaum als der Schuß erfolgt war, kam zitternd vor Angst ein Mädchen aus dem Nachbarhause herausgestürzt und schrie: „Jesus, Marie, jetzt haben sie bei uns zwei Fenster eingeworfen!“ Ich wußte gleich, was geschehen war. Anstatt daß der Stock zersprungen war, war der Pfropfen aus hartem Holz in dem Nachbarhause zu dem einen Fenster hinein, knapp am Gesichte des Mädchens, welches mit Wäschebügeln beschäftigt war, vorüber und über das Eck zum andern Fenster hinaus geflogen. Hätte der Pfropfen das Mädchen getroffen, wäre sicherlich ein Unglück unver-

---

[1]) Der Meister war Herr Ignaz Kreibich; er war einige Jahre Mitglied der Berggesellschaft und ist schon gestorben.

meidlich gewesen. — Die Sache hatte für mich weiter keine Folgen, den Stock aber schaffte ich auf die andere Seite des Hauses, auf eine Wiese — das sollte mir nicht mehr vorkommen — und ich ging daran, es noch einmal auf dieselbe Art zu versuchen und dachte: „Einmal wirst du schon zerspringen!" — Wie ich so an dem Stocke herumhantierte, kam des Weges ganz zufällig ein der Sache kundiger Holzmacher gegangen und fragte mich, was ich da mache. „Den Stock zersprengen", gab ich zur Antwort. — „Auf diese Art wird es nicht werden; anstatt des Holzpfropfens muß trockener Lehm — am besten ungebrannter Ziegel, sogenannte Patzen — zu feinem Mehl zerstoßen und das Bohrloch fest damit verstempelt werden; dann wird er schon zerspringen, aber anders nicht!" So belehrte mich der Holzmacher. Ich besann mich dann auch, daß es so gemacht worden war, aber ich hatte es mir leider nicht ordentlich gemerkt. Ich befolgte den Rat und die Sprengung gelang, welche für mich schlimme Folgen haben konnte.[1])

Ein dritter Fall möchte betitelt werden: „Was ein bissel zu viel Pulver kann!" Es war ebenfalls beim Stöckesprengen, wobei ich aber nur als Mitgehilfe tätig war. Und es war alles richtig vorbereitet, da es von einem der Sache kundigen Arbeitsmanne ausgeführt wurde. — Da mehrere Stöcke gesprengt werden sollten, war eine förmliche Werkstatt hinter dem Hause — im Hofe auf eine Wiese zu — eingerichtet. Auf einem Sägebocke lag eine alte Türe, auf welcher Bohrer und alle erforderlichen Werkzeuge und eine tüchtige Masse zerstoßener, trockener Lehm und auch ganze Stücke sogenannter Patzen sich befanden. Ein mächtiger Stock war angebohrt. Als wir im Begriffe waren, zu laden, sah aus des Nachbars Hause ein auf Sommerfrische in Reichstadt anwesender junger Mann zum Fenster heraus und frug, was wir da machen. „Stöcke sprengen!" erhielt er zur Antwort. — „Wie machen Sie das?" — „Mit Pulver!" — Der Sommergast, welcher ein leidenschaftlicher Jagdfreund war, erwiderte: „Darf ich ein Bissel dazugeben?" — „O ja, so viel Sie wollen, je mehr, desto besser." — Und eilig kam er zu uns und hatte eine Menge kleiner Brieschen, wo in jedem eine Gewehrladung Pulver war. — „Also nur in das Loch hineinschütten", hieß es. Er schüttete ein Brieschen um das andere hinein und meinte noch: „Ob es nicht zu viel sein wird?" — „Ach nein", sagten wir, „da springt er besser." Als nun die Sache fertig war, wurde angebrannt. Aus Vorsorge gingen wir ein bischen seitwärts. Aber ich ließ den Stock nicht aus den Augen und sah, wie es denselben sozusagen wiegte und zerrüttelte. Dann ein mächtiger, donnerähnlicher Krach — ich hatte das Gesicht voll grobkörniger Erde — ein Nebel von Staub — der Sägebock samt Tür und allem, was darauf lag, war verschwunden — vom Stocke keine Spur — alles lag auf des Nachbars Wiese. Den Stock hatte es in mehrere Stücke zerrissen, welche ebenfalls kreuz und quer in der Wiese herumlagen. Wären die Stücke in entgegengesetzter Richtung geflogen, hätten sie zum mindesten die Fensterrahmen im Hause zertrümmert. Mit einer solchen Wucht hatte es die Stücke fortgeschleudert. Der etwas ängstliche

[1]) Wir wollen demnächst noch andere Stückchen über „Feuer und Pulver" erzählen. A. P.

Nachbar[1]) hat die ganze Nacht nicht schlafen können, da er glaubte, es könne Feuer auskommen, was wohl so leicht nicht der Fall war. Aber eine solche Ladung hätten wir nicht mehr vorgenommen und wenn wir auch das Pulver umsonst dazu bekommen hätten.

Reichstadt, am 18. Dezember 1904.

Der Paulinen-See.[2])

Mit einer Initiale
von
Aug. Frind in München.



ndlich steh' ich neben der wahrhaft idyllisch gelegenen Grieselmühle. Sie hat ihren Namen von einem ehemaligen Mühlenbesitzer Griesel, der vielleicht mit jenem Schulmeister Christian Anton Grüßel verwandt war, von welchem die Aufzeichnung stammt, laut deren Kaiser Josef II. am 21. September 1779 nach Dittersbach kam, sich dort eine halbe Stunde aufhielt und der Gemeinde ein Gratial von zwölf Dukaten reichte. Am Datum (21. September) haben wir eine Zeit lang gezweifelt, aber schließlich hat das kaiserliche Tagebuch dem Dittersbacher Chronisten sein Recht verschafft.[3])

Gegenwärtig wird in der Grieselmühle Zwirn gemacht. Und wenn ich Zeit hätte, so wollte ich weitläufig erzählen, wie in Schönlinde, wohin die Grieselmühle ihren Zwirn zu liefern hat, zu Zeiten des Grafen Philipp Kinsky die Zwirnerzeugung emporgekommen ist und das ehemalige Dorf Schönlinde zuerst zu einem Marktflecken und dann auch zu einer Stadt emporgebracht hat. Daher sei nur erwähnt, daß die Marktfreiheit, welche einen Wochenmarkt und einen dreitägigen Jahrmarkt umfaßte und insbesondere auf Garn und Leinwand sich erstreckte, am 3. August 1731 verliehen

---

[1]) Der besorgte Nachbar war ein Freund des Nordböhmischen Exkursions-Klubs; es war Herr K. Ruschowy, und der Stöckesprenger war mein Schwiegervater Anton Knobloch; sie sind beide schon gestorben. — [2]) Aus A. Paudler's Buche: „Der neue Kammweg vom Jeschken zum Rosenberge. Mit 32 Initialen und einem Vollbilde von Aug. Frind in München samt einer Kammwegkarte von H. Schwarz. Dritte Auflage. Leipa 1904. Im Selbstverlage.“ Preis: 4 K.; gebunden: 5 K. — [3]) Exk.-Klub, IV., 2; F. Thomas, p. 48.

wurde. Es entstand eine Färberei in Schönlinde, auch zwei Leinwandbleichen in Daubitz und Schönlinde. Sehr wichtig war auch, daß der Egerländer John Barnes vom Jahre 1732 bis zu seinem Ableben in Schönlinde blieb. Der Bleicherlohn betrug auf den 36 Garn- und Zwirnbleichen, welche in Schönlinde entstanden waren, jährlich gegen 80.000 bis 100.000 Kronen.[1])

Ich setzte mich in eine Laube und bestellte ein Bier. Sobald es kam, nannte ich meinen Namen und überreichte eine Besuchskarte des Herrn J. Ohme in Schönlinde, dem die Grieselmühle gehört. Sofort wurde ich allerfreundlichst begrüßt und mir die Fahrt auf dem Grieselmühlteiche, der auch „Paulinen-See“ [2]) genannt wird, nach Belieben freigestellt. „Wenn es nicht regnet“, sagt' ich. Denn es tröpfelte ein wenig, hörte aber bald wieder auf. Alsbald wurde ich durch das Haus geführt. Wir überschritten ein Wassergerinne, welches durch ein ziemlich langes Felsentunnel hervorrauscht, und gelangten in ein Teichhaus oder nennen wir es lieber eine nach drei Seiten geschlossene Holzveranda, die nach dem Teiche halb offen ist. Hier wurde nun dem Gambrinus sein Recht. Und die Frau erzählte mir dies und das und jenes, was ich fragte. Da erfuhr ich denn auch, daß seit langer Zeit jedem Fremden das Befahren des Teiches verwehrt ist, wenn er nicht eine Karte von Herrn Ohme bringt, der als Besitzer der Mühle das Verbot erlassen hat und dadurch offenbar Unfälle vermieden haben will. Gewiß, es ist sehr angenehm, im Teichhäuschen ein Glas Bier zu trinken, aber noch angenehmer ist es, von dort aus den Kahn zu besteigen, wozu vorn die Thüre sich öffnet.

Ich versichere, die Fremden verlieren viel, ich selber aber benützte die Gelegenheit. Der Kahn wurde herbeigezogen, wir öffneten die Türe, welche das Teichufer freigibt, und ich stieg ein. Der Teich hat eine wunderbar schöne, eine wirklich idyllische Lage, inmitten von Bäumen, Hügeln, Höhen, oben Himmel und unten das Wasser. Zugleich neigt sich die Sonne zum Untergange und blinkt und blitzt durch die Bäume samt dem Goldgewölke des Abendhimmels. Friedliche Ruhe überkommt den Wanderer. Er träumt. Fast war er eingeschlafen. Längst vergangene Stunden erwachen mit ihren Erinnerungen.

„Es gibt ein Glück für alle Lebenszeiten,
Es gibt ein Glück aus allen Seligkeiten.
War solch ein Glück Dir einmal zugemessen,
So wirst Du nimmer, nimmer es vergessen!“

Wir fuhren hin und her und auf und ab. Eine besondere Zierde des Teichspiegels sind auch die rötlich schimmernden Seerosen, deren es hier eine ziemliche Anzahl gibt. Kurz, es war ein Idyll, so süß und

---

[1]) Mussil's Markt Schönlinde, p. 61—64, 70. — [2]) So heißt der Grieselmühlteich, nicht aber „Helenen-See“, wie in der ersten und zweiten Auflage des Kammwegbuches zufolge eines Schreibfehlers zu lesen ist. Denn im Initialen-Verzeichnis ist der Name richtig, ebenso ist er im Druckfehler-Verzeichnis der dritten Auflage richtig gestellt worden. Nachdem ich aber gelesen habe, daß der irrige Name sich einnisten und weiterverbreiten will, so schien es mir nützlich, obigen Aufsatz zu bringen. A. P.

einzig, wie es in den Romanen vorkommt. Sie werden mir unvergeßlich bleiben: Die Fahrt zur Mittagsstunde auf dem Schwarzen See im Böhmerwalde, die Fahrt auf dem Hirnsner Teiche während der Abenddämmerung und die Fahrt auf dem „Paulinen-See“ zur Stunde des Sonnenunterganges.

A. Paudler.

Im Spätherbst.

Zum letztenmal in diesem Jahr
Ich heute noch im Walde war.
Erzählen will ich, was ich sah
Und was ansonsten mir geschah.
Kaum war ich draußen vor der Stadt,
Die Kälte mich ergriffen hat.
Doch dacht' ich mir: Was macht das aus?
Zum Walde muß ich doch hinaus!
Ich knüpfe besser meinen Rock
Und halt' auch fester noch den Stock;
Denn über's Feld kam sehr geschwind
Herangebraust der rauhe Wind.
Noch schreit' ich rüstig über's Feld
Und blicke fröhlich in die Welt.
Die Wolken ziehen trüb' und schwer,
Von Norden kommen sie daher.
Sie decken jetzt des Himmels Blau
Und düster wird es in der Au.
Schon steh' ich auch im Walde drin!
Wie schnell ich hingekommen bin!
Hinab ich schau und auch hinauf,
Die Bäume stehen da zu Hauf,
Die Sträucher, Kräuter fehlen nicht,
Ich seh' sie hier im Dämmerlicht;
Die Kiefer dort und da die Weide,
Den Brombeerstrauch und auch die Heide.
Doch ruhig, still, ja ängstlich fast,
Kein Blättlein mehr auf Zweig und Ast,
Nur hie und da noch unterm Fuß
Ein welkes Blatt wohl rascheln muß.
Von weitem schreit der alte Rabe:
„Jetzt ich im Wald die Herrschaft habe!
Hier in dem öden Waldbereich
Bin ich jetzt einem König gleich!“
Und alles draußen in dem Wald
Hat keine freundliche Gestalt,
Nichts ladet mich jetzt ein zur Ruh,
Drum gehe ich dem Städtchen zu.
Und wie ich trete aus dem Busch,
Erblicke gleichsam wie im Husch
Hoch oben an des Feldes Rain
Ich noch des Spätherbst's Sonnenschein.

Liebenau, Anfang Dezember 1901.

Josef Fischer.

Schluckenauer Turmurkunde.[1])

Von F. Zekel.

Über die Gründung der Kirche in Schluckenau sind schriftliche Nachweise nicht vorhanden. Soviel bekannt, wird dieselbe dokumentarisch zuerst im Jahre 1384 erwähnt, muß aber schon damals eine lange Reihe Jahre bestanden haben. Diese Kirche war ohne Zweifel ursprünglich für katholische Christen gegründet, war aber zu Anfang des 17. Jahrhundertes bis in die 1630er Jahre protestantisch, wurde hierauf rückkatholisiert und gehört seit dieser Zeit ununterbrochen der katholischen Kirchengemeinde Schluckenau, welche nicht nur die Stadt Schluckenau, sondern auch die eingepfarrten Ortschaften Kaiserswalde, Kunersdorf zur Hälfte, Neugrafenwalde, Rosenhain, Königshain und Harrachsthal umfaßt. — Die Dekanalkirche steht unter dem Patronate der landtäflichen Besitzer der Herrschaft Schluckenau. Das Patronat wurde in alten Zeiten von den adeligen Familien Schleinitz und Mannsfeld, dann im 17. Jahrhunderte von Sophie Agnes Fürstin Dittrichstein ausgeübt, gieng später auf die Grafen von Harrach und seit dem Jahre

[1]) Es sind vierundvierzig Jahre verflossen, seitdem diese Schrift verfaßt wurde Und doch — wie fremdartig kann sie uns anmuten! Sch.-L.

1876 auf Herrn Ernst Grumbt als jetzigen Besitzer der landtäflichen Herrschaft Schluckenau über.

Vor einigen Jahren wurden Zifferblätter, Kreuz und Knopf des Kirchturmes zu Schluckenau neu vergoldet, wobei man im letzteren eine vom verstorbenen Dechant Vinzenz Stephan verfaßte Schrift fand, deren Inhalt im Nachfolgenden unverkürzt wieder gegeben ist.

„Dieser Thurmknopf wurde gegen Ende des Jahres 1860 herabgenommen, sammt dem Kreuze vom hiesigen Staffirer Josef Mai neu vergoldet und im Sommer 1861 wieder aufgesetzt. Es regiert jetzt in Österreich Kaiser Franz Joseph I. und über die Kirche herrscht Papst Pius IX., Bischof der Leitmeritzer Diöcese ist Augustin Bartholomäus Hille, der ehedem von 1810 bis 1820 an der Schluckenauer Decanalkirche als Caplan gearbeitet hat. Der Dechant von Schluckenau, unter dem die erwähnte Renovirung des Knopfes stattfand, heißt Vincenz Stephan, der gräflich Harrach'sche Patronatscommissär Ignaz Nowak, der k. k. Bezirksvorsteher Anton Maschek, der Bürgermeister Anton Waldhauser.

Man hatte bei Herabnahme des Knopfes gehofft, in demselben eine Schrift mit Angabe mancher interessanten Ereignisse aus früherer Zeit zu finden, allein diese Erwartung wurde getäuscht, denn die in einer Blechbüchse im Knopfe befindlichen Dokumente waren ganz vermodert und unleserlich. Es kann deshalb auch jetzt nur ein kurzer Umriß der jüngsten Vergangenheit verfaßt und auf diesem Wege der Nachwelt überliefert werden. Jene spärlichen Nachrichten über Schluckenau, welche aus der Vorzeit auf uns gekommen sind, werden darum hier nicht wiedergegeben, weil sie ohnedies im hiesigen Gedenkbuche niedergelegt sind.

Seit dem großen Brande, welcher am Charfreitage den 13. April 1838 einen großen Theil von Schluckenau verheerte, hat die Stadt sich sehr verschönert, leider aber bis zur Stunde noch nicht ganz erholt, was aus der großen Zahl der noch unbebauten Brandstellen zu schließen ist. Und die jetzige Zeit ist auch nicht darnach angethan, diese Wunden zu heilen, denn der Kreislauf jener Revolution, welche i. J. 1848 den größten Theil Europa's erschütterte und den österreichischen Kaiserstaat an den Rand des Verderbens brachte, ist noch nicht beendet, umsoweniger, da der Aufruhr von dem französischen und sardinischen Throne ausgeht, welch letzterer ganz Italien an sich bringen und die weltliche Herrschaft des Papstes zertrümmern will, was ihm teilweise schon gelungen ist. Diese Revolution, wie die Welt eine zweite noch nicht gesehen, hat unsern Kaiser i. J. 1859 in den unglücklichen Krieg verflochten, welcher auch aus der hiesigen Gegend nicht Wenigen das Leben gekostet hat, und in nicht ferner Zukunft dürfte abermals das Schwert zum Entscheidungskampfe gezogen werden. Im Innern der Monarchie sind auch allenthalben alle Bande gelockert, und aller Grund wankt. — Eine Folge davon ist die große Entwertung des Papiergeldes; haben wir es ja erlebt, dass auf 100 fl., sage Ein Hundert Gulden Silber, mehr als 50 Procent aufgezahlt werden mussten. Damit geht Hand in Hand eine große Theuerung, so dass das Pfund Fleisch 24 Kreuzer, das Pfund Butter 70 Kreuzer, der Strich Korn bei allem Getreidevorrathe 9 fl.

kostet. Möge der Welt bald wieder ein dauernder Friede zu Theil werden, möge der Sturm, welcher gegen die Kirche brauset, sich bald legen, denn auch diese ist argen Stürmen ausgesetzt, und ein neues Heidenthum droht über den Erdkreis hereinzubrechen.

Es ist in dieser allgemeinen Bedrängnis noch ein sehr großes Glück, dass seit dem Jahre 1846 keine Missernte mehr gewesen ist; damals aber war die Noth überaus groß, so daß an manchen Orten Einzelne Hungers starben. Auch alle Geschäfte gehen schon seit Jahren gut, daher haben die Arbeiter allezeit wenigstens einen mittelmäßigen Verdienst.

Im Jahre 1848 ist in der hier eingepfarrten Gemeinde Königswalde eine eigene Pfarrei errichtet und die Kirche daselbst vom Bischofe Augustin Bartholomäus Hille consecrirt worden. Derselbe hat auch i. J. 1856 das hundertjährige Jubiläum des hiesigen Kreuzberges hier mit Predigt und Hochamt gefeiert, und seitdem wird der Einweihungstag des Kreuzberges alljährlich dadurch begangen, dass am Sonntage nach dem Feste der hl. Magdalena auf demselben ein feierlicher Gottesdienst gehalten wird.

Im Jahre 1851 wurde die hiesige Schule zu einer Hauptschule von 4 Classen erhoben, sie zählt jetzt in 6 Lehrzimmern ungefähr 600 Schulkinder. Im Jahre 1860 zählte die ganze Kirchengemeinde 9078 Einwohner. Im Jahre 1853 wurde das Gotteshaus mit Schiefern gedeckt und die Altäre neu staffirt.

Im Jahre 1855 kamen mehrere Brände aus: der erste am Ende der Kreuzberggasse, die andern in Nieder-Kaiserswalde und zwar immer gegen Mitternacht und unter so bedenklichen Umständen, dass man eine boshafte Brandlegung mit Sicherheit annehmen konnte.

Möge es der hiesigen Kirchengemeinde allezeit wohlergehen; möge, wenn diese Schrift einst wird wieder an das Tageslicht kommen, die Sonne des Friedens und festen Glaubens die Erde erwärmen und beleuchten!

Der neu vergoldete Knopf und das Kreuz wurde von dem Baumeister Johann Liebisch und dem Zimmermeister Josef Müller aus Rosenhain am 20. Juni 1861 wieder aufgesetzt. Vincenz Stephan m. p., Dechant."

Der Bauernkrieg in Böhmen 1775.

Mitgeteilt von Karl Lichtenfeld.

Über die Unruhen im Leitmeritzer Bezirke findet sich in der Dorfchronik von Sobenitz Folgendes aufgezeichnet. Im Jahre 1775 war der berüchtigte Bauernaufstand in Böhmen, welcher die Aufhebung der Robot erzwecken sollte. Sie zogen aus ihren Wohnorten aus, zwangen Alles mit ihnen zu gehen, zerstörten obrigkeitliche Schlösser, verheerten Felder, mißhandelten Beamte und Geistliche. Diese verheerende Wut dauerte bis zum Monate Oktober, wo sodann die Beamten des Leitmeritzer Kreises und die Deputierten der Bauern nach Leitmeritz vorgeladen wurden, wohin als kais. Kommissär Olivier Graf v. Wallis, Generalmajor, erschienen war. Es wurde das von S. Maj. erlassene Robotpatent vor-

gelesen, die schlimmsten Ruhestörer und Aufhetzer ausgehoben, 10 am Leben, die andern mit Kerker und Schlägen bestraft und die übrigen ermahnt, auseinander und wieder zur ruhigen Arbeit und Ordnung zu gehen. Die Beamten wurden auf das Rathaus beschieden, wo sie zur Milde, Gerechtigkeit und menschenfreundlichen Behandlung erinnert wurden. Bald war in der ganzen Gegend die Ruhe wieder hergestellt.[1])

Genauer und ausführlicher darüber berichtet Josef Böhm aus Mladei in seiner Lebensbeschreibung[2]): „Anno 1774 entstand wegen dem zu übertriebenen Roboten und den Schindereien der Beamten der sog. Bauernrummel, wo fast im ganzen Lande die Bauern gegen ihre Obrigkeiten oder vielmehr gegen die Strenge der Beamten im Aufstande waren. Doch auf die Verheißung, daß ein andres Robotsystem eingeführt werden sollte, ließen sie sich wieder beruhigen. Auch die Herrschaft Ploschkowitzer Untertanen wurden zum Aufruhr aufgefordert, indem einige Aufrührer von Dorf zu Dorfe herumliefen und allen, welche nicht freiwillig mitgehen wollten, die Fenster einzuschlagen droheten. So zogen sie von allen Seiten nach Ploschkowitz zu, zwar nur mit Stecken bewaffnet; doch würden sie mit dem damaligen Amtsdirektor Anton Melzer, aus der Koblitzer Mühle gebürtig, wegen seiner Tyrannei übel mitgespielt haben, wenn es ihm nicht der Ternowanner Fiedler verraten hätte. Dieser hatte einen reitenden Boten nach Leitmeritz geschickt und Militär zum Schutze verlangt; und da kam der damalige Kreishauptmann Herr Wolfgang von Schönau, dann der Regiments-Obriste mit zwei Kompagnien Soldaten eilends nach Ploschkowitz und nahmen jede Truppe Bauern, welche sich Ploschkowitz naheten, gefangen. Die Hierseitigen wurden schon am Pitschkowitzer Glockenberge[3]) in Empfang genommen, wo sie die Stecken wegwerfen mußten. Da sie nun alle nach Ploschkowitz eingebracht, wurden die Schloßtore gesperrt und nun wurden sie befragt, was ihr Begehren sei; da verlangten sie den Amtsdirektor heraus und dann die Abstellung der Schindereien. Ersteres wurde ihnen abgeschlagen, über das zweite aber wurden sie vertröstet, daß alles abgeändert werden sollte; doch wurden neun Haupträdelführer aus der Menge herausgezogen und mit nach Leitmeritz genommen, wo sie mit hundert Stockstreichen bestraft, wovon zweie starben, und dann noch zur einjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. — Im J. 1775 kam das neue Robotpatend heraus, welches zwar die Robot durch das gesetzliche Stundenmaß um vieles erleichterte und der Willkür der Beamten Schranken setzte und jedem freigestellt wurde, die alte Robot zu behalten oder die neue anzunehmen, je in welcher er am leichtesten käme. Doch da dies neue Robotpatent in zu wenig Klassen geteilt war, erhielt nur die größere und kleinste Klasse der Untertanen eine Erleichterung, indem derjenige Untertan, welcher 13 Gulden steuerte, so viel Robot zu verrichten hat als jener, welcher bis 60 Gulden steuert; so traten viele, so auch mein Vater, wieder zur alten Schuldigkeit zurück."

---

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XI, 243. — [2]) Exk.-Klub, XXVI, 188. — [3]) Pitschkowitz liegt am Fuße des Glockenberges.

Senza speranza.

Unter diesem Titel veröffentlicht der rühmlichst bekannte Schriftsteller Anton Ohorn, unser Landsmann, welcher zur Zeit als Professor in Chemnitz wirkt und dessen Schauspiel „Die Brüder von St. Bernhard“ auch bei uns schon wiederholt zur Aufführung gelangte, in der „Österr. Rundschau“ (Jahrg. 1904/05, Nr. 12 u. 13) eine äußerst spannend geschriebene Novelle, in welcher das tragische Schicksal des Dichtersoldaten Josef Em. Hilscher geschildert wird.

Da Frau Käthe Strunz aus Leitmeritz im ersten Hefte der diesjährigen „Mitteilungen des Nordböhm. Exkursions-Klubs“ über Hilscher einen längeren Aufsatz gebracht hat, der gewiß allseitiges Interesse erweckte, halte ich es für angebracht, nachdem die Österr. Rundschau vielen Lesern dieser Blätter nicht zur Hand liegen dürfte, hier von der erwähnten Novelle in einem kurzen Auszug Notiz zu nehmen, der gewissermaßen als Ergänzung dieses Artikels gelten soll.

Hilscher, dessen historisches Trauerspiel „Friedrich der Schöne“ im Jahre 1828 in Laibach zur Aufführung kam, erfreute sich außer der Protektion seines Hauptmannes von Marsano auch der Sympathie von Marie Olmer, der Tochter eines Fabriksherrn, eines überaus liebenswürdigen Mädchens. Nach der Vorstellung des genannten Stückes ließ ihn Hauptmann von Marsano in die Loge rufen und sprach ihm seine Anerkennung über das aufgeführte Werk aus. Marie Olmer, die in der Loge anwesend war, dankte ihm gleichfalls in warmen Worten für den Kunstgenuß und gab ihm zur Erinnerung an diesen Abend zwei von den Rosen, mit denen sie geschmückt war. Hilscher's stille Bewunderung für Marie wurde durch diese poetische Gabe zu heißer Leidenschaft entfacht und sein ganzes Sinnen und Trachten war nunmehr, bei passender Gelegenheit seiner schwärmerischen Neigung beredten Ausdruck zu geben.

Diese Gelegenheit sollte bald kommen. Hilscher traf Marie eines Tages unvermutet und allein im nahen Stadtwäldchen lustwandelnd, und von der Glut seiner Gefühle hingerissen, fiel er zu ihren Füßen nieder und erklärte der tötlich erschrockenen Marie seine bis dahin ihr geheimgehaltene Liebe. Doch das Verhängnis nahte im selben Augenblick, denn Oberleutnant Wendler, sein Vorgesetzter, der schon damals mit der schönen Marie verlobt war, erschien plötzlich hinter einem Gebüsch, und der arme, aus allen Himmeln so plötzlich gestürzte Dichter mußte nun von Wendler, der ihn ohnedies trotz seiner Begabung geringschätzte, harte und demütigende Worte hören. Nur der Fürsprache Mariens hatte er es zu danken, daß der peinliche Auftritt für ihn keine weiteren Folgen hatte.

Wir treffen nun Marie, bereits an Wendler verheiratet, mit Hilscher wieder in Mailand. Marie's Ehe war eine unglückliche, denn Wendler war ein Wüstling, der seine Nächte bei Spiel und Trinkgelagen verbrachte, wobei er Marie's bedeutende Mitgift in sinnloser Weise verschwendete; auch nahm er es mit der ehelichen Treue keineswegs genau.

Zuletzt sank er soweit herab, daß er zum Falschspieler wurde und von einem Kameraden beim Betruge ertappt, aus dem Lokale verwiesen

wurde. Wendler eilte nach Hause und wollte noch in derselben Nacht aus seinem Garnisonsorte entfliehen, denn ohnedem brannte ihm der Boden in Folge der zahlreichen Schulden, die er aufgehäuft hatte, unter den Füßen. Da Marie sich energisch weigerte, seine Schande mit ihm zu teilen, wollte er sie durch Gewalt und Mißhandlung zur Fluchtteilnahme zwingen, doch im selben Moment warf sich Hilscher, der Wendler aus dem Spiellokale heimlich gefolgt war, ihm entgegen und rettete Marie auf diese Weise vor dessen Roheit.

Nach wenigen Minuten hörte man in Wendler's Zimmer einen heftigen Knall — ein Schuß aus dem Revolver hatte seinem verfehlten Leben ein Ende gemacht. Von der furchtbaren Aufregung überwältigt, weinte Marie ihren Schmerz an der Brust des treuen Hilscher aus, dessen Liebe zu ihr durch ihr trauriges Los nur noch inniger geworden war.

Marie begab sich nach Ordnung ihrer Verhältnisse nach Laibach zu ihren Eltern, während Hilscher, der schon jahrelang lungenleidend war, bald darauf in Mailand der tückischen Krankheit erlag.

Leipa, 1. Mai 1905. Gustav Biedermann.

Christoph v. Dohna † 1618.

Grottau, den 8. Mai 1905. In den Aufzeichnungen über die erloschenen Linien der Grafensteiner Familie v. Dohna wird Nachstehendes berichtet: Wartenberg, eine freie Standesherrschaft des Prinzen von Kurland, an der Grenze der preußischen Provinz Posen gelegen, gehört zum Kreis Groß-Wartenberg des preußischen Regierungsbezirkes Breslau. Diese Herrschaft kam 1583 an die Burggrafen von Dohna und gehörte zu derselben auch Kraschen, nordwestlich von Wartenberg gelegen.

Der schlesischen Linie der Dohna von Grafenstein, die ihren Ursprung vom Grafensteiner Besitzer Heinrich III. von Dohna ableitet, gehörte nun auch Wartenberg. Christoph III. von Dohna, Herr auf Kraschen rc., erbte von seiner Schwester Barbara, der Witwe des Grafen Karl von Dohna aus dem Hause Grafenstein, mehrere Güter in Böhmen, u. zw. Walten und einen Anteil von Gabel, und hielt sich infolge dessen ausschließlich in Böhmen auf.[1]) — Dazu kaufte genannter Christoph III. v. Dohna im Jahre 1609 von Christoph Rybschitz v. Haltendorf aus Tolzbach dessen Erbe, bestehend aus der „Veste Tolzbach mit Meierhof, Tölzeldorf, Postrum, Scheibendorf und Brims mit dem Kirchenpatronate[2]) um 17750 Schock meißn." — Im Jahre 1613 kaufte er von Anna Blekta, geb. v. Pojeticz, „Walten und Toltzdorf ihr Gut, die Veste Neu-Tolzbach mit einem Meierhof und Mühle", um 3200 Schock m.[3])

[1]) Bily (I, 83) behauptet, daß Christoph v. Dohna das Gut Walten, nämlich die Veste Walten samt Meierhof und die Dörfer Walten (Teil), Brims (Teil), Rosendorf (Rosenthal), Gänshals und Postrum im Jahre 1608 von seinem Vetter Johann v. Dohna für 21.500 Sch. M. gekauft habe. A. P. — [2]) Bily (I, 83) nennt genauer „Postrum (Teildorf)" und „Brims mit Meierhof und Kirchenpatronat". A. P. — [3]) Darüber ist bei Bily nichts zu finden. Auf den Gütern Walten, Tölzelsdorf und Neu-Tolzbach, welche Konrad v. Dohna i. J. 1618 von seinem Vetter Christoph v. Dohna erbte, gab es 88 Ansässige, 3 Mühlen und 24 Teiche. Darunter waren mit Namen der Breite, der Lange, der Schloßteich, der obere Ziegelteich, der untere und obere Rosendorfer Teich, der Straßteich; der

1620 den 23. Feber, bei dem feierlichen Einzuge des Winterkönigs Friedrichs I. in Prag, wird in Begleitung desselben unter der schlesischen Ritterschaft auch angeführt Herr Christoph Burggraf zu Dona, geheimer Rat und Kämmerer. Er ritt im Zuge als der vierte Mann in den Reihen, unmittelbar hinter dem Könige.

In seinem Testamente dto. Walten, am Donnerstag nach Reminiscere[1]) 1618, in welchem er sich Herr auf Kraschen, Walten und Tölzedorf, Tolzbach und Gabel nennt, vermachte er auch dem damaligen protestantischen Pfarrer von Brims, Michael Hänisch, jährlich bis zu dessen Tode 30 Sch. — Seinen Leib soll Herr Konrad, Burggraf von Dona auf Kraschen, Zulauf und Schlenznau, dem er auch in erster Reihe seinen ganzen Besitz vermacht[2]), in der Kirche der Stadt Kurau (südlich von Kraschen gelegen) neben seinem † Vater beisetzen.[3])

Peschek in dem I. Bande seiner Geschichte von Zittau, p. 906, führt nun merkwürdiger Weise wörtlich Folgendes an: „Großes Aufsehen machte am 18. Feber 1621[4]) die Durchführung des † Burggrafen von Dohna, Herr auf Walten, Tölzel und Gabel, der bereits 1618 verstorben war.“ Wohin? Wird nicht berichtet. — In den Mitteilungen des Nordböhmischen Exk.-Klubs, VII. Jahrgang, p. 305, wird ebenfalls berichtet, „daß Christoph, Burggraf von Dohna, Herr auf Graschen, 2c. 1618 † sein soll[5]) und daß 1618 die Gablischen den Cunrad, Burggraf zu Dohna, Herr auf Graschen[6]), gehuldet haben.“

Da ich nun den Zusammenhang all' dieser Angaben nicht zu enträtseln vermag[7]), bitte ich, diese Angelegenheit einer Prüfung zu unterziehen.[8])

J. Schubert.

Storch und Reiher.

Eine Fabel.

Ein Störchlein und ein Reiher,
Die flogen über Land;
Sie stritten, wer von beiden
Mehr Witz und mehr Verstand.

„Da drüben ist ein Wasser —
Wir sind jetzt gleich zur Stell' —
Dort sitzt ein Frosch am Grunde,
Fürwahr, ein Prachtgesell!

Und wer nun von uns beiden
Den Frosch am eh'sten fängt,
Der ist von uns der Klügste,
Ist, der am schärfsten denkt!“

Der Storch nickt mit dem Kopfe:
„Der Frosch entgeht mir nicht!“
Er stieg hinab zum Wasser
Mit Stolz und Zuversicht.

Sie wühlten beide emsig
Den Schlamm vom Boden auf,
Doch ach, den Frosch, den dicken,
Den zerrte keiner 'rauf.

Der Reiher sprach: „Seit jeher
Gelt ich als sehr gescheit!“
Ging ruhig seines Weges.
Der Storch, der sucht noch heut'. —

F. Arlt.

Neuteich, der Schneidemühlteich, der obere, mittlere und untere Bergteich, der Schwarze, der Tölzbacher und der Schneckendorfer Teich, endlich der Lattenteich (Bily, I, 83). A. P. — [1]) 15. März. A. P. — [2]) Die Huldigung erfolgte an Philipp und Jakob (1. Mai). — [3]) „Christoph von Dohna, Herr auf Kraschen 2c., † nach 1620.“ Dieser Satz könnte sich nur auf einen zweiten Christoph beziehen. A. P. — [4]) Die Verspätung ist aus den Zeitverhältnissen zu erklären. A. P. — [5]) Der Tod erfolgte am grünen Donnerstage (12. April). A. P. — [6]) Ist „Kraschen“, nicht „Grafenstein“, wie ich früher glaubte. A. P. — [7]) Das Rätsel ist wohl richtig gelöst, wenn wir nach Erwägung aller Umstände annehmen, daß ein Christoph v. Dohna am 12. April 1618 gestorben ist, während der Christoph v. Dohna, der mit dem Winterkönige einzog, ein ganz anderer war. A. P. — [8]) Wir glauben, im Interesse vieler Leser zu handeln, wenn wir diese hier zusammengestellten Nachrichten vollständig veröffentlichen. Sch.-L.

Seltsames.

Von A. Paudler.

Als ich jung war, brannte ich vor Begier nach seltsamen und geheimen Dingen. Und ein wenig von dieser Wißbegierde ist mir bis diesen Tag geblieben. Die Rätsel, welche Natur, Geschichte und Volksleben bieten, haben daher für mich zu jeder Zeit viel Verlockendes gehabt. Das werden die Leser unserer Zeitschrift wohl auch an manchen Stellen bemerkt haben. Da ich mir nun denke, daß auch unter unsren Zeitgenossen noch mancher eine ähnliche Vorliebe für das Geheimnisvolle und Rätselhafte besitzt, so gestatte ich mir, einige Seltsamkeiten, welche ich in älteren und neueren Schriften gefunden habe, hier zusammenzustellen. Ich beginne mit dem „Roßgericht," welches ehedem in Böhmen bestand, und einer wunderlichen „Entführung" nach Neukirch an der Grenze zwischen Sachsen und der Lausitz. Die „Hunde", welche sprichwörtlich nach Bautzen geführt werden, scheinen noch immer einer befriedigenden Erklärung zu bedürfen. Hieran reiht sich der „Heiligen Stritzel" von Krummau und eine Erklärung des seltsamen Ausdruckes „Paßecke". Und was versteht man unter „Waidmannsetzen"? Ein altes „Ovidius-Album" verdient einige Aufmerksamkeit, ebenso das „Safrangewürz". Zum Begräbnis haben nicht immer „Truhen" gehört, wohl aber manchmal, wie es scheint, „Zahnsicheln." „Sichel" und „Hacke" bildeten ehedem Symbol und Abzeichen trinklustiger Vereinigungen. Ein „Pfennig", der bei der Helfenburg gefunden wurde, heischt entsprechende Erklärung, die wir versucht haben. Die hl. Kümmernis erregt noch immer die Aufmerksamkeit der Forscher. In ein intimeres Gebiet führen „Opferkröte, Stacheligel" und der altbekannte „Plumpsack". Endlich mag Mancher zum Namenstage angebunden worden sein, ohne daß ihm eine Ahnung kam, zu welch einem schauerlichen Zwecke dieses „Anbinden" vor alten Zeiten stattgefunden haben mag.

Roßgericht. Wer vom „Roßgerichte" noch nichts gehört hat, dem wollen wir einige Nachrichten darüber zu lesen geben. — Am Freitage nach dem Sonntag Cantate 1595 gebietet Rudolf II. dem Bürgermeister und Rate der Stadt Domazlitz (Taus), sie sollten die Sache des Wenzel Gindrowsky v. Buzina vor das „Roßgericht" bringen. — Am 26. Novbr. 1621 entschied Fürst Karl v. Liechtenstein, Herzog zu Troppau, nach reiflicher Erwägung mit den Appellationsräten auf dem Prager Schlosse, daß der Jungbunzlauer Jude David Turnowsky seine Streitsache wegen eines gewissen Rosses vor dem „Roßgerichte" in der Neuen Stadt Prag vertreten solle. — Wohl um dieselbe Zeit hatte Johann Chalupa, Bürger der Neustadt Prag, dem Johann Albrecht in der Stadt Moldau-Teynitz ein Roß verkauft. Dieser verursachte ihm „Kummer" und Arrest. Jener appellierte, und Fürst Karl v. Liechtenstein, Herzog zu Troppau und Jägerndorf, entschied am 13. Okt. 1622, daß das Verfahren aufgehoben und Joh. Albrecht mit seiner Klage vor das „Roßgericht" in der Neuen Stadt Prag verwiesen werde. — Mehr als ein halbes Jahrhundert später beschwerte sich der Budiner Jude Wolff, daß ihm wegen eines Pferdetausches mit Herrn Reysky, obwohl

er sich auf das „Roßrecht" berief, seine Wohnung und Nahrung zu Budin gesperrt worden sei. Doch am 9. April 1683 wird den Schlaner Kreishauptleuten eröffnet, daß nach einer Entscheidung vom 5. April 1683 Nahrung und Gewerbe des Juden wieder freigegeben und die Sache vor das „Roßgericht" gebracht werden solle. — Am 9. Mai 1683 wurden die Schlaner Kreishauptleute angewiesen, bezüglich der Beschwerde des Joh. Stephan Raysky v. Dubnitz, daß er von dem zu Budin wohnenden Juden Wolff im Pferdehandel betrogen wurde, indem er weder das zugegebene Geld noch sein Pferd zurückbekommen konnte, einen gütlichen Ausgleich zu versuchen, wenn aber dies mißlänge, die Sache vor ihre ordentliche Instanz — das „Roßrecht" — gelangen zu lassen. — Einige Zeit später hatte Christoph Rudolf v. Zetwitz gegen die Beschwerde vor das „Roßgericht" Einwand erhoben und den Amtsbedienten, der zu ihm kam, mit Schmähungen und Drohungen angefahren. Es wurde also dem Kleinseitner Hauptmann am 6. März 1687 aufgetragen, dem Zetwitz zu bedeuten, daß er gleich anderen Standespersonen bei dem „Roßgericht" Rede und Antwort zu geben schuldig sei.[1])

Entführung. Hieronymus v. Allnpeck († 1576) besaß die Güter Oberlockwitz und Nickern bei Dresden. Als er nun einmal zu Fuß von Dresden auf sein Gut ging, ließ ihn Melchior Schumigen am Leubnitzer Berge überfallen und über die Elbe nach dem Dorfe Neukirchen entführen, das zum Teil in's Amt Bautzen gehörte. Hier gab es des Nachts in der Schänke eine große Szene, wobei sich der Edelmann wacker wehrte. Gleichwohl wurde er in den Stock gelegt, nachher aber nach Bautzen abgeführt und auf dem kgl. Schlosse verstrickt, bis er endlich doch über Vermittlung des Kurfürsten ohne alles Entgelt loskam.[2])

Heiligen-Stritzel. Die Minoriten in Krummau besorgten den Gottesdienst für die in unmittelbarer Nachbarschaft wohnenden Klarissinnen. Dafür hatten diese an das Minoritenkloster verschiedene Giebigkeiten alljährlich an bestimmten Tagen zu leisten. So dienten für die Kerzen zum Hochaltare die Zinsungen vom „Mönchsacker" und von den „Schwesternwiesen". Die Schwestern hatten ferner für die Mönche das Brot zu backen und die Kirchenwäsche zu waschen. Zur österlichen Nachtmette gaben sie eine Osterkerze und 15 Kerzen zum Triangel. Zur Kirchweih sandten sie den Brüdern Kuchen, zur Fasnacht Faschingskrapfen[3]) und zu Allerheiligen Semmeln, welche gewöhnlich „Heiligen-Strützl" genannt wurden.[4])

Bollermann. Der Storch ist bei uns fast nur durch seine Durchzüge[5]) im Frühjahre und im Frühherbste bekannt.[6]) Daher ist es

[1]) Vgl. Weingarten: Codex, p. 80—82. — [2]) Bülau's Geh. Gesch., IX, 452 bis 455. — [3]) seriblitas. Ich konnte die Bedeutung dieses Wortes in den mir zugänglichen Büchern nicht finden, glaube aber, daß bei der Stetigkeit der Sitten an „Krapfen" zu denken sein wird. — [4]) Klimesch: Urkundenbuch, p. 398. — [5]) Nur so läßt es sich erklären, daß bei uns von einem Storche, welcher um 1830 bis 1840 „bei der großen Tanne" geschossen worden war, durch viele Jahrzehnte immer wieder erzählt worden ist. — [6]) Als Schulkinder haben wir natürlicher Weise auch über die Störche Verschiedenes gelesen und hegten alsbald den lebhaften Wunsch, daß wir auch auf unserm Hause ein Storchnest haben möchten. Da waren wir aber bei unserm Vater schön angekommen.

leicht einzusehen, daß jenes wichtige Geschäft, das ihm in den deutschen Familien des Nordens zugeschrieben wird, bei uns nicht übertragen werden konnte. Nicht der Storch, sondern der Wassermann, der in Teichen und Bächen, in Brunnen und Pfützen wohnt, hat bei uns zu Lande den Beruf, die kleinen Kinder den Leuten in's Haus zu bringen, wogegen ihm freilich auch vorgeworfen wird, daß er unvorsichtige Kinder in Brunnen und Pfützen, in Bäche und Teiche hineinzieht. Eine ähnliche Aufgabe wie der Wassermann hat auch der „Bollermann“ oder „Pollermann“, im Volksmunde Bollamôn oder Bullamôn genannt. Er bringt das Jungvieh, nämlich die Kälbchen und die Zickchen. Doch ist sein Name und sein Treiben weit weniger bekannt und genannt[1]) als Name und Treiben des Wassermannes, dessen Reich in den Augen und der Einbildungskraft der Kinder recht ausgedehnt ist. Immerhin war in meinem väterlichen Hause vom „Bollermann“ recht oft die Rede, und namentlich meine Großmutter pflegte gern zu erzählen, daß er zu Niederkamnitz im Meierhofsteiche daheim sei. Besonders gern wird er bei dem hölzernen Ständer sich aufhalten, durch den das Wasser gestaut und abgelassen werden kann. Denn dort ist das Wasser am allertiefsten. Es ist daher auch nicht geraten, allzu nahe an diesen Ort hinanzugehen. — Seit vierzig Jahren bin ich bemüht gewesen, den Namen und das Wesen des „Bollermannes“ zu erkunden, allein mein Forschen und Fragen[2]) war umsonst, bis es mir endlich in jüngster Zeit gelungen ist, seine Sippschaft und Namenverwandtschaft fernab von unsern Landen im nordwestlichen Teile von Deutschland aufzufinden. In Hemer wird vom „Bullekärl, Bollekärl oder Bollemann“, den man vor vierzig Jahren — also um 1820 — noch „Wullekärl oder Wullemann“ nannte, den Kindern gesagt, daß er in Brunnen und Teichen sitze und die Kinder zu sich hereinziehe. In Iserlohn heißt dieselbe Kinderscheuche „Wollekärl und Wollemann“. In der Grafschaft Limburg und auf Strichen des Helwegs, teilweise in Hemer, gelten die Formen „Lollekärl und Lollemann“.[3]) Das ist ohne Zweifel ganz dasselbe Wesen wie unser „Bollermann“, wiewohl in jenen Gegenden mehr auf die Kindergefährlichkeit als auf den Viehsegen geachtet wird. Eine gewisse Verwandtschaft mit dem „Wassermann“ wird also dem

Der Storch bringe Nattern und Frösche auf das Haus, und es sei deshalb nach seiner Nachbarschaft keineswegs zu stehen. Und so mußten wir ein „Pflöckel zurückstecken“ und unsern Wunsch aufgeben, der übrigens auch ohne die väterliche Einrede nicht erfüllbar gewesen wäre, weil der Storch bei uns nicht nistet, sondern nur als Gast und Durchzugsvogel vorkommt. Vor ungefähr 30 Jahren sah ich in Mertendorf einen schwarzen Storch, der im benachbarten Algersdorf geschossen worden war. Nur flüchtig sei an die Erzählung erinnert, nach welcher einmal ein Storch in Leipa 300 Gulden gekostet haben soll. Dieser Storch befand sich zuerst im Klostergarten und später in der „Talwirtschaft“. — [1]) Es ist leicht zu erklären, warum die Bollermanns-Sage an Ansehen und Verbreitung hinter der Wassermanns-Sage weit zurückstehen muß. Der Schleier, den die Sage über die Viehgeburten gebreitet hat, wird nicht allzu ängstlich gehütet, und es gibt sogar Fälle, daß kleine Kinder von ihren Eltern zur kritischen Zeit in die Ställe mitgenommen werden. Unter solchen Umständen wird ein Dorfkind den Schleier, von dem die Sage weiß, bald bei Seite zerren und sich um den „Bollermann“ auch nicht einen Pfifferling kümmern. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, VII, 175; IX, 332. In einem Gedichte Th. Storm's verirrt sich ein Kind in „Bulemann's Haus“, ein verfallenes Gebäude, wo es zu Spiel und Tanz eine Gefährtin findet. — [3]) Kuhn: Westfalen, II, 16.

„Bollermann“ kaum abzusprechen sein. Und so wird es mit der Zeit wohl auch gelingen, den Namen ausreichend zu erklären.[1])

Waidmannsetzen. Wie ich schon anderwärts[2]) erwähnt habe, bin ich im Besitze eines kleinen, aber wertvollen Büchleins über gründliche Heilung der Zauberei mit einer Abhandlung von der natürlichen Magie samt einer kurzen Betrachtung der Alraunwurzel, des Farnkrautes und seines Samens, endlich auch sym- und antipathetische Verborgenheiten der Natur. Das Büchlein enthält eine Unsumme des geheimeren Wissens der Vorzeit oder dessen, was man für geheimeres Wissen hielt. Und ich bin nicht abgeneigt, dann und wann aus demselben einen Auszug zu bringen, insoweit es in Betracht der heiklen Materie geschehen kann, unter der Voraussetzung, daß sich unter unsern Lesern einige Liebhaber solcher Sachen finden sollten. Für heute genüge eine Notiz „Wider das Waidmannsetzen“[3].) Selbe lautet: „Wenn einer sein Flintenrohr putzet und ein anderer mißgönnet es ihm, daß er ein gewisser Schütze ist, so siehet er zu, daß er etwas von dem Wischwerge erhalte. Freudig bohret er ein Loch in einem Eichenbaum, thut das Werk hinein und verkeilet es mit Hagedorn. Will nun ein solcher schießen, so zittert er, und das Wild hält keinen Stand. Und so lange dieses Werg verkeilet bleibt, so lange kann er nichts treffen. Und dieses nennet man: Einen Waidmann setzen. Verwahre daher das Werg oder verbrenne es, so wirst du solches nicht befürchten dürfen.“[4])

Paßecke. Vor einiger Zeit[5]) schrieb uns Herr Schuldirektor J. Fischer, daß es am Kirchberge bei Liebenau Feldstreifen gibt, welche den Namen „Paßecke“ führen, und daß es früher für einen Liebenauer Bürger ein Stolz gewesen sei, Besitzer einer „Paßecke“ zu sein. Vielleicht ist es möglich, hiezu eine Erklärung zu beschaffen. Damroth in seinen Ortsnamen Schlesiens[6]) bezeichnet pasieka als „Bienenstand“. Er sagt hierüber: „In früheren Zeiten und noch weit bis in das 19. Jahrhundert herein hatten die Bürger fast jeder Stadt, wenigstens in Oberschlesien, wie Oppeln, Rosenberg, Ratibor, einen gemeinschaftlich von einem eigenen Zeidler gehüteten Bienenstand, woselbst sie sich an Sonn- und Feiertagen gern versammelten und vergnügten, namentlich aber wenn das Schneiden des Honigs begann.“ Als die Bienenzucht mit den Bienenständen verschwand, wurde die pasieka zur Gemeindeau,

[1]) Nach einer Sage befand sich bei der Irmensäule der „Bullerborn“ (vgl. Reiche: Preußens Vorzeit, I, 75). Es muß dahingestellt bleiben, ob dieser Name „Bullerborn“ mit dem „Bollermann“ in Verbindung gebracht werden kann. — Noch zweifelhafter mag es sein, ob das durch „Spuknisse“ unheimliche „Pohlerwasser“ bei Willenau mit dem „Bollermann“ einen Zusammenhang hat (Gebhart: Österr. Sagenbuch, p. 228). — „Bulle“ bedeutet „Stier“; auch „Bolle“ vgl. F. Reuter, VII, 235. Es scheint „Bulle“ aber auch „Kalb“ zu bedeuten, vgl. Jörn Uhl, p. 185: mien Bülle, ruft ein Mädchen um ihr bedrohtes Kalb. Demnach ist „Bollemann“ vielleicht gerade so viel, wie „Kälbermann“, weil er die Kälber bringt. — [2]) Der neue Kammweg vom Jeschken zum Rosenberge, p. 50, 109. — [3]) Nr. 68, p. 121. — [4]) Es ist sehr auffällig, daß der Gegenzauber, der sonst immer angeraten wird, in diesem Falle gar nicht zur Erwähnung kommt. Uebrigens paßt dieser Zauber ganz zu ähnlichen Vorschriften anderer Art, welche in ganz Deutschland vorkommen. Überall herrscht der Gedanke, daß allzu Intimes dem Zaubergewaltigen einen Anhalt gewährt. Haare, Nägel und andere Abgänge dürfen fremder Willkür nicht preisgegeben werden. — [5]) Exk.-Kl., XXII, 284. — [6]) p. 109. Natürlich kann „Paßecke“ (paseka) in Liebenau auch „Holzschlag“ bedeuten. Man kann „Hahnerbe“ vergleichen.

Hutung oder Promenade, so daß sich kaum der Name und die Erinnerung an den früheren Zustand erhielt. Die Oppler „Pascheke“ heißt heute „Wilhelmstal“ und bildet einen Teil der Stadt.

Ein Ovidius-Bilderwerk. Vor einiger Zeit hat Paul Alicke in Dresden (Katalog 53, Nr. 277) Ovid's Metamorphosen (Amsterdam, Wetstein & Smith, 1732) für 400 M. ausgeschrieben und dabei bemerkt, daß eine andere Firma dieselbe Ovid-Ausgabe von Banier mit 600 M. sich habe bezahlen lassen. Es heißt dabei: „Mit 133 reizenden Kupfern nach Picart, Lebrun, Leclerc, Maas, Tosta, De Wit, Punt, Romain, Wandelaar, von Bouche, Bouttats, Folkema, Gunst, Jungmann und Schenk.“ Es sind zwei Bände, welche den lateinischen Text samt der französischen Übersetzung von Ovids „Verwandlungen“ enthalten. — Unwillkürlich erinnerte ich mich, daß auch das Leipaer Augustiner-Kloster ein sehr altes Ovidius-Bilderwerk besitze, und ich beeilte mich, es hervorzusuchen. Richtig! Welchen Wert es hat, weiß ich freilich nicht, aber eine schöne Bildersammlung, ein prächtiges Ovid-Album ist es. Dabei ist es noch älter und umfangreicher als das vorgenannte Bilderwerk. Denn es sind 150 Kupfer, alle wohlgeordnet, jedoch abgesehen vom Titelblatt verkehrt eingebunden. Compactor invertit ordinem; est ordo praeposterus, heißt es auf einem der beiden Schmutzblätter, welche dem Titelblatte vorangehen. Die Bilder sind sämtlich mit lateinischen Angaben versehen, z. B. Atlas in montem sui nominis conuersus (Nr. 44); Jason sopit Draconem (Nr. 63); Lupus in saxum (Nr. 106); Julius Caesar in stellam (Nr. 150). Leider bin ich ganz außer Stande, die Künstler zu nennen, von denen die 150 Bilder gezeichnet und gestochen sind. Doch das schön gezeichnete Titelblatt mit dem Kopfe Ovid's dürfte zur Kennzeichnung des Werkes ausreichend genügen. Hier heißt es: „Ovidii Nasonis oder Ovidii des Poeten wunderliche Verenderung verschidener Gestalden an Tag gegeben und verlegt durch Melchioren Kysell zu Augsburg 1681.“[1]) Irgend ein Text, ob lateinisch oder deutsch, ist diesem Ovid-Album nicht beigegeben. Die Lederdeckel des Bandes sind an einigen Stellen vom Wurm heimgesucht worden, dagegen sind die Kupfer wohl erhalten, haben aber bis zu einer gewissen Grenze durch Wasser oder Feuchtigkeit gelitten, vielleicht anläßlich der großen Stadtbrände (1787, 1820), von denen beidemal auch das Kloster heimgesucht wurde. — Auf der Innenseite des Lederdeckels steht zu lesen: Ad usum P. Leonis prof. Lipp. Eine wie es scheint jüngere Hand schrieb darunter: Monasterii Lippensis ad OO. SS. Ordinis Erem. S. P. Aug. Darnach besteht die höchste Wahrscheinlichkeit, daß dieses Bilderwerk, bevor es in den Besitz des Klosters überging, ursprünglich dem Professor Leo Beerenfelder gehört hat. Dieser, ein geborener Leipaer, der das Novitiat in Leipa überstand, hatte am 5. Okt. 1694 die feierliche Profeß abgelegt, dürfte also um 1673 geboren gewesen sein. Nachdem er seine Studien in Prag löblicher Weise beendet hatte, kam er als Humanitätsprofessor an das Ordens-Gymnasium in Leipa und blieb hier, bis er 1718 als Novizmeister nach Roczow beordert wurde. Doch bereits 1719

[1]) Es steht überall v für u, z. B. vnd.

kam er nach Leipa zurück, wo er bald nachher zum Prior ernannt wurde. Als solcher beschaffte er durch Aufbringung von milden Gaben eine neue Orgel und einen kostbaren Festornat. Er starb in Leipa am 5. Jan. 1731.[1]) — Dieser Leo Beerenfelder war also ungefähr von 1698 bis 1718 Professor in Leipa, und in dieser Zeit muß er das Ovidius-Bilderwerk erworben haben. Es scheint aber, daß er aus einer wohlhabenden[2]) Familie war, sonst würde er bei den knappen Gehaltsverhältnissen jener Zeit sich schwerlich ein solches Buch, das nicht gar zu billig gewesen sein kann, angeschafft haben.

Safran. Der Safran, welcher in früherer Zeit bei keiner Rindssuppe entbehrt werden konnte, ist bekanntlich recht teuer. Dabei soll er nach dem Volksglauben auch sehr gefährlich sein. Unser Vater hat oft erzählt, daß, wer auf einer größeren Safranmenge eingeschlafen sei, nie mehr aufwachen werde. Natürlich kommt die hiezu erforderliche Menge des Safrangewürzes ziemlich hoch zu stehen. — Der Safran wurde in manchen Gegenden Böhmens ehedem gebaut und ist sicherlich auch bei Leipa gebaut worden, wie es der Name „Safranfleckel" unter den Flurnamen der Leipaer Klostermeierhofsfelder[3]) noch jetzt bezeugt. Wegen der Kostbarkeit des Safrans wurde in alten Zeiten auch seine Verfälschung äußerst streng bestraft. So ist im Jahre 1444 Jobst Findenkern, Bürger zu Nürnberg, welcher gefälschten Safran für guten verkaufte, samt dem Safran lebendig verbrannt worden.[4]) Bei solcher Nachricht möchte freilich Manchem das Herz beben, der die Staubfäden gelber Blumen unter den echten Safran gemischt hat.

Hunde nach Bautzen. Die Redensart von den „Hunden nach Bautzen" hat schon verschiedene Erklärungen veranlaßt.[5]) Prof. Dr. Herm. Knothe hat sogar über die Hunde in den Rechtsaltertümern der Oberlausitz ein eigenes Schriftchen verfaßt und darin die Vermutung ausgesprochen, daß es sich in der Redensart wohl um einige Wendendörfer handelte, deren Einwohner für ihren Landesherrn die Jagdhunde zu verpflegen und zur rechten Zeit nach Bautzen zu führen hatten.[6]) Daß die Hunde in der Oberlausitz nicht ohne Bedeutung waren, ergibt sich auch aus dem Umstande, daß es in Bautzen schon 1296 eine „Hundegasse" gab.[7]) Jedesfalls hat man bei dem Gebrauche der Redensart die Empfindung, daß es sich um eine beschwerliche, vielleicht sogar um eine beschämende Tätigkeit handelt. Und letzterer Umstand veranlaßt mich, einige Fälle zu erzählen, in denen das „Tragen von Hunden" höchst beschämend war und zu den mittelalterlichen Strafen gehörte. Boleslaus II. von Polen war nach Rußland gezogen, wo er durch sieben Jahre Krieg führte. Da verbreitete sich im Jahre 1075 das Gerücht, daß die vereinsamten Ehefrauen sich daheim in den Armen ihrer Leibeigenen Ersatz gesucht hätten. Sofort verließen viele Polen das Heer und eilten ohne

[1]) Pach. Kreybich, p. 169. — [2]) Nach der Gegenreformation pflegten Söhne aus reichen und angesehenen Familien des Mittelstandes sich mit Vorliebe dem Stande der Weltgeistlichkeit und der Ordensleute zu widmen, was für die Familiengeschichte unseres Landes nicht ohne Bedeutung ist. — [3]) Unweit des bekannten Pyramidendenkmals. — [4]) Pfister: Nürnberg, II, 48. — [5]) Vgl. Exk.-Klub, VIII, 32—34. — [6]) Exk.-Klub, XV, 85. — [7]) Exk.-Klub, XIII, 272.

Urlaub in die Heimat. Alsbald kam auch der König selber und hielt über Männer und Weiber strenges Gericht. Den ungetreuen Weibern ließ er die säugenden Kinder, welche den Leibeigenen entstammten, von der Brust reißen und dafür junge Hunde anlegen, die sie, wenn sie ausgingen, sogar öffentlich tragen mußten.[1]) Noch lehrreicher ist die Überlieferung, daß Albrecht von Arnstein, welcher den Dompropst Otto von Magdeburg überfallen und in einen Turm gesperrt hatte, dazu verurteilt wurde, daß er mit zweihundert Rittern von dem Orte, wo er den Dompropst Otto überfallen hatte, bis nach Magdeburg und hernach durch alle Stiftskirchen in Magdeburg Hunde tragen solle.[2]) Es scheint also wirklich das „Hundetragen" zu den absonderlichen Strafarten jenes Zeitalters gehört zu haben.

Truhen oder Särge. Bekanntlich trug man sich zur Zeit des unvergeßlichen Kaisers Josef II. mit der Absicht, daß die Toten in Leinwand gehüllt und ohne Sarg begraben werden sollten.[3]) Dieser Plan ist aber nicht durchgegangen, weil die neue Art der Bestattung den Gewohnheiten und Anschauungen der Bevölkerung allzu sehr widersprach. Und doch war es nur eine alte Sitte, welche damals wieder aufleben sollte, aber nicht mehr von den Toten erweckt werden konnte. Sie war abgestorben und nicht mehr lebendig zu machen. Es ist eine unwiderlegbare Tatsache, daß es in uralten Zeiten keine Särge[4]) gab, so daß die Leiche nur in Tücher gewickelt und in diesem Zustande auf einer Bahre zu Grabe getragen wurde. Für Nürnberg ist diese Sitte bezeugt, gewiß aber in anderen Gegenden nicht anders gewesen. Die hölzernen Särge sind in Nürnberg erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts eingeführt worden. Am 6. Juni 1605 bat der Prediger Joh. Schelhammer zu St. Lorenz den Nürnberger Rat um Erlaubnis, daß er in der Truhe begraben werden dürfe. Und es wurde ihm bewilligt. Man betrachtete aber das Begraben in Särgen als Luxus, weswegen hiefür im Jahre 1634 eine Taxe festgesetzt wurde. Von einer großen Truhe zahlte man 10 Gulden, von einer mittleren 5 Gulden und von einem Kindstrühlein 2 fl. 30 kr. Nur Kindbetterinnen und Wassersüchtige waren von dieser Taxe befreit. Der Grund dieser beiden Ausnahmen ist nicht schwer zu erkennen.[5])

Zahnsicheln. Vor einiger Zeit haben wir erwähnt, daß an manchen Orten des Vogtlandes Zahnsicheln auf alten Gottesäckern ausgegraben wurden[6]). Nun find' ich, daß im Riesengebirge auf dem „Kirchhöfel"[7]) hinter dem Saalberg ein Holzmacher im Jahre 1851

[1]) Preußens Vorzeit, II, 41. — [2]) Preußens Vorzeit, II, 162. — [3]) Frind (Bischöfe v. Leitmeritz, p. 23) rechnet die „Abschaffung der Leichensärge" zu den „Neuerungen, die bei Zeiten wieder zurückgenommen werden mußten". — [4]) Eine einfache Überlegung ergibt, daß in der Vorzeit, bevor die Sägemühlen eingerichtet wurden, die Kosten für einen Brettersarg ungewöhnlich groß gewesen sein mußten. Daher ist es sehr erklärlich, daß die Toten mitunter in Einbäumen bestattet wurden, welche mit der Axt oder dem Meißel ausgehöhlt worden waren. Gewöhnlich wird man sich jedoch überall mit einer Tücherhülle begnügt haben. — [5]) Pfister: Nürnberg, I, 355, 356. — [6]) Exk.-Klub, XV, 77; XXVII, 285. — [7]) Solche „Kirchhöfel" finden sich an mehreren Waldstellen des Riesengebirges, insbesondere nicht weit von der Kapelle St. Anna, dann im Harze, ein drittes hinter dem Saalberge, ein viertes auf den Bergen über Petersdorf Hiezu bemerkt die Schriftleitung des N. L. Magazins: „Der Ausdruck „Kirchhöfel, Scherbelberg, Töpfer-

Knochen, Kohlen, Scherben und dabei eine „weitgebogte" Sichel gefunden habe. Im Jahre 1852 fand ein anderer beim Stöckeroden tief unter den Wurzeln einer mehr als hundertjährigen Tanne einen Aschenkrug von rötlich-schmutziggelber Farbe mit Knochen, Kohlen, Asche und dabei wieder eine „weitgebogte Sichel" und ein außerordentlich kleines Hufeisen.[1]) Es wäre lehrreich zu erfahren, ob diese „weitgebogten" Sicheln gezähnt oder nicht gezähnt waren. Jedesfalls dürfte diese Beigabe desselben Ursprunges und derselben Bedeutung sein wie die der Zahnsicheln.

Hacke und Sichel. Holtei[2]) erwähnt einen sonderbaren Brauch, der in Schlesien üblich war. Es gab ein kleines, silbernes Äxtel, die Bauern nannten es eine „Hacke". Dieses Äxtel wurde oben an den Rand des Glases gehängt, aus welchem man die „Gesundheit" trank. Nun mußte man das Glas bis auf die Nagelprobe austrinken, ohne daß das Äxtel herunterfallen durfte. So ging das Äxtel in der Gesellschaft rings herum, und jeder mußte dasselbe Kunststück versuchen. Und das nannte man: „Auf die alte Hacke". — Mich will bedünken, daß dieser Brauch mit der „uralten Hackebrüderschaft zur Leippe", deren „Reguln und Gesätze" unserem Vereine im Jahre 1892 in einer Abschrift aus der Ossegger Stiftsbibliothek zugegangen sind,[3]) in einem Zusammenhange stehen könnte. In Leipa ist von der ganzen Sache nichts weiter bekannt als allenfalls eine Redensart, welche noch vor einem halben Jahrhunderte üblich war: „Du bist auch einer von der alten Hacke".[4]) — Es erfordert durchaus nicht eine besondere Einbildungskraft, um die „uralte" Brüderschaft von der Hacke mit einer noch viel älteren Sichelbrüderschaft in Vergleich zu stellen, worüber folgende Nachrichten bekannt sind.[5]) Sigmund I. von Anhalt-Zerbst, welcher nach dem Tode seines Bruders Waldemar († 1392) den Landesanteil rechts der Elbe samt der Stadt Zerbst erhielt, soll mit sechs oder sieben Rittern, die jederzeit in seinem Gefolge waren und vor der Burg, zum Teil auch in der Stadt wohnten, sowie mit anderen rittermäßigen Personen einen eigenen Ritterorden aufgerichtet haben, dessen Zeichen eine Sichel gewesen, welche alle Mitglieder tragen müssen und zwar die Ritter vergoldete, die Knappen silberne. Wenn dann der Fürst zum Gottesdienst oder sonst wohin in der Stadt gegangen, sei er von sechs bis sieben dieser Ritter begleitet worden, die dabei allezeit ihre Ordenszeichen am Halse getragen, „welches, wie es an ihm selbst vergnüglich zu sehen gewesen, also diesen Herren ein sonderliches Ansehen zu Wege gebracht".[6])

Benediktus-Pfennig. Herr Lehrer J. Neumann aus Leipa fand am 7. Juni 1904 im Schutte des Burghofes der Auschaer Helfen-

berg" ist in Niederschlesien und in der Oberlausitz überall gleichbedeutend mit Urnenstätten, die meist den Wenden angehören mögen." — Bei uns in Nordböhmen bezieht sich der Ausdruck „Kirchhof" meist auf jüngere Verhältnisse. Das gilt besonders vom Namen „Judenkirchhof". Es besteht jedoch kein Zweifel, daß an solchen Orten wirklich einmal ein Jude begraben worden ist. — [1]) N. Lauf. Mag., 32. Bd., p. 297, — [2]) Eselsfresser, III, 255, 256. — [3]) Exk.-Klub, XVI, 196, 297. — [4]) Exk.-Klub. XVI, 196. — [5]) Bülau: Geheime Geschichten, XII, 3, 4. — [6]) Wenn schließlich Jemand die Freimaurerkelle hieher beziehen will, so wird er nicht ganz fehlgehen. Es handelt sich aber selbstverständlich nicht bloß um die äußeren Abzeichen, sondern auch um den eigentlichen Zweck, den jeder dieser „Orden" verfolgt hat.

burg einen Benediktus-Pfennig. Auf einer Seite befindet sich der hl. Benedikt mit dem Abtstabe und der Inschrift: Sanctvs Pater Benedictvs. Auf der andern Seite sehen wir einen Heiligen mit einem Kreuze in der rechten Hand. Auch er hat einen Abt- oder Bischofsstab. Zur Linken scheint ein Drache zu gähnen. Die Umschrift ist etwas undeutlich, doch lautet sie, wie es scheint: S. P. Magnvs Fiesens. Nach Detzel's Ikonographie[1]) war St. Magnus, dessen Fest am 6. September gefeiert wird, ein Deutscher, der ein treuer Schüler und Anhänger des hl. Gallus († 615) genannt werden müsse. Er ist Mitbegründer und zweiter Abt des Klosters St. Gallen gewesen. Wichtig ist sein Zug in's Algäu, auch die Gründung einer Zelle in Kempten. Zu Roßhaußen bedrohte ihn ein Drache, den er tötete. In Füßen blieb er über zwanzig Jahre. Er starb 655. Stücke seines Stabes findet man zu Füßen und Wangen im Algäu. Gewöhnlich wird er als Abt dargestellt, der seine Rechte gegen einen Drachen erhebt. Nach dieser Darlegung kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der lateinische Ausdruck fiesens sich auf Füßen bezieht. — Über die Benediktus-Pfennige berichtet Birlinger,[2]) daß sie nach der hl. Messe auf dem Altare geweiht werden und zu neunerlei Zwecken gut seien. 1. In den ausgebauten Häusern vor die Wetter. 2. Das Malefiz aufzuheben. 3. Vor das Ausrühren „des Butters". 4. Wenn die Kühe rote Milch (geben) oder die Milch keinen Rahm[3]) gibt. 5. Zu den Schmelzöfen. 6. Auf die Geschwulst gebunden, so „vom bösen Luft"[4]) herkommen. 7. Vor ein Präservativ in Feld und Äckern, wo die Würm (und) Käfer schaden. 8. Vor die „Früchter", daß der von den Hexen gemachte Schauer oder Hagel nicht schade. 9. Wann das Getreide will ausfliegen. Solches glaubte man in Schwaben von den Benediktus-Pfennigen. Der Fund auf der Helfenburg beweist, daß solcherlei Weihpfennige auch bei uns vorkamen und ohne Zweifel in großer Achtung standen.

Kümmernis. Herr C. Jahnel in Berlin hat uns auf die Münchner Allgemeine Zeitung (Nr. 7, Beilage) vom 10. Jan. 1905 aufmerksam gemacht, wo nach einer Darlegung der Kümmernis-Legende auf den Volto santo[5]) von Lucca verwiesen wird, ein altberühmtes Kruzifix,

---

[1]) II, 504. — [2]) I, 428. — [3]) „Rahm" für „Schmetten" ist auch bei uns sehr üblich. — [4]) Man achte auf die Verschiedenheit des Geschlechtes bei „Butter" und „Luft" sowie auf die befremdende Mehrzahlform „Früchter". — [5]) „Das vornehmste Heiligtum dieser Kirche — in Lucca — besteht in dem sog. Volto santo oder einem hölzernen Kruzifix, welches Nikodemus gearbeitet haben soll. Es unterscheidet sich von anderen, daß der Leib des Erlösers mit einem damastenen, goldgestickten Rocke bekleidet und anstatt der Dornenkrone eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Krone auf seinem Haupte zu sehen ist. Die Einwohner von Lucca verehren es höchst andächtig; es steht auch sogar auf den Münzen des Staates." So schreibt Keyßler (Reisen, p. 405, 406). Hievon muß aber ein anderer Volto santo genau unterschieden werden. Unter den Heiligtümern der Peterskirche in Rom finden wir auch: „il volto santo oder den Abdruck des blutigen Angesichts Christi auf weißer Leinwand" (Keyßler, p. 668). Das „Schweißtuch der hl. Veronika" werden gewiß schon viele Leser gesehen haben, freilich nicht das Original. — „Zu S. Silvestro in Campo Marzo ist das Vornehmste das Angesicht Christi, welches nach des Eusebius Meldung der Heiland selbst auf weiße Leinwand abgedrückt und an Abgarus, den König von Edessa, gesandt haben soll, nachdem der von Edessa gesandte Maler wegen des Glanzes, der vom Heiland ausging, nichts zu Wege bringen können." Der Abdruck

welches den Heiland mit offenen Augen, langem Haar und in einer Ärmeltunika darstellt. Der Heiland trägt eine goldene Krone, reiches Halsgeschmeide, Brustschmuck, Schuh an den Füßen und um die Hüften einen Sammetrock mit Gürtel. Nachbildungen wurden in die verschiedensten Länder vertragen. Als nun aber die Handelsbeziehungen mit Lucca sich allmählich lösten und überall Christus mit der Dornenkrone und dem Lendentuche zur Herrschaft kam, da konnte man sich den Volto santo nicht mehr erklären und versuchte allerlei sagenhafte Deutungen, daß ein Weib am Kreuze hange, worauf natürlich auch für den Bart und die Krone eine Erklärung gefunden werden mußte. Hiemit waren die für die Legende erforderlichen Elemente gegeben. In dieser Art hat Prof. Gustav Schnürer von Freiburg in der Schweiz den Ursprung der Kümmernis-Legende und das Wesen der Kümmernisbilder zu erklären versucht.

Opferkröte und Stacheligel. Voriges Jahr (1904) erschien in Braunschweig ein ungemein wertvolles Buch, auf das wir noch ausführlich zurückzukommen gedenken: Votive und Weihegaben von Richard Andree. Vielen wird es völlig unbekannt sein, daß die „Mutter" (Bärmutter) sehr häufig durch eine Kröte, bisweilen auch durch eine Stachelkugel versinnlicht wird. Augen, Ohren, Arme, Beine, selbst Eingeweide werden in mehr oder weniger roher Weise der Natur nachgebildet, nur die Mutter wird bei Gelöbnisopfern durch eine Kröte oder einen Stacheligel vertreten. „Elisabeth Riedlin von Seimbach hat die „Beermutter" heftig gebissen" (1588). „Walburg Heislin von Unterschönbach hat die Beermutter 14 Tage lang heftig gebissen" (1592). Sie gelobten dem Nothelfer S. Leonhard eine wächsen Beermutter und wurden beide alsbald gesund. Die Opferkröte reicht von Kärnten und Steiermark durch die deutschen Alpenländer Bayern und Schwaben bis zum Elsaß. Auch in Kümmerniskapellen werden Wachskröten gefunden, welche wegen Hysterie, Unfruchtbarkeit, für günstigen Verlauf der Schwangerschaft und zur Verhütung von Mißgeburten geopfert werden. In Schwaben und im Elsaß gibt es Opferkröten, welche aus Eisenblech geschnitten oder aus Schmiedeisen angefertigt sind. Sie werden von Schmieden und Schlossern hergestellt. Manche Opferkröten gleichen einem Frosche, andere einer Eidechse oder einem Krokodile. Eine Wachskröte aus Berchtesgaden trägt sogar ein menschliches Gesicht. Auch werden manche Opferkröten aus Silber hergestellt. Die Opferkröten aus Eisenblech sind 13 bis 15 *cm* lang. Doch hängt über dem Altare von S. Leonhard zu Aigen am Inn eine eiserne Opferkröte, die über einen halben Meter mißt. Wie die Kröte zu dieser sonderbaren Stellvertretung kommt, darüber sind die Meinungen sehr geteilt.[1]) Aber ganz besonders merkwürdig ist es, daß mitunter sogar bei Männern von einer „Beermutter" die Rede ist. „Georg Spengen von Lauterbach hat die Beer-

---

selber wurde im anstoßenden Nonnenkloster verwahrt, am Hochaltare der Kirche sah Keyßler (p. 744, 745) jedoch eine marmorne Kopie, nach welcher der Heiland Knebel- und geteilten Kinnbart gehabt haben müßte. — [1]) Wenn einmal die Erklärung gelingen sollte, dann wird man vielleicht auch einige Singvögelnamen, die zur Nachbarschaft gehören, besser als jetzt erklären können.

mutter gar sehr gebissen" (1588). Hans Berkmaier von Windhofen hat sich sogar mit drei Beermuttern verlobt (1590). Beide wurden gesund, nebst zwei anderen, welche ebenfalls eine eiserne Beermutter dem hl. Leonhard in Inchenhofen gelobt hatten. Man muß annehmen, daß diese Männer, welche die Beermutter opferten, in Wirklichkeit von einer Kolik oder Ruhr, welche zu jener Zeit sehr heftig wütete, geplagt worden waren. — Zur Versinnbildung einer Mutter wurden aber auch Opferstachelkugeln (Igel, Stacheligel) verwendet. Besonders volkstümlich und verbreitet war diese Opfergabenart in Südtirol, wo die Opferkröte nicht gebräuchlich war. Dr. M. Höfler hat angenommen, daß der Muttervorfall wegen äußerer Ähnlichkeit die Veranlassung zu dieser Opfergattung, die in einigen Wallfahrtskirchen Südtirols sehr häufig und sogar bündelweise zu finden ist, gegeben habe. Diese Opferigel bestehen aus Zirbelholz, seltener aus Wachs oder Eisen. Es gibt große Igel mit 18 Stacheln und kleine mit 40 Stacheln. Der Durchmesser der Stachelkugeln beträgt 8 bis 19 *cm*. Im Kloster Andechs befindet sich ein Votivbild aus dem Jahre 1685. Auf demselben ist bereits ein Stacheligel deutlich sichtbar, ein Zeichen, daß diese Sitte schon aus ziemlich alter Zeit stammen muß.

Frühe Mannbarkeit. Am 16. August 1786 wurden auf die sächsische Festung Königstein zwei Gefangene eingeliefert, deren Verschulden eine sehr eigentümliche und wirklich erzählenswerte Ursache gehabt haben soll. Der Kammerherr und Obersthofmeister Joh. Aug. Gottlob v. Nostitz (1741—1810) hatte mit seiner Gemahlin Christiane Charlotte v. Carlowitz eine Tochter erzeugt, welche 1775 geboren war und 1785 starb, nachdem sie einige Monate vorher im Kindbette gewesen war. Diesen außerordentlichen Vorfall — Mutterschaft eines zehnjährigen Mädchens — hatte Med. Dr. Weiz aus Naumburg veröffentlicht, worüber Nostitz so erbittert war, daß er mit dem Fähnrich Mor. Christian Wilh. v. Wilke den Dr. Weiz beleidigte und mißhandelte. Wegen dieser Tätlichkeit mußten Nostitz und Wilke am 16. August 1786 den Königstein beziehen. Wilke kam bereits am 26. Dezb. in Freiheit, worauf er zu seinem Regimente Haver zurückkehrte. Nostitz mußte nicht nur länger aushalten, sondern als er am 15. Jan. 1787 loskam, geschah es nur deshalb, weil er wegen eines krebsartigen Schadens an der Zunge sich einer Kur unterziehen sollte.[1])

Fernsprechen. Zu den merkwürdigsten Erfindungen des vorigen Jahrhunderts gehört unstreitig das Fernsprechen mit seinen verschiedenen Abarten einschließlich des Fernschreibens. Eine solche Erfindung würde unsern Altvordern als unglaublich erschienen sein, sollte man meinen. Und doch hatten auch schon die Ahnen von der Möglichkeit des Fernsprechens und Fernschreibens eine Ahnung, wobei sie sich allerdings über Weg und Mittel nicht klar werden konnten. Ich will nur zwei Beispiele erwähnen. Der Abt Joh. Tritheim († 1516) von Spanheim schrieb an einen gelehrten Karmeliter Namens Bost, daß er ein großes Werk unter dem Namen „Steganographie" schreibe, welches von geheimen Sachen und Künsten handle, die Niemand vor ihm gekannt und gewußt habe. „Was in meinem entflammten Gemüte sich darstellt," sagte er, „kann ich

[1]) Vgl. Bülau: Geh. Geschichten (1887), p. 276.

einem hundert Meilen von mir Entfernten mitteilen und zwar ohne Worte, Zeichen, Winke; ich habe dazu eine Weltsprache, die aller Welt verständlich ist, die ich nie gelernt noch gehört habe."[1]) Es konnte nicht fehlen, daß der gelehrte Mann in den Verdacht kam, sich mit Zauberkunst abzugeben. Denn durch solch ein Schreiben hatte er selbst veranlaßt, daß ein darauf bezügliches Gerücht in Umlauf kam.[2]) — Ein anderer Fall betrifft den Herzog Friedrich v. Schomberg, der im Auftrage Frankreichs einen Teil der portugiesischen Streitkräfte befehligte und erst am 8. Juni 1668 Portugal verließ und nach Frankreich zurückkehrte. Von ihm erzählten die Portugiesen, er habe seine Depeschen auf ein Glas geschrieben, das er gegen den Mond gehalten,[3]) auf welchem Mazarin dieselben mit Hilfe eines Teleskops gelesen habe.[4]) Nach diesem Märchen hätten Menschen, welche auf derselben Erdhälfte wohnten, sich in mondhellen Nächten mit Hilfe des Mondes verständigen können. Jetzt ist eine solche Verständigung bei Tag und Nacht selbst mit den Gegenfüßlern möglich.

Plumpsack. Mit dem Namen „Plumpsack" habe ich mich schon einmal beschäftigt. Das Plumpsackspiel mag als harmlos erscheinen, aber namentlich der zweite Teil des Wortes „Plumpsack" ist ohne Zweifel phallischen Wesens. Für diese Erklärung spricht auch die Gestalt des beliebten Spielgerätes, und das laute Gelächter, welches diese Spiele zu begleiten pflegt, bezeugt vielleicht, daß eine Ahnung von der ursprünglichen Bedeutung auch jetzt noch nicht völlig erloschen ist.[5]) In manchen Gegenden Norddeutschlands stellt sich das Volk rund um das Osterfeuer, einer verläßt die Reihe, geht mit einem Klumpsack auswärts um den Kreis und gibt jedem einen Schlag wobei er singt: „Sieh dich nicht um, das Foesken,[6]) das kommt!" In Berlin, wo ein ähnliches Spiel zu jeder Jahreszeit begonnen werden kann, heißt es: „Seht euch nicht um, der Klumpsack geht rum!" Das Spiel ist auch in Bremen bekannt, wo es heißt: „Der Fuchs (vos) geht um." Doch heißt hier das zusammengedrehte Taschentuch „tagel", was nichts anderes ist als zagel (zahl). So hieß es im Reinhard Fuchs (V. 819, 820) vom Wolf: ouch klagte sêre her Isengrîn den vil lieben zagel sîn. Der Zagel oder Zahl hat sich noch in „Katzenzahl" (Katzenschwanz) erhalten.[7]) Schließlich

[1]) Der Ausspruch gemahnt an das bekannte „Gedankenlesen", nur daß dieses durch unmittelbare Berührung, nicht aber auf hundert Meilen Entfernung ausgeführt zu werden pflegte. Übrigens erinnere ich mich auch an einen blinden Herrn, von welchem gesagt wurde, daß er trotz seiner Blindheit sehen und sogar lesen könne. — [2]) Reiche: Preußens Vorzeit, II, 140. — [3]) Seit dem Altertum hat man Lichtstrahlen oder Funken mit Hilfe von Spiegeln auf ungeheuere Entfernungen versandt und dadurch Nachrichten übermittelt. So benützten die Athener zu solchem Zwecke nach der Schlacht bei Marathon das Sonnenlicht und einen spiegelneuen Schild. Welches Mittel aber Schomberg angewandt haben sollte, um ein Abbild seiner Depesche auf die Mondscheibe zu werfen, das entzieht sich aller Erörterung. — [4]) Vgl. Bülau: Geh. Geschichten (Leipzig 1887), p. 125. — [5]) Erk.-Klub, XXV, 74. — [6]) Bedeutet wohl „Füchslein". — [7]) Es ist nichts Seltenes, daß durch eine Synekdoche ein Teil für das Ganze steht. So sagt man in der Mundart nicht selten: „alter Sack, dummer Sack, verrückter Sack (sôk)", aber man spricht auch von „Taschen" und „Büchsen", wie denn ein Vater vieler Töchter wohl auch als „Büchsenmacher" bezeichnet wird.

bleibt es bemerkenswert, daß durch den Priapus bei dem Osterfeuer und bei dem Notfeuer der Gott „Freyr“ verehrt wurde.[1])

Tauschkenfest. Am 19. Dezb. 1899 schrieb mir Herr Pfarrer Ant. Herglotz aus Bleiswedel: „Ob Tauschken nicht einen Umgang am Tage (21. Septb.) des hl. Matthäus (Matouš) bedeutet?“ Den Freunden unserer älteren Volksbräuche sind die „Tauschkenfeste“ wohl bekannt, da in alten Gemeinderechnungen sehr häufig von ihnen die Rede ist. Es war ein Trinkfest oder Gelage nach der Grenzbegehung, welche gewöhnlich zur Pfingstzeit stattfand[2]) und von der Gemeinde durch eine Bierbewilligung ausgezeichnet wurde. Der Gebrauch ist offenbar sehr alt und wenn man genauer nachforscht, sehr eigentümlich. So sagt Reinsberg-Düringsfeld: „Beim Gang um die Grenzsteine, Grenzpfähle und Grenzmarken der Gemeinde[3]) wird ein Trinkfest gefeiert, das doušky genannt wird und wozu die Nachbarn zu Hause Brotkuchen backen, die sie dann in das Wirtshaus tragen, wo man sich bei Tanz und Gesang, Bier und Branntwein vergnügt.“ Die Schreibung doušky scheint richtig zu sein und ist jedesfalls sehr beachtenswert, was die von Jul. Lippert aus dieser Namensform[4]) gezogenen Folgerungen dartun. J. Lippert[5]), der den flachen Brotkuchen (hnětinky), einem altertümlichen und wenig leckeren Gebäcke, das bei den doušky-Feierlichkeiten vorkam, ein ganz besonderes Gewicht beilegt, verweist auf die Tatsache, daß eine solche festgehaltene Speiseordnung immer auf einen sehr alten Brauch schließen läßt. „Wir finden aber die Erklärung mit aller wünschenswerten Deutlichkeit in dem Namen, den diese Feste führen. Die Bezeichnung derselben (doušky) ist völlig analog der Bezeichnung des polnisch-litauischen Seelenfestes „Ahnen“ (Dzjady). Der Slawe weiß es nicht mehr, aber er benützt jede dieser Gelegenheiten, um seine „Seelchen“ zu sich zu laden. Es hindert nicht, daß er sie offiziell im Fegefeuer glaubt und selbst die Namensform schon etwas veraltet klingt.“ So ist also unser „Tauschkenfest“ ein uraltes Seelenfest, womit mir Name und Sache hinlänglich erklärt zu sein scheint.[6])

Das Anbinden. Zur Zeit unserer Gymnasialstudien haben wir nicht selten den Leuten im Hause eine Namenstagsmusik gemacht, zum Ersatze für das musikalische Ständchen, welches bei vornehmeren Persönlichkeiten wohl noch üblich war. Einer nahm eine Guitarre, der Andere eine Geige, der dritte einen Blechtopf, der vierte zwei Blechstürzen, der fünfte eine Kindertrompete. Der Lärm war die Hauptsache, aber Niemand nahm an dieser „Katzenmusik“ einen Anstoß. Im Gegenteil, das Ereignis wurde jederzeit als eine Ehre und Aufmerksamkeit angesehen.

Nicht viel vornehmer war die musikalische Leistung, wenn Jemand

---

[1]) Kuhn: Westfäl. Sagen, II, 136—40. — [2]) Brandl: Glossar, p. 39; Hallwich: Graupen, p. 191; Festkalender, p. 418. — [3]) Aber auch bei andern Gelegenheiten, wie beim Verkaufe des Gemeindegrases, beim Anrichten der Gemeindewege, dem Ausräumen der Teiche und Fischhälter, dem Reinigen der Brunnen oder bei der Ankunft eines neuen Nachbars. — [4]) duše Seele; douška — früher dauška geschrieben — bedeutet „Seelchen“. Aus dauška entstand unser Wort „Tauschken“. — [5]) Christentum, Volksglaube und Volksbrauch, p. 642. — [6]) J. Lippert vermutet, daß auch der deutsche „Leinkauf“ ähnlichen Ursprunges sei wie das „Tauschkenfest“.

in meiner Heimat „angeblasen"[1]) wurde. Einmal traf es sich, daß während meiner Anwesenheit im väterlichen Hause mein Namenstag (13. Juni) gerade auf den Pfingstsonntag fiel. So wurde ich denn auch „angeblasen" — mit einer Geige und einer Guitarre. Die Anblasenden konnten aber nur ein einziges Stückchen, das sie denn auch, der Ausgiebigkeit wegen, etlichemal wiederholten.[2])

Minder umständlich, aber bei uns weit verbreitet, war das „Anbinden" derjenigen, welche ihren Namenstag zu feiern hatten. Oft wurde dabei große Hinterlist angewendet. Und je unvermerkter das „Anbinden" geglückt war, desto größer war allseits das Vergnügen.

Nun habe ich aber vor einiger Zeit gefunden, daß das „Anbinden" in unserer Landschaft eine sehr alte und ehedem sehr vornehme Sitte war, wie ich es aus den Rechnungen der „Löbl. Cantorey" in Böhm. Kamnitz nachweisen will. Darnach wurde dem Festtagskinde am Namenstage ein Ständchen gebracht, und hiebei geschah das „Anbinden", wie es scheint, durch ein vier Ellen langes Band. Handelte es sich um eine sehr vornehme Person, so wurde hiezu ein ganz neues Band gekauft. Mit dem „Anbinden" war wohl auch eine Verehrung von Wein, Konfekt, und Lemonie verbunden. Die Lichter, von denen die Rede ist, dienten zur Beleuchtung während des Spieles, vielleicht auch während des Biertrinkens. Denn das Bier, welches bei solchen Gelegenheiten unter den Auslagen erwähnt wird, wurde ohne Zweifel nach dem Schlusse des Ständchens von den Mitgliedern der „löbl. Cantorey" gemeinsam getrunken.

Der Beglückwünschte bedankte sich für die ihm erwiesene Ehre entweder durch Bier oder durch Geld. Doch nehmen wir zuerst die Belegstellen.

1687. An St. Georgy, wie Herr Dechant und Herr Hauptmann angebunden wurden, vor 6 Ellen Band 22 kr.

1688. Von dem Herrn Dechant zwei halbe Tonnen Bier empfangen wegen der Anbindung.

1690. An S. Wenceslai, als Ihr Gnaden der junge Graf[3]) angebunden wurde, vor vier Ellen Band 32 kr.

1697. Den St. Johannstag, als der Herr Hauptmann, Herr Forstmeister und Herr Kornschreiber von einer löbl. Cantorey ange-

[1]) Dieser Ausdruck zeigt uns hinlänglich, welche Instrumente ursprünglich bei den Namenstagsständchen üblich gewesen sein müssen. — [2]) In Sukorad sah ich, daß einer Dame wegen ihres Namenstages nebst dem Ständchen ein Fackelzug veranstaltet wurde. Ähnliches kommt, wenn auch selten, doch selbst in kleineren Verhältnissen manchmal vor. So sah ich vor einigen Jahren einen langen Fackelzug wegen einer silbernen Hochzeit vor meinem väterlichen Hause aufziehen. — [3]) Daß der junge Graf ein Kinsky war, ist selbstverständlich. Wahrscheinlich war es Joh. Wenzel Oktavian Kinsky, der älteste Sohn des kinderreichen Grafen Wenzel Norbert Oktavian Kinsky. Er war 1671 geboren, vermählte sich mit Eleonore v. Bülau und starb am 27. Aug. 1733. Mit seiner einzigen Tochter M. Anna, welche 1699 geboren war und einen Grafen Wratislaw heiratete, erlosch am 26. März 1737 seine Nachkommenschaft. Übrigens wurde dieser Erstgeborene von seinem Vater aus mir unbekannten Gründen zurückgesetzt, so daß das Fideikommiß und später auch die Fürstenwürde des Hauses Kinsky an seine jüngeren Brüder, bezw. deren Nachkommenschaft gelangt ist. Folkmann: Kinsky, p. 52. Auch Generalübersicht. Paudler: Kinsky, p. 2.

bunden worden ist, 4 Pinten Wein, Zitronen und Konfekt verehrt worden, für 2 fl. 15 kr. Dafür wird am 29. Juni vom Herrn Hauptmann und Herrn Forstmeister wegen Angebindes ein Viertel Bier verehrt, desgleichen vom Kornschreiber ein Eimer.

24. Juni 1701 bei Anbindung des Herrn Hauptmanns und Herrn Kornschreibers auf Lichter 12 kr., auf Bier 12 kr. Als dem Herrn Hauptmann an seinem Geburtstage zwei Pinten offerirt wurden, 44 kr. Item auf Zitronen und Konfekt 20 kr. Den 20. Juli, als dem Herrn Kornschreiber an seinem Geburtstage Musik gemacht wurde, für 4 Pinten Bier 16 kr., Lichter 6 kr. Als ihm 2 Pinten Wein offeriret wurden, 44 kr. Für Zitron und Konfekt 16 kr. Vom Herrn Hauptmann wegen Anbindung Diskretion eine Tonne Bier. Von Herrn Kornschreiber Diskretion ein Eimer Bier. Item vom Herrn Forstschreiber eine Tonne Bier.

1702. Bei dem Herrn Burggrafen[1]) bei seiner Anbindung nach verrichteter Musik Trunk 18 kr. 1702 bei Anbindung des Herrn Forstschreibers nach verrichteter Musik auf einen Trunk geben 18 kr. Vor eine Zitrone und andern Konfekt 10 kr. Vor 2 Pinten Wein dem Herrn Forstschreiber 40 kr.

1703. Bei Ihro Hochgräfl, Gnaden Franz Antony Anbindung auf Konfekt und 3 Pinten Wein 1 fl. 15 kr. Auf einen Trunk geben 45 kr. Vor Licht 6 kr. Dieser Franz Antony,[2]) welcher 1705 der „Cantorey" 1/2 Tonne Bier und 3 fl. 54 kr. an Geld verehrte, hatte damals einen Hofkaplan, welcher der „Cantorey" 1 fl. gab.

1715. Vom Anbinden an St. Görge dem Herrn Pater Görge Heinrich Bloch 2 fl. Mehr von dem Görge Elster 2 fl. und von dem Herrn Schiffner von S. Görgenthal 1 fl.[3])

Noch möchte man fragen, wie die Sitte des „Anbindens" zu erklären ist. Daß es sich dabei um eine Gefangennahme handelt, ist nicht zu bezweifeln. Nur fragt es sich um deren Anlaß und Zweck. Vom „Verschnüren" meint man, es erinnere an die Bauopfer jener Zeiten, in denen man Fremde abfing und lebendig in Brücken und Burgen vermauerte, wofür zum Beweise eine Unzahl von Sagen und Belegen beigebracht werden kann. Aber wie käme eine solche Deutung zum Namenstage?

Und doch kann nach bewährten Mustern eine solche Deutung versucht werden, obwohl man nur mit Grausen an ihre Glaubwürdigkeit denken kann. Ähnlich wie mit dem Verschnüren, welches an die vormaligen Bauopfer erinnert, steht es mit dem „Anbinden", wobei wir, wenn wir die Sache glauben könnten, an eine urchristliche Zeit erinnert würden, in welcher einem Schutzpatron zeitweise an seinem Festtage ein

[1]) Des Burggrafen Anbindung wird auch 1703 erwähnt. Er verehrte 1/2 Tonne Bier. — [2]) Es handelt sich offenbar um den Grafen Bernard Franz Anton (1676 bis 1737), welcher kränklich war und nach dem Tode seines Vaters für blödsinnig erklärt wurde. Paudler: Kinsky, p. 2. — [3]) 1687 wurde von Herrn Hanß Salmon aus Rumburg 1 fl. verehrt. Doch weiß ich nicht, ob es aus Anlaß der „Anbindung" geschah. Übrigens wiederholen sich die Angaben über das „Anbinden" sehr mannigfach. Doch glaub' ich, daß Obiges genügen wird, den Hergang verständlich zu machen und es wird nicht nötig sein, jede Einzelheit zehnfach wiederzukäuen.

Menschenopfer gewidmet wurde und zwar ein Mensch, der denselben Namen trug und schon durch diesen Namen als Opfer gekennzeichnet war. Nun kamen sie also am Vorabende des Festes mit großem Lärm, damit Jedermann sich zurückziehen und das Opfer seinem Schicksale überlassen könne, und banden den Opfermenschen, um ihn leichter fortzubringen und seinem Schicksale zuzuführen. Später als man der blutigen Opfer sich zu schämen anfing, wurde es dem „Opfer" oder Namenstagskind gestattet, sich durch ein Geschenk zu lösen. Das „Anbinden" blieb, aber der Ursprung der Sitte geriet allmählich in Vergessenheit.

Ich habe schon angedeutet, daß mir diese Erklärung als sehr bedenklich erscheint. Aber sie paßt ganz vorzüglich zur Erklärung anderer Vorgänge aus dem grauesten Altertum. Noch mehr. G. Fr. Daumer reihte in seine „Geheimnisse des christlichen Altertums" (II, 7—10) einen Abschnitt, dessen Überschrift „Menschen, ihren Namensheiligen und an ihren Namenstagen zum Opfer fallend," die Ansicht des Verfassers deutlich genug bezeichnet. Er legt aber besonderes Gewicht auf die „Johanneskinder" und auf den „Kunigundentag". Hätte Daumer unseren Gebrauch des „Anbindens" gekannt, er würde ihn gewiß als ein äußerst gewichtiges Zeugnis für seine Behauptung angeführt haben. Freilich, wenn die Erklärungen von Daumer und Anderen alle richtig sein sollten, dann müßte das ganze Altertum voll Blut, Mordtat und Greuel gewesen sein.

Doch welches auch der Ursprung des „Anbindens" gewesen sein mag, dieser Brauch blieb bis in die neuesten Zeiten und galt bei Alt und Jung als ein wichtiger Teil der Namenstagsfeier.

Die Renovation des Magistrates in Auscha vor 175 Jahren.

Von Josef Jarschel, Bürgerschullehrer in Bensen.

In einem alten, abschriftlich in meinem Besitze befindlichen Dokumente aus jener Zeit hat der damalige Stadtschreiber von Auscha den Hergang bei der Erneuerung des Magistrates ziemlich ausführlich beschrieben. Auscha gehörte damals unter die sogenannten untertänigen Städte, d. h. es hatte an seine Obrigkeit, damals das Jesuitenkollegium zu Sankt Klement in der Altstadt von Prag, beziehungsweise nach Liebeschitz, welches der Sitz der Obrigkeit speziell war, Verbindlichkeiten zu leisten, über welche wir später einmal ausführlich berichten wollen. An der Spitze der Stadt stand ein Magistrat mit einem ungeprüften Bürgermeister und Stadtrichter. Die Mitglieder des Magistrates wurden alljährlich von der Obrigkeit eingesetzt. Im Jahre 1731 fand hiebei nach dem vorliegenden Berichte des Stadtschreibers folgender Vorgang statt:

„Beschreibung der Ratsverneuerung, so den 11. September 1731 geschehen.

Nachdem Ihro Hochwürden Herr Pater Superior Gregorius Widmann den 31. August intimiren[1]) lassen, daß Ihro Hochwürden

[1]) mitteilen.

und Gnaden Herr Pater Rektor Julius Zwicker den 11. oder 12. September den Stadtrat zu renovieren geruhen wollen, als ist den 6. September die Session gehalten und nach verrichter Session ein jeder Ratsverwandter[1]) auf die Vakantstelle sein Votum — dem obrigkeitlichen Richter Herrn Johann Piller (welche Vota der Stadtschreiber annotiert)[2]) gegeben und dieselben, nachdem hochbesagter Herr Pater Rektor den 9. abends ankommen, und früh den 10. dito zu Liebeschitz beneventiert[3]), sind ihm eingehändigt worden, worauf er, nebst dem Herrn Pater Superior und anderen zwei geistlichen Herrn, den 11. dito früh unter Geläut der Glocken in die Stadt kommen und vor der Kirchen abgestiegen, und darauf gesungenes Hochamt mit vorhergehender veni S. Spiritus[4]) gehalten worden. Nach vollendetem Amt hat sich die Burgerschaft in zwei Reihen von der Kirchen bis zum Rathause[5]) gestellt und hocherwähnter Herr Pater Rektor nebst anderen Herrn Geistlichen zwischen der Burgerordnung sich aufs Rathaus begeben und nachdem sie sich niedergesetzt haben, ist die ganze Burgerschaft berufen und Herr Primator[6]) und Burgermeister den Stadtinsiegel[7]), wie auch der Stadtrichter die Gerichtshand[8]) und Siegel abgelegt und darauf die Oration[9]) vom Stadtschreiber geschehen, nach diesen sein ihrer Pflicht entlassen und allesammt abgetreten.[10]) Hernach die Gemeinde allein berufen und ob sie etwas wider den Magistrat zu klagen oder sich zu beschweren hätte, befragt, welche aber nichts vorzubringen gehabt und weilen der Herr Herrenrichter designieret[11]), ist darauf die Ratsstuben eröffnet und von dem Herrn Hauptmann[12]) Karl Clemens folgender gestalt publiziert worden:

Zur größeren Ehre und Glorie Gottes, zu Verehrung der allerheiligsten Mutter Gottes und von der Erbsünde unbefleckten Jungfrau Maria und allen Auserwählten, zu mehreren Aufnehmen der wahren katholischen Religion, zur Vertätigung und Erhaltung guter Polizei und Friedensordnung, Beförderung der Gerechtigkeit, dem Gemeinnutzen und dieser Stadt zum Besten ist heute, den 11. September Anno 1731, der Privilegien gemäß die Verneuerung des Magistrates und anderen Beamten von Ihro Hochwürden und Gnaden Herrn Pre.[13]) Julio Zwicker, des hochlöblichen Clementinischen Collegy Soc. JESV in der königlichen alten Stadt Prag, Rectore, als dieser Stadt Erbherren, geschehen und benennt worden: Herr Wenzel Johann Liehre, obrigkeitlicher Richter. — 1. Primas: Herr Georg Richter, 2. Herr Johann Piller, 3. Michael Körpert, 4. Andreas Jarschel, 5. Franz Pfeiffer, 6. Wenzel Strohl, 7. Samoel Kraus, 8. Tobias Walter, 9. Johann Georg Richter, 10. Wenzel Ducke, 11. Ignaz Brandtmayr, 12. Josef Clor.[14]) — Stadtrichter: Wenzel Hietter. — Gemeindeälteste: 1. Herr Josef Teicher, 2. Josef Reintsch, 3. Georg Richter, 4. Ignaz Sembsch. — Kontributionseinnehmer: Wenzel Schleicher. — Kirchen-

[1]) Ratsherr. — [2]) aufgeschrieben. — [3]) bewillkommt. — [4]) Komm, heiliger Geist. — [5]) Jetzt das Haus links unter dem Sparkassagebäude auf dem Marktplatze. — [6]) jetzt etwa Bürgermeister. — [7]) jetzt noch im Besitze der Stadt, aber nicht mehr gebraucht. — [8]) jetzt im Auschaer Museum. — [9]) Rede. — [10]) nämlich die früheren Ratsherren. — [11]) bezeichnet worden war. — [12]) Amtshauptmann in Liebeschitz. — [13]) Patre. — [14]) später immer „Klar".

väter: Wenzel Hietter, Wenzel Sembsch. — Item SS. Trinit.:[1]) Hans Georg Liehre, Hans Kinel. — Waisenherren: Wenzel Ignaz Liehre, obrigkeitlicher Richter, Johann Piller, Ratsverwandter. — Spitalväter: Georg Richter, Samuel Kraus.

Nach dieser geschehenen Promulgation[2]) haben sie gewöhnlichermaßen Jurament prästiert,[3]) wie auch die neuen Bürger, Vorstädter und Häusler das Eid der Getreu und letzlich professionem fidei[4]) allesammt geschworen. Und damit wiederum Ihro Hochwürden dem Herrn P. Rektor in die Kirchen ordentlich nachgefolget und nach Te Deum Laudamus den Segen bekommen.

25. September 1731. Bei Versammlung der Gemeinde ist die Renovation[5]) der Stadtbedienten geschehen und sein erwählt worden: Zehender: auf der oberen Seite:[6]) Josef Pfeiffer, Christof Piller; auf der niedern Seite: Thomas Bartl, Josef Kinel; auf der deutschen Vorstadt: Anton Titze, Franz Absolon, Andreas Hacker, Wenzel Raube; auf der böhmischen Vorstadt: Josef Obst, Josef Groh, Sigmund Parsch. — Bierbeschauer: Hans Georg Richter. — Waagmeister:[7]) Andreas Gleisner, Hans Georg Metzner. — Zolleinnehmer: in der Stadt: Johann Georg Richter, auf der Vorstadt: Wenzel Parsch, Josef Offner. — Rauchfangbesichtiger: in der Stadt Baltzar Piller, Mattes Worbs, auf der Vorstadt Hans Jakob Piller, Hans Wenzel Melzer. — Sackelherren:[8]) Wenzel Tuche, Tobias Sigmund. — Malzsäckeverwalter: Franz Peschke. — Deputierter zum Füllbier: Josef Teicher. — Fleischschätzer: Wenzel Tuche, Josef Clor. — Assessores beim Stadtgericht: Wenzel Strohl, Johann Georg Richter.

Gemeinderechnung vorgelesen und befindet sich vom 1. September Anno 1730 bis 11. September 1731 die Einnahme 740 fl. 19 kr. 3½ Pfg., Ausgabe 628 fl. 50 kr. 3 Pfg. Rest verbleibt 111 fl. 29 kr. ½ Pfg., welchen Rest der neue Herr Primator empfangen."

Die große Überschwemmung Anno 1845.

Am 30. und 31. März 1905 sind es 60 Jahre seit der großen Überschwemmung der Elbe, die im Jahre 1845 sich ereignete und an welche sich die jetzt noch lebenden Elbebewohner mit bangem Schrecken erinnern, besonders jene, welche in diesen Schreckenstagen um all ihr Hab und Gut kamen. Die Bewohner der Unteren Fischergasse und Elbstraße in Tetschen waren am meisten vom Unglück betroffen, denn ihre Häuschen, die meistens von Holz und Lehm gebaut waren, wurden von der Flut weggerissen und fortgeschwemmt, oder die, welche der Wasserflut getrotzt, stürzten noch nach dem Fallen des Wassers ein. Da die meisten vom Unglück betroffenen (deren Namen folgen: Georg Krautl, Konstantin Hönig, Franz Wenzel Jüstel, Franz Königstein, Hieronymus Königstein,

[1]) d. h. Kirchenväter bei dem Kirchlein zur hl. Dreifaltigkeit auf dem jetzt nicht mehr benützten Friedhofe. — [2]) Bekanntmachung. — [3]) den Eid abgelegt. — [4]) das katholische Glaubensbekenntnis. — [5]) Erneuerung. — [6]) des Marktplatzes; den Zehendern oblag die Einhebung des Zehents. — [7]) bei der städtischen Wage. — [8]) Kassiere.

Anton Voigt) nur Fischer und Schiffer waren, ihre Häuschen ihr einziges Vermögen waren, konnten sie, da sie ganz ohne Mittel waren, obzwar viel für die Überschwemmten gesammelt wurde und ihnen auch manche Unterstützung zuteil wurde, ihre Heimstätte nicht mehr aufbauen, außer einem einzigen, der sein Haus wieder aufbaute, welches das Eck der jetzigen Untern Fischergasse bildet. — Auch befinden sich aus diesen jammervollen Tagen in den benachbarten Häusern noch verschiedene Gegenstände, welche auf dem hohen Elbestrome vorbeischwammen und mittelst Haken mit großer Wagnis von Schiffern aufgefangen wurden. So befanden sich in einem Paket Bilder, welche auf einander gelegt waren, zwei Porträts, nämlich ein Mann in Uniform und eine Frau in altdeutscher Tracht. Auf der Rückseite der Bilder war auf jedem ihr Name geschrieben, leider aber fehlte der Name des Ortes. So war auf einem zu lesen: „Veronica Schückin, geb. Laubin am 3. April Anno 1782[1]) im 30. Jahre ihres Alters.“ Auf dem zweiten stand ebenfalls: „Franziskus Schücke am 3. April Anno 1782 im 46. Jahre seines Alters.“[2]) Man hätte die Bilder sehr gern an ihre Eigentümer zurück gesandt, es konnte aber, trotz aller Nachfrage in den an der Elbe gelegenen Ortschaften, nichts ermittelt werden, Zeitungen gab es damals wenige, um es zu veröffentlichen, und wurden auch selten gelesen. — Auch zeigt man ein schönes, von Holz geschnitztes Marienbildnis, welches wahrscheinlich aus einer am Wege stehenden Gedenksäule, von einem Baume oder einer Kapelle fortgeschwommen, wo es zur Verehrung oder zur Erinnerung aufgestellt war.[3])

Zur Erinnerung an jene Schreckenstage erlaube ich mir nun das Lied zu übersenden, welches jene traurigen Tage schildert. Der Verfasser des Liedes ist leider nicht angegeben. Es heißt nur: „Lied eines armen, erblindeten Naturdichters bei Gelegenheit der großen Überschwemmung in Böhmen am 30. und 31. März 1845“.[4])

1.

Hört, Menschenfreunde, an die Klagen
Und Seufzer hier im Böhmerland,
Das in des Märzes letzten Tagen
Beinah' halb unter Wasser stand;
Prag hat schon seit fast hundert Jahren
Nicht solche hohe Flut geseh'n,
Hat solches Unglück nie erfahren,
Das itz durch seinen Fluß gescheh'n.

2.

Vom Regen und vom lauen Winde
Schmolz schnell der tief gefall'ne Schnee;
Das Wasser wuchs furchtbar geschwinde,
Das flache Land glich einem See;
Viel Städte und viel Dörfer standen
Im Wasser tief bei finst'rer Nacht,
In Tod'sgefahr sich schon befanden
Viel Menschen, eh' sie's kaum gedacht.

---

[1]) Wahrscheinlich, wann sie gemalt wurden. — [2]) Beide Porträts befanden sich bei dem Schiffer und Hausbesitzer Franz Althammer (Fischergasse Nr. 219), wurden von dessen Witwe an eine Trödlerin in Bodenbach verkauft und sind vor einigen Jahren bei einem Ladenbrande zugrunde gegangen. — [3]) Das Bildnis der Schmerzhaften Gottesmutter ist in meinem Besitze. Es ist von Holz geschnitzt, aus einem Stück gearbeitet und befand sich seit 1845 bis vergangenes Jahr im Hause des Wenzel Fleck (Fischergasse Nr. 225), allwo die Besitzer es hoch in Ehren hielten und es als eine Gnade betrachteten, daß das Bild bei ihnen aufgefangen wurde und sie es behalten durften. — [4]) Verschiedene Umstände sprechen dafür, daß der blinde Naturdichter niemand anderer gewesen ist als Ludwig Hanisch aus Leipa, dessen Leben und Dichten Prof. Dr. Ferd. Hölzel seinerzeit (Exk.-Klub, I, 123—129) ausführlich beschrieben hat. In der 9. Strophe ist der Verfasser mit seinem Versmaße in Krieg geraten, sonst ist das Gedicht für seinen volkstümlichen Zweck gar nicht übel. A. P.

3.
Laut krachten alle Eisesdecken
Auf jedem Fluß, auf jedem Strom,
Bald sah'n die Menschen sich mit Schrecken
Umtos't vom wilden Wasser schon;
Aus Fenstern, ja von Dächern schallten
Laut Angstgeschrei und Hilferuf;
Um Rettung sah man Hände falten
Zu Gott, dem Vater, der sie schuf.

4.
Der Ströme starke Wellen wühlten
Den tiefsten Grund der Häuser aus,
Und gräßlich wilde Wogen spielten
Selbst bis zum Dach an manchem Haus;
Viel Häuser, Brücken und viel Stege
Die Fluten rissen mit sich fort,
Ganz unzugänglich wurden Wege
Zu mancher Stadt, zu manchem Ort.

5.
Naß, bloß und zitternd für ihr Leben,
Stand dort und sah manch' Elternpaar
Mit Kindern, von der Flut umgeben,
Noch höher steigen die Gefahr;
O, wer vermag sie auszusagen,
In dieser Not, die Angst, den Schmerz,
Welcher an diesen Unglückstagen
Durchwühlt so vieler Eltern Herz.

6.
In finst'rer Nacht, beim Drang der Wellen
Wagt jetzt der Landmann mit Gefahr
Sein Vieh zu retten aus den Ställen,
In die ein Strom gedrungen war;
Mit Schaudern sah man Hütten sinken,
Auch große Häuser stürzten ein,
Die Menschen, nahe dem Ertrinken,
Sie hörte man um Rettung schrei'n.

7.
Viel Holz, selbst Vieh, nebst andern Sachen,
Schwamm auf dem Strome groß und klein,
Der Wasserwellen off'ne Rachen
Verschlangen es in sich hinein;
Wem ist's wohl möglich herzuzählen
Das viel verlor'ne Hab' und Gut?
Wer weiß, ob nicht auch Menschen fehlen,
Die da ertranken in der Flut?

8.
Das Rauschen wilder Wasserwellen,
Mit Sturmgeheul vermengt es sich,
Und mußte Scholl an Scholl zerschellen,
So ward das Tosen fürchterlich;
Man sieht jetzt nun viel Häuser stehen
Zerstört, zertrümmert, öd und leer,
Mit Schmerz muß man auch jammern sehen
Ein ganz verunglückt' Menschenheer.

9.
Daß man der Menschen Leben rette,
Von welchen schon die Hoffnung wich,
Wagten im Nachen um die Wette
Viele edle Menschenfreunde sich,
Gefahr nicht achtend, in die Fluten,
Brachten den halb Verlor'nen schon
Nun Rettung wider ihr Vermuten,
Und Dank ist nun der Retter Lohn.

10.
Prag, Leitmeritz und Tetschen wissen
Von keiner solchen Wasserhöh',
Der Moldau, Elb' nebst andern Flüssen,
Nichts von so vielem Ach und Weh!
Was jetzt manch Kind geseh'n, erfahren,
Wird sich's als Denkmal prägen ein
Und wird als Greis nach vielen Jahren
Von dem Ereignis Zeuge sein.

Tetschen, den 15. März 1905.

Franz Werner.

Gestalten aus dem Volke.

Von Aug. Kögler.

Freudenberg, 27. Juni 1904. Sehr gut gefallen haben mir die „Gestalten aus dem Volke",[1]) womit Sie mir wirklich eine heitere Stunde bereitet haben. Wenn man lauter so alte Bekannte wieder einmal im Geiste vorüberziehen sieht, mit denen man manchmal auch einen unschuldigen Spaß gehabt hat, so ist das immer wieder erheiternd. Besonders waren es manche davon, z. B. „Popelsef"; er war von Pihl oder Pihlerbaustellen. Meist kam er abends; bei Tage schlief er im Walde; seine Bitte war stets, „ich thäte gar schön bitten um a Negel[2]) alten Weißen." Damit meinte er „Kaffee". Traf er mich im Wirtshause: „Ich thäte gar schön bitten um a Stutzel Zigarren." Er war ein leidenschaftlicher Zigarrenraucher. Wenn man ihm auch eine ganze Zigarre

[1]) Exk.-Klub, XXVII, 121—130. — [2]) Neige. Sch.-L.

gab, es dauerte nur ein paar Minuten, so war sie verbrannt. Zündhölzchen hatte er nie bei sich. Es reut mich heute noch, daß ich auf das Lied, welches er immer sang, wenn er tanzte, nicht besser aufgepaßt habe, denn dasselbe mochte ihm auch zu seinem Namen verholfen haben. Der Anfang war: „Als der Herr von Popel kom — Und den Sock vom Rücken nohm". Viele hundertmal hat er es gesungen, aber bei seiner geschwinden Aussprache bekam man den Sinn nicht ganz weg.

Der „alte Bauer" war von „Ermrich" (Ehrenberg), wie er selbst sagte;[1]) er hatte dort ein schönes Bauerngut besessen, das er wahrscheinlich bei Trunk und Spiel durchgebracht hatte. Wenn wir ihm einmal zu nahe traten, so sagte er stets: „Ihr Kinder, stoßt mir den Kasten nicht um, er kost ein ganzes Bauerngut!" Wenn eins sagte: „Warum habt Ihr denn das Bauerngut nicht behalten?" so sagte er ärgerlich: „Wos verstieht denn Ihr, es lost[2]) e Fluch druse; es ös schun da dritte Wert druse." Damit meinte er eben, daß es nicht zum Fortbringen wäre. Die Anfangsstrophen von zwei Liedern, welche der „alte Bauer" zu seinem Kasten mit heiserer Stimme sang, sind mir noch erinnerlich! Das erste war: „Der Hans und die Liese, — kom' mit einander vu da grünen Wiese, — mit a schwerer Hucke Gros, — durch und durch vom Regen noß." — Das zweite: „Ein alter Soldat aus Baiern, — mit ein' geschnitzelten Bein — was braucht man ihn sehr zu bedäuern? — Sein Stolz war das hölzerne Bein."

Der „Semmelmann" war aus dem zweiten Häuschen ober der Steinmühle; es ist an den Straßenrand gebaut, und es führt eine hölzerne Stiege hinauf. Wahrscheinlich war ein Vorfahre ein Schuster, denn es heißt bis auf den heutigen Tag noch beim „Treppelschuster". Der Betreffende war ein alter Veteran aus dem Franzosenkriege. Er war 1814 auch mit in Frankreich. Sein Kanonenkreuz trug er Sonntags stets blank geputzt auf seinem blauen Tuchrocke. Er war Mitglied des Veteranenvereines und ist auch vom Vereine beerdigt worden. Den Namen „Dengel-Hackfch" mochte er erhalten haben, weil er immer mit vielen Weibspersonen nach Sachsen in den Schnitt machte und ihnen die Sicheln dengeln mußte, weil das die Weibsbilder selten können. Sein wahrer Name war Franz Heller.

Der „Backenbirnmann" war aus der Elbegegend; bei Flügeln an der Straße[3]) hatte er seine Niederlage; von dort verhausierte er seine Ware in der Umgegend. Da er gut bekannt und noch ledig war, so kam er auch manchmal in die Rockstube. Wenn ihm ein Mädchen besonders gefiel und sie hatte schon einen Liebhaber, so wollte er sie demselben ab-

[1]) Einem Briefe des Herrn A. Kögler vom 3. März 1905 entnehme ich folgende Stelle: „Wie Herr Gustav Nowak schreibt, soll der „alte Bauer" aus Wolfersdorf gewesen sein. Das wird derselbe gewesen sein, über den Herr R. Maras die schöne Geschichte von dem Leierkastenmanne in seine „Bunten Bilder und Gestalten" (p. 8—14) hineingegeben hatte. Dieser „alte Bauer" war aus Wolfersdorf. Bei diesem hatte aber der Sohn das Gut verlumpt. — Der alte Bauer aber, der in unsern Ort kam, war von Ehrenberg." Demnach gab es einen „alten Bauer" aus Wolfersdorf und einen „alten Bauer" von Ehrenberg. Jeder von beiden hatte einen Leierkasten. A. P. — [2]) lastet. Sch.-L. — [3]) Aus diesem Hause war, wenn ich recht berichtet bin, meine Großmutter. A. P.

handeln, worauf auch mancher Bursche einging. Der Preis war gewöhnlich ein Maßel gebackene Birnen. Wenn ihn dann das Mädchen nicht mochte, so konnte der Bursche, der sie verhandelt hatte, nichts dafür, da waren halt die gebackenen Birnen weg.

Eine von uns Kindern am meisten angestaunte Persönlichkeit war der „Hunde-Zumpe oder Hundeschneider". Derselbe kam alle Jahre zweimal in's Dorf. Er scherte[1]) Pudel, stutzte jungen Hunden die Ohren und den Schweif und kastrierte auch Hunde. Er hatte gewöhnlich einen hohen Hut auf, worauf ein paar Hühnerfedern staken, ferner einen grünen Frack und ein Paar alte, gelblederne Hosen an, auch trug er einen Ranzen auf dem Rücken, woran sein Kochgeschirr hing. An seinem Leibriemen hatte er stets fünf bis sechs Hunde angekettet. Mit diesen trieb er seinen Handel. Dann hatte er noch einen tüchtigen Knotenstock in der Hand, eine Holzpfeife im Munde und eine tüchtige Hundepeitsche unter dem Arme. Gerieten die Köter in Streit, was ja häufig vorkam, so hieb er mit der Peitsche so lange unbarmherzig auf sie los, bis keiner mehr muckste. Ein paarmal habe ich ihn im Walde getroffen, wie er Hunde schlachtete.

Einen heillosen Respekt hatten wir Kinder immer, wenn der „Ofenkehrer" kam, gewöhnlich alle Vierteljahre.[2]) Ich glaube, er war von Ulrichstal. Er war ein kleines Männchen und hatte nebst seiner Kleidung noch einen weiten Mantel, worin er sich einwickelte. Des Nachts schlief er bei den Leuten im Heizofen. Er sagte auch immer, wenn er aus der Mühle kam und ein bissel weiß war: „Ja, wenn man in eine Mühle kommt, sieht man gleich aus wie ein Schwein."

Am meisten hofften wir Kinder auf den mährischen „Gulitschken-Mann", denn da bekamen wir wieder ein neues Gikelmesser. Davon besaß er verschiedene Größen unter verschiedenen Benennungen als Giken, Schnaken, Gulitschken. Dann hatte er noch Wetzsteine und Feuerschwamm für die Raucher. Auch unser Dorfbarbier deckte seinen Bedarf bei ihm. Derselbe verwendete den Schwamm als blutstillendes Mittel und hatte am Sonntage stets ein großes Stück auf dem Tische liegen. Schnitt er einen beim Haareschneiden ins Ohr oder beim Rasieren in die Backe, was gewöhnlich jedesmal geschah — denn das: „er muß Blut sehn", war schon sprichwörtlich geworden — so riß er ein bissel Schwamm ab und drückte es auf die Wunde, dann konnte man gehen. Gewöhnlich bis zum Sonntage war die alte Schramme wieder heil, und man bekam da gewöhnlich wieder eine neue. Und da gab man für Haareschneiden oder Rasieren, für Aderlassen und Blutstillen zwei Scheinkreuzer.

Obwohl jedermann für sein Geld einen Genuß haben will, noch mehr konnte man für diesen Betrag von dem guten Manne nicht verlangen. Besser Gestellte gaben auch drei Kreuzer, dafür verlangten sie aber auch, daß er sich Stockerauer Rasierseife und hohlgeschliffene Solinger-Rasiermesser anschaffen sollte. Das blieb aber natürlich bei dem frommen Wunsche. Beim Haareschneiden hackte er einem mit dem Kamme in die Ohren, daß man hätte Ach und Weh schreien können. Biß einer beim

[1]) schor. Sch.-L. — [2]) Er bediente die „Baueröfen". Sch.-L.

Rasieren vor Schmerz die Zähne zusammen, so fragte er stets: „Schneidet vielleicht das Messer nicht gut?" Da hieß es aber gewöhnlich: „Für sein Geld will man auch etwas gewahr werden." — Sonst war der Mann eine brave, ehrliche Haut, und obwohl er viel mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, war er stets zu allerlei Spässen und Schwänken aufgelegt. Sein guter Humor hatte ihn in allen Lebenslagen nie verlassen. Mit 80 Jahren erzählte er immer noch von verschiedenen Liebschaften und Liebesabenteuern, wofür ihn seine 80jährige Frau viel hundert mal einen alten dummen Esel hieß, was bei den Anwesenden immer allgemeine Heiterkeit erweckte. Samstag abends und Sonntag vormittags war die Stube immer voller Leute, daß manchmal nicht alle sitzen konnten. Manche kamen Sonntag früh und zum Mittagläuten giengen sie erst nach Hause, nur wegen der Unterhaltung blieben sie sitzen. Da gab es keinen Standesunterschied: Junge und Alte, Arme und Reiche blieben sitzen. — Heute geht es überall viel gespannter zu. — Ich habe bei dem Manne, sowie bei seiner Frau, obwohl beide bis in die Achzigerjahre ihre Arbeit verrichteten — er war Strumpfwirker, seine Frau spulte und zwistete — niemals eine Brille gesehen. Diese Leute hätten ein paar Jahre vor ihrem Tode die goldene Hochzeit feiern können, dazu waren sie aber nicht zu bewegen. Jetzt sind beide schon lange Jahre tot. —

Die mährischen Hausierer kommen heute noch, nur keinen Schwamm haben sie mehr, und auch bessere Messer, nicht mehr so viel Eiken. Sie sind immer zu zweien, einer hausiert rechts, einer links durchs Dorf.

Eine von uns Kindern angestaunte Person war der alte „Messinghändler" mit seiner ganz altmodischen Tracht. Er hatte einen großen Hut auf dem Kopfe, eine lange Weste mit großen Messingknöpfen, einen roh leinenen Kittel, Hosen bis an die Knie und Schuh und Strümpfe. Auf dem Rücken hatte er ein Raft,[1] worauf ein Kästchen war, darin hatte er auch eine Wage zum Wiegen. Er kaufte Messing, Zinn, Blei und Kupfer ein und kam gewöhnlich das Jahr einmal. Wo der Mann her war, weiß ich nicht.

Ein paar sonderbare Käuze waren zuerst der „Zwicksche Jakob", der ein Gedächtnis hatte, worum ihn mancher Staatsminister beneidet hätte. Obwohl er viel hunderterlei Sachen in seinem Kramkasten besaß, so hatte er für jedes Ding seinen besonderen Namen. Die fünf Schubfächer in seinem Kasten waren die fünf Weltteile, und man konnte fragen, um was man wollte, er wußte sofort ob es in Asien oder Afrika zu suchen sei. Auch sein Weib und seine Kinder hatten andere Benennung, das Kleinste war's „Brinkel". An seiner Kastentür hatte er die Hausnummern aus dem ganzen Dorfe stehn, wo er etwas verkauft hatte und auch den Betrag dabei. In ein Haus, wo sie ihm nichts abgekauft hatten, gieng er nicht mehr. Vom „Zwickschen Jakob" hat mir heute (8. Juli 1904) einer gesagt, daß er aus dem Leipaer, Haidaer, Zwickauer und Kamnitzer Bezirke alle Ortschaften mit Namen hergerechnet und auch wie viel jeder Ort (ob klein oder groß) Hausnummern hatte. — Ein noch

[1] Bei uns „Raf". A. P.

sonderbarerer Kauz war „Zwecken-Seff“; er ging mit Schuhzwecken hausieren, verkaufte aber in einem Hause nicht mehr als um drei Kreuzer. Er sagte nur: „In anderen Häusern wollen sie auch was haben.“ Wollte man wirklich mehr kaufen, dann mußte in ein Nachbarhaus nachgegangen werden, wo sie manchmal keine kauften; dort konnte man wieder um drei Kreuzer bekommen. Beim Hereinkommen sagte er: „Ihr wath sust nischt keesen.“ Sagte nicht eins geschwind: „O ja, wir kaufen Zwecken,“ so drehte er sich um und ging seiner Wege.

„Harfenseff“ von Meistersdorf, bei dem es im Oberstübchen nicht ganz richtig sein mochte, hatte auch seine eigenen Schrullen. Er kam durch viele Jahre, spielte die Harfe und sang meist sehr zotige Lieder dazu, die ihm oft von anständigen Leuten verboten wurden. Er hatte seine auserlesenen Quartiere und schlief meist sitzend auf einer Bank, seine Harfe im Arme, denn er war immer im größten Kummer, sie könnte ihm gestohlen werden. Auch wegen Vergiften war er in fortwährender Angst. Seinen Kochtopf samt Stürze hatte er stets bei sich, sein Koch- und Trinkwasser holte er stets bei Richter-Jörgen an der Pumpe, und wenn er eine Viertelstunde zu gehen hatte. Stand sein Suppentopf auf der Platte und berührte jemand die Stürze darauf, so schüttete er das Wasser sofort aus und holte sich anderes, wenn er auch noch soweit zu gehen hatte.

Warum der „Meistersdorfer Harfenseff“ sich nicht mehr von seiner Harfe trennte, das erfuhr ich gerade zum Schlusse des Briefes. Obzwar es nicht schön war, will ich es Ihnen doch mitteilen.

Es war einmal an einem Sonntag-Abend auf dem „Bräuhäusel“,[1]) er hatte gespielt, lehnte die Harfe weg und ging einsammeln. Da erpackt ein junger Bursche aus Mutwillen die Harfe und läuft damit zur Türe hinaus. Wie es Seff sieht, schnell nach, doch der Bursche hatte einen hübschen Vorsprung. Nun geht es über Bach und Graben. Harfenseff mit geöffnetem Taschenmesser immer hinten nach. Endlich hatte der Bursche sich in Gesträuche verloren, kam wieder ins Gastzimmer, lehnte die Harfe genau an dieselbe Stelle wo er sie weggenommen hatte und ging fort. Nach längerem Suchen kam auch Harfenseff wieder. Wie er nun seine Harfe stehen sieht, ist er ganz verdutzt, er betrachtet sie nach allen Seiten — nirgends ein Schaden. Er untersucht die Saiten — alles ist in Ordnung. Jetzt beginnt er die Gäste zu mustern — gar keiner fällt ihm auf, es gibt gar nichts Verdächtiges. Die ganze Sache scheint nicht mit rechten Dingen zugegangen zu sein, seit dieser Zeit trennte er sich nicht mehr von seiner Harfe. Meine Frau, welche vom Richter-Jörg-Bauer ist, wo diese wunderlichen Käuze bereits alle ihr Nachtquartier hatten, hat es oft gesagt, daß er sogar des Nachts seine Harfe bei sich hatte. Auch Bar-Anton blieb dort über Nacht, und sie sagt, daß er von Schwoyka war. Auch ein Lied hat sie dort gehört, kann aber nur die erste und vielleicht die letzte Strophe. „Vom Mirtendurfer Honsen. — Mutta, ou, ou, ou, der Mirtendurfer Hons is dou. — A hätt' gern an Fra, ich hätt' gern an Mohn, Mutta, wie Teufel wie stelln ma's denn on?“ — Zuletzt heißt es: „Hatta a schon wos

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XXIII, 33, 34. Sch.-L.

neues dafuhrn? — Mirtendorfer Hons hout seine Alte geschlurn, a houtse geschlurn, a houtse gekloppt, doß is die Haube ei der Stube rimgehoppt." — Vielleicht wäre es in Mertendorf noch aufzutreiben.

Von Weibsbildern kamen die „Mehl-Magdlene" von Ebersdorf mit ihrer Mehlbutte, woraus stets der wöchentliche Bedarf gedeckt wurde. Sie hatte Griesmehl und „Pullmehl". — Dann kam die „Stärkefrau"; sie hatte früher in Leipa gewohnt und mochte, ihrem Anzuge und Benehmen nach, einmal bessere Tage gesehen haben. Sie kam alle vierzehn Tage und hatte nur weiße und blaue Stärke.

Die „Sandauer Grünzeughändlerin" kommt schon mehr als fünfzig Jahre; früher kam ihre Mutter. Solchen Leuten wird schon aus alter Bekanntschaft etwas abgekauft. Im Frühjahr brachte sie Sämereien, Pflanzen und Blumenstöckel.

Aus dem Czechischen kamen: die Frau mit den „Schilf-Pantoffeln" — sie hatte auch Schilftaschen für die Schulmädchen — und der „Strohdeckel-Händler", der aber in Dörfern nur wenig Geschäfte macht, denn da tut ein alter Besen, welcher vor die Haustüre gelegt wird, dieselben Dienste; — der „Schweinetreiber", der so geschickt zu manipulieren verstand, daß man gewöhnlich ein anderes Schwein im Sacke nach Hause brachte, als was man ausgesucht hatte. Freilich gab's da auch manchen Kampf. Auch der „Gänsetreiber" mit ein paar hundert Gänsen; da hieß es die eigenen geschwind in den Stall tun, daß sie nicht, von Wanderlust ergriffen, auf immer verschwanden.

Der „Zwiebelmann" kommt heute noch, und da die deutsche Hausfrau keinen Nationalitätenhaß kennt, so kauft sie ihm doch seine Zwiebeln ab.[1]) Leute, die nicht viel handeln, haut er gewöhnlich übers Ohr. Einen Zopf, den er um 20 Kreuzer bietet, kauft man gewöhnlich um 10 Kreuzer.

Auch der „Schindelfuhrmann", der aus der Gegend bei Hühnerwasser kommt, versteht sein Geschäft. Um seinen Wagen hat er so schöne, breite Schindeln stecken, daß bei jedem die Kauflust erweckt wird. Das sind aber nur die Lockvögel; kauft man noch so viel Schock, breite Schindel hat man keine dabei. Vergleicht man sie mit hiesigen Schindeln, so findet man, daß sie auch viele Zentimeter kürzer sind.

Ähnlich denkt wohl auch der ungarische „Essighändler", welcher mit seinem von zwei Pferden bespannten Wagen die Ortschaften abhausiert. In der Salat- und Gurkenzeit blüht sein Geschäft.

Zwei- bis dreimal jährlich fährt der „Kalkmann" mit einem Fuhrwerke durch's Dorf, von welchem die Leute ihren Bedarf an Weißkalk decken können. Durch viele Jahre kam der alte Phillisch, bis sie ihn irgendwo erschlugen und später bei einem Hochwasser in den Kamnitzbach geworfen hatten. Sie mochten glauben, daß er bis in die Elbe kommen und dann spurlos verschwinden würde. Zufällig blieb er an einem Strauche hängen. Der Mord ist bis heute noch ungesühnt.[2])

Zwei alle Jahre wiederkehrende Gestalten waren zwei Leipaer

---

[1]) Vor etlichen Jahren hat man auch vom Gegenteil gehört. Sch.-L. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 129. Sch.-L.

Juden, wovon der eine im Frühjahre Zickelfelle und im Herbste Hasen- und Kaninchenfelle einhandelte. Der andere kaufte alte Bettfedern ein, die, wie er stets sagte, zur Bereitung von Schießpulver verwendet würden. Ich habe doch bei der Artillerie gedient; da habe ich immer gelesen und gehört, daß Pulver aus Kohle, Schwefel und Salpeter hergestellt wird; von alten Bettfedern habe ich nichts gelesen. Er sagte freilich immer, je älter, desto besser wären sie; ich glaube aber, das mochte nur so eine Finte sein. Ich denke, er wird sie gereinigt und unter neue Federn gemengt und so verkauft haben.

Dann kommen seit meiner frühesten Jugend bereits alle Jahre ein paar Ungarn in's Dorf; sie haben verschiedene Wurzeln, Kräuter und Mixturen. Vor drei Jahren waren die letzten bei mir. Sie sprechen ein gutes Deutsch, sind so ziemlich Menschenkenner und wissen den Leuten von anhaftenden Krankheiten so lange vorzureden, bis es geglaubt wird. Bei Männern raten sie meist nach dem Aussehen auf Goldader oder Magenleiden, bei Frauen auf Geblütsstörungen oder auf Krämpfe. Gibt das Betreffende das eine oder das andere ein wenig zu, dann geht es los: „Hilf der, weil der helfen konnst; jetzt sei mer do; um ein Gulden wirst bei ganzes Leiden los.“ Und so geht es so lange fort, bis endlich die Leute den Gulden zahlen und dafür etwas bekommen, was kaum zehn Kreuzer wert ist. Als ich so 15 oder 16 Jahre alt sein mochte, hatte ich immer Brustschmerzen; das brachte der Webstuhl mit sich. Kommt da einmal ein Ungar herein und kommt nach seinem „Gelobt sei's Christus“ auf meinen Webstuhl zu und sagt gerade: „Bursche, Du bist krank.“ Ich sagte: „Nein.“ — „Ja, Du bist krank, Du hast Brustschmerzen. Hilf der, weil der helfen kannst; jetzt ist's noch Zeit, hilf der, eh' es zu spät wird. Ich gib Dir ein Pflaster, das wird Dich ausheilen.“ Ich wollte erst lange nicht, aber der Mann wußte so lange auf mich einzureden, bis ich mich entschloß, die 35 Kreuzer daran zu wagen. Erst wollte er viel mehr haben. Dann nahm er aus seinem Sacke ein Blatt Papier, schmierte aus einer Blechkapsel wahrscheinlich ein bischen Schweinefett darauf und legte es mir auf die Brust. „So“, sagte er, „das läßt Du so lange liegen, bis es von selbst abfällt; dann hast a Deine Brustschmerzen weg.“ Der Mann war noch keine Viertelstunde fort, so fiel das Pflaster ab, aber die Brustschmerzen blieben.

In meiner Jugend hatten sie immer ihre langen blauen Tuchmäntel über den Mixturen-Sack gezogen, was ihnen das Aussehen eines Bucklichen gab; jetzt haben sie schon viele Jahre weiße Mäntel, wie überhaupt aus weißem, grobem Tuche ihre ganze Montur besteht, welche an manchen Stellen mit schwarzen Schnüren verziert ist. Die engen Beinkleider stecken in hohen Lederstiefeln. Sie sagten früher immer, daß sie das Verhausieren ihrer Sachen für ihren Gutsherrn auf Robot tun müßten. Und wenn das schon früher gewesen wäre, bis in die Jetztzeit gibt es doch in Ungarn auch keine Robot mehr. — Vor etlichen Jahren fragte ich einmal bei einer größeren Zeitung wegen diesen Leuten an; die wußten aber gar nichts davon. Die Leute scheinen auch gutes Leben gewohnt zu sein. Vor drei Jahren, als die letzten bei mir waren, war ich gerade nicht in der Stube, weil gerade Mittag gewesen; so hielten

sie um etwas Essen an. Weil gerade noch übrig, gibt meine Frau jedem einen Teller voll fettgemachte Erdäpfel und fettgemachtes Kraut, wie wir es gehabt hatten. Wie ich hinein komme, stocherten sie darin herum, und einer meinte: „Ja, das Fleisch fehlt." „Nu," sagte ich, „das hättet Ihr Euch mitbringen sollen; übrigens wenn es nicht schmeckt, nur stehen lassen!" Seit dieser Zeit habe ich keine mehr gesehen, ich glaube aber, sie kommen heute noch. Es werden auch nicht nur die Zwei gewesen sein, die immer in unser Dorf kamen.

Seit länger als dreißig Jahren schon kommen ein paar slowakische „Glashändler", sehr brave, gottesfürchtige Leute, der Andreas und der Josef. Alle Sonntage sind sie in der Kirche, wo sie stets kniend mit aufgehobenen Händen ihre Andacht verrichten. Im Frühjahr bringen sie Garten- und Grabkugeln, im Sommer Trinkgläser und im Winter Lampenzylinder. Ihr Revier geht bis über Teplitz hinaus. In der Erntezeit helfen sie, wo sie gerade sind, den Leuten auf dem Felde arbeiten. Es sind ein paar so gute, alte Bekannte, daß ihnen jedermann gern etwas abkauft. Ihren ungemein schweren Glaskorb tragen sie stets auf dem Kopfe. Von ihrer Tracht haben sie nur noch den runden, schwarzen Hut und ihre Ledertasche, welche mit verschiedenen Messingknöpfen besetzt ist, und welche sie wie die Drahtbinder an einem breiten Lederriemen tragen, worauf ein Messingkreuz befestigt ist.

Zuletzt will ich noch des „Maulwurfstellers" gedenken, welcher in einigen Ortschaften den meisten Bauern die Maulwürfe abfing. Es war ein großer Mann und hatte stets einen langen, blauen Tuchrock an. Es war ein Mann, der gern einen Spaß machte, und mancher Schwank wird heute noch von ihm erzählt. Er hatte ein Messer, das war wenigstens einen halben Meter lang und sehr breit, es blitzte immer wie Silber. Maulwurfsfallen mochte er einige Hundert haben. Für jeden gefangenen Maulwurf erhielt er von demjenigen, auf dessen Grunde er gefangen wurde, zehn Kreuzer. Stand er irgend wo auf einer Anhöhe und sah auf einem Felde Arbeiter beschäftigt, so ließ er sein Messer in der Sonne blitzen, daß der Reflex immer über die Arbeiter hin und herflog. Wenn dann die Leute gar nicht wußten, was das wäre, so hatte er seine helle Freude. Viele Tausende Maulwürfe hat der Mann in den vielen Jahren gefangen. Der Mann besaß ein ungemein gutes Gedächtnis, sonst hätte er seine an so verschiedenen Stellen aufgestellten Fallen nicht wiedergefunden. Beim Kaufmann, wo er immer seinen Altkorn trank, kam ich oft mit ihm zusammen und da ärgerte er mich stets mit der „Schüsselkost". Diese bekamen bei den Arbeitgebern Gesellen und Lehrjungen. Es ist das das ganze Essen bis auf Brot und Butter, das sich der Betreffende selber kaufen muß. Stets fragte er den Kaufmann, ob er keine „Schüsselkost" zu verkaufen habe. Einmal, als er mich wieder damit ärgerte, sagte ich: „Essen denn die Maulwurfsteller aus Ziegenfasseln?" Der Kaufmann sagte: „Das war gut gegeben", und der Maulwurfsteller sagte: „Dafür kannst Du auch einmal Altkorn trinken". Das lehnte ich dankend ab, weil ich keinen Schnaps trank. Seit dieser Zeit hatte ich mit der „Schüsselkost" Ruhe.[1]

[1]) Es wäre uns sehr angenehm, wenn uns auch aus dem Niederlande und aus

Jetzt will ich aber sehr schnell schließen, damit einmal ein Ende wird. Denn schon guckt mir Bar-Anton [1]) mit seinem Muttergotteskasten auf dem Rücken über die rechte, der „Schwabenschlosser" mit seinem immer freundlich lachenden Schnapsgesichte über die linke Schulter, und den Geschirrhändler von Guckhahn sehe ich im Geiste seinen Wagen mit Tongeschirr die Straße hinauf ziehen.

Daß Sie, Herr Professor, diese Leute nicht alle kennen lernten, ist leicht erklärlich. Erstens waren Sie von der Heimat seit Ihrer frühen Jugend meist abwesend, und zweitens lag Ihr väterliches Wohnhaus zuviel von der Straße abseits.[2]) Die meisten von diesen Leuten bleiben immer auf der Straße und gehen nur in die zunächstliegenden Häuser.

Jetzt bitt' ich um Entschuldigung, daß ich Sie mit einem so langen Briefe belästigt habe. Sie können es mir aufrichtig glauben, es war wirklich nicht meine Absicht. Als ich mich am 27. Juni niedersetzte, da wollte ich mich nur für die gesandten Hefte bedanken, und da ich gerade die „Volksgestalten" gelesen hatte, vom „alten Bauer", vom „Popelseffen" und vom „Treppelschuster" einige mir gerade bekannten Ergänzungen beifügen. Der erste Bogen sollte dafür ausreichen. Da drängte sich plötzlich der „Backenbirnmann" heran, dann wieder einer und wieder einer, bis die Sache so lang wurde. Vor etlichen Jahren schrieb mir einmal ein Bekannter seine Erlebnisse und Verhältnisse; da waren zwei Bogen voll.[3]) Zum Schlusse schrieb er: „Jetzt, lieber Freund, wollest Du meinen 7 Ellen langen Brief entschuldigen." Das fiel mir jetzt gerade ein, und da dachte ich: „Wie lang mag wohl der meinige sein?" Er war gemessen 240 Zentimeter oder 4 böhm. Ellen lang. Hätt' ich das Papier nur auf einer Seite beschrieben, so wären 8 Ellen zusammen gekommen. So langen Brief habe ich noch keinen geschrieben, und es wird auch der einzige bleiben. Ob Sie ein paar Brocken davon verwenden können, weiß ich freilich nicht, das werden Sie ja sehen.[4])

---

der Gabler Gegend „Gestalten aus dem Volke" bekannt gegeben würden. Natürlich müssen sie liebevoll geschildert sein, und es darf nichts Beleidigendes vorkommen. Sch.-L. — [1]) „Bar-Anton", ein alter Junggeselle, war so eine Art Vorbeter. Er ging auf den hl. Berg, auf Albendorf und noch auf verschiedene Wallfahrtsörter. Er besaß selbst eine „Muttergottes", die er stets in einem Kasten mit herumtrug. Auch die weißen Kleider für die Mädchen, welche bei der Wallfahrt die Muttergottes trugen, hatte er selber stets gewaschen und gebügelt. Im Winter, wenn keine Wallfahrt war, so ging er mit seinem Kasten zu guten Leuten und ließ die Muttergottes „ansehen", alle Jahre meist in einem andern Kleide. Dabei legte er auch den Leuten, am liebsten jungen Mädchen, die Karten auf, was freilich nicht ganz recht zu seiner Frömmigkeit paßte. Er war, wie mir gesagt wurde, aus Schwoyka, manche sagten auch, er wäre von Bürgstein. Vielleicht könnten Sie von dort etwas näheres über ihn erfahren, obwohl er vielleicht schon 20 Jahre tot sein dürfte. Viele Leute hießen ihn nur „Barantel". Ob „Bar Anton" sein rechter Name war, weiß ich nicht gewiß. — [2]) Beide Gründe sind richtig und besonders der zweite von Bedeutung. A. P. — [3]) Wenn wir nicht irren, war es Herr J. Schiefner in Gartling. Exk.-Klub, XXVI, 245. Sch.-L. — [4]) Zum Schlusse will ich noch als Kuriosum mitteilen, daß sie beim Ökonomen Josef Hackel in Windischkamnitz am 12. Juni d. J. von einer Kuh ein Kalb bekamen, welches zwei Köpfe und acht Füße hatte. Es war ganz gut ausgewachsen und lebte auch, aber nicht lange. Derselbe hat das Fell ausstopfen lassen. A. K.

Bücher-Anzeigen.

Von A. Paudler.

War Schiller in Nordostböhmen? Von A. G. Przedak. „Es ist eine ganz seltsame Erscheinung, wie wenig über den Aufenthalt Schiller's in unserer engeren Heimat bekannt geworden ist. Die Biographen gehen mit einigen Sätzen über seinen Aufenthalt in Karlsbad hinweg und es wird sogar bestritten, daß Schiller während seiner Anwesenheit in Böhmen über Karlsbad hinausgekommen sei." So ist es in der Tat. Vor Jahren gab es einmal an der Hochschule eine Prüfung. Die Frage war, ob Schiller auch in Böhmen gewesen sei. Nicht nur in Böhmen, sondern auch in Prag, lautete die Antwort. „Nicht möglich", sagte der Prüfende. Aber es hat sich gezeigt, daß der Prüfling im Rechte war. Schiller war in Eger, in Karlsbad, in Prag und auch in Dux. Nun hat in der Schiller-Festschrift, welche am 6. Mai 1905 dem „Prager Abendblatt" beilag, der Chefredakteur A. G. Przedak die Frage aufgeworfen, ob Schiller nicht auch im nordöstlichen Böhmen gewesen ist. Die Sache verdient unsererseits die größte Beachtung. Im Jahre 1791 kam Schiller am 8. Juli nach Böhmen und am 9. Juli nach Karlsbad. Am 6. August war die Karlsbader Kur beendigt. Aber Schiller kehrte noch nicht nach Jena zurück, sondern besuchte verschiedene Städte Böhmens zum Zwecke seiner Wallenstein-Studien. Zunächst scheint er nach Dux gegangen zu sein, wo er sich einige Tage aufhielt. Casanova geleitete ihn, und Graf Waldstein nahm den Dichter freundlich auf. Für die nächsten Wochen findet sich eine empfindliche Lücke, welche bisher nicht ausgefüllt werden konnte. Przedak vermutet, daß Schiller während dieser Zeit in das nordöstliche Böhmen reiste und hiebei Friedland, Gitschin und Nachod besuchte. Der Gedanke liegt nahe, daß Schiller vom Duxer Magnaten an den Grafen Waldstein in Hirschberg empfohlen wurde. Man kann also annehmen, daß Schiller — nach dem Beispiele vieler Kaiserreisen — von Dux über Teplitz, Leitmeritz, Hohlen,[1]) Habstein, Hirschberg nach Münchengrätz und von dort über Reichenberg nach Friedland sich begab, dann aber bis Nachod vordrang. Daß die Anwesenheit in diesen Gegenden viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, erhellt aus einigen Worten im zweiten Teile der Wallenstein-Trilogie.[2]) „Er hat zu Gitschin einen schönen Sitz. Auch Reichenberg, Schloß Friedland liegen heiter; bis an den Fuß der Riesenberge hin streckt sich das Jagdgehege seiner Wälder."[3]) Von Nachod[4]) fuhr Schiller nach Prag, wo er am 6. September durch das Neutor ankam und im „Einhorn" abstieg. Durch den Torschreiber wurde er als „Herr Schiller aus Pohlen" eingeschrieben, weil er mit dem „Sekretär Schakino aus Pohlen" gefahren war.[5]) Die „polnische Straße" ging von Nachod über Skalitz; „Jaromirz", Smirschitz, Königgrätz, Chlumetz, Nimburg und Lissa nach Prag. Diese Straße muß also Schiller gefahren sein. Der Prager Aufenthalt des Dichters ist mehrfach bezeugt. Dagegen haben wir über die nordostböhmische Reise außer obigen Versen und der Torschreibermeldung in der Prager Oberpostamtszeitung vom 8. September 1791 bisher keine Nachricht, keinen Anhalt. Es wird auch nicht leicht sein, solche Belege zu finden. Torschreiber wird man damals in kleineren Städten kaum gehabt haben. Auch die Fremdenbücher dürften längst verloren sein. Man ist also durchaus auf zufällige Funde angewiesen. Gleichwohl seien die geschätzten Leser gebeten, wenn sie bei irgend einer Gelegenheit eine hieher bezügliche Nachricht finden sollten, eine solche nicht unbeachtet lassen zu wollen. Selbst die geringste Spur kann in diesem Falle für den Forscher sehr bedeutungsvoll werden.

---

[1]) Das nahe Neuschloß konnte besichtigt werden. In Neuschloß wird bekanntlich ein Elenkoller aufbewahrt, den Wallenstein in der Schlacht bei Lützen getragen haben soll. Herr J. Klein, der diesen Koller einmal ausgebessert hat, erklärt ihn für eine ganz vorzügliche Arbeit. Dieser Koller ist, wenn ich mich recht erinnere, mit Silberdraht genäht. Vielleicht gab der Elenkoller in Neuschloß den Anlaß zu folgenden Zeilen in Wallenstein's Lager (6. Auftritt): „Er trägt ein Koller von Elendshaut, das keine Kugel kann durchdringen." — [2]) Piccolomini, III, 4. — [3]) Schiller wußte allerdings auch nie gesehene Gegenden wundersam zu schildern. Doch war zu jener Zeit kaum eine Ursache, Reichenberg und Friedland allein zu nennen, wenn er nicht selber dort war. Sonst hätte er von fünfzig Herrschaften sehr wohl noch einige nennen können. — [4]) Es ist auch denkbar, daß Schiller gar nicht nach Nchod kam, sondern von Gitschin die „polnische Straße" zu erreichen suchte. — [5]) Diese Nachricht ist natürlich keineswegs von zwingender Beweiskraft.

„Edelworte Vater Jahn's. Aus dessen Schriften gesammelt von Louis Funke. Leipa (1905)." Anläßlich des Kreisturnfestes, welches heuer in Leipa stattfindet, ist ein höchst beachtenswertes Büchlein vor die Öffentlichkeit gelangt. Über die verschiedensten Verhältnisse des Menschenlebens, des Volkes, des Staates hat Turnvater Jahn in kerniger, eigenartiger und fast urwüchsiger Sprache seine Ansichten ausgesprochen und sich in seinen Anschauungen nicht bloß als ein echtblütiger Deutscher, sondern oft auch als ein Zukunftskundiger erwiesen. Das erweist schon der einzige Satz: „Der Deutsche muß überall fühlen, daß er ein Deutscher ist, und die deutsche Flagge muß auf allen Meeren gelten." Wer einige Einbildungskraft besitzt, dem werden, wenn er die „Edelworte" auch nur ganz flüchtig liest, Gedankenreihen beifallen, die zu hundert Aufsätzen ausreichen würden. Das Eigenartige des Ausdruckes, das Markige des Inhaltes vermögen aus den Vorstellungsmassen des Lesenden nicht nur einzelne Gedankenfunken, sondern ganze Gedankenbündel hervorzulocken. Nur einige Beispiele! „Volksehre macht jeden Volksgenossen zum Ehrenmann. — Ein Volk ist in der Zerrissenheit nichts als ein Gespenst. — Ein Volk, das seine eigene Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf. — Die Muttersprache lauter und rein zu halten, dazu ist jeder verpflichtet. — Das Heil eines jeden Volkes kann nur aus ihm selbst kommen. — Alte Namen sind Denkmünzen der Vorzeit. Kürze und Wohllaut würden viel gewinnen, wären die Eigentümlichkeiten gewisser Gegenden allgemein bekannt. — Alte Namen von Gegenden muß man nicht gewaltsam vernichten. Die Mundarten erhalten gar viele Urwörter und in ihnen Schlüssel zum Wortschatz. — In die Gemüter der Jugend müssen wir unsere Geschichte hineinbauen. Volkstümliche Denkmale reden lange und laut. Die Sagen liefern die Lichtbilder aus der Gemütswelt des Volkes. — Ein Volk, das ein wahres, volkstümliches Bücherwesen besitzt, ist Herr von einem unermeßlichen Schatze. — Billig sollte, wer an's Volk reden und schreiben muß, sich die Gabe der Volksfaßlichkeit im höchsten Grade erwerben. — Es wird hoffentlich bald dazu kommen, daß jeder, der schreibt, für unehrlich gilt, wenn er sich nicht nennt. Nichts hat die Völker in ihrem Entwicklungsgange mehr gehemmt als die Schnürbrust fremder Rechte." — Doch halt' ein! Wir dürfen doch nicht das ganze Büchlein ausschreiben, welches voll jenes Goldes und Silbers ist, dessen der lesefrohe Mensch begehrt Jeder deutsche Jungmann, besonders wenn er ein Freund des Turnens und der Leibesübung ist, sollte die „Edelworte" seinem Gedächtnisse und seiner Büchersammlung einverleiben. Der geringe Preis wehrt jeder Ausrede.

„Geologisch-petrographische Mitteilungen aus dem Gebiete des Kartenblattes Böhm. Leipa und Dauba, Zone 3, Col. XI der österr. Spezialkarte. Von H. V. Graber in Böhm. Leipa. Mit drei Zinkotypien im Text." (Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, LIV. Band, 1905, Seite 431—459). Unser wiederholtes Ansuchen um einen Sonderabdruck hatte der Verfasser ohne Beachtung gelassen, und so gewannen wir denn die Kenntnis dieser Veröffentlichung aus dem genannten Jahrbuche selbst. Sie ist aus „Neuschloß bei Böhm. Leipa, 13. August 1904" datiert, betrifft also ein Forschungsgebiet, an das sich Namen knüpfen, die der Anstalt, an welcher der Verfasser heute wirkt, der Leipaer Staatsrealschule, zu dauernder Zierde gereichen. Wir beabsichtigen jedoch nicht, die darin niedergelegten, zum Teil eingestandenermaßen noch im Versuchsstadium befindlichen, wissenschaftlichen Behauptungen auf ihre Richtigkeit zu prüfen; das überlassen wir Fachmännern. Wir wollen nur das verzeichnen, was uns im Allgemeinen aufgefallen ist. Und da müssen wir zunächst zugeben, daß diese Veröffentlichung ein wertvoller heimatskundlicher Beitrag ist, der die Hand eines tüchtigen Fachmannes verrät. Gleichwohl will es uns scheinen, als ob wir Vieles, sehr Vieles, was der Verfasser auf sein Konto gebucht hat, schon anderswo gelesen hätten; nur hat hier Manches ein neues Mäntelchen bekommen, wie z. B. der Maschwitzer Berg den „Quarzkeratophyr" und den „Dynamometamorphen Keratophyr" (S. 434). Schwerlich täuschen wir uns; denn so eingeweiht der Verfasser auch tut, er ist doch noch sehr Fremdling auf dem von ihm bearbeiteten Boden, sonst würde er nicht Benennungen gebrauchen, die dem Einheimischen nicht liegen, wie: Zuckmantel, Hirnserteich, „der" Polzen, Wilhoschtberg, Maschwitzberg, Tölzberg, Wachberg bei Barzdorf, Dürcheln; er würde nicht von einer „Mühle von Bokwen bei Pihl" und nicht davon sprechen, daß in den Eisenwerken von Hammer der Eisensandstein von Kummer verhüttet wurde (S. 442); er würde auch nicht behaupten dürfen, daß von der einstigen Anwesenheit der nunmehr „ganz" zerstörten Teufelsmauer nur noch ein langer Graben zeugt (S. 431), während

wir doch in der zweiten Lieferung der „Heimatskunde des polit. Bezirkes B. Leipa" eine prächtige Abbildung gefunden haben, die den sichtbaren Beweis erbringt, daß noch ganz ansehnliche Teile dieses Naturwunders erhalten und schutzbedürftig sind. Aber dies Alles wäre nicht von Belang, wenn nicht etwas Anderes dabei in Betracht käme, nämlich der Ton sachlich sein sollender Unfehlbarkeit und Überhebung, der in dem Aufsatze angeschlagen wird und der an einer Stelle — auf Seite 453, wo von der „Kuchengestalt" (??) des Wilschberges die Rede ist — geradezu häßlich ausklingt: Die Watzel'sche Erklärung über die Entstehung der Gewitterkugeln wird ebenso verworfen (S. 444), wie die Bieber'sche von dem Aufbau des Maschwitzer Berges (S. 437, 438) und von den Schichtungsverhältnissen bei Pießnig (S. 439); die Wurm'sche Angabe vom Vorkommen anstehenden Basalts am nördlichen Fuße des Kahlenberges (S. 455) ebenso wie die Zimmermann'sche über die Frittung von Quarzsandsteinen (S. 456) u. s. w.; sogar auf den unschuldigen „Krater" am Königsberge erstreckt sich der Geist der Verneinung, der als Sehenswürdigkeit bezeichnet werde, obwohl doch an weit interessanteren Naturgebilden in der nächsten Nähe — die anzuführen der Verfasser jedoch vergißt — kein Mangel sei (S. 454). Nun wohl, die Wissenschaft steht nicht still und darf nicht stille stehen; ist aber damit gesagt, daß die Jüngeren alles Ältere, das ihnen doch als recht bequeme Leiter zum Emporsteigen gedient hat, mit Feuer und Schwert bekämpfen dürfen? Ein solches Verhältnis ist ungesund, ist unwürdig und muß dem Werte jeglicher Forschung Abbruch tun. Wir wollen hoffen, daß uns die weiteren Veröffentlichungen, welche der arbeitsfreudige Verfasser über den Maschwitzer Berg und die Mickenhaner Steine in Aussicht stellt, einen ungetrübteren Genuß verschaffen. Dr. F. H.

„Deutsche Arbeit. Vierter Jahrgang." Das Märzheft bringt zehn Vollbilder von dem Dresdner Professor Emanuel Hegenbarth, der im Jahre 1868 zu B. Kamnitz geboren wurde. Bei der Betrachtung der verschiedenen Tierstücke Hegenbarth's ist mir eine Anekdote eingefallen, welche ein unermüdlicher Humorist, nämlich mein Freund Franz Worm, ein Onkel (Mutterbruder) des Malers Hegenbarth, oft und gern zu erzählen pflegte. Im Kreuzgange der Kamnitzer Marienkirche gab es zu unserer Studentenzeit für uns zwei „Zugstücke", wie ich sie unbedenklich nennen kann. Hier befand sich nämlich außer den beiden „Scherganten", welche den Heiland geißelten, nun aber schon längst abgeschafft sind, so daß man jetzt dieses Schaustück aus unserer Jugendzeit vergebens suchen würde, ein für uns nicht minder merkwürdiges Bild, worauf eine prächtige Kuh dargestellt war, welche dem Betrachtenden ihren vielleicht nicht schöneren, gewiß aber kräftigeren und für die Besitzer zarter Seelen unaussprechlichen Körperteil zugewendet hatte. Das war natürlich eine große Merkwürdigkeit und mußte jedem gezeigt werden, der mit uns den Kreuzgang besuchte. Leider erreichten die Kamnitzer Spötter [1]) schließlich weit mehr, als sie gewollt haben mochten. Denn eines schönen Tages war die Kuh übermalt, und gegenwärtig könnte man vielleicht nicht einmal die Stelle nennen, wo das Hinterteil der feisten Kuh den Beobachter anlachte. Also war die Kuh verschwunden, aber die Erzählung von ihrer „Höflichkeit" hat sich doch fortgeerbt.

Unser Egerland. Im 2. Hefte des IX. Jahrganges bringt Prof. V. Maiwald „Beiträge zur volkstümlichen Pflanzenkunde" nach Schmidt's Blütenkalender (1788), Prof. Joh. Bachmann hat die Egerländer Totenbräuche fortgesetzt, ebenso der Herausgeber Al. John den Sagenschatz des Egerlandes. Auch „Hans Heiling" von Joh. Hahn verdient Erwähnung. Das Lied vom „Schiebbock" (IX, 41), welches zum „Siebensprung" gesungen wird, ist auch bei uns bekannt, jedoch vom Siebensprunge selber habe ich nichts gehört, wohl aber bei Berth. Auerbach darüber gelesen, weshalb ich glaube, daß dieser Tanz im Schwarzwalde sehr üblich sein muß. Einmal heißt es (VII, 142): „Hopser und Walzer und besonders der Siebensprung wurden — von Brosi und Moni — ohne Ende zweistimmig gesungen". Und bei einer anderen Gelegenheit (VII, 138) versprachen alle Gäste, noch zu bleiben, wenn Brosi, der bereits den „Bändelestanz" getanzt hatte, auch noch den „Hoppevogel" und den „Siebensprung" ausführte. —

[1]) Daß die Kritik solcher Spötter nicht immer berechtigt ist, beweist das Kruzifix, welches wegen kritischer Anfechtungen von der Leipaer Polzenbrücke entfernt werden mußte. Ich habe dieses Bild, das sich in einer Seitenkapelle der Leipaer Frauenkirche befindet, schon zahlreichen Malern und Kunstkennern gezeigt, aber bisher hat noch ein jeder von ihnen mich versichert, daß ihm die Mißachtung, welche dem Bilde widerfuhr, völlig unbegreiflich sei.

Besonders beachtenswert sind die Einzelheiten, welche Al. John über die „goldene Stunde" beibringt (IX, 38—40). Es ist merkwürdig, daß ein so weit verbreiteter Gebrauch, der schon durch seinen gleißenden Namen reizen muß, von den Forschern bisher noch sehr wenig beachtet worden ist, aber insbesondere auch nicht von den Malern, denen doch die „goldene Stunde" als eine Gelegenheit, welche das ganze Dorfvolk im besten Schmuck und Gewande festlich vereinigt und überdies von einem Schleier des Geheimnisvollen umschattet ist, hochwillkommen sein sollte. Ich halte, wie ich schon früher[1]) dartat, die „goldene Stunde" für einen heidnischen Totenbrauch, und diese Ansicht wird nun durch Al. John bestätigt. Zu Deslawen bei Jechnitz beginnt die „goldene Stunde" wie bei uns am Kirmsmontage nach dem Gottesdienste, heißt dort aber auch „die Preß" und dauert solange, als ein Talglicht brennt, welches auf dem Musikantenchore angezündet wird, früher aber an einem buntbebänderten Tannenbäumchen befestigt zu werden pflegte[2]). „In der Preß sind die Seelen der verstorbenen Ortsleute anwesend, damit sie eine einzige Stunde am lustigen Treiben der noch lebenden Angehörigen und Freunde sich erfreuen können." Klarer kann doch die ursprüngliche Bedeutung des Brauches nicht ausgesprochen werden als durch diese Stimme des Volksglaubens.[3]) Auch der Gebrauch der Kerze ist gewiß von großer Wichtigkeit, sonst wäre sie überflüssig, weil die Kirmes fast überall in den schönen, hellen Frühherbst fällt. Wenn in Paulusbrunn, wie in Sukorad[4]) und in einigen Dörfern des Mieser Bezirkes die „goldene Stunde" erst nach dem Mittagsessen gefeiert wird, so scheint hier wohl durch andere Umstände eine Verdunklung des ursprünglichen Grundgedankens bezeugt zu sein, jedoch die zeitliche Lösung der goldenen Stunde vom Gottesdienste möchte ich nicht für eine Fortentwicklung, sondern für eine ursprünglichere Form des Brauches halten, die an eine Zeit erinnert, in welcher der Gottesdienst, der die „goldene Stunde" verdrängen sollte, noch nicht eingeführt war. Wenn jedoch die „goldene Stunde" mancher Orten am Faschingmontage oder am Faschingdienstage abgehalten wird, dann scheint mir der Grundgedanke ebenso vergessen worden zu sein, wie in Leipa, wo zur Feier der „goldenen Stunde" ein prunkvoller Wallensteinfestzug durch die Hauptstraßen der Stadt stattgefunden hat. — Besonders beachtenswert ist es, daß die Mädchen zur „goldenen Stunde" sich überall sehr schön anziehen und den kostbarsten Schmuck, die besten Gewänder anlegen, weshalb sie auch für andere Tänze, welche außer und nach der „goldenen Stunde" stattfinden, stets die Kleider wechseln. Die „goldene Stunde" ist daher eine eigenartige, ungemein hochgeschätzte Feierlichkeit, deren Grundgedanke kein unbedeutender, nichtssagender gewesen sein kann. Es war ein Totenfest, bei dem die Lebenden den Toten in Gegenwart ihrer Seelen ein Jahrestanzopfer darbrachten. Ich werde hiefür noch ein besonderes Beispiel darbringen. Der Rasierer J. Schütz aus Leipa war einst bei den czechischen Verwandten seiner Frau auf Besuch. Es wurde gerade die „goldene Stunde" gefeiert, und die Verwandten beklagten unter vielen Entschuldigungen, daß sie ihn als einen Fremden zu dieser Festlichkeit nicht mitnehmen dürften. Das ist doch ein unverkennbares Zeichen, daß es sich bei der „goldenen Stunde" ursprünglich um eine gemeinsame Totenfeier aller Dorfbewohner handelte, an welcher ein Fremder unmöglich teilnehmen konnte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die „goldene Stunde" slawischen Ursprunges ist, aber sie kommt doch auch in deutschen Gegenden vor und erklärt uns wohl auch, warum in unsern deutschen Pfarrkirchen überall am Kirmesmontage ein Gottesdienst für die Verstorbenen stattfindet, der doch ganz unnötig zu sein scheint, weil ja der in dieselbe Jahreszeit fallende Allerseelentag den Verstorbenen zur Gänze gewidmet ist. Die Geistlichkeit hat früher die „goldene Stunde" — natürlich nicht die mit ihr verbundene Seelenmesse, sondern nur die dem Gottesdienste sich anschließende Tanzerei — zu unterdrücken versucht, offenbar weil sie das in der „goldenen Stunde" vererbte Heidentum erkannte. Trotzdem besteht die „goldene Stunde" noch in zahlreichen Ortschaften des Leipaer Bezirkes, und hoffentlich wird uns gerade dieser Umstand die Nachforschungen über diesen Gebrauch und seine Einzelheiten wesentlich erleichtern. Jedesfalls werde ich den Gegenstand fortan noch mehr als bisher im Auge behalten. Wenn die Sache an

---

[1]) Exk.-Klub, XXVII, 154; vgl. XIV, 384. — [2]) Es besteht also eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Maibaum und dem Christbaum. — [3]) Man glaubt überdies, daß dem Bauer, welcher in der „goldenen Stunde" nicht tanze, der Hafer nicht gedeihe. Auch diese Besonderheit ist bedeutsam und erinnert an die befruchtende Wirkung des Johannisfeuers. — [4]) Exk.-Klub, XIV, 384.

mehreren Enden des Landes angefaßt wird, so kann ein voller Erfolg nicht ausbleiben. Ich will nur noch beisetzen, daß ich die „Kirms“ überhaupt für ein heidnisches, erst später verchristlichtes Fest halte. Ich habe mich mindestens seit einem Jahrzehnte aufmerksam mit diesem Gegenstande befaßt und dabei sehr bemerkenswerte Beobachtungen gemacht, aber meine Überzeugung, daß es sich bei der Kirms um ein heidnisches Fest handelt, ist bisher nicht erschüttert, sondern nur befestigt worden. Mit Kirchweih (Weihe der Kirche) hatte die Kirms in sehr alter Zeit ganz gewiß gar nichts zu tun. Triftige Erwägungen sprechen dafür, daß der Seelenkult bei der vormaligen Kirmsfeier eine große Rolle gespielt hat. Es galt den Seelen der verstorbenen Verwandten, der verstorbenen Dorfbewohner. Deshalb erklärt es sich auch, weshalb die Verwandtenbesuche gerne auf die Kirmszeit verlegt wurden. Zur Kirms strebten alle Angehörigen aus der ganzen Umgegend in's Stammhaus. Minder bedeutend war solcher Besuch zum Kirchenfeste. Pfingsten mit seiner herrlichen Jahreszeit, welches dem heutigen Touristen so einladend zu Reisen erscheint, galt vordem nicht als Besuchszeit; noch viel weniger aber Ostern und Weihnachten. An diesen Festen mochten etwa ledige Kinder im Vaterhause sich einfinden, nicht aber verheiratete Kinder, Verwandte und Freunde. Aber zur Kirms kam jeder, wer nur ein Bein hatte. Es war eben ein Verwandtenfest, eine Totenfeier für die Seelen aller verstorbenen Verwandten und Dorfangehörigen. Schließlich dürfen doch auch die zur Kirms üblichen Opfer des Hahnes und des Ziegenbockes nicht unberücksichtigt bleiben.

„Deutsche Klänge. Worte von M. Christel Für gemischten Chor von Joh. Haudeck op. 145. Leitmeritz. Selbstverlag. 1905.“ Über die neueste Komposition unseres geschätzten Mitarbeiters vernehmen wir die Urteile zweier Prager Blätter. — Prager Tagblatt (7. Mai 1905): „Unter diesem Titel (Deutsche Klänge) ist eine neue Komposition des in diesen Blättern schon öfters erwähnten Leitmeritzer Musikers Joh. Haudeck erschienen. Der Komposition ist eine kernig-deutsche Dichtung unterlegt und den schwungvollen Worten entspricht auch die feurige und kraftvolle Vertonung, die sich besonders für deutschböhmische Gesangsvereine zum Vortrage eignet.“ — Bohemia (17. Mai 1905): „Im Selbstverlage hat der bekannte heimische Komponist dieses Weihelied erscheinen lassen, das den trefflichen Ruf, den Haudeck als tüchtiger Musiker genießt, neuerdings rechtfertigt. Seine „Deutschen Klänge“ eignen sich vortrefflich zur Aufführung bei nationalen Feierlichkeiten, sie sind, wenn nach Vorschrift nüanciert vorgetragen, eine gehobene Stimmung hervorzurufen geeignet; ihrer packenden Wirkung auf die Zuhörer sind sie unbedingt sicher.“

„Herzblut. Lieben und Leiden von Ernst Otto Berger. W. Fiedler's Antiquariat. Zittau 1905.“ Neuer Frühling bringt neue Blumen, bringt neue Lieder. Die vorliegende Sammlung von Erstlingen ist ziemlich umfangreich. Der Verfasser, ein Warnsdorfer, wie uns die Kommissions-Verlagsbuchhandlung mitgeteilt hat, besitzt eine achtbare Gewandtheit der Form. In dem übrigens wertlosen Gedichte „Ich hab' gezweifelt“ (p. 46) mag „sein' edelm' Weib“ wohl ein Druckfehler sein. Ich wenigstens könnte diesen Ausdruck nicht erklären. Das „als“ in dem Satze „Und ward als ein wildes Tier“ darf ebenfalls als seltsam bezeichnet werden. Doch ist es vielleicht archaistisch. Einen Spruch wollen wir trotz beschränkten Raumes doch hiehersetzen. „Das ist das Schwerst im Leben: Glück, das man einmal besessen, still wieder aufzugeben und zu vergessen“ (p. 64). Mag wahr und richtig sein, wenn das Glück wie ein Apfel bloß angebissen, aber noch nicht ausgenossen war.

„Karte der sächsischen Oberlausitz und der angrenzenden Teile Schlesiens und Böhmens. Verlag von Arthur Graun, Zittau (1905).“ Diese Karte im Maßstabe von 1 : 100.000 umfaßt nebst der sächsischen Oberlausitz unser ganzes Niederland und reicht im Süden bis Großwöhlen, Großbocken, Komt, Postrum, Kriesdorf und Reichenberg. Es ist alles übersichtlich und gut lesbar. Überdies müssen wir bemerken, daß auch der Kammweg Jeschken-Rosenberg mit blauen Kämmchen eingezeichnet ist. Wer also die Lausitz und unser Niederland besuchen oder darüber Studien machen will, dem kann diese Karte (Preis 1 Mk. 20 Pf.) bestens empfohlen werden.

Am 29. Dezember 1904 sprach Dr. H. Vetters in einer stark besuchten Versammlung des Nordböhm. Exkursions-Klubs über „unsere derzeitige Kenntnis über die Stammgeschichte des Menschen“ und später über denselben Gegenstand in einem Wiener Vortrage am 14. Feber 1905. Hierüber ist nun in den „Mitteilungen des naturwissenschaftlichen Vereines an der Universität Wien“ (III, 25—36) ein ausführlicher Aufsatz erschienen, dem auch ein Verzeichnis der benützten Literatur beigedruckt ist. „Als älteste Menschenart tritt uns Homo primogenius entgegen, der bis in's mittlere Diluvium reicht.“

Vor uns liegen drei Sonderabzüge von Abhandlungen, welche unser Landsmann Privatdozent Dr. F. Strunz in Berlin-Großlichterfelde, veröffentlicht hat. 1. „Die Psychologie des Joh. Bapt. van Helmont in ihren Grundlagen" (Zeitschrift f. Philosophie, 125. Band); 2. „Die Mineralienkunde des Johann Amos Comenius (1592—1670) und ihre Grundlagen" (Janus, 15. April 1902); 3. „Die Entstehungsgeschichte der Lehre von den Gasen" (Janus, 15. Feb. u. 15. März 1903). Wir beschränken uns auf die Wiedergabe einiger Bemerkungen. Comenius stand bezüglich der chemischen Begriffsbildungen und Vorstellungskomplexe unter dem Einflusse des Paracelsus und Libavius, auch war er mit Harsdörffers Deliciae (Nürnberg, 1651) bekannt. Helmont (1577—1644) hat die Mineralien und Bergarten von der Gebärmutter des Wassers abgeleitet, in dem sich auch die Samen vorfinden. Das Wort „Mineral" wollte Comenius aus dem Hebräischen ableiten, der Verfasser aber vom griechischen mna (mina). „Grünspan" wird als viride Hispanum erklärt. „Tinte" kommt von tincta (gefärbtes). scotia war Metallschaum oder Schlacke (faex cuiusvis metalli). Das Quecksilber hielt Comenius für „immer flüssig", so daß es jeder Erstarrung widerstrebt. Der „Bernstein", welcher ehedem als Räucherwerk benützt wurde und von bernen (brennen) abzuleiten ist, wurde auch „Agstein, Agtstein, Augstein" genannt. Von gewissen Tieren stammen besondere Steine, so die Perle (unio), Chelidonius (Schwalbenstein), Alectorius (Hahnenstein), Bufonites (Krötenstein), Ziegenstein (Bezoarstein, der im Magen der Antilope vorkommt). Das Wort „Gas" ist, wie es scheint, zuerst von Helmont gebraucht worden und als seine Wortbildung anzusehen. Er hat das Wort, wie er selbst behauptet, von „Chaos" abgeleitet. Das „Gas" (Wassergeist) war ihm ein luftförmiger Hauch, der sich in der Kälte entwickelt und niemals wieder tropfbar-flüssig wird, wogegen der „Dampf" in der Wärme sich entwickelt und in der Kälte wieder zu Wasser wird. Der Geist (mens), welcher den Menschen vom Tiere unterscheidet, ist nach Helmont unsterblich, unwandelbar, gottebenbildlich, wird keineswegs erzeugt, kommt auch weder von Menschen oder Eltern, entsteht nicht aus einem Samen, noch von sich selbst, sondern aus einem ewigen Ursprunge, welcher an sich selbst ewiges, unendliches, unveränderliches, unauslöschliches Licht und Leben ist. Es empfiehlt sich, die Aufsätze selber nachzulesen.

„Heimatschutz." Der erste Aufsatz des Dezemberheftes 1904 betrifft die arg bedrohten Stromschnellen von Laufenburg, ein zweiter verteidigt die „ästhetischen Interessen", welche angeblich durch kein Gesetz geschützt werden können. Der Aufsatz ist lesenswert. Man vergleiche damit unsern Aufsatz: „Schutz für den Naturgenuß"! Verschiedene Geschichtsvereine haben sich bereits dem Schutze der Heimat zugewendet. Neben den Bauernhäusern verdienen auch die alten Stadthäuser erhalten zu werden. Hiefür ist in Hildesheim viel geschehen. Das Kirchlein in Sesenheim ist bedroht, nachdem das dortige Pfarrhaus schon im Jahre 1835 verschwunden war. Der Stendaler Torturm in Neuhaldensleben ist gesichert, ebenso der gelbe Turm in Königsberg. Eines der allerältesten Häuser in Goslar ist abgetragen worden. Das neue Forsthaus bei Lauenstein wird als überzeugendes Beispiel für die wirtschaftlichen Vorteile volkstümlicher, bodenständiger Bauweise der Beachtung empfohlen. — Das Januarheft bespricht „Trachtenfeste" und „Aussichtstürme". Es ist geraten, die Notwendigkeit eines Aussichtsturmes in jedem Einzelfalle zu prüfen. Insbesondere wird der Wunsch ausgesprochen, daß auf dem Staffelstein bei Bamberg keine „Scheffelwarte" errichtet werde. Dagegen wird die Stifter-Inschrift an den Felszinnen des Dreisesselberges als pietätsvoll gerühmt. Leider ist es die Richtung unserer Zeit, „überall die geschichtlich und landschaftlich weihevollsten Stätten durch Schankwirtschaften und andere lärmende Einrichtungen zu entweihen" (p. 95). Die Pflege der Naturschönheiten blüht zur Zeit ganz besonders im Großherzogtum Hessen. Schon 1898 wurde den Forstbeamten von der Landesregierung nahegelegt, den Naturdenkmälern, den Felsen und alten Bäumen sorgfältige Pflege angedeihen zu lassen. Und ein Vortrag, den Oberforstmeister Heinemann in Gegenwart der höchsten Forstbehörden des Großherzogtums gehalten hat, gipfelte in folgender Entschließung: „Die Bewirtschaftung der Waldungen nach Schönheitsrücksichten ist als ein in den sozialen Verhältnissen der Neuzeit begründetes Bedürfnis anzusehen." Ein Jahr später wurde ein Denkmalschutzgesetz veröffentlicht, das auch die Naturdenkmäler einbezieht. Den Oberförstereien wurde die Pflege und Überwachung der Naturdenkmäler übertragen. Auch wurden Naturdenkmälerverzeichnisse angelegt. Nunmehr ist auch ein Buch über die bemerkenswerten Bäume des Großherzogtums Hessen erschienen. Es schildert 57 Bäume. Zur Veranschaulichung dienen 2 Karten, 34 Lichtdrucktafeln und 34 Textabbildungen. An der

Universität Gießen sollen Vorlesungen über „Forstästhetik“ gehalten werden. So hat sich Hessen gleichsam an die Spitze aller hieher bezüglichen Bestrebungen gestellt. — In Wien ist ein Buch von O. Schwindrazheim über die „Deutsche Bauernkunst“ erschienen. — Mancherlei Wege führen vom Heimatsschutze zur Volkskunde (p. 94).

„Theophrastus Paracelsus: Volumen Paramirum und Opus Paramirum. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Franz Strunz. Jena 1904.“ Wenn man von „bombastischer“ Sprache reden hört oder darüber schreiben sieht und sich dabei erinnert, daß das lächerliche Beiwort von Theophrastus Paracelsus Bombastus v. Hohenheim stammen und seinen Stil verspotten soll, dann ist man wohl geneigt, den Doktor Paracelsus für eine völlig abgetane Größe zu halten, deren Name zwar noch manchmal gehört werden kann, deren Leben und Wirken aber mit einer Menge von Astrologen, Adepten und Marktschreiern nach vollem Recht und Verdienst der Vergessenheit anheimgefallen ist. Wer jedoch die zahlreichen Sagen kennen lernt, welche über Theophrastus Paracelsus im Volke erzählt werden,[1]) wem es zu Ohren kommt, daß man diesem gelehrten Arzte sogar die Kraft zuschreibt, den Tod zu überwinden und den Toten nicht nur lebendig, sondern auch jünger zu machen,[2]) der wird sich überzeugen, daß Theophrastus bis heute noch nicht gestorben ist, sondern im Volke noch immer fortlebt, wie es kaum die gefeiertsten Ärzte alter und neuer Zeit sich errungen haben, so daß wir nur die Sagen von unserm „Doktor Kittel“[3]) mit den Theophrastus-Sagen in Vergleich stellen können. Aber nicht bloß im Munde und Glauben des Volkes ist der gelehrte Doktor Theophrastus Bombastus genannt Paracelsus noch lebendig, auch in der Literatur lebt er wieder auf. Den Beweis liefert sein „Paramirum“, dessen Neuausgabe unser Landsmann Dr. F. Strunz veranstaltet hat. Der Text beruht auf der Quartausgabe, welche Joh. Huser aus Breisgau 1589—1591 durch Konrad Waldkirch in Basel drucken ließ. Druckfehler wurden durch den neuesten Herausgeber nach Möglichkeit berichtigt, Anmerkungen angefügt und bedeutendere Gedanken durch Sperrdruck hervorgehoben. Im Dezember 1529 hatte Paracelsus seine Reise nach Regensburg unterbrochen, und es entstand zu Beritzhausen im Labertale das Volumen Paramirum (de medica industria), welches 1575 bei Christian Müller zu Straßburg in Druck ging. Das opus paramirum entstand in der Zeit von St. Gallen (1531) und besteht aus fünf Teilen oder Büchern, in denen fünferlei Ursachen der Krankheiten zur Erörterung kommen. Der Druck geschah schon 1562, und die einzelnen Teile erlebten zahlreiche Ausgaben, einige davon auch in lateinischer Sprache. Die beiden Paramirum-Schriften bilden eines der berühmtesten und eigenartigsten Werke des Paracelsus. Sie enthalten die wichtigsten Bestandstücke seines Systems und zeigen seine Eigenart als Naturforscher, Arzt und Philosoph. Wir finden in diesem Werke ein feierliches Einheits- und Allgemeingefühl von Gott, Welt und Seele, die Naturphilosophie vom Makrokosmus und Mikrokosmus, die köstliche Freude am Lichte der Natur, auch seine berühmte Theorie von den drei Prinzipien oder substanzbildenden Qualitäten: Schwefel, Quecksilber und Salz. Der Meister bekämpft die Astrologen durch moderne Gedanken über Meteorologie und Klimalehre, er besitzt einen reichen Arzneischatz, beschreibt Ursache, Verlauf und Heilung der Krankheiten und berücksichtigt besonders die Steinbildungen im Menschen. Auch gedenkt er der magnetischen und suggestiven Heilungen sowie der Heilungen durch Imagination. Und wie er es von sich selber sagt, er hat „im Göttlichen gelebt und in der Natur als ein gewaltiger Meister des irdischen Lichtes“. Für die Anatomie, wie wir den Namen jetzt verstehen, war er nicht (p. 114), sondern er spottete über die Welschen in Montpellier, Paris und Salerno, welche „gehenkte Diebe beschauen“. Überhaupt war er in seinem Werke gegen die gelehrten Ärzte oft außerordentlich grob,[4]) daher ist es kein Wunder, wenn Paracelsus von seinen Berufsgenossen auch bitter angefeindet wurde, und wir dürfen es sehr wohl glauben, daß das, was in den Sagen von solchen Anfeindungen erzählt wird, nur teilweise auf Einbildung und Übertreibung beruht, in der Hauptsache aber begründet ist. Er spottet über die, welche das Podagra für unheilbar erklären (p. 224, 225). Die Natur heilt die Wunden, sagt er, aber man muß sie dabei schützen (p. 142). Ein jegliches Ding ist in sich selbst vollkommen, aber einem andern zu seinem Nutz ist es gut oder bös beschaffen

[1]) Freisauff: Salzbg. Volkssagen, p. 258—294. — [2]) Exk.-Klub, XXVII, 419, 420. — [3]) Vgl. Exk.-Klub, V, 1—28. — [4]) p. „Mich wundert, wie sie einander die roten Hütlein aufsetzen und seind so blind, ich mein, sie greifen, wo der Kopf steht.“ p. 197, vgl. p. 209, 215.

(p. 29). Die Milzt reinigt sich nicht durch die Augen d. h. durch Weinen und Lachen (p. 214). „Ein jeglich theil in seinem Leib ist sich selbst sein eigner Magen und scheidet von sich, das nit gut ist oder das es nit haben will und sol: und kein Glied scheidets und kochts vor das ander: allein was der Magen thut, das thut er der ganzen Gemein" (p. 202). Der Unterschied, der zwischen Mann und Frau besteht, bedingt auch den Unterschied ihrer Krankheiten (p. 243, 244). Den Namen „St. Antonius-Feuer" für den natürlichen Brand bekämpft er in sehr beißender Weise (p. 320, 321). Den „Veitstanz" hält er für ein Ergebnis der Verstellung. Und so sind viele Krankheiten entstanden, die vordem nie gewesen sind (p. 321, 322). Die Imagination der Frauen hängt nicht allein von der Begierde, sondern auch von der Erkenntnis ab, daher kann wohl ein Fisch oder eine Erdbeere bei der Imagination wirksam sein, nicht aber ein berühmter Maler oder Meister des Orgelspiels, dessen Erkenntnis fehlt. Wenn aber eine Frau zu solcher Stunde eine Lust ankäm zu stehlen, das wirkt im Kinde,[1]) und wird ihm eingeboren und hängt ihm sein Leben lang an (p. 341, 342). So wird, wer in das Buch sich einliest, jeder gar viel Beachtenswertes finden und wohl auch zu der Überzeugung kommen, daß Paracelsus in der Entwicklung der Wissenschaften eine Rolle gespielt hat. Die Altertümlichkeiten und Eigenheiten der Sprache sind nicht unüberwindlich, und ihr Verständnis wird durch die beigegebenen Anmerkungen sehr erleichtert. „Gilgen" bedeutet: Lilien (p. 109), „Kolbe" ist ein Haarschopf (p. 20), woraus sich eine unserer gröberen Redensarten leicht erklärt. „Geelsucht" (p. 211) ist unsere „gâle sucht" (Gelbsucht), schwinen (schweint p. 220) ist „schwinden". „Chaos" scheint Paracelsus bisweilen für „Gas" zu gebrauchen (p. 161, 202, 217), ein Wort, das von Joh. Bapt. van Helmont (1577—1644) herrührt und von ihm eben aus „Chaos" abgeleitet wurde (p. 161). Auch sagten die Ärzte schon damals, diese oder jene Krankheit komme von der „Cholera" (211, 213). Das äußere Gewand des Paracelsus-Buches entspricht seinem merkwürdigen, altertümlichen Inhalte.

„Das vollständige Registrum Slavorum. Herausgegeben von L. Helmling O. S. B. und Dr. Ad. Horcicka. Prag 1904. Im Selbstverlage des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen." Das Kloster Emmaus in Prag ist dreimal neu besiedelt worden, zuerst bei der Gründung[2]) durch Karl IV. von slawischen Mönchen aus Bosnien, Kroatien und Dalmatien, denen auch der Gebrauch der slawischen Liturgie gestattet und aufgetragen war; sodann unter Ferdinand III. durch Schwarzspanier d. h. Benediktiner vom Montserrat (1635); endlich zu unserer Zeit durch Benediktiner von Beuron. Schon aus diesen kurzen Andeutungen kann man ersehen, daß wohl kein anderes Kloster Böhmens eine so merkwürdige Geschichte gehabt hat wie das Kloster Emmaus. Slawische Liturgie, Montferrat, Beuron! — Der Wortlaut der ältesten Urkunden, welche sich auf dieses Kloster und seine Besitzungen beziehen, wurde trotz aller Kriege und wechselnden Schicksale glücklich erhalten, denn schon der Prior Petrus Smolka ließ sämtliche Urkunden durch Nikolaus von Eylau in ein eigenes Buch eintragen, welches Registrum literarum monasterii Slavorum und seit Pelzel noch viel kürzer Registrum Slavorum genannt wird. Pelzel hat dieses Urkundenbuch noch gekannt, aber später geriet es „aus der Acht".[3]) Jedoch im Jahre 1875 erhielt Dr. L. Schlesinger von seinem Freunde Dr. Jul. Födisch einen Pergament-Kodex, der sich gegenwärtig im Besitze des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen befindet. Da dieser Kodex nur Urkunden des Klosters Emmaus enthält, so glaubte Dr. Schlesinger das Verhältnis desselben zum Registrum Slavorum untersuchen zu müssen. Er hielt nun den Kodex auf alle Fälle für ein Kopialbuch des Registrum, prüfte aber doch sehr sorgsam die Frage, ob nicht der Kodex mit dem Registrum Slavorum selber identisch sei. Das war aber aus verschiedenen Gründen damals noch nicht festzustellen. Doch kommt Dr. Schlesinger zu dem

[1]) In der Tat gilt es bei uns als vornehmste Pflicht für eine Schwangere, daß sie in ihrem Zustande in keiner Weise nasche. „Sonst wird das Kind ein Dieb." — [2]) Die Gründung erfolgte 1347, die Einweihung am Ostermontage 1372. Vom Emmaus-Evangelium, welches am Ostermontage gelesen wird, bekam das dem hl. Hieronymus geweihte Kloster den Namen Emmaus. Die Kirchweihfeier gestaltete sich allmählig zu einem Volksfeste, das jetzt noch besteht, so daß die Prager mit Vorliebe „nach Emmaus" gehen. Nach Hammerschmid soll die Errichtung des Klosters Emmaus dem Kaiser nur einen Obolus weniger gekostet haben als der Bau der steinernen Moldaubrücke. — [3]) „Aus der Acht" oder auch „außer Acht" heißt es in unserer Mundart für „außer Evidenz".

Schlusse: „Es ist nicht leicht denkbar, daß Pelzel für seine Abdrücke eine andere Vorlage benützt haben sollte. — Wollen wir nicht annehmen, daß es zwei aus derselben Zeit stammende gleiche Kopialbücher des Klosters zu Emmaus gegeben hat, so bleibt nichts übrig als unsern Kodex für das Registrum Slavorum anzusehen." Übrigens hat sich Dr. Schlesinger damit begnügt, den Inhalt seines Kodex in Regestenform mitzuteilen und auf ihre Wichtigkeit für die Prager Stadtgeschichte hinzuweisen.[1]) Inzwischen hat sich ein 117 Seiten starkes Kopialbuch gefunden, welches gegenüber jenem lückenhaften Kodex sich als vollständige Abschrift des Registrum Slavorum erwiesen hat. Überdies hat sich ergeben, daß der von Dr. Schlesinger beschriebene Kodex das von Pelzel benützte Original, also das wahre Registrum Slavorum ist und auch von den Benediktiner-Historiographen Veremund Proche († 1748) und Hieronymus Cechner († 1794) in seinem noch ganz erhaltenen Zustande benützt wurde.[2]) So haben nun auf Grund des lückenhaften Original-Kodex und des vollständigen Kopialbuches die beiden Herausgeber das vollständige Registrum Slavorum veröffentlicht und hiebei auch die Originalurkunden verglichen, soweit sie in den Bibliotheken noch vorhanden sind, sowie die verschiedenen Abdrücke, welche anderwärts vorkommen. Dem Buche ist ein chronologisches Verzeichnis der Urkunden, sowie ein sehr sorgfältig zusammengestelltes Orts-, Personen- und Sachverzeichnis beigegeben. Der Inhalt des Registrum Slavorum ist für die Einzelgeschichte Nordböhmens weniger von unmittelbarer, jedoch allerdings von mittelbarer Bedeutung, von desto größerer aber für die mittelalterliche Geschichte der Stadt Prag und ihrer Nachbarschaft.[3]) Schließlich sei noch bemerkt, daß eine Seite des Kodex dem Buche im Lichtdruck beigegeben ist und daß als Anhang noch sechs Urkunden abgedruckt sind, welche als Ergänzung des Slawenregisters dienen können.

„Urkunden- und Regestenbuch des ehemaligen Klarissinnen-Klosters in Krummau. Herausgegeben von Dr. Joh. Matthäus Klimesch. Prag 1904." Im Jahre 1902 habe ich mich durch einige Tage in Krummau aufgehalten, wo ich eines Sonntags auch in die Minoritenkirche kam. Nach dem Gottesdienste wogte die Volksmenge durch eine andere Türe, als wir zum Eintritte benützt hatten. Wir folgten dem Beispiele und kamen in den Kreuzgang In meinem Tagebuche (16. Aug.) heißt es so ungefähr: An den Kreuzgang schließt die Wolfgangs-Kapelle. Unter den Deckengemälden befindet sich Maria Empfängnis. Das „Überschatten" wird durch Strahlen angedeutet, welche vom Himmel bis zu Maria reichen. Mitten im Kreuzgange[4]) ist durch einen Fürsten v. Schwarzenberg eine Kapelle „Maria Einsiedel" erbaut worden. Das alte Marienbild in der Kirche ist nicht mehr vorhanden, sondern an das Rudolfinum abgegeben worden.[5]) Ein Minorit führte uns überall herum und suchte uns alles zu erklären, aber es war mir doch des Erklärens und Erfahrens noch viel zu wenig. Ich hätte die ganze Geschichte der Kirche und des Klosters wissen mögen. Erst dann bin ich beruhigt, wenn ich erfahren habe, wie die Dinge, welche ich sehe, gewesen und geworden sind. Nun ist mir geholfen. Das vorliegende Buch ergibt die erwünschtesten Auskünfte nicht bloß über das Kloster der Klarissinnen, sondern auch über das der Minoriten. Es ist ein umfangreiches Buch, das, von der Einleitung abgesehen, 528 Seiten zählt und über 380 Urkunden, Aktenstücke und Regesten umfaßt. Den

[1]) Mitt., XVI, 249—268. — [2]) Über Veremund Proche aus Leipa vgl. Exl.-Klub, IV, 233—235. — [3]) Ein Schöffe der Prager Kleinseite heißt 1349 „Hablo" (p. 25) und 1385 wird auch auf der Prager Neustadt das Haus eines Hawlo (p. 107) erwähnt. Das ist die deutsche Namensform, nach welcher „Habelschwert" benannt ist. Die Czechen haben Hawel, die Lateiner Gallus, so daß man fast glauben möchte, Gallus sei aus Gawellus (Hawellus) zusammengezogen, was bei der Erklärung des Stadtnamens „Gabel" (Gabela) von einiger Bedeutung ist. 1368 wird unter den Besitztümern von Emmaus ein Kalkofen (fornax cimenti) und ein Born Namens „Puczka" erwähnt (p. 80). Ebenso 1382 das Haus eines „Glasmachers" (vitroficis) Pesko auf der Prager Neustadt (p. 104), 1391 heißt ein Neustädter Schöffe (p. 112, 127) Hans Zalman, also Salman, wovon wir, wie erinnerlich sein wird, den Ortsnamen „Sollmus" abgeleitet haben. — [4]) Etwa wie in Leipa die „Loretto-Kapelle". — [5]) Ähnliches geschah auch bei anderen Kirchen. Man sollte aber dergleichen nicht gestatten. Die Kirchen werden durch die Entfernung der Bilder entwertet, und die Bilder verlieren den verklärenden Schein, von dem sie in der Kirche umschauert sind. Die Kirche tut mehr als genug, wenn sie das Bild etwa zu einer Ausstellung für einige Tage herleiht.

Eingang bilden die Nekrologien der Krummauer Klarissinnen und Minoriten. Am 6. April 1358 hatte Papst Innozenz VI. den Brüdern Peter, Jodok, Ulrich und Johann v. Rosenberg die Erlaubnis gegeben, in ihrer Stadt Krummau ein Klarissinnen- und ein Minoritenkloster auf einem für beide Klöster geeigneten Platze zu erbauen. In Wirklichkeit scheint das Krummauer Minoritenkloster schon 1357 von Mönchen besetzt worden zu sein, wie denn überhaupt die Stiftungsurkunden sehr häufig viel jünger zu sein pflegen als die Klöster und Stiftungen selber. Die Erbauung geschah unterhalb der Burg in der Vorstadt Latron. Das Gebäu bestand ursprünglich wohl nur aus einer Kirche mit einem Turme, woran sich gegen Süden das Kreuzganggebäude der Mönche und gegen Norden der Konvent der Nonnen anschloß. Dazu kamen noch Speicher und Vorratskammern. Auch besaßen die Mönche wie die Nonnen ihre eigenen Gärten. Mit Hilfe des Urkundenbuches kann man die Geschichte des Klarissinnenklosters von der Gründung bis zur Aufhebung (28. Jan. 1782) verfolgen. Zahllose Einzelheiten sind da zu finden, besonders über die Erwerbung der dem Kloster gehörigen Dörfer und Güter. Über Manches gedenken wir abgesondert zu sprechen, so über den „Heiligen Stein" (Maria Schnee), über die „Heiligenstrützel", über die Heiligenleiber und über Anderes. Bei der Aufhebung, über welche das Protokoll am 6. Feber 1782 geschlossen wurde, entschlossen sich alle Schwestern, das Kloster zu verlassen und zerstreut in den Bürgerhäusern zu wohnen. Eine einzige, die jüngste, Marie Aloysia Scheifflin aus Passau, gab die Erklärung ab, daß sie zu den Elisabethinerinnen nach Linz gehen wolle. Der Anhang bietet ein Verzeichnis der Schwestern und ein Verzeichnis der Urkunden und Akten, welche zur Zeit der Aufhebung vorhanden waren, ferner ein Orts- und ein Personenregister. Wie das Registrum Slavorum, so ist auch das Krummauer Urkundenbuch im Verlage des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen erschienen.

„Johannes Mathesius: Ausgewählte Werke. Vierter Band: Handsteine. Von Dr. Georg Loesche. Prag 1904." Unter dem Namen „Handsteine" ist hier Verschiedenerlei vereinigt, zunächst eine Himmelfahrtspredigt, dann eine Schulfestpredigt zu St. Gregor (12. März), worin auch an die vormaligen Klosterschulen erinnert wird. Aus der Sarepta sind drei Predigten abgedruckt, welche für die Beurteilung der damaligen Verhältnisse sehr lehrreich sind: Von Ankunft und Ausbreitung der Bergwerke, vom Ursprunge der Metalle und Bergarten, endlich vom Glasmachen. Es folgen drei Majestätsreden, eine Pestpredigt, die Vorrede zu den Predigten über den Psalm de profundis und verschiedene Briefe von Mathesius und an Mathesius. Erläuterungen, Belege, Verzeichnisse beschließen das Buch, dem die Abbildung der auf Mathesius 400jährigen Geburtstag geprägten Denkmünze beigegeben ist. Aus den Briefen ergibt sich manche beachtenswerte Nachricht über die Verhältnisse jener Zeit. So wird im Feber 1549 aus einem Städtchen an der böhmisch-sächsischen Grenze gemeldet, daß die Wölfe innerhalb weniger Tage gegen dreißig Ziegen gefressen hatten (p. 519). Man hielt diese Gefräßigkeit für ein böses Vorzeichen. Bis zum 15. August 1550 hatte die Pest in Joachimstal acht Häuser angesteckt und 25 Menschen dahingerafft. Das Wetter scheint dabei sehr heiß gewesen zu sein, denn es wird auf gesündere und kühlere Witterung gehofft (p. 534). Im Frühjahre 1552 gab es im Gebirge häufiges Erdzittern (p. 548). Am 6. Feb. 1556 herrschte in Joachimstal ein furchtbarer Sturm. Am 29. März 1556 berichtet Mathesius, daß sie den Kometen bereits gesehen hätten, welcher vielleicht die Niederlage der Nachbarn bedeutet (p. 560). Am 29. Juni 1556 spricht er von einem „Veilchensteine" (lapidem, qui olet violam), den er versandt hat (p. 563). Am 22. Juli 1562 dankt Eber für einen Ring, den er von Mathesius' Neffen empfing und der so eingerichtet war, daß er zu jeder Jahreszeit mit Hilfe eines Sonnenstrahles die Stunden zeigte (p. 584). Das war also ein „Sonnenuhrring".[1])

---

[1]) Unter den Bergwerken nennt Mathesius „Schellenberg oder Grab" (p. 75) und „Niklaßberg, so zuvor Schellenberg geheißen" (p. 127). Der Verfasser (p. 634) verweist auf „Neu-Schellenberg". In der Tat versichert Sommer (I, 122), daß zuvor ein Dorf mit Namen „Neu-Schellenberg" war, jedoch 1596 zu einem schutzuntertänigen Bergstädtlein erhoben wurde. Auch Schaller (V, 125) verweist auf eine Urkunde, in welcher am 7. Mai 1543 Ferdinand I. den Brüdern Johann Litwin, Christoph und Wenzel v. Lobkowitz auf Bilin, Tein und Duchs den Bergzehent vom Bergwerke in „Neu-Schellenberg" nachsieht. Wenn man auf Mathesius hören wollte, so müßte man fast vermuten, daß auch Klostergrab manchmal Schellenberg genannt wurde, so daß ein

„Adalbert Stifter's sämtliche Werke. Erster Band. Studien. Herausgegeben von August Sauer. Prag 1904." Zur Einführung will der Herausgeber die Bedeutung des Dichters würdigen und seine literaturgeschichtliche Stellung schärfer bestimmen als es bisher geschehen ist. „Unter den Dichtern, die Böhmens deutsche Erde hervorgebracht hat, nimmt Adalbert Stifter unbestritten die erste Stelle ein. Er allein unter ihnen hat sich einen festen Platz in der Weltliteratur errungen. In einem bedeutsamen Augenblicke griff er fördernd, führend, zielzeigend in die Entwicklung der deutschen Literatur ein. Wichtige Fortschritte in der Erzählungskunst sind dauernd mit seinem Namen verbunden. Das Reich der Naturschilderung hat er erweitert, der Seelenschilderung neue Mittel erobert. Die wissenschaftliche Naturbeschreibung verdankt ihm wertvolle Anregungen. Wie die Stillen im Lande ist seine große Gemeinde über ganz Deutschland und darüber hinaus verbreitet. Er wird noch immer gelesen und geliebt. Sein Ruhm ist im Aufsteigen begriffen, immer reiner und klarer erstrahlt sein Bild. Nicht nur als Naturschilderer und Kleinmaler wird er anerkannt. In einer Zeit, welche die Heimatskunst über alles hochschätzt, wird der Wert dieses echten Heimatskünstlers immer stärker empfunden. Ein um sein angestammtes Volkstum mutig ringendes Geschlecht sieht in ihm ein weithin ragendes Wahrzeichen seines teuren heimatlichen Landes." An die Würdigung schließt sich die Erörterung der beabsichtigten Gesamtausgabe, deren zwanzig Bände an mehrere Herausgeber verteilt sind. Was die Rechtschreibung betrifft, so gestatten wir uns eine ganz bescheidene Bemerkung. z und k für tz und ck werden als Hauptkennzeichen der eigentümlichen Orthographie genannt, die sich Stifter unter dem Einflusse eines Freundes gebildet hatte. Es ist nun sehr auffällig, daß gerade diese Kennzeichen in den Handschriften von Männern sich finden, welche ungefähr zu derselben Zeit wie Stifter ihren Studien oblagen. Ich erinnere nur an den Tonkünstler W. H. Veit[1]) und an den jüngst verstorbenen Statthalterei-Rat Heinrich R. v. Kopetz [2]) Ich vermute daher, daß diese Rechtschreibung auf dem Wege der Schule verbreitet, wenn auch vielleicht von Stifter für seine Eigengebarung ein wenig entwickelt worden ist. In der „Einleitung" wird die Entstehung der im ersten Bande der „Studien" enthaltenen Prosadichtungen (Condor, Feldblumen, Haidedorf, Hochwald) eingehend erörtert, wobei es herauskommt, daß der Dichter bei Tieck, Hoffmann und Jean Paul viel gelernt, für den „Hochwald" aber, der als Stifters bedeutendste und beliebteste Dichtung bezeichnet wird, aus Walter Scott und insbesondere aus Cooper's Erzählungen sehr bedeutende Anregungen gewonnen hat. Es folgt dann ein Bericht über die Entstehung der Buchausgabe und die damit verbundenen Veränderungen und Verbesserungen, besonders am „Haidedorf". Den dritten Teil der Einleitung bildet die Schilderung der Aufnahme, welche die ersten Veröffentlichungen Stifter's bei der zeitgenössischen Kritik gefunden haben. Von besonderer Wichtigkeit war das ruhige Urteil Eichendorf's. Ein Beurteiler in der Allgemeinen Zeitung (27. Jan. 1842) bezeichnet den „Abdias" als eine „Löwenklaue", bemängelt aber die zweite Hälfte dieser Erzählung. Dem Texte der „Studien" folgen Lesarten und Anmerkungen. Den Schluß des literarwissenschaftlichen Apparates bildet ein Personenregister und ein geographisches Verzeichnis. Auch sind dem Bande außer dem Portrait Ad. Stifters zwei Abbildungen aus der Pester Ausgabe von 1844 beigegeben. Unsere Befriedigung erhöht es, daß ein Herausgeber gewählt worden ist, der außer der mit solchen Arbeiten notwendig verbundenen Vertrautheit und Geschicklichkeit augenscheinlich auch die erforderliche Liebe und Achtung zu Stifters Wesen und Wirken sein Eigen nennt. Und das ist unseres Erachtens eine grundwichtige Eigenschaft für einen Herausgeber.

„Aus Arnoldo Cantani's Jugendzeit. Ein Beitrag zur Geschichte des Acetones. Von Prof. Dr. Ludwig Kleinwächter in Czernowitz. S.-A. aus „Janus". Juli 1904." Der Verfasser erzählt von der Zeit, in welcher er selbst wie auch Cantani in Prag an der ersten Internabteilung unter Prof. Jaksch tätig waren. Der Bericht ist sehr lustig. Denn Cantani's Italianomanie[3]) mußte für Jedermann urkomisch sein,

---

Alt-Schellenberg (Klostergrab) neben Niklasberg (Neu-Schellenberg) bestanden hätte. Jedesfalls ist auch der Gebrauch des Namens „Grab" zu beachten, und man muß sich nur wundern, warum in neuerer Zeit die Grundbedeutung dieses Namens (sepulcrum) von Vielen so lange verkannt werden konnte. — [1]) Vgl. Veit's Briefe an Wilde: Deutsche Arbeit, II, 774—784. — [2]) Schon Florian Krumbholz schreibt um 1790 stets k für ck. — [3]) Wenn ich mich recht erinnere, so war es Herr kais. Rat Dr. Ant. Kittel, der

dem es bekannt war, daß er von deutschen Ältern aus Hainspach stammte. Es ist also wohl zu begreifen, wenn Cantani von seinen Alters- und Berufsgenossen vielfach geneckt und gehänselt wurde. Doch einer von diesen Scherzen war für junge Leute, welche bereits wissenschaftliche Forschung zu Zwecken der Veröffentlichung betrieben, wahrhaftig mehr als gewagt. Cantani pflegte Urin zu sieden, um Aceton zu bereiten. Aber ein „Spaßvogel" (!) schüttete ihm heimlich Äther in die Retorte, welche, als Cantani zu arbeiten begann, mit gewaltigem Knalle in Trümmer ging. Doch das Geheimnis wurde sorgsam gehütet. Cantani hatte keine Ahnung davon, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Denn noch 17 Jahre später schrieb er, man solle bei der Darstellung des Acetones sehr vorsichtig vorgehen, da er selbst einmal durch die Explosion der Retorte in Gefahr gekommen sei. Sicher ist es, daß Cantani den Zweck seiner Bestrebungen und in Italien eine überaus angesehene Stellung erreichte, wie Rob. Lahmer in unseren „Mitteilungen"[1]) ausführlich erzählt hat. Zu dieser Biographie, welche großenteils auf Cantani's eigenen Angaben beruht, bildet die Erzählung von Prof. Dr. L. Kleinwächter eine höchst begrüßenswerte Ergänzung.

Schiller's Vater. Während des siebenjährigen Krieges lag Schiller's Vater als Fähndrich und Adjutant im Saazer Kreise. Hierüber entnehmen wir — nach der „Bohemia" vom 28. Dezember 1904 — seiner Selbstbiographie folgende Stelle: „Von Breslau ging die Retirade unausgesetzt zurück bis unter die Kanonen von Schweidnitz. Daselbst stunden wir, kaum die Hälfte unserer Zahl, zehn Tage lang und gingen sodann traurig in die Winterquartiere nach Böhmen in den Saazer Kreis. Mein Standort war Leneschitz,[2]) eine Stunde von Postelberg und zwei Stunden von Laun, das Hauptquartier aber Saaz. In dieser und anderen Ortschaften, allwo die württembergischen Truppen einquartiert waren, riß eine heftige Krankheit, ein bösartiges Faulfieber ein, wodurch nicht nur die Hälfte der aus dem Feldzug übrig gebliebenen Mannschaften, sondern auch gar viele Landesinwohner hingerafft wurden. Aus dem Lazareth zu Saaz sind manchen Tag 15 bis 20 Mann Tote auf Wägen ausgeführt und ohne Bahren zusammen in große Gruben verscharrt worden." In dieser Not versah Schiller's Vater, wie er selbst ausfütrlicher erzählt, bei den Kranken den Dienst eines Feldscherers, sowie er auch mit den Gesunden eine Art Gottesdienst veranstaltete, Gebete verlas und schickliche Lieder singen ließ.[3])

Schatten. In den „Mitteilungen des schlesischen Vereines für Volkskunde" von Th. Siebs finden wir zwei lesenswerte Aufsätze von Dr. F. Pradel in Brieg: „Der Schatten im Volksglauben" und „Kopflose Menschen und Tiere in Mythe und Sage" (XII, 1—41). Das Ergebnis der erstgenannten Abhandlung ist, daß der Schatten ursprünglich die Seele war (p. 36), wie denn auch die Seelen im Hades von den Alten wirklich als Schatten bezeichnet wurden. Da die Seelen der Verstorbenen Schatten sind, so werfen sie selbst keinen Schatten (p. 7). Auch Geister und Elfen sowie der Mittagsgeist sind schattenlos (p. 8). Ein Totkranker, der einen scharfen Schatten wirft, darf auf Genesung hoffen (p. 10). Wer aber in den Zwölfnächten keinen Schatten hat, der muß im nächsten Jahre sterben, offenbar weil sein Schatten in die Unterwelt gegangen ist, wohin ihm der Leib bald folgen wird (p. 9). Am Äquator gibt es Menschen, welche zu Mittag nicht ausgehen — weil der Schatten wegen seiner Kleinheit — und mit ihm auch die Seele — leicht verloren gehen kann (p. 10). Es gab einen Helden, dessen Kraft mit der Länge seines Schattens zunahm und abnahm, so daß er früh und abends am stärksten, zu Mittag am schwächsten war. Auch Goethe erzählt in seinem „Märchen" von einem Riesen, dessen Schatten als Brücke benützt wurde, zu Mittag aber klein und

uns über diese Lebenszeit Cantani's und sein welsches Abstammungsmärchen sehr viel Heiteres erzählt hat. — [1]) Exl-Klub, XIV, 35—39. — [2]) Leneschitz ist ein Pfarrdorf und Gut, welches einst dem Benediktinerstifte Postelberg gehörte. Hier befand sich ein Amthaus, ein Meierhof, eine Schäferei, eine Brandweinbrennerei, eine Fasanerie, ein Jägerhaus und in geringer Entfernung der Hammelhof „Sagest". Vgl. Sommer, XIV, 60—63. — [3]) Eine recht anmutige und empfehlenswerte Erzählung über Schiller's Geburt und die ihr vorausgehenden Stunden finden wir bei Berth. Auerbach (Illust. Volksbücher, II, 1—48). Diese Erzählung (II, 35) bezieht sich auch ausdrücklich auf den Aufenthalt in Leneschitz: „Wie du im vorigen Jahre in Böhmen warst; und einmal habe ich dich gesehen als Leutnant und einmal als Feldarzt und einmal als Feldgeistlicher. Du bist ja auch alles auf einmal gewesen, wie sie dir alle nachrühmen."

kraftlos war (p. 11). Wer in der Markusnacht an der Kirchtüre steht, kann dort die Schatten jener sehen, welche im Laufe des Jahres sterben werden (p. 12). Kinder sollen nicht mit ihrem Schatten[1]) spielen (p. 14). Aus dem Schatten entwickelte sich auch der Schutzgeist. Eine Frau wurde durch die Arm- und Kopfbewegungen ihres Schattens gewarnt (p. 15). Der Schutzgeist tritt als zweiter Schatten zum ersten (p. 15). Manche fürchten sich vor ihrem eigenen Schatten (p. 14). Nicht mehr die volle Seele ist der Schatten, wenn der Küster den Teufel, der sich den Letzten bedungen hat, welcher zur Türe hinausgeht, mit seinem Schatten bezahlt und fortan ohne Schatten bleibt, gerade wie Peter Schlemihl, der seinen Schatten verkauft[2]) hat (p. 18). Es kam vor, daß der Schatten beharrte, selbst wenn der Leib schon zerfallen war. So bei der Frau des Grafen, welche ihren Gemahl vergiftet hatte. Ebenso blieb der Schatten eines ruchlos verwendeten Schwertes am Kirchengewölbe in Schleswig hängen (p. 19). Wer Spielleute oder Leibeigene beleidigt hatte, dessen Schatten an der Wand wurde gebüßt, d. h. an den Hals geschlagen (p. 22). Kaiser Max I. ließ den Schatten eines Übeltäters köpfen, ihn selbst aber des Landes verweisen (p. 24). Bei den Siebenbürger Sachsen wurde der Schatten eines Menschen als Bauopfer verwendet (p. 25). Einst soll es sogar Schattenhändler gegeben haben, welche die Baumeister mit Schatten versorgten. Und man glaubt, daß das „Verschnüren" bei den Maurern noch auf die Bauopfer hindeute (p. 26). Der Schatten kann Heilkraft haben (p. 26). Das wissen wir schon von Petrus' Schatten aus der Apostelgeschichte. Der Schatten der Bäume bringt Heil oder auch Fieber. So heilt der Schatten eines Lindenbaumes das Fieber. Im Schatten des Holunderbaumes schläft man sicher vor Hexen. Eschenblätter heilen den Schlangenbiß. Daher wurden auch Versammlungen im Schatten der Bäume abgehalten (p. 27). Der „Lieper Heidebaum", eine riesige Eiche am Rodenberge unweit der Unstrut, veranlaßte das Zehrfieber (p. 29). Der Schatten des giftigen Eibenbaumes galt als gefährlich, wie auch der Schatten des Wachholders und des Nußbaumes, der den Graswuchs verderbt (p 31). Hippel erwähnt die Lindenkrankheit, die man im Lindenschatten erwirbt. Unter dem Kornelbaume erkrankt, wer von der Wasserscheu geheilt ist. Harzbäume, wie Tannen, Fichte, Kiefer können Fieber erzeugen (p. 30). Auch der Schatten des Unbelebten kann beeinflußen. Der Schatten eines Bronzepferdes heilte kranke Pferde (p. 32). Die Liebfrauenmilch wächst am edelsten, soweit die Wormser Liebfrauenkirche mit ihren Turmspitzen das Weingelände beschattet (p. 33) Der Schatten eines Klosters[3]) soll das Land fruchtbar machen (p. 32). Mehrere Rätsel im Volksmunde beziehen sich auf den Schatten. So ein Rätsel, wonach unser Herrgott keinen Schatten hat, ein anderes, worin der Schatten eines Abgeschiedenen klagt. Verwandt sind auch zwei Rätsel mit der Lösung „Schnee" (p. 36). — Am Költschenberge sahen Beerensammlerinnen einen großen Reiter ohne Kopf wie einen Schatten vorüberreiten (p. 7). Wessen Schatten am heiligen Abende beim Lichtanzünden keinen Kopf[4]) hat, der stirbt im nächsten Jahre (p. 16). Es gibt in der Sage zahllose Beispiele, wofür der Verfasser eine sehr reiche Literatur beigebracht hat, von kopflosen Menschen und Tieren. Viele von den ersteren tragen den Kopf unter dem Arme (p. 37). Als Grund bezeichnet man die Tatsache, daß viele Menschen mit dem Beile oder Schwerte geköpft, andere mit dem Pfluge enthauptet wurden. Aber es kommen doch auch häufig kopflose Geister vor, bei denen vom Köpfen keine Rede sein kann. Daher wird man wohl mit der Erinnerung an einen sehr alten Bestattungsbrauch zu rechnen haben, wofür es Beispiele gibt, besonders bei Weinhold. So war bei einer Reise des Königs Dagobert nach Thüringen unterwegs ein Vornehmer des Gefolges erkrankt. Weil man den Sterbenden weder fortschaffen konnte, noch zurücklassen wollte, so beschloß man, ihm den Kopf abzuschneiden und den Körper zu verbrennen. Doch so weit kam es nicht, weil Bischof Arnulf den Kranken wunderbar geheilt hat (p. 39, 40).

[1]) Der Schatten von Personen heißt bei uns „Schattenmannel". Das „Schattenmännchen" gehört zur Gevatterschaft des „Augenmännchens". — [2]) Ich halte es für gewiß, daß Chamisso von den Beziehungen des Schattens zur Seele nichts gewußt hat, obwohl er manch ein volkstümliches Wort über den Schatten gehört und benützt haben mag. Angeblich soll sein Schatten die „Ehre" bezeichnen. — [3]) Mich dünkt, daß ursprünglich mit diesen Worten nur der Kultureinfluß mancher Klöster symbolisch angedeutet wurde. Hiemit vergleiche man den Spruch: Unterm Krummstab ist gut wohnen. — [4]) Wer nur einen halben Kopf hat, der stirbt im zweiten Halbjahre. Wessen Schatten einen dicken Kopf zeigt, dem steht Unglück bevor (p. 16).

Wem der Schatten des Kopfes fehlte, der war baldigen Todes gewiß. So die Mönche, die man ohne Kopf im Chorstuhle sitzen sah (p. 40). Hieher gehörte auch der für die Zwölfnächte so vielfach nachgewiesene Glaube, daß ein Schatten ohne Kopf baldigen Tod bedeutet (p. 40). Die kopflosen Tiergespenster, von denen die Sage zu erzählen weiß, deuten auf Tieropfer, wie denn wirklich die Köpfe von Pferden sehr häufig und bisweilen auch Ziegenköpfe geopfert wurden (p. 41).

In der Leitmeritzer Ztg. v. 18. Feber 1905 bespricht J. Jarschel unter der Überschrift „Auf der Paschkopole" eine Erinnerung aus dem Jahre 1669. Wie nämlich Graf Albrecht v. Töring zum Stein am 1. Novb. 1669 dem Grafen Joh. Georg v. Clary berichtete, war er am 28. Oktober von Prag abgereist und auf der Paschkopole von zwei Reitern überfallen worden, die ihm mehr als 300 Sch. Gr. raubten und überdies einen Edelmann töteten, der ihn mit einem Diener begleitete, nämlich Markus Günther v. Günthersdorff. Übrigens war schon am 23. April 1669 in derselben Gegend der Rittmeister Joh. Paul Mönich vom Regimente des Grafen Schelrat von drei Reitern überfallen und getötet worden. Die Räuber erbeuteten 1000 Dukaten nebst den Pferden, welche über 600 Taler wert waren. Diese Raubanfälle machten zu jener Zeit großes Aufsehen.

Höhlenbewohner. Nicht nur bei Lewin,[1]) sondern auch bei Widim, Dobrschin und Schemanowitz gibt es Höhlenwohnungen. Besonders anmutig ist die Felsenwohnung bei Widim, worin eine alte Frau sich aufhält, die sich nur mühsam mit Hilfe von Stöcken bewegen kann, aber doch ihr Heim, das aus einem Vorgemache und einem größeren Wohngemache besteht, recht in Ordnung hält. Diese Frau ist, wie auch ihre beiden Schwestern in dieser Höhlenwohnung geboren worden, welche ihr Vater, nachdem er bald nach 1820 sein in der Nähe befindliches Haus eingebüßt hatte, in den Sandsteinfelsen sich aushauen ließ.[1])

„Zur Geschichte des Aderlasses. Der Aderlaß und die Astrologia medica. Von Dr. M. Urban" (1904, 1905. Sonderabdrücke). Der Aderlaß, dem der Verfasser zwei Aufsätze gewidmet hat, war ein uraltes, allverbreitetes und tausendfach angewendetes Heilmittel, das allerdings gegenwärtiger Zeit vollständig um seinen Kredit gekommen ist. Vielleicht auch nicht mit vollem Rechte. Aber bei den Ärzten gilt es als unwissenschaftlich, quacksalberisch, vielleicht sogar als standeswidrig. „Mithridat", ein Geheimmittel, das ursprünglich aus 54 Ingredienzien bestand, wurde in Eger bis zum Jahre 1782 von den Nonnen zu St. Klara bereitet. Die Hauptbestandteile waren Theriak, Himbeeren, Krähenaugen und Gewürze. Der „Egerische Meth" ist von 1400 bis 1700 von einigen Bürgern Eger's gegen ein Ungeld gesotten worden. Er bestand aus einem Teile Honig und acht Teilen Wasser. Es wurde aber Hopfen, Salbei, Koriander und Anderes zugesetzt. Im Jahre 1581 stritten die Bader, Barbiere und Steinschneider in Eger mit dem dortigen Scharfrichter Philipp, weil er durch Aderlassen, Arzneien und bei frischen Wunden ihrer Nahrung Abbruch tue. Ein ähnlicher Streit bestand 1697 zwischen dem Egerer Scharfrichter und den beiden Stadtärzten. Odermeningkraut ist Agrimonia Eupatoria.

Alte Broschüren.

Einige Worte über die Homöopathie von Josef Schott, homöopath. Arzt in B. Leipa. B. Leipa. Gedruckt bei Philipp Gerzabek. 1857.

Predigt beym feierlichen Amtsantritte des hochehrwürdigen Herrn Ferdinand Zenkner, Pfarrers zu Georgswalde. Gehalten am zweyten Sonntage nach Ostern von Georg Göttlich, Kaplan an der Kirche zu Schluckenau. Prag 1803 bey Johann Buchler, Buchhändler.

Rede bey der Primizfeyer Sr. Wohlehrwürden des Herrn P. Johann Müller am 5. September 1819 gehalten in der Kirche zu Georgswalde von Georg Göttlich, Pfarrer. Prag 1820, bey Joseph Krauß. Gedruckt bey Gottlieb Haase, k. böhm. ständ. Buchdrucker.

Ergießungen des Dankgefühls am Tage der feierlichen Installation des Hochwürdigen Herrn J. Georg Göttlich, Pfarrers und Personaldechants in Georgswalde als Ehrendomherrn der bischöfl. Kathedralkirche zu Leitmeritz, ausnahmsweise vollzogen in der Pfarrkirche St. Georgii zu Georgswalde am Feste Maria Verkündigung 1843.

[1]) Leitm. Ztg. v. 30. Novb. 1904.

Gewidmet von den Kaplänen P. Franz Schubert und P. Wenzel Sommer. Leitmeritz, gedruckt bei C. W. Medau.

In Ernst Frensdorff's (Berlin) Katalog Nr. 7 steht folgende Anzeige: „5062 (Grimm Friedrich Melchior, Baron de). Le petit prophète de Boehmisch-Broda. S. l. 1753. Sehr selten! Erstes Werk von F. M. Baron de Grimm. Betrifft den Streit wegen Auftreten einer italienischen Operngesellschaft in Paris."

Aus Mitgliederbriefen.

Dresden-Plauen, 15. März 1905. Kaiserreise. Dresden. Hauptstaatsarchiv L 10289: Futterzeddel 1562—1591 ist Bl. 216 bestimmt, wieviel Pferde den Kurfürsten August nach Bautzen begleiten sollen, Bl. 217 stehen die Worte: „Rö. Kay Maytl. Reise von Praga nach Budissin 25 v Praga nach Brandeiß — 26 Puntzel — 27 Secznitz d Herren v Biberstein — 28 Linda — 29 Sittaw — 30 Bautzen" und sonst nichts weiter. Es muß dies ein Voranschlag zu Rudolfs Reise 1577 sein, der dann nicht streng eingehalten wurde; am 29. April traf der Kaiser in Zittau ein, aber erst am 2. Mai in Bautzen. Wenn nun „Puntzel" Jungbunzlau ist, was sollen dann die beiden folgenden Wörter[1]) bedeuten, die ich Ihnen möglichst getreu nachgemalt habe? Prof. Dr. Koch.

Höflitz, 19. März 1905. Spatzenköpfe. Seite 149 des 23. Jahrgangs der „Mitteilungen" befindet sich eine Notiz über die Spatzenköpfe, welche seit 1749 von jedem Hause abgeliefert werden mußten.[2]) Ich wollte damals eine Ergänzung senden, fand aber meine darauf Bezug habenden Anmerkungen nicht. Nun lese ich in der Reichenberger Zeitung vom 18. März einen längeren Spatzenkopf-Artikel aus Friesland, wo 1721 und 1731 Sperlings-Ausrottungsbefehle erschienen und kürzlich ein Bauer zu einer Geldstrafe verurteilt wurde, weil er die vorgeschriebenen 12 Köpfe (1897 erneuert!) nicht ablieferte. Inzwischen fand ich auch meine Auszüge aus dem Bensener Schloß-Archive bez. den kaiserl. Erlaß vom 13. Juli 1782, „daß es von der angeordneten Einlieferung der Spatzenköpfe sein Bewenden habe und davon gänzlich abzukommen sei". Damit war der genau 33 Jahre bestandene Brauch für ganz Österreich aufgehoben. Die Berichte für Schaller's Topographie sind meistens vor dem Erscheinen des erwähnten Hofdekretes von Seite der herrschaftlichen Ämter eingesandt worden, woraus sich die Stelle über „Riesenbahn" erklärt. Auch in Kolmen und Parlosa gab es damals keine Sperlinge. Auf der Herrschaft Bensen lieferte jedes Haus jährlich nur fünf Spatzenköpfe (oder 5 Kreuzer bei Exekution) ab. Dieselbe Anzahl dürfte auch für andere Orte vorgeschrieben gewesen sein. Emil Neder.

Leitmeritz, am 30. März 1905. Marienbild; kirchliche Schenkung. Zur Geschichte von Zirkowitz a. d. Elbe[3]), welche

---

[1]) Die v. Biberstein besaßen 1516 bis 1604 die Herrschaft Dewin, wovon aber schon am 19. Juni 1578 das Gut Niemes mit dem wüsten „Rohlschloß" abverkauft wurde, ferner seit 1589 das Gut Neustrannow bei Jungbunzlau (Exk.-Klub, I, 46—48). Unter „Linda" ist vielleicht „Lindenau", aber schwerlich „Schönlinde" zu verstehen. Auffällig sind die kurzen Tagesreisestrecken. Nach Peschel (II, 400) soll der Kaiser am 28. April durch Gabel nach Zittau gereist sein, wo er zwei Tage blieb. Sch.-L. — [2]) Exk.-Klub, XXI, 394; XXIII, 149; XXVIII, 127. Sch.-L. — [3]) Exk.-Klub, XXVIII, 26—30.

mich sehr interessierte, will ich einen kleinen Beitrag liefern, der mir als Volkstradition in Erinnerung geblieben ist. Das aus Holz geschnitzte Marienbild am Hochaltare der dortigen Kirche hing seinerzeit an der linken Wand des Presbyteriums und war reich mit Ketten und angeöhrten Münzen geschmückt. Dieses Bild soll der Sage nach in einer der dortigen Dorflinden gefunden worden sein. Auch wird berichtet, daß am Kirchenfeste „Maria Himmelfahrt“ sich in früherer Zeit Wallfahrten einfanden. — Auf dem Lande hat fast jedes Haus seinen eigenen Hausnamen, unabhängig vom Namen des jetzigen Besitzers. Darin steckt sicher ein Stück Ortsgeschichte. Das größte Bauernhaus in Zirkowitz trägt den Hausnamen „beim Bîmschen“, und damit soll wohl gesagt werden, daß der einstige Besitzer ein Czeche gewesen ist, während alle übrigen Bewohner dieses Dorfes Deutsche waren.[1]) So lange dortige älteste Insassen zurückdenken können, gab es in dem Orte nur deutsche Besitzer; auch „beim Bîmschen“ war dies der Fall. Die jetzigen und die früheren Besitzer bis auf lange zurück tragen meinen Namen und sind mit mir auch weitläufig verwandt. Der Sage nach soll dieses Bauerngut, zu welchem in alter Zeit 200 Strich Grund gehört haben sollen, einst zwei Fräulein je zur Hälfte gehört haben. Die eine davon war sehr fromm und schenkte ihren Anteil der Kirche in Zirkowitz. Diese Kirchengründe sind, wie das ja allgemein üblich ist, im Pachte der dortigen Grundbesitzer. Einen Teil hievon hat der dortige Pfarrer, einen Teil der Chordirigent im Nutzgenusse.
Joh. Haudeck.

Schmiegel (Prov. Posen), 31. März 1905. Siebmacher-Innung in Kreibitz. Ich befasse mich zur Zeit mit Forschungen über die Geschichte meiner Familie und habe dabei ermittelt, daß mein ältester Vorfahr, der Siebmacher Matthias Fischer 1663 Bürger von Kreibitz in Böhmen war. Gern möchte ich nun diese Spur weiter zurück verfolgen und bin von bekannter Seite darauf aufmerksam gemacht worden, daß in den „Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursionsklubs“ wertvolle Ergebnisse der historischen Detailforschung enthalten seien. Möglicherweise sind nun in den 27 Jahrgängen dieser „Mitteilungen“, zu denen doch sicherlich ein ausführliches Sachregister vorhanden sein wird, auch Nachrichten über Kreibitz, die dortige Siebmacher-Innung[2]) und vielleicht auch über einige Mitglieder meiner Familie enthalten.
Fischer, Stadt-Sekretär.

Freudenberg, am 3. April 1905. Theater. Gegenwärtig wird vom hiesigen Kriegerverein „Freudenberg und Kamnitz-Neudörfel“ im Gasthause „zum Eiskeller“ in Freudenberg ein Stück von Fanny Zekel aufgeführt, welches allgemeinen Beifall findet: „Treu dem Kaiser, treu der Lieb und Pflicht oder Österreichs Volk in Waffen.“ Die erste Einnahme war 168 K, die zweite 192 K und gestern[3]) die dritte 170 K, was in unserem Orte noch nie erzielt worden ist. Weil es aber immer

---

[1]) bîmsch mundartl. für böhmisch, czechisch. — [2]) Vgl. Paudler's Kammwegbuch, p. 158, 159. Sch.-L. — [3]) Also am 25. und 26. März, sowie am 2. April. Auch mir war ein Riesenplakat zugegangen. A. P.

noch verlangt wird, so wollen sie es noch zweimal aufführen.[1]) Es waren schon aus allen Nachbarorten Besucher gekommen, und allen hat es sehr gut gefallen. Sonst konnten die besten Theaterstücke nur zweimal gegeben werden, und da hatten sie auf beidemal nicht so viel Einnahme als hier auf einmal, was auf so einem Ort schon etwas sagen will.

Aug. Kögler.

Leitmeritz, 3. April 1905. Gemeindekeule. Frühling. Trotz des unfreundlichen Wetters war ich gestern in Obertenzel, wo ich mir eine recht nette „Gemeindekeule" abholte. Man hat mir noch einen „Karawatsch" versprochen, womit man vor 1848 die widerspenstigen Bauern „lederte". — Am Lobosch blühen bereits die Mandeln und unweit des A.-T.-E.-Bahnhofes die Pfirsiche. Heinrich Ankert.

Leipa, am 6. April 1905. Glockeninschrift. Inschrift auf der „großen" (zweitgrößten) Glocke der Leipaer Liebfrauenkirche: FraCta refVnDor sVb aVgVsto hVIVs teMpLI patrone eXstante. — Unter dem Waldstein'schen Wappen steht: Sub illustrissimo et excellentissimo D. D. Carolo Ferdinando Sac. Rom. Imp. Comite de Waldstein, haereditario domino in Swigan, Lautschin, Neo-Castro, Boemo-Lippa, Trebitsch et Enitzko, aurei velleris equite, Sac. caes. Regiaeque Maiestatis intimo actuali consiliario et supremo camerario. Auf der anderen Seite: „Johann Balthasar Gromelius von Trier goß mich in Dauben."[2]) Auf der 4. Seite: Ein Heiligenbild und „Wenzel Proch, Wenzel Sommer, Kirchenväter". Diese Glocke wurde im Jahre 1828 gewendet.[3])

J. Just d. J.

Warnsdorf, am 7. April 1905. Burgsbergmauer. Zu Ihrem sehr ineressanten Artikel „Burgsberg und Burgsbergwarte"[4]) beehre ich mich Ihnen mitzuteilen: Ältere Warnsdorfer Herren bekundeten mir, daß in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Herr Alois Prasse am Burgsberge viel sich aufhielt und auf seinem Grundstücke daselbst eine „Laube" errichtet hatte, woselbst er sich mit seinen Freunden unterhielt. Dieser Herr fing an, die massenhaft und wüst durcheinander liegenden Steine am Berge aufzuschlichten, war also der erste, der die aus lose aufeinander gelegten Steinen bestehenden Mauern errichtete. Seinem Beispiele folgten andere Grundnachbarn, welche ihr Besitztum am Berge in gleicher Weise wie Herr Alois Prasse abgrenzten. Da gegen 60 solcher Grundbesitzer waren, erklärt es sich, weshalb die abgegrenzten „Stellen" alle so klein sind.[5]) Diese kaum anzuzweifelnden Tatsachen Ihnen mitzuteilen, war mir eine besondere Ehre. Primararzt Dr. Kantor.

---

[1]) Wie wir nachträglich (17. April) erfahren, hat die Einnahme bei der vierten Vorstellung 120 K und bei der fünften Vorstellung, bei welcher für die Mitwirkenden und die Musiker Freikarten ausgegeben wurden, doch noch über 90 K betragen, so daß für die Kriegervereinsfahne 400 K sich ergeben. Sch.-L. — [2]) Die Mitteilung dieser Glockeninschrift wurde durch eine Anfrage des Herrn C. Jahnel in Berlin veranlaßt. Sch.-L. — [3]) Auf einem dem Reichstädter Dekanalgedenkbuche beigelegten Blatte befinden sich drei Reichstädter Glockeninschriften, darunter auch folgende: Omnia in potestate dei. Zbynco Berka Baro a Duba etc. Casper Nevmann von Hirsperg gos mich. MDL II. Vgl. Exk.-Klub, XVIII, 43. A. P. — [4]) Exk.-Klub, XXVIII, 40—42. — [5]) Es scheint also, daß es sich um Lauben mit Gärtchen handelte, wie es in Kamnitz bei den sogenanten „Heiden" der Fall ist. In „Worm's Heide", welche Herrn F. H. Worm gehörte, haben wir uns oft aufgehalten. In den Laubengärtchen mochte es Blumen und edleres Strauch-

Leitmeritz am 7. April 1905. Hahnberg. Für Herrn Oberlehrer Haudeck habe ich dieser Tage einige Nachrichten über seine Familie aus dem Archive gezogen. Dabei fand ich zufällig im Keblitzer Grundbuche 1732 für den Hahnberg bei Keblitz die Bezeichnung „Hunberg", einige Jahre früher heißt derselbe „Humberg". Mir kommt dies merkwürdig vor. H. Ankert.

Smilkau, 7. April 1905. Schöfflinger v. Röhrsdorf. — „1559 November 18. Wien. Wappenbrief für die Brüder Johann, Adrian, Anton und Melchisedech Schöfflinger. — 1592. Friedrich Schefflinger von Ryrsdorff Incolat. — 1651, 26. August. Johann Heinrich Schofflinger von Röhrsdorf Incolat. — 1657, 8. Oktober. Obiger Revers zum Ritterstande mit dem Bemerken: „Vom Rittergeschlecht des Fürstenthumes Breslau". — Ich erlaube mir, obige Notizen mit Rücksicht auf die in den „Mitteilungen" (XXVIII, 119) enthaltene Anfrage zur Verfügung zu stellen, mit dem Bemerken, daß wohl das kgl. preuß. Staatsarchiv in Breslau in der Lage sein dürfte, über das Geschlecht weitere Auskunft zu erteilen, da im „Revers zum Lande" vom 8. Okt. 1657 ausdrücklich erwähnt wird, daß Johann Heinrich Schöfflinger v. Röhrsdorf dem Ritterstande des Fürstenthums Breslau angehörte. Genaue Signaturen obiger Notizen stehen dem Anfragesteller zur Verfügung.

August von Doerr.

Leitmeritz, 12. April 1905. Hilscher's Jahrhundertfeier. Erlauben Sie freundlichst, Ihnen ein paar Bemerkungen zu dem Artikel über Hilscher im neuesten Hefte Ihrer allezeit schätzbaren Mitteilungen[1]) zugehen zu lassen. -- Mit der kurzen und ansprechenden Skizze von Hilscher's Leben und literarischer Tätigkeit werden wir, ohne daß es die Verfasserin geradezu als beabsichtigte Anregung zu erkennen gibt, zur rechten Zeit daran erinnert, daß seit unsers Dichters Geburt am 22. Jänner 1906 ein Jahrhundert vergangen sein wird. Man darf wohl nicht daran zweifeln, daß unsere Stadt dieses Hilscher-Jubiläum in würdiger Weise begehen wird. — Ein paar Unrichtigkeiten in dem genannten Aufsatze möchte ich kurz besprechen. Wenn gesagt wird, daß Hilscher's Gedichte in der zweiten Auflage „gelegentlich der Enthüllung seines Denkmals" erschienen seien, so findet der aufmerksame Leser die allein richtige Angabe bezüglich des Erscheinens des Buches in Gustav Lauda's „Bericht des Comités für das Hilscher-Monument", der dem Buche angeschlossen ist, auf S. 324. — „Fast niemand blickte dem Entschwindenden nach", heißt es in den „Mitteilungen" (S. 73), wo von Hilscher's Begräbnis die Rede ist; im biographischen Teile des Buches aber lesen wir (pag. XXXIII) von einer Begleitung „einiger Offiziere der Garnison". Man kann es auch ungerecht finden, daß der gewiß förderndeu warmen Teilnahme, die Hilscher

---

werk geben, vielleicht auch Obst und Weinreben, je nach dem Zeitgeschmacke. Es ist bekannt, daß viele Prager in der Nähe der Hauptstadt solche Sommergärten besaßen. Jedesfalls ist es erfreulich, daß die über dem Burgsberggemäuer schwebende Dunkelheit sich gelichtet hat. Immerhin bleibt das Gemäuer anzusehen. Denn es lehrt, daß man nicht bei jedem Mauerwerk an Heidentum und vorchristliche Zeiten zu denken braucht. A. P. —
[1]) Exk.-Klub, XXVIII, 69—73.

von Seite höher stehender Offiziere erfuhr, wie von Oberndorf (vgl. (pag. XX), von dem damaligen Hauptmann Wilh. v. Marsano (pag. XVIII), vom Obersten von Bocher (pag. XVII), gar nicht gedacht wird. — Bezüglich des Urteils über Hilscher's Poesie haben wir dem unserer Überzeugung nach ganz unbegründeten Tadel der angeblichen „Härten und Unsicherheiten der Form" entgegenzutreten. Anastasius Grün ist gewiß ein berufener Kritiker für Hilscher's Dichtung gewesen; er hat in einem Briefe an Frankl die schönen Worte geschrieben: „Die Reinheit und Glätte der Form hat als Ausdruck der feineren Bildung, nach der Hilscher unablässig rang, als Ergebnis eines Prozesses unermüdlicher Arbeit und Ausdauer etwas Rührendes und Erhebendes, etwas in der Tat Großartiges" (pag. XXXVI). Wir erlauben uns auch noch diesem ehrenvollen Urteile A. Grün's aus einem von Friedrich Rückert (aus Neuseß, 13. Dezember 1863) an Dr. Lauda gerichteten Briefe zum Schlusse folgende Sätze anzuschließen: — — „Sie haben eine schöne patriotische Tat, eine mutige deutsche Abwehr gegen das Czechentum geleistet durch das bescheidene Denkmal, das Sie Ihrem Landsmann gesetzt, dessen große poetische Begabung seine unwürdige Stellung im Leben nicht hat zur vollen Reife kommen lassen. Noch mehr als seine Gedichte haben mich die wenigen Briefe von ihm, die der Anhang gibt, angezogen; sie sind einzig unvergleichlich in ihrer Art."

J. Peters.

Bensen, 13. April 1905. Kamnitz. Ich schrieb Ihnen unlängst, Kamnitz sei wahrscheinlich nicht durch Wehrbauten geschützt gewesen.[1]) Diese Ansicht stützte sich auf die Klage der Kamnitzer Bürger vom Jahre 1680: „Wenn wir solche Mauern hätten, wie die Bensner, wir wollten sie besser in Acht nehmen und in Stand halten." Soeben lese ich in Josef Fleck's Mitteilungen über Kamnitz S. 10 und 11 (1897 erschienen), daß Kamnitz doch Stadtmauern und Tore hatte. Es dürfte somit die oben erwähnte, vom Pfarrer Fleischmann mitgeteilte Klage nur den Sinn haben, daß die Mauern Bensen's höher und stärker waren als diejenigen von Kamnitz.

Emil Neder.

Prag, den 20. April 1905. Naturgenuß. Ihr Aufsatz „Schutz für den Naturgenuß"[2]) hat mir eine große Freude bereitet. Mit beredten Worten und einem warmen Herzen treten Sie für die idealen Güter ein, die wir in der Schönheit der Heimat besitzen. Wie treffend sind die Bemerkungen über die Beseitigung der Weiden an den Ufern der Polzen und des Rohnbaches! Aber noch nicht überall herrscht ein solcher Vandalismus.[3]) Der Bieberbach im Drumer Tal trägt an seinen Ufern noch einen reichen Baumschmuck, und die Landschaft erhält dadurch einen parkartigen Charakter. Wie lange noch? Die Regulierung von Flüssen und Bächen schreitet unaufhaltsam vorwärts, und viele Millionen stehen hiezu

[1]) Exk.-Klub, XXVIII, 108. Sch.-L. — [2]) Exk.-Klub, XXVIII, 64—68. — [3]) Vom Standpunkte des Naturfreundes ist der Ausdruck vollkommen berechtigt. Aber wir wiederholen, was wir früher andeuteten, daß diejenigen, welche die Entfernung der Weiden anordneten, dadurch die Überschwemmungsgefahren zu vermindern und somit der ganzen Gegend eine große Wohltat zu erweisen glaubten. A. P.

zur Verfügung. Ob die Menschen das ersehnte Glück erreicht haben werden, wenn das Werk vollendet sein wird?" Dr. R. Korb.

Linz, am 23. April 1905. Eine niederösterreichische „Amtmann"-Sage. — Wo liegt der Hund begraben? Dem Touristen, welcher zu Fuß oder mit der Bahn von Waidhofen an der Ybbs aus einen Ausflug in das an Naturschönheiten so reiche Ybbstal unternimmt, fällt etwa in der Hälfte des Weges zwischen Waidhofen an der Ybbs und Opponitz, im sogenannten „kleinen Gesäuse", ein isoliert dastehendes Felsgebilde auf, das die Bevölkerung schon seit uralter Zeit mit dem Namen „Amtmann" belegt hat. Das Felsgebilde trägt in seinen oberen Partien auf das schärfste ausgeprägt einen finster und drohend in das Tal blickenden Menschenkopf und ist ein Seitenstück zu dem „Amtmann" bei Stankowitz.[1]) Auch die Sage, welche dieses Felsgebilde zum Gegenstande der Betrachtung macht, ist eine ähnliche und bezeichnet dasselbe als einen Denkstein menschlicher Hartherzigkeit. Ein altes Mütterlein, dem der gestrenge Amtmann oder „Pfleger" im Schlosse zu Waidhofen sogar das heilkräftige Wässerlein für ihren kranken Sohn versagt und überdieß noch Spottworte hinzufügt, entreißt ihm in ihrer Sinnlosigkeit seinen Stock und versetzt ihm einen Schlag, worauf sich vor ihren Augen das Wunder vollzieht und der Amtmann in Stein verwandelt wird.[2]) — Die Bewohner von St. Veit im Mühlviertel in Oberösterreich sind stolz darauf, daß bei ihnen „der Hund begraben liegt". Damit verhält es sich folgendermaßen. Dort befindet sich nämlich das ehemalige Landgut St. Veit, ein Schlößchen, das zu Anfang des 17. Jahrhunderts im Besitze des Freiherrn Sigmund Hager zu Allentsteig war. Derselbe besaß einen Hund namens Delphin, welcher seinem Herrn mehrmals das Leben gerettet haben soll. Er ließ deshalb seinem treuen Hunde ein Denkmal setzen, das heute noch in der Mauer des Schloßgebäudes neben dem Eingange zu sehen ist und das Bildnis eines Hundes, die Jahreszahl 1612 und eine gereimte Inschrift zeigt. Prof. Oskar Hantschel.

Auskunft der Schriftleitung.

B. M.: Wir teilen Ihre Vermutung, daß der von Ed. Gerthner (Exk.-Klub, IX, 329) erwähnte Glaskaufmann „aus Böhmen" in Aleppo mit Poche identisch sein mag. — !!: Heft 1 des Jahrganges IV (1881) der „Mitteilungen des Nordböhm. Exkursions-Klubs" sucht zu kaufen die Zentralbibliothek des D. u. Öst. Alpenvereins, München, Ledererstr. 2. — H. A.: Am Kostial, auf der Seite gegen Trebnitz, ist die Judenkirsche (Physalis alkekengi L.) zu finden. — F.: Dr. Rud. Wolkan bemerkt in seiner „Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen" auf Seite 464: „Über das nordöstliche Böhmen liegen noch zu wenige Einzelforschungen vor, um an deren Hand sichere Schlüsse über den Verlauf der Sprachgrenze im 16. **Jahrh.** ziehen zu können; hier wartet des nordböhm. Exkursions-Klubs noch eine dankenswerte Aufgabe." — Ed.: Der Zusammenhang zwischen Mond und Meer wird durch Shakespeare (X, 168) im „Wintermärchen" deutlich dargetan, wenn er sagt: „Könnt Ihr doch leichter wohl der See verbieten, dem Monde zu gehorchen, als durch Schwur Ihr wegschiebt das Bauwerk seiner Torheit." In den „Lustigen Weibern" (X, 91) läßt der-

---

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XIII, 246, 247, 267. Sch.-L. — [2]) Die Sage ist ausführlich in der Unterhaltungsbeilage der Linzer Tages-Post vom 30. Oktober 1904 veröffentlicht worden.

selbe Dichter bald „bei diesen Handschuhen“, bald „bei diesem Hut“ schwören. — L.: Im Sprachverein (XX, 67) wird „ratzenkahl“ oder „rattenkahl“ von „radical“ abgeleitet. Wir wagen nichts Bestimmtes zu behaupten. Doch können wir es auch nicht recht glauben, weil die Bedeutung dagegen spricht. — T.: Das angefragte Erdbeben (XIX, 112) hat am 6. März 1872 stattgefunden (Exk.-Klub, XX, 400) und ist selbstredend Exk.-Klub, XVIII, 301 an geeigneter Stelle einzureihen. Ich selbst kann mich dieses Erdbebens noch sehr genau erinnern. — M.: Am 22. Dezb. 1413 hat Johannes Hunger v. Wartha mit seinem Bruder Peter einen neuen Pfarrer für Waltirsche vorgeschlagen. Vgl. Emler: L. C. VII, 101. — J. H.: Wie uns Herr Bürgerschullehrer J. Jarschel in Bensen mitteilt, hat st. techn Brosche aus Auscha die alte Weide mit der Fichte und dem Holunder (Exk.-Klub, XXVIII, 113) zufolge unserer Anregung bereits photographisch aufgenommen. — E.: Frensdorff in Berlin hat am 1. April 1905 unter Nr. 3712 „Empfindungs-Geburten von Peter Wahrmann“ „mit 2 Kupferstichen von J. Berka in Prag“ angekündigt. — A. H.: Die verschiedenen Meiler, welche aus einer Köhlerköte überwacht wurden, bildeten den „Kohlhai“. Die Köhler mit ihren Gehilfen wurden durch die „Hillebille“ zusammengerufen, d. h. es wurde mit einem hammerförmigen Klöppel aus Hainbuchenholz auf ein dünnes Brett geschlagen (Sprachv., XX, 105—110). Vielleicht läßt sich hieraus unser „Kohlhau“ (zwischen Innozenzendorf und der Lausche) sprachlich erklären. Eine der „hillebille“ ähnliche Einrichtung sollen ehedem die Zisterzienser statt einer Glocke benützt haben. — A.: F. J. Heidlas hat in einem Brüxer Blatte (5. April 1905) „Wetterdeutungen“ veröffentlicht. — E. L.: Das Ambros Lißner'sche Lehngericht in Lobendau, dessen Besitzer seit 1643 bekannt sind, wurde im April 1905 an Joh. Neumann in Wölmsdorf für 120.000 K verkauft. — H. A.: Das Berl. Tageblatt v. 12. April 1905 brachte einen Aufruf des Bundes Heimatschutz und des Dürer-Bundes gegen die Zerstörung der Laufenburger Stromschnellen. — H. A.: Am 9. Aug. 1626 war Sybilla Offendorffin Pate bei einem Söhnlein des Pastors Christoph Lichtner in Niemes. Sie gehörte sicherlich zu der berühmten Papiermacher-Familie. J. Tille: Niemes, p. 394. — Fr.: Auf Erber's Karte (1760) findet sich östlich der Leipa-Neuschlösser Straße der Meierhof „Ramscha“, westlich aber „Neu-Ramscha“, offenbar der jetzige „Neuhof“. Sonderbarer Weise findet sich das Zeichen für „Baumgarten“ (Neugarten) nicht bei Neuschloß, sondern in der Gegend des Fischerhäuschens ober der Karba. — st.: In einem Berliner Blatte war zu lesen, daß nicht Höherstehende, sondern nur Untergeordnete „ersucht“ werden. Das widerspricht durchaus unserm Gebrauche und unsern offiziellen Vorkehrungen. Wir richten „Gesuche“ an die höchsten Behörden. Auch gibt es „Bittgesuche, Gnadengesuche, Majestätsgesuche“. Man sollte mit solcherlei Behauptungen sehr vorsichtig sein. — O. O.: In der Reichenbg. Zt. v. 19. Mai 1905 wird das Kummergebirge als der „schönste Naturpark Nordböhmens“ bezeichnet. Der „Bornaybergˮ und die „Schuttbrücke“ werden besonders hervorgehoben. — G.: Gegenüber der Behauptung (Exk.-Klub, XXVII, 374, 375), daß Johann Gaston von Reichstadt über Wien nach Florenz ging, wo er „Anfangs 1706 eintraf“, seit welcher Zeit die Ehetrennung bestanden haben soll, müssen wir auf eine widersprechende Meldung (Exk.-Klub, XVIII, 90) verweisen, nach welcher die neuerbaute Klosterkirche in Leipa am Allerheiligenfeste 1707 in Gegenwart des Johann Gaston, Großherzogs von Etrurien, eingeweiht worden ist. — O. Pf.: Der Dresdner Anzeiger v. 19. Mai 1905 brachte unter der Ueberschrift „Eine Nachtigallenpartie nach Trebnitz“ eine prächtige Schilderung des Mittelgebirges. — tt: Johann Maaz, Pfarrer und Dechant in Güntersdorf, ein vorzüglicher Musiker, war am 28. Dezb. 1708 in Lobendau geboren und am 3. Aug. 1835 zum Priester geweiht. — St.: Die alte Kammbuche auf der Höhe des von Hemmrich nach den Nichthäusern führenden Weges ist durch den Sturm vom 21./22. Novb. 1903 umgebrochen worden. Reichenbg. Ztg. v. 28. Novb. 1903. — w.: Der Aussichtsturm auf dem Peindlberge bei Neudek ist am 14. Mai 1905 eröffnet worden. Vgl. Boh. v. 24. Mai 1905. — B.: Wir wagen keine Entscheidung; vielleicht mag unser dêgsch nicht mit teigig, sondern mit gedwee (gaduadi) und das Wort dâsig mit gedesen zusammenhängen. Prüfen schadet nicht. D. Sp. V., XX, 155, 156. — nt.: „Engeln, Möbeln, Stiefeln“ zu sagen, war früher gewöhnlich. Jetzt sagt man bei uns nur „Engel, Möbel, Stiefel“. Weibliche Hauptwörter bekommen in der Mehrzahl ein n (Windeln, Schindeln), männliche aber nicht. — z: Wir verweisen auf den Leitartikel im Prager Tagblatt v. 24. Mai 1905: Schutz der Natur. — Geschlossen: 4. 6. 905. A. P.

Mitteilungen
des
Nordböhmischen Exkursions-Klubs.
Schriftleitung:
Prof. A. Paudler und Dr. F. Hantschel.

Drittes Heft. September 1905. XXVIII. Jahrgang.

Heimatkundliches vom Padloschiner Plateau.

Von C. Jahnel.

Das Mittelgebirge füllt den Winkel, den die Elbe von Salesel, die Biela von Stadiz flußabwärts mit dem Scheitel bei Aussig bilden, mit einer Hochfläche, der man als orographischer Einheit den Namen Padloschiner Plateau beigelegt hat. Nach Süden zu findet dieses eine natürliche Abgrenzung in der Furche des Radzeiner Baches. Mit Ausnahme des Ortes, der diesem den Namen gibt, gehören alle Dörfer auf dem Plateau zur jetzigen Bezirkshauptmannschaft Aussig. Bisher hat ortsgeschichtliche Forschung sich mit diesem Teile unseres schönen Mittelgebirges fast so gut wie gar nicht befaßt; es wird sich daher rechtfertigen, wenn ich im Folgenden als Grundlage für Weiterarbeit die Nachrichten zusammenstelle, die mir bisher über die zehn auf dem Plateau liegenden Ortschaften des genannten Verwaltungsbezirks bekannt geworden sind, über Augießel, Dubitz, Elbogen, Habrowan, Hottowies, Morawan, Padloschin, Qualen, Steben, Suchei.

Auf dem Plateau sind meines Wissens bisher keine vorgeschichtlichen Funde gemacht worden; nach den alten Namensformen wird man die Begründung der Dörfer in jene Zeit zu verlegen haben, in welcher dem sich vermehrenden Czechenvolke die Ebenen und Flußtäler zu eng wurden und es die Gebirge zu besiedeln begann. Der Platz für die neuen Siedelungen auf dem Plateau mußte wohl dem ausgedehnten Walde abgewonnen werden, der einst die Gaue von Bilin und Leitmeritz in dieser Gegend schied. Die Namen Dubitz (dub = Eiche), Habrowan (habr = Weißbuche) und vielleicht auch Padloschin (wenn dessen ältere Namensformen mit pod lesem = unter dem Walde gleichgestellt werden dürfen, wie es geschieht) erinnern wohl noch an den Wald. Dieser war zweifellos ursprünglich im Besitz der Landesfürsten. Vielleicht erklärt sich daraus, daß das von einer Tochter des Herrscherhauses etwa i. J. 973 gegründete St. Georgskloster auf dem Hradschin das Dorf Padloschin sein Eigen nannte. Die nördlichste Stufe des Plateaus, von der heute der Bau der Ferdinandshöhe bei Aussig in das Elbetal schaut, dürfte sogar erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts mit dem damaligen Dorfe Ostrow aus dem königlichen Besitz gekommen sein.[1])

Die Erkenntnis, daß sich in der alten kirchlichen Einteilung des Landes uralte Verhältnisse widerspiegeln, lehrt uns, daß der südliche,

[1]) Exk.-Klub, XXVI, 4.

der Hauptteil der Hochfläche ursprünglich zum Gau, zur Provinz Leitmeritz gehörte, von dorther also wohl auch die ersten Ansiedler in den Bergwald vordrangen. Der nördliche Teil des Plateaus, der im Nordwesten sich sanfter gegen das Bielatal senkt, dürfte jedoch von daher besiedelt worden sein, denn er gehörte seit alter Zeit zu Türmitz, einer uralten Siedelung, wie die vorgeschichtlichen Funde auf der Flur dieses Orts ergeben.

Abgesehen von Padloschin, das bereits im 13. Jahrhundert genannt wird, erhalten wir von den Plateaudörfern erst aus späterer Zeit Kunde. Aus nachhussitischer Zeit bis in das 16. Jahrhundert hinein habe ich nur für die zu Türmitz gehörenden Orte Nachrichten zu ermitteln vermocht. Der Besitz war damals stark zersplittert. Der Umsturz der Verhältnisse zur Zeit der Gegenreformation führte zur Vereinigung aller Plateaudörfer in einer Hand, der der Familie von Nostitz; vor dem Jahre 1683 war dieser Prozeß schon vollzogen.

Als nach Aufhebung der Untertänigkeit (1849) die neuen Verwaltungsbezirke gebildet wurden, hat man den bis dahin nostitzischen Teil des Plateaus dem Bezirke Aussig überwiesen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß seine Südgrenze, die zugleich zur Nordgrenze des Leitmeritzer Bezirks bestimmt wurde, den Forderungen der Praxis nicht entsprach, denn der nördliche Teil der Feldflur von Radzeine mit dem Dorfe selbst schneidet ziemlich tief in das zu Aussig zugewiesene Gebiet ein. So erinnert denn die stark eingebuchtete Grenzlinie der Bezirke an dieser Stelle noch an die Besitzverhältnisse der sogenannten Patrimonialzeit, deren Bildung in den Hauptzügen wir — wie sich ergeben wird — nun doch schon verfolgen können.

Augießel, Elbogen, Hottowies.

Es empfiehlt sich, diese drei Ortschaften gemeinsam zu behandeln, da sie in den alten Urkunden stets zugleich angeführt werden als Bestandteile des Gutes Obertürmitz, das bis zum Jahre 1589 königliches Lehen war.[1]) Zum ersten Male werden sie als solche genannt am 4. Nov. 1416, als Albert von Koldiz Obertürmitz an Hinko Berka von Hohnstein verkaufte;[2]) sie sind — es muß das betont werden — nie von Obertürmitz getrennt gewesen.[3]) Aber es drängt sich die Annahme auf, daß es nicht die ganzen Dörfer waren, sondern daß, als Türmitz (wohl schon vor 1402) in die beiden Güter Ober- und Untertürmitz zerfiel, jedem der Teile Besitz in jedem der Dörfer zugewiesen wurde. Hinweise darauf finden sich allerdings erst im 16. Jahrhundert. Es gehörten i. J. 1542 den Besitzern von Untertürmitz, drei Brüdern von Mühlen, Augießel und Hottowies,[4]) während nicht viel

---

[1]) Landtafel: Rel. Quat. von 1589, A 17; Dr. Hallwich: Die Herrschaft Türmitz, I, 17, zitiert Landtafel 24, L 16. Was von diesen 3 Dörfern gilt, gilt auch von dem Dorfe Kosten im Bielatal. — [2]) Lehentafel, 61, 172. — [3]) Als zu Obertürmitz gehörig fand ich sie genannt in den Jahren 1437, 1494, 1518, 1528, 1545, 1589 (Lehentafel 61, 268; 62, 189, 191, 225, 408, 759, 812). — [4]) Hallwich: Türmitz, I, 14. Wenn Elbogen da nicht genannt wird, so ist das, meines Erachtens, nur auf ein Versehen des Schreibers der Landtafel zurückzuführen. Siehe Exk.-Klub, XVIII, 235.

später, am 12. Juni 1545, die Besitzer von Obertürmitz, drei Brüder Kautsch von Kautsch, die drei Dörfer zu ihrem Besitz rechneten.[1]) Ferner wird in den Jahren 1528 und 1589 bei Aufzählung der zu Obertürmitz gehörigen Ortschaften hinzugesetzt: „was er (der Besitzer) da hat", wodurch diese zweifellos als Teildörfer gekennzeichnet werden. Die Art der Teilung von Türmitz, die jedes Stück der Zubehörungen in zwei Teile zerriß, erscheint so primitiv, daß ich sie in eine weit zurückliegende Zeit verlegen zu müssen glaube.

Daß wir von den zu Untertürmitz gehörenden Dorfteilen nicht früher als i. J. 1542 hören, erkläre ich mir daraus, daß dieses Gut nicht unmittelbares königliches Lehen, sondern ein Lehen von Graupen war; erst am 8. März 1526 entließen die Brüder Joachim und Georg von Maltzan[2]) als Herren von Graupen ihren Besitz in (Unter-) Türmitz den Brüdern Karl und Wenzel von Mühlen aus der Lehenspflicht.[3])

Ober- und Untertürmitz und die Teile der zu diesen Gütern gehörigen Dörfer wurden erst zur Zeit der Gegenreformation wieder in einer Hand vereinigt, als bei Austreibung der Protestanten der königliche Grenzzolleinnehmer und Rat Lorenz Maiderle von Mannsberg i. J. 1629 die beiden Güter von den Brüdern Hans Heinrich, Adam, Peter Kautsch von Kautsch und von Rudolf von Bünau kaufte.[4]) Aber schon nach dem Tode des Käufers[5]) erfolgte wieder eine Teilung des Gutes zwischen seinen Söhnen Wenzel Adalbert und Johann Bapt. nach altem Muster; jeder der Erben erhielt von jedem Dorfe einen Teil. Diese Zerstückelung fand aber für immer ein Ende, als die Brüder ihre Türmitzer Besitzungen am 30. Juni 1662 dem Grafen Hans Hartwig von Nostitz verkauften.[6])

Von den einzelnen Dörfern sind uns aus älterer Zeit nur die Namensformen überliefert.

Augießel erscheint 1416 unter dem Namen Ugezd; 1518 wird es verkleinernd Augezdecz, 1528 Augezd genannt. Aus dem czechischen na ugezdě hatte sich die deutsche Zunge, wie die Aussiger Matriken verraten, Nauesell (1626) gemacht[7]); daneben heißt es aber schon Augesel. — Die Bedeutung des Wortes Ugezd (ein zum Zwecke der Berainung umrittener Bezirk) darf ich als bekannt voraussetzen. Im Jahre 1654 gehörten in „Augesl" zu Obertürmitz (Wenzel Maiderle) 3 Chalupen, zu Untertürmitz (Johann Maiderle) 3 Bauern. Die Gebäude des Dorfes wurden als gut bezeichnet.[8])

---

[1]) Lehentafel 62, 812. Daß die Schreibung Kautsch der Aussprache des früher Kauc, Kaucz geschriebenen Namens entspricht, ergeben Aktenstücke des 17. Jahrhunderts. Die Familie stammte aus Meißen und nannte sich, nach dem jetzt Kauscha genannten Ort, südlich von Dresden, ursprünglich v. Kudischow, später v. Kaudisch, woraus Kautsch entstand. — [2]) Exk.-Klub, XIX, 118. — [3]) Lehentafel, 62, 448. — [4]) Bilek: Dejiny konf., 54, 297. — [5]) Ich finde Lorenz M. zum letzten Male i. J. 1639 genannt (Hallwich: Türmitz, I, 34); schon am 16. Aug. 1641 war sein Nachlaß im Besitz seiner Söhne (Aussiger III. Protoc. 153). — [6]) Hallwich: Türmitz, I, 37. — [7]) Dr. W. Feistner: Geschichte der k. St. Aussig, 13, identifiziert, allerdings mit einem Fragezeichen, Nauesel mit dem Johanniter-Ugezd; dieses ist aber das heutige Böhmisch-Neudörfel. — [8]) Böhm. Landesarchiv: Steuerrolle v. J. 1654.

Elbogen ist eine Umgestaltung des czechischen Namens Milbohow.[1]) Sprach- und Kulturforscher werden vielleicht angeben können, ob der Name (mil = lieb, buh = Gott) eine kultische Bedeutung hat. Die Form Elbogen fand ich zuerst i. J. 1628 in der Aussiger Matrik angewendet. — 1654 gehörten in Elbogen zu Obertürmitz 9, zu Untertürmitz 11 Chalupner. Das Dorf muß im 30jährigen Krieg schwer gelitten haben, denn es standen von den genannten noch 3 bezw. 5 Chalupen öde und die anderen Gebäude waren schlecht.

Hottowies weist durch seine alten Namensformen: Hostiewycie (1416), Hosstiewicze (1437), Hostowicze (1494) vielleicht auf Begründung durch aus der Fremde herbeigezogene Kolonisten (Gäste = hosti) hin. — Von einem Dorfinsassen namens Urban aus „Hostowize" erfahren wir, daß er sich eine Aussigerin, Marketa Janowa, zur Frau geholt hatte; am 18. Juni 1560 schloß er mit ihr einen Vertrag über ihre gegenseitigen Güter.[2]) Ein Streiflicht auf die Beziehungen der Untertanen zu ihrer Gutsherrschaft wirft der „Urfried", den am 3. Aug. 1609 Kaspar Richter „von der Hostowiese" schwören mußte. Er hatte sich gegen seinen Erbherrn Heinrich (richtig wohl: Hans H.) Kautsch von Kautsch auf Obertürmitz „vorgriefen und gethan und mit Drauworten hören lassen: Wer mir in mein Haus günge und gebe mir das meine nicht heraus zuvor, so wolle ichs ihm aufm Halse anzunden." Durch diese Drohung hatte er nach der Landesordnung Leib und Leben verwirkt und wurde daher in das Gefängnis nach Aussig gebracht. Aber auf Fürbitte einiger ehrlicher Leute und in Ansehung seiner Freundschaft, seines Weibes und seiner unerzogenen Kinder sah der beleidigte Gutsherr davon ab, ihn vom Leben zum Tode bringen zu lassen, und ließ ihn straflos aus dem Gefängnis los, nachdem er mit seinen vordern zwei aufgereckten Fingern der rechten Hand den leiblichen Urfried geschworen hatte.[3]) — Bald darauf schwand im Munde der Deutschen das s aus dem Namen des Dorfs; 1628 wird letzteres in der Aussiger Matrik Hottwiese, 1632 Huttewisse genannt. — Im J. 1654 gehörten von dem Dorfe zu Obertürmitz 1 Bauer und 6 Chalupner (von letzteren waren 3 Stellen unbesetzt), zu Untertürmitz 7 Chalupner (von denen 1 erst im Jahre vorher sich wieder angesiedelt hatte; 2 Chalupen standen noch öd). Der Zustand der Gebäude wurde als angängig bezeichnet.

Dubitz.

Der Name Dubitz erscheint in den alten Urkunden nicht nur in der Form Dubicz, sondern auch als Dubecz und Dubec. In dieser ist der Name dem eines Ortes gleich, der schon i. J. 1218 als Eigentum der Leitmeritzer Propstei genannt wird.[4]) Trotzdem vermag ich nicht mehr der Ansicht beizupflichten, daß beide Orte identisch sind; denn die Nachrichten, die wir von Dubitz besitzen, sind unvereinbar mit der Annahme, das Dorf habe der Leitmeritzer St. Stephanskirche gehört.[5])

---

[1]) Die Formen Milbow (1494) und Milbochow oder Milbachow (1589) sind wohl nur Schreibfehler. — [2]) Aussiger Stadtbuch, II, 67. — [3]) Aussiger Gerichtsbuch, 259. — [4]) Exk.-Klub, XVII, 207. — [5]) Das Dubec der Leitmeritzer Probstei lag, wie ich vermute, bei Trebnitz oder Budin. In die Nähe von Trebnitz weisen die Nachrichten von

Indem am 27. Dez. 1344 Herr Zdenko Syrsa von „Dupicz"[1]) zum ersten Male genannt wird, als er mit andern Edelleuten der Umgebung bezeugte, daß Smil von Wchinitz seinen Streit mit dem in und bei Lobositz begüterten meißnischen Kloster Altzelle beigelegt habe, tritt Dubitz in das Licht der Geschichte. Nach der damaligen Namensgebung muß man annehmen, daß Zdenko (= Sidonius) der Besitzer des Ortes war, nach dem er sich nannte.[2]) Daß dieser Ort das Dubitz auf dem Padloschiner Plateau gewesen ist, ergibt sich daraus, daß Zdenko am 26. Nov. 1360 als Kirchenpatron von Steben erscheint.[3]) Der Pfarrer von Gastorf, der damals mit der Einführung des neuen Pfarrers von Steben beauftragt wurde, war wohl sein Verwandter. Wir hören nämlich am 11. April 1358, daß ein Priester Johann von Dubitz zum Pfarrer in Czernochow bei Peruz konfirmiert wurde. Dieser scheint identisch zu sein mit dem Priester Johann, der 1358 Pfarrer in Gastorf, 1361 Pfarrer in Pomeisl und am 1. April 1364 als Johann von Dubitz Pfarrer in Welemin wurde.[4]) Der geistliche Herr hat wohl nicht ständig bei seiner Pfarrkirche, sondern oft auf seinem Familiengute residiert.

Wir erfahren von Zdenko noch, daß er von dem Pfarrer Heinrich von Steben und dessen Kirche ein Kapital als Darlehen übernommen hat, für das er jährlich 2½ Sch. Gr., je die Hälfte zu Georgi und Galli, zu zinsen hatte. Da er es aber unterließ, diesen Zins auf seinem Besitz zu versichern, so mußten nach seinem Tode seine Söhne Wenzel und Nikolaus von „Dubicz", die damals den ererbten Besitz bereits geteilt hatten, dies tun. Sie erklärten in der erzbischöflichen Kanzlei am 2. Sept. 1393, daß den Zins zwei Zinsleute in Salesel durch Zahlung von je 1 Sch. Gr. und ein Zinspflichtiger in Qualen durch Zahlung von ½ Sch. Gr. aufzubringen haben. Nur die „Herrschaft" über diese Zinsleute und das Recht, von ihnen die königliche Steuer (Berna) zu erheben, behielten sie sich vor.[5]) Daß der dem Vater beigelegte Titel Herr dessen Adel zum Ausdruck brachte, ergibt der Titel armiger, der den Söhnen gegeben wird. Wir begegnen den Brüdern von „Dubecz" noch einmal am 7. Mai 1397, wo sie als Gewährsleute für einen

---

1436 und 1463 (Arch. č., 1, 502; Bernau: Studien, 148) über das Propsteidorf. Vielleicht ist mit diesem das Dubec identisch, das 1451 nach Budin Marktgeld, Käse, Hühner und Eier zu liefern hatte (Rel. tab. t., 2, 220). — [1]) Arch. č., 18, 293. — Der Beiname Syrsa erscheint in verschiedenen Varianten im 14. und 15. Jahrhundert in der Umgebung von Leitmeritz. Niklas Srssa ist anfangs des 14. Jahrhunderts Herr von Gastorf, 1375 und 1378 Peter Srssa von Drahobus Patron in Wernstadt, 1400 Wenzel Srssa von Drahobus Komtur in Pitschkowitz; 1406 bis 1419 wird ein Johann Srsa von Launken genannt; 1425 fällt der Edelknecht Srsa, der Einäugige, bei der Einnahme Schlans durch die Hussiten. Vielleicht ist auch der Johann Styrsa von Sebusein, der 1412 und 1415 einen Teil des Kirchenpatronats in Libochowan besaß, hierher zu rechnen. Der Beiname, der wohl mit dem czechischen Zeitwort sršeti = „sumsen, brummen wie eine Bremse" zusammenhängt, war vielleicht eine Sippenbezeichnung. — [2]) Auffallend ist, daß nie eine Veste, ein Herrensitz in Dubitz erwähnt wird. — [3]) Lib. conf., I, 138. Vielleicht ist er der Herr Zdenko von „Dubuwitz", der am 6. Juli 1351 als Zeuge des Rüdiger Stirsberg von Großtschochau genannt wird (Lib. erect., 47) — [4]) 1370 übernahm er die Pfarre in Tetschen, am 22. Sept. 1371 die an der St. Adalbertskirche in Aussig, am 11. Dez. desf. J. die in Hawran und war 1380 schon tot. — [5]) Lib. erect., XII, Bl. 91 v (E 11). Balbin erwähnt diese Urkunde kurz in Miscell., V, 244.

Verkauf in Suchei genannt werden.[1]) Sie waren es wohl, die ihr Stammgut in andere Hände übergehen ließen. Die Familie blieb aber in der Nähe ansässig.[2])

Im Jahre 1405 (Juli oder August) befand sich Dubitz bereits im Besitze des Rüdiger von Skalken und wahrscheinlich auch seines Bruders Erhard. Beide Edelleute werden so wie ihr dritter Bruder Peter seit Ende der 70er Jahre des 14. Jahrhunderts oft genannt, denn sie besaßen außer der Burg Skalken bei Suttom zahlreiche Dörfer und Anteile an solchen links und rechts der Elbe: Lipai, Suttom, Groß-tschochau, Meronitz, Mukow, Schima, Oberliebich, Wolfersdorf, Langenau 2c. Rüdiger als Besitzer von Dubitz nennt uns in der genannten Zeit eine ersichtlich nicht vollständige Abschrift aus der alten Landtafel. Darnach soll er für einen Altar in der Prager Kirche (St. Veitsdom) sein Erbe in „Dubicz“, 12 Sch. Gr. jährlichen Zins und die Bauernhöfe (curiae rusticales) mit Ausnahme eines Meierhofs (curia arature), und in Salesel 3 Sch. Gr. Zins mit den Bauernhöfen verkauft haben.[3]) Genaueres über den Verkauf berichtet die vom 12. September 1405 datierende Errichtungsurkunde für den Altar im St. Veitsdom, der dem h. Kreuz, Mariae Himmelfahrt, den Aposteln Jakob d. Ä., Simon u. Judas und den Märtyrern Veit, Wenzel, Apollinar, Adalbert, Sigmund, Prokop, Ludmila, Margaretha und Apollonia gewidmet war.[4])

Danach haben die Testamentsvollstrecker des Kanonikervikars der Prager Kirche Peter Burda, der Dekan von St. Apollinar und präbendierte Kanoniker der Prager Kirche Wenzel v. Radecz und der Kanoniker und Altarist des St. Wenzelsaltars in der Kapelle derselben Kirche Henslin von Sullowitz zum Seelenheil des Peter dessen Legat, das einem Jahreszins von 8 Sch. 4 Gr. entsprach, zum Grundstocke der Begründung des genannten Altars verwendet. Da aber dieses Legat nicht ausreichte, um den Altar gebührend zu dotieren, fügten Wenzel von Radecz eine dem Jahreszins von 5 Sch. Gr. und sein Vikar an der Prager Kirche Johann Mraz eine dem Jahreszins von 2 Sch. weniger 4 Gr. entsprechende Summe hinzu, so daß ein Stiftungskapital von 165 Sch. Gr. zusammenkam. Dafür kauften die Testamentsvollstrecker von den Brüdern Rüdiger und Erhard v. Skalken und deren Erben die Dörfer „Dubycz“, Salesel und Steben mit Ausnahme eines Bauers namens Rynerz und des Pfarrpatronats in Steben und damit einen Jahreszins von 15 Sch. Gr. Mehrfach wird in der Urkunde betont, daß mit dem Zins das volle Recht, die Herrschaft, das Zubehör, alle Freiheit in den Dörfern erworben

---

[1]) Reliqu. tab. t. 1, 571. — [2]) In den Jahren 1502—1511 nennt das Aussiger Stadtbuch I, 181, 229, 259 einen Herrn Jan Dubiczky neben andern Adeligen bei verschiedenen Geldgeschäften. 1516 saß Raczek von Dubicz als Lehensmann des Lorenz Glatz von Altenhof auf Rothenhaus in Göttersdorf (Landtfl. 3 L 25) und wird 1534 neben einem Nik. Dubicky von Dubitz noch genannt (Paprocky: O stawu ryt. 371). 1541 erscheint ein Bernhard Dubicky von Dubitz (Pamatky arch. 8, 438). — [3]) Rel. tab. terrae 2, 18, aus dem Codex Talmberg. — [4]) Böhm. Landesarchiv, Original auf Pergament. Dieses diente ersichtlich der von Balbin (S. 123) in unzulänglichem Auszug gegebenen Eintragung in Lib. erect. VII C 1 zur Vorlage. Die Urkunde ist der Bestätigung des Erzbischofs Sbinko vom 2. Okt. 1405 inseriert.

sei. Diese waren also mit den angegebenen Ausnahmen volles Eigentum des Altars und seiner Altaristen, als deren erster der genannte Johann Mraz von den Testamentsvollstreckern präsentiert und vom Erzbischof konfirmiert wurde. Nach den Angaben der erwähnten Landtafeleintragung darf man vielleicht annehmen, daß der in den Kauf nicht eingeschlossene Bauer Rynerz auf dem nachmaligen Dubitzer Meierhofe saß, in dem man vielleicht einen alten Freihof zu sehen hat.

Wie so viel anderer Besitz der toten Hand ist wohl auch Dubitz während der Hussitenwirren vom Könige mit Beschlag belegt und später aus der Hand gegeben worden. Die erste Nachricht, die wir über den Ort wieder erhalten, datiert vom 18. August 1547,[1]) weist darauf hin. Das Verzeichnis des Zugehörs der dem Wenzel von Wartenberg wegen seiner Beteiligung an der Empörung gegen Ferdinand I. konfiszierten Herrschaft Graupen von diesem Tage nennt nämlich auch den Lehensmann in „Dubicz".[2])

Über die Besitzer von Dubitz in jenen Zeiten sind wir nur unzuverlässig unterrichtet. Eine Nachricht nennt zum Jahr 1534 als solchen einen Ritter Kaspar „Kunz".[3]) Man identifiziert diesen mit dem Besitzer von Obertürmitz Kaspar Kautsch von Kautsch, den ich von 1506 bis 1541 genannt finde.[4]) Als dessen ältesten Sohn haben wir den Heinrich Kautsch anzusehen, der für sich und seine Brüder Adam und Melchior am 12. Juli 1545 für Obertürmitz dem Könige den Lehenseid geschworen hat.[5]) Heinrich ist entweder sehr alt geworden oder hat einen gleichnamigen Sohn und Erben hinterlassen; denn bis in die ersten Jahre des 17. Jahrhunderts hinein wird der Besitzer des Gutes Heinrich genannt.

Dieser Obertürmitzer Heinrich kann nicht identisch sein mit dem Heinrich Kautsch von Kautsch auf Podiwin und Dubecz (Dubeč), den das Titular vom Jahre 1572 nennt; denn wäre letzterer Besitzer von Obertürmitz gewesen, so hätte er sich sicher nach dem alten Familiensitz genannt.[6]) Wir dürfen daher auch sein Gut Dubecz nicht in Dubitz suchen. Dieses befand sich damals im Besitz einer Familie, die sich nach

---

[1]) Das Aussiger Testamentenbuch, 81, verzeichnet am 13. Mai 1530, daß jemand aus „Dubicz" dem Wenzel Czappek 11 Gr. schuldet. — [2]) Landtafel 8 F 19. Ich übersetze Lehensmann (Einzahl). Im Original steht: manny w Dubiczych a Hrbowiczych (Herbitz); die Mehrzahl ist da meiner Ansicht nach nur wegen der beiden Orte angewendet. — [3]) Hallwich: Türmitz II, Ergänzungen, nach „Manuskript Kropf". Diese Quelle ist nur mit Vorsicht zu benützen. So gibt sie an, die Familie Kautsch sei i. J. 1565 durch Heinrich und Melchior „Kauz" in den Besitz von (Ober-) Türmitz gekommen, während auf diesem Gut schon 1498 Peter von Kautsch saß und es sich in der Familie fortvererbte. — [4]) Lehentafel 62, 318. Aussiger Testamentbuch, 148. — [5]) Lehentafel 62, 812. — [6]) Paprocky: O stawu ryt. 321. Nach Lippert: Gesch. v. Leitmeritz, 517, wo dieses Dubecz mit Dubitz identifiziert wird, ist der Heinrich auf Podiwin i. J. 1577 gestorben und bei der Kirche zu Schüttenitz begraben worden. (Letztere Angabe bieten auch, wie mir Herr H. Ankert mitzuteilen die Liebenswürdigkeit hatte, die Aufzeichnungen des † Prof. Katzerowsky, sie nennen aber den Verstorbenen nur beim Namen.) Nun verzeichnet Fauknar in seinem Titular v. J. 1589 einen „Gindřich Kauč z Kauče na Podiwinj a Dubči" und einen „Hendrych Kauč z Kauče a na Trmicých". Im ersteren haben wir wohl einen Sohn und Erben des i. J. 1577 Verstorbenen zu sehen, letzterer ist der Heinrich auf Obertürmitz, von dem wir jetzt zu sprechen haben.

dem Dorfe Dubicky von Habrowan nannte und es schon vor 1568 besessen haben muß.[1]) Die dieser Familie angehörenden Brüder Georg und Johann verkauften i. J. 1579 das zu Graupen gehörende Lehengut „Dubec" an den Obertürmitzer Heinrich Kautsch von Kautsch.[2])

Der neue Besitzer war in der Lage, die Geldopfer zu bringen, die erforderlich waren, um seinen Besitz von der Lehenspflicht zu befreien, in einen freivererblichen zu verwandeln. 400 Sch. Gr. meiß. kostete das für Dubitz; zu diesem Gute gehörten, wie es in dem betr. kaiserlichen Erlaß an die Landtafelbeamten vom 6. Sept. 1584 heißt, auch kleine Weinberge, die zur Zehntleistung verpflichtet waren. Für 350 Sch. Gr. meiß. entließ dann am 18. März 1589 der Kaiser auch das Gut Obertürmitz aus dem Lehensverbande.[3]) Man gewinnt daraus den Eindruck, daß Heinrich wohlhabend und der Geldmann war, dem der Kaiser 2300 Sch. Gr. abgeborgt hatte.[4]) Vermählt war er mit Anna geb. Kapler von Sullowitz.[5]) Wohl aus der Ehe mit ihr stammen seine drei Söhne Hans Heinrich, Adam und Peter. Ersteren fand ich am 10. Juni 1604 zuerst genannt; da war sein Vater wohl schon tot.[6]) Dieser war zweifellos Protestant, ebenso wie es seine Söhne waren, die um ihres Glaubens willen aus Böhmen auswanderten, nachdem sie i. J. 1628 ihren Besitz Obertürmitz und Dubitz verkauft hatten.[7])

Die Käuferin des Gutes Dubitz war Frau Maria Tretscher von Steinberg. Wir werden über diese Frau durch zahlreiche Aussiger Akten[8]) näher unterrichtet, denn sie entstammte der Aussiger Bürgerschaft. Ihr Vater war Sebastian Reichel, der Stiefsohn des reichen Bürgers Tillemann Schirß, dessen Vorname noch heute in einem Flurnamen fortlebt. Nachdem sein einziger Sohn in jugendlichem Alter gestorben war, setzte Schirß in seinem Testamente vom 16. Juni 1614 den ehrwürdigen Bartholomäus Reichel, Thomas Reichel und Maria Reichel zu Erben ein; letzterer fiel nach seinem Tode während des Aufstandes der „mehre Teil" seines Nachlasses zu. Maria hatte damals die erste Jugend schon hinter sich. Wohl im Jahre 1601 hatte sie den Johann Mollerus Solinsky von Solino, den ältesten Sohn des angesehensten Bürgers der Stadt, als dessen zweite Gattin geheiratet. Er starb am 28. Mai 1617. Von den drei Kindern, die ihm Maria geboren hatte, werden uns Martha Christina (getauft 11. Juli 1602?, nachmals vermählt mit Mathes Ulbrecht) und Leopold begegnen. Frau Maria blieb nicht lange auf dem Witwenstuhl sitzen, sondern heiratete — wie es scheint, schon vor 1619 — den Aussiger Bürger Johann Tretscher (auch Trätzscher,

---

[1]) Schimon: Adel Böhmens 31: 1568 wurde Bernhard Dubicky von Habrowan „geadelt". — [2]) Böhm. Landtagsverh. 6, 492. — [3]) Hallwich: Türmitz I, 17; Landtfl. 24 L 16, Relationsqu. v. 1589 A 17. — [4]) Böhm. Landtagsverh. VII, 41, 161. Die Schuld, in das 1586 angelegte Schuldverzeichnis eingetragen, war am 31. Mai 1592 bereits bezahlt. — [5]) Am 15. Sept. 1594 wird sie als Taufpatin in Aussig genannt und ist wohl noch die Frau Kautschin, die am 4. Juni 1604 ebenso verzeichnet wird. — [6]) Aussiger Taufmatrik. Hallwich: Türmitz II, Ergänz. nennt nach Landtafel 182 A 29 Heinrich zum letzten Male i. J. 1603. Wohl findet sich auch später öfter noch ein Heinrich genannt, aber das ist wohl Hans Heinrich. — [7]) Bilek: Dej. confisk. 297. — [8]) In Betracht kommen Eintragungen im III. Prootcollum, im Mem. Buch A und in den Matriken.

Dretscher geschrieben), der, wie seine Gattin zur katholischen Partei gehörend, nach deren Siege eine hervorragende Rolle in Aussig spielte.

Kennzeichnend für die angesehene Stellung, deren sich Frau Maria Tretscher in Aussig erfreute, ist, daß sie zu der vornehmen Gesellschaft gehörte, die, mit dem auf der Durchreise nach oder von Teplitz in Aussig rastenden Kurfürsten Johann Georg von Sachsen und dessen Gemahlin an der Spitze, im Jahre 1622 (8. August?) bei der Taufe eines Sohnes des kais. Grenzzoll- und Ungeldeinnehmers Carl Schreck von Schreckenfeld Gevatter stand. Da zu dieser Gesellschaft auch Rudolf d. Ä. von Bünau, der Besitzer des Gutes Blankenstein (Schönpriesen), gehörte, dessen dortiger Hauptmann Dionysius Kluge wegen seiner eifrigen Betätigung als Protestant es geratsam hielt, Böhmen zu verlassen, so ist vielleicht bei dieser Taufe verabredet worden, daß Tretscher die Verwaltung Schönpriesens übernehme. Am 21. Jänner 1623 hören wir nämlich Frau Tretscher als Hauptmannin von „Priesen" titulieren. Lange scheint Tretscher den Posten nicht innegehabt zu haben, denn bereits im folgenden Jahre waltete auf dem Gute der Schösser David Wenzel. Tretscher kam bald auch in die Stadtverwaltung von Aussig; am 22. Juni 1624 war er senator reipublicae Ustensis und blieb wohl fortan in dieser Würde, denn noch am 22. Juli 1628 war er Ratsfreund.

Wohl zur Belohnung für sein Eintreten für die katholische Sache wurde er als „Landmann" des Königreiches Böhmen aufgenommen[1]) und hat am 23. Nov. 1623 das Bekenntnis und den Revers zum Lande in die Landtafel eingelegt. Damit stand er auf der Vorstufe zum Adel, den er auch bald erhielt. Nach der Krönung König Ferdinands III. (25. Nov. 1627) wurde er, wie die Aussiger später berichten, „vermöge der Landesordnung A 4 v mit dem adeligen Titel begnadet", als Tretscher von Steinberg (Steinperg). Als dann infolge der Vertreibung der Protestanten adelige Güter in Massen feil wurden, benutzte er die Gelegenheit, landtafelfähigen Besitz zu erwerben. Zu einem Gute reichten die Mittel nicht, so begnügte er sich mit dem Gütchen Jetschan, das ihm Wenzel Kölbel d. Ä. von Geising am 2. Feb. 1628 verkaufte; es bestand aus dem Dorf Jetschan (Děčan) und dem Hofe Semtsch und kostete 3907 Sch. Gr.[2]) So hatte er denn das Recht, den adeligen Namen durch Anhängung eines „auf Jetschan" klangvoller zu machen. Er trat nun auch in königliche Dienste und wurde Grenzzolleinnehmer.[3])

Schwere Opfer und Verluste hat der dreißigjährige Krieg auch der Familie Tretscher gebracht. Mit dem sächsischen Heere unter Arnim kehrten i. J. 1631 die beiden noch lebenden Brüder Hans Heinrich und Peter Kautsch auf ihre ehemaligen Güter zurück, die ihnen noch nicht ganz bezahlt waren, und plünderten sie. Zur Strafe dafür wurden ihnen die Restkaufgelder konfisziert, für die Güter Obertürmitz und Dubitz

[1]) Böhm. Landesarchiv, J. J. Zeeh: Alphab. Handbuch über den böhm. Adel, zitiert Landtafel 142 R 2. — [2]) Landtafel 143 C 19. Eingetragen in die Landtafel am 7. Okt. 1628. Aussiger Erbteilungsbuch I, 237. — [3]) Diesen Titel trägt er am 22. Juli 1628. Seiner Ehefrau gebührte am 28. Okt. 1641 dieser Titel nicht mehr (Tschernen, 256); da war sie schon tot.

10241 Gulden 10 Kr.[1]) Tretscher hat diese schwere Zeit nicht lange überlebt; noch am 28. Okt. 1632 hat er eine Urkunde ausgestellt, muß aber bald darauf gestorben sein, denn bereits am 21. Jänner 1635 finden wir seine Witwe vermählt mit Philibert Emanuel de Bois (Boys). Dieser scheint einer französischen Einwandererfamilie angehört zu haben, die schon seit längerer Zeit zu Aussig Beziehungen hatte.[2]) Die Aussiger sagten später von ihm, er sei Kriegshauptmann gewesen, und er ist wohl der Träger desselben Namens, der von 1622—1628 königlicher Richter der Kleinseite Prags war.[3]) Als solcher wohnte er mit seiner ersten Frau 1622 der großen Taufe bei Schreck von Schreckenfeld bei, von der oben die Rede war. Wie sein „Antecessor", d. h. sein Vorgänger in der Ehe, war er nach der Krönung König Ferdinands III. mit dem adeligen Titel begnadet worden. Zur Zeit, da wir ihn als Ehemann der Witwe Tretschers kennen lernen, war er Hauptmann des Gutes Schönpriesen, dessen Besitzer Graf Christoph Simon von Thun zu der Zeit starb († 27. März 1635). Das Gut hatte während des Sachsen- und Schwedeneinfalls 1634 sehr schwer gelitten; die reichen Vorräte, die sich dort vor dem Einfall der Sachsen i. J. 1631 befunden hatten, waren aufgezehrt und vernichtet. Um das festzustellen, ließ de Bois durch Mitglieder des Aussiger Rats am 13. Sept. 1635 den Schaden ermitteln. Er selbst hatte den Aussigern vorher einen ähnlichen Dienst erwiesen, indem er bezeugte, daß 111 Häuser in der Stadt wüst lagen.[4]) Es scheint, daß de Bois noch in diesem Jahre die Verwaltung Schönpriesens aufgegeben hat.

Frau Philibertin, wie die Aussiger seine Gattin nannten, hat nach den Adressen der Briefe, die der Aussiger Rat an sie richtete, meist in Dubitz gelebt, obwohl sie in Aussig außer andern Geschoßgütern auch ein so stattliches Haus besaß, daß sogar der Fürst von Lobkowitz, als er i. J. 1634 nach Abzug der Sachsen mit seinem Kürassierregiment die Stadt und deren Umgebung besetzt hatte, mehrere Wochen dort wohnte. Aus zwei Briefen[5]) des Rats erfahren wir, daß sie sich den Verpflichtungen zu entziehen trachtete, die ihr als Hausbesitzerin oblagen; so ließ sie nicht die Servitien und den Schragen Großholz wöchentlich in das Haus schaffen, die sie der in ihr Haus gelegten Einquartierung zu liefern hatte. Ersichtlich vermochte sie nicht die Lasten zu tragen, die ihr infolge der kriegerischen Verhältnisse aufgebürdet werden mußten, zumal der Kaiser seinem in Aussig lebenden „Diener" Benedikt Meußkönig von Miscin[6])

[1]) Bilek, Dej. conf. 297; Beiträge zur Gesch. Waldsteins, 106. — [2]) Am 9. Nov. 1606 ließ in Aussig Guisbert de Boys einen Sohn Martin taufen. — [3]) Bilek, Dej. conf. — [4]) Der Rat hatte de Boys am 22. Juli darum ersucht und lud ihn am 28. d. M. zu der Traktation ein, die er dem Hofrichter, der seine Ankunft in Aussig angezeigt hatte, am 1. August zu geben beabsichtigte. — Nach der Ermordung Wallensteins trat de Bois mit einer Schuldforderung von 80 Gulden an dessen Nachlaß auf (Bilek: Beitr. z. Gesch. W.'s 362). — [5]) Vom 22. Januar und 12. Mai 1635. In der Adresse des letzteren nennt der Rat Frau de Bois „Frau auf Getschan, Gerschitz und Dubitz". Über einen Besitz in „Gerschitz" ist mir nichts bekannt. Palacky, Popis, führt auch keinen Ort dieses Namens in Böhmen auf. — [6]) Es ist das der durch die „Andere Apologie" bekannt gewordene Hauptmann zu Ossegg (dort „von Geyersbergk" genannt), der i. J. 1614 gegen die protestantischen Prädikanten in Klostergrab einschritt.

auf Johann Tretscher 2000 Sch. Gr. angewiesen hatte. Von dieser Summe waren am 27. Juli 1635 noch 872 Gulden nicht gezahlt und Meußkönig drängte mit Hülfe der Böhmischen Kammer auf Befriedigung.[1]) Erzielt hat er sie nicht, denn Frau de Bois befand sich in einer sehr mißlichen Lage, wie verschiedene Schuldforderungen erweisen, die vor dem Aussiger Gericht gegen sie und ihren Gatten erhoben wurden.[2]) In ihrer Not ließ sie sogar, nachdem der Rat von Aussig sie am 26. Nov. 1636 gemahnt hatte, die auf ihre Geschoßgüter entfallende Steuer und Kontribution zu zahlen, die sie durch 6 Jahre schuldig geblieben war, durch ihren Ehemann ihn deshalb bei den obersten Landesoffizierern verklagen; sie sei, so erklärte sie, wegen des Adels ihrer Ehemänner von Steuern ꝛc. gänzlich befreit. In seiner Antwort vom 20. März 1637 konnte der Rat darauf hinweisen, daß die Behauptung sich schon dadurch als unberechtigt erweise, daß andere Adelige in der Stadt ohne Widerspruch die Steuer entrichteten. Man einigte sich am 13. Mai 1637 dahin, daß de Bois jährlich 30 Gulden Kontribution und Steuer zahlen sollte; aber am 9. Dez. 1638 hatte er weder den alten Rest, noch die seit dem Vergleich neu angewachsene Steuer beglichen. Die dringende Mahnung des Rats von diesem Tage, die Schuld sofort zu bezahlen, ist das letzte Lebenszeichen, das ich von de Bois gefunden habe. Am 19. April 1641 waren beide Gatten schon aus dem Leben geschieden.

Der Teilung des Nachlasses bereitete es große Schwierigkeiten, daß Kinder aus nicht weniger als vier Ehen Erbansprüche hatten. Aus der Ehe der Frau Maria mit Johann Mollerus waren, wie ich schon anführte, zwei Kinder vorhanden. Von den Kindern des Joh. Tretscher lebten noch: Hans Jakob (getauft am 22. Juli 1628), Ferdinand Raimund (getauft am 21. Jänner 1629)[3]) und Maria Magdalena, bereits vermählte Bolognini. Der Ehe de Bois' mit Frau Maria entstammte Johann Max. Dazu kommen noch Kinder aus de Bois' erster Ehe. Da ist es nicht Wunder zu nehmen, daß man sich über die Erbteilung nicht einigen konnte, sondern daß es zum Prozeß kam, der bis vor das Appellationsgericht gelangte und nach etwa anderthalb Jahrzehnten erst einen teilweisen Abschluß fand.

Das Wüten des dreißigjährigen Krieges hat das Erbe noch wesentlich geschmälert; denn Dubitz scheint schwer gelitten zu haben. Im J. 1643 sollen nämlich Schweden, die aus Leitmeritz kamen, den Ort „zerstört"

---

[1]) Aus einzelnen Andeutungen der Akten scheint hervorzugehen, daß der Kaiser die Summe dem Meußkönig aus dem noch nicht erlegten Kaufschillingsrest für Jetschan angewiesen habe. — [2]) Wegen einer Schuld von 266 fl. 40 kr. ließ der Freiherr Wolfgang Leopold v. Stralendorf, Mitbesitzer von Kulm, ihre Weinernte mit Arrest belegen (Nachricht vom 17. Okt. 1636). Der Zins für ein von der sog. Paul Bäcken-Stiftung entlehntes Kapital wurde nicht entrichtet (17. Jänner 1637). Hans Kratzschmer forderte Frau de Bois wegen nicht bezahlter Schuld vor das Aussiger Gericht (11. Sept. 1637). Der kgl. Grenzzollkommissar Jobst von der Wahl belegte wegen einer Schuld von 100 Rthlrn. de Bois' bei der Stadt Aussig erbaute 6 Faß Wein mit Arrest (27. Nov. 1638). — [3]) Den kurzen Zwischenraum zwischen den Taufen hat man wohl durch eine verspätete Taufe des Hans Jakob zu erklären. Außerdem werden in der Matrik noch angeführt die Söhne Tretschers: Johann (getauft 11. Juni 1623) und Georg Sigismund (getauft 22. April 1631), die wohl jung gestorben sind.

haben.[1]) Wenn die Jahreszahl richtig ist, so waren die „Zerstörer" keine Schweden, da nicht bekannt ist, daß diese in diesem Jahre auf das linke Elbeufer gekommen sind, sondern wohl kaiserliche Soldaten, die in und bei Leitmeritz standen.

Noch i. J. 1648 wurde Dubitz („Dobitz") im Namen der „Mollerus-Tretscherisch- und de Bois'ischen Erben" verwaltet. Ein Akt vom 6. März d. J. wirft ein grelles Licht auf die moralischen Mißstände, die das Untertanenverhältnis bei dem Leutemangel damaliger Zeit im Gefolge hatte. Ein gewisser Georg Nitsche, Untertan der genannten Erben, hatte eine Untertanin des Wenzel Adalbert von Maiderle auf Obertürmitz, Dorothea Nickel, geschwängert. Er konnte sie aber nicht heiraten, weil „von beiderseits Herrschaften kein Teil (hat) entlassen werden können;" Nitsche sollte dem Mädchen „ein für allemal" 15 Rthlr. geben.

Am 28. Jänner 1651 legte Hans (Johann) Jakob Maximilian „Tröttscher" von Steinberg vor der Böhm. Hofkanzlei den Erbhuldigungseid ab.[2]) Er scheint gleichzeitig den zur Nachlassenschaft gehörigen landtäflichen Besitz übernommen zu haben, denn die Steuerrolle von 1654 führt „Jan Treczer" als dessen Inhaber an. Sie zeigt, wie furchtbar der dreißigjährige Krieg die Gegend verwüstet hatte. In Dubitz, dessen Bewohner sich von Viehzucht, Obst- und Getreidebau nährten, gab es damals 3 Bauernhöfe, von denen der eine erst in diesem Jahre wieder besetzt worden war, 11 Chalupner und 2 Häusler auf dem Gemeindegrunde; der Zustand der Häuser war schlecht. In Jetschan lag der ganze Besitz, 1 Bauernhof und 2 Chalupen, in Schöppental von den dem Tretscher gehörenden 2 Chalupen 1 öd.

Als der Prozeß der Erben nach Frau Maria de Bois endlich so weit gediehen war, daß am 14. Feb. 1656 die zu Aussig gehörigen Güter geteilt werden konnten (sie wurden mit 4410 Sch. Gr. bewertet), war Hans Jakob schon tot; seinen Anteil übernahm sein Bruder Ferdinand Raimund. Von dem Gute Dubitz (ohne Jetschan und Schöppenthal) kamen nach der Entscheidung des Appellationsgerichts 626 Sch. 8 Gr. 4 Pf. unter die Erben zur Verteilung, so daß auf jeden Teil 89 Sch. 31 kr. entfielen, „welches die Herren Tretscher jedem Erben gutzumachen haben; außer was nach Ausgang des Rechtes Weiteres erfolgen wird."[3]) Über Dubitz ging also der Prozeß noch weiter; wie er geendet hat, ist mir unbekannt geblieben. Auch habe ich nicht feststellen können, wie lange noch sich die Familie Tretscher im Besitz von Dubitz hat erhalten können. Wohl unmittelbar von ihr ging das Dorf an den Grafen Hans Hartwig von Nostitz, den Besitzer von Großtschochau, Hlinai und Türmitz über. Als nach dessen Tode († 23. März 1683) die Söhne Anton Johann und Wenzel Desiderius am

[1]) A. Kirschner: Die kirchl. Verhältnisse im Dorfe Steben (Zeitungsartikel). Das Wort „zerstört" ist jedenfalls nicht in seinem vollen Sinne zu nehmen. — [2]) Zeeh a. o. O. — [3]) Aussiger Erbteilungsbuch I, 237. Ich verdanke die Kenntnis dieses Aktenstücks Herrn Dr. A. Marian in Aussig, dessen Vertrautheit mit den Verhältnissen in Altaussig es auch ermöglicht hat, die verwickelten Familienverhältnisse der Mollerus-Tretscher-de Bois'schen Familie klarzustellen.

6. Aug. 1684 die Nachlassenschaft teilten, erhielt letzterer Türmitz mit Dubitz.[1])

Das Dubitzer Kirchlein. Man hört so oft von der Gleichgültigkeit alter Zeiten gegen die Schönheiten der Natur, daß man geneigt sein könnte anzunehmen, daß damals überhaupt kein Mensch für die Anmut einer Landschaft Sinn gehabt habe. Daß das ein Irrtum wäre, das beweist, wie manche andere Tatsache, auch das Dubitzer Kirchlein; denn die Stelle seines Baues, die keinem praktischen Bedürfnis Rechnung trug, läßt sich nur daraus erklären, daß ein für landschaftliche Reize empfängliches Gemüt, das sich des so eigenartig schönen Ausblicks von diesem Punkte am Ostrande des Plateaus innig freute, den Entschluß gefaßt hat, hier angesichts der herrlichen Berg- und Talwelt ein Gotteshaus zu errichten.

Wer war der Erbauer des Dubitzer Kirchleins? Diese Frage, die sich schon gar manchem Naturfreunde aufgedrängt haben mag, dessen Auge sich dort oben an der Schönheit des Mittelgebirges entzückte, hat bisher meines Wissens keine Beantwortung gefunden. Ich glaube, daß wir nicht fehl gehen mit der Annahme, Heinrich Kautsch von Kautsch, der i. J. 1579 Dubitz erwarb und mit seinem Gute Obertürmitz vereinte, sei es gewesen. Beweise dafür vermag ich nicht zu erbringen, aber manche Tatsache anzuführen, die dafür spricht.

Soviel man aus den durch mannigfaltige Umbauten veränderten Bauformen der Kirche schließen kann, gehörte der ursprüngliche Bau dem 16. Jahrhundert an[2]) und zwar dessen zweiter Hälfte, also der Zeit Heinrichs.

Was uns von diesem bekannt ist, läßt ihn als Mann erscheinen, dem man einen derartigen Kirchenbau zutrauen kann. Wir sahen ihn in günstiger Vermögenslage, und es erscheint natürlich, daß er den Wunsch hegte, wie andere seiner Standesgenossen sich Kirchenpatron nennen zu können; für Türmitz war ihm das nicht möglich, denn dort stand das Kirchenpatronat der Familie von Mühlen, als Besitzerin von Untertürmitz, zu. In Dubitz war er allein Herr. Durch den Protestantismus, dem er anhing, war das Gefüge der kirchlichen Abhängigkeit von den alten Pfarrkirchen gelockert; er strebte wohl auch eine Loslösung seines Besitzes in kirchlicher Beziehung von der ebenfalls der Familie von Mühlen unterstehenden Kirche in Steben an, worauf zu deuten scheint, daß sich später der Pfarrer von Steben auch Pfarrer von Dubitz nannte. Das Dubitzer Kirchlein sollte seinen Untertanen als Predigtstätte dienen. Das sagt ausdrücklich die eine der czechischen Inschriften auf der größten der drei Glocken der Kirche. Heinrichs Ehefrau hatte die Glocke i. J. 1595 durch einen der bekannten Prager Glockengießer von Zinnberg gießen lassen und widmete sie durch folgende Inschrift der Kirche:

„Die wohlgeborene Frau Anna Kautz Kaplirz von Sulewitz hat

[1]) Hallwich: Türmitz II, 31. — Darnach erweist sich die Angabe über Dubitz in Exk.-Klub XXI, 171, als unzutreffend. — Ganz unbegründet ist die von Sommer (Böhmen I, 190) verzeichnete Sage, die Stadt Aussig habe Dubitz besessen und es verkauft, um Mittel zum Bau der Bielabrücke zu erhalten. Der Bau der Brücke begann i. J. 1718. — [2]) Dr. F. Hantschel: Nordböhm. Touristen-Führer 19. — Die Angabe, daß Dubitz bereits im 14. Jahrhundert Pfarrort gewesen sei usw., beruht auf einer Verwechselung mit Orten gleichen oder ähnlichen Namens.

diese Glocke auf ihre Kosten beigeschafft, auch der bei der Gemeinde Dubitz befindlichen Kirche zu Ehren der wahren christlichen Religion geschenkt, damit die Menschen Klang und Stimme derselben hören, hiemit zur gemeinschaftlichen Versammlung in der Kirche, sonach zur dortigen Verehrung des Herrn durch hl. Gebete und zur Anhörung des Wortes Gottes erinnert werden." [1])

Aber nicht nur zu gottesdienstlichen Zwecken sollte ersichtlich das Kirchlein dienen, sondern auch als Grabstätte der Familie Kautsch; darauf deutet der Fund eines in seinem oberen Teil leider beschädigten Grabsteines, der i. J. 1820 beim Umbau der Seitenaltäre gehoben wurde und zweifellos einst das Grab eines Verwandten der Frau Anna Kautsch deckte.[2]) Die nachfolgenden stürmischen Zeiten haben wohl die anderen Gräber und Grabsteine vernichtet, welche die Kirche barg; wir hören nämlich, daß auch die Kirche i. J. 1643 durch die Soldateska „zerstört" — d. h. beschädigt worden sei.

Als Dubitz in den Besitz der Familie Tretscher kam, ist das Kirchlein wohl bald katholischem Gottesdienst geweiht und wohl jetzt erst der h. Barbara gewidmet worden. Es besitzt noch eine Erinnerung an die Familie in einem Meßbuche, das Johann Tretscher am 22. April 1651 gekauft hat; es ist ein Beweis, daß die Kirche damals schon wieder hergestellt war. Als die Sitte aufkam, daß gewisse Kirchen von anderen Kirchengemeinden prozessionsweise besucht wurden, wurde auch das Dubitzer Kirchlein das Ziel derartiger frommer Ausflüge. Bereits am Feste der h. Magdalena 1670 soll eine Prozession von einem Geistlichen von Aussig dahin geführt worden sein. Der Brauch, den später auch Türmitz, Steben, Großtschochau, Praskowitz aufnahmen, soll bis 1759 geübt worden sein.[3])

Einen Vorfall aus jüngst vergangener Zeit möchte ich hier noch verzeichnen, weil er ein Zeugnis ist für die idealen Ziele, die der Exkursionsklub und seine gleichstrebenden Freunde verfolgen.

Am 10. April 1902 hatte die Gemeindevertretung von Dubitz mit 5 gegen 4 Stimmen beschlossen, 236 Quadratklaftern Grund bei dem Kirchlein an einen Gastwirt aus Radzeine zur Errichtung eines Wirtshauses zu verkaufen. Da die Errichtung eines Baues neben dem Kirchlein den köstlichen Reiz zerstört hätte, der dieses Wahrzeichen des Salesler Elbetals umwebt, wurde dieser Beschluß von allen Naturfreunden mißbilligt. Der Aussiger und der Teplitzer Mittelgebirgsverein gaben dieser Stimmung zuerst lauten Ausdruck; die Zentralkommission für Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale sprach sich gegen den Plan aus; die Aussiger Bezirksvertretung versagte dem Gemeindebeschluß ihre Zu-

---

[1]) Ich verdanke die Mitteilung dieser Übersetzung der czechischen Inschrift dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Pfarrers A. Schneider in Steben, der noch bemerkt, daß die Glocke außer dieser noch 3 Inschriften hat. — Im Jahr 1595 wirkten in Prag als Glockengießer von der Familie von Zinnberg die Brüder Briccius und Sigmund und die Söhne des ersteren, Bartholomäus, Simon, Briccius. — [2]) Mitteilung des Hrn. Pf. Schneider. Die Inschrift lautete, soweit sie lesbar war: 1600 4. Juli ist verschieden der edel gestreuge Herr . . . . . Herr von Sulewitz auf Pokorritz. — [3]) Kirschner a. o. O.

stimmung und der Landesausschuß verwarf die gegen diese Verweigerung eingelegte Beschwerde der Gemeinde Dubitz. Möge das Kirchlein auch fernerhin vor derartigen Gefahren, die diesmal noch glücklich abgewendet werden konnten, bewahrt bleiben!

Habrowan.

Die älteste Nachricht, die ich von Habrowan, das in einigen Urkunden auch Habrowany genannt wird, fand, stammt erst aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Damals war es ein Teildorf. Während das übrige Dorf zur Herrschaft Teplitz gehörte, war eine Wirtschaft dem Besitzer des nach der Veste Stoliczka bei Malhostitz oder Sensomitz genannten Gutes untertänig.

Die Geschichte der Herrschaft Teplitz hat uns H. Hallwich erzählt; ich kann mich daher begnügen, hier auf das schöne Buch zu verweisen. Es nennt uns „Habrowany" zuerst in dem vom 31. Dez. 1512 datierenden Verzeichnis der 35 Dörfer und Dorfteile der Herrschaft.[1]) Das Dorf hatte selbstverständlich einen Richter. Von einem solchen — sein Name wird nicht genannt — erfahren wir, daß er sein Schuhzeug aus Aussig bezog. Am 25. Feb. 1522 wird er unter den Schuldnern des dortigen Schusters Stephan genannt. Dabei hören wir, daß der Preis eines Paars Stiefel zwischen 15 und 18 Groschen schwankte, das Vorschuhen 10 Groschen kostete. Auch der Matoch zu Habrowan, dem der Aussiger Tuchscherer Merten am 17. März 1551 6 Sch Gr. schuldete, wird Teplitzer Untertan gewesen sein.[2]) — Im Jahre 1561 gehörten nach dem Urbar der Herrschaft 7 Häuser in Habrowan zu Teplitz.[3])

Unter den Töchtern des am 21. März 1569 verstorbenen Wolf von Wrzesowitz, die nach dem Vater die Herrschaften Teplitz, Neuschloß, unter gewissen Einschränkungen das Gut Malhostitz und Ansprüche auf Graupen und Geiersberg geerbt hatten, geriet dieses scheinbar stattliche Vermögen so in Verfall, daß alles Besitztum in andere Hände überging. Von ihnen kommt hauptsächlich Magdalena in Betracht, die am 13. Februar 1575 den Kaspar von Schönberg, den Sohn des sächsischen Oberhauptmanns im Erzgebirge, geheiratet hatte. Um das Kapital, angeblich 90000 Gulden, zu retten, das die Familie Kaspars aufgewendet hatte, um den ehemaligen Besitz der Familie von Wrzesowitz für sich zu gewinnen, verwaltete seit 1578 Kaspars Bruder Georg die Herrschaft Teplitz. Er verkaufte i. J. 1580 die zu letzterer gehörigen Dörfer Habrowan, Radzeine und Praskowitz an Johann von Schleinitz, den damaligen Landvogt der Oberlausitz, der Dubkowitz, Libochowan, Lichtowitz (alle nur teilweise) besaß und damit seinen Besitz im Mittelgebirge erweiterte. Aber bereits 1586 verkaufte Johann Habrowan, Radzeine und Dubkowitz mit Zubehör um 21000 Sch Gr. seinem Bruder Ernst auf Schluckenau. Dieser trat im folgenden Jahre die genannten Dörfer seiner Gattin Ludmilla, geb. v. Lobkowitz, zur Bezahlung von Darlehen ab und mußte seine Zustimmung geben, als diese 1592 den

---

[1]) Landtfl. 2 A 7. — [2]) Aussiger Testamentenbuch 58, 215. — [3]) Hallwich: Töplitz 161.

Besitz an Friedrich von Bila auf Großtschochau verpfändete. Dieser trat 1601 sein Pfandrecht ab an Christoph Slowsky von Slowitz, dem die Güter im folgenden Jahre durch gerichtliche Schätzung eingeantwortet wurden.[1])

Inzwischen war, wie es scheint, der zu Stoliczka-Malhostiz gehörige Teil von Habrowan mit dem ehemals Teplitzer vereint worden. Da sich meines Wissens noch niemand mit der Geschichte der Veste Stoliczka befaßt hat, so sei hier eingeflochten, was mir über ihre Besitzer seit Anfang des 16. Jahrhunderts bekannt geworden ist.

Wie spätere Landtafeleintragungen besagen, war damals Besitzer der Veste, zu der außer anderem Besitz ein zinspflichtiger Bauernhof in Habrowan gehörte, Wolf von Sullowitz.[2]) Von diesem ist das Gut vor dem 4. April 1515 an Wenzel von Wrzesowitz-Geiersberg übergegangen, den Bruder des Albrecht v. Wrzesowitz, der um jene Zeit den Besitz Geiersberg aufgab oder verlor.[3]) Von Wenzel erwarben das Gut die Brüder Nikolaus und Wenzel von Wrzesowitz-Kostenblatt, die es am 28. Mai 1532 an Heinrich Berzkowsky von Schebirzow für 2200 Sch. Gr. überließen. Dieser verkaufte den Besitz 1540 an Jaroslaw Berzkowsky v. Schebirzow,[4]) und letzterer legte 1543 das Gut, die Veste Stoliczka, das Städtchen Hertine, die Veste Malhostitz, die Dörfer Frauschile und Auperschin, den zinspflichtigen Bauernhof in Habrowan, 2 öde zinspflichtige Höfe in Schima, die Höfe in Sensomitz, die Kirchenpatronate in Hertine, Steben und Schima, der Gemahlin des Wolf von Wrzesowitz, Katharina, geb. von Maltitz, die ihm 3400 Sch. G. dafür gezahlt hatte, in die Landtafel ein.[5]) Auf dem zu Stoliczka gehörigen Hofe in Habrowan saß damals noch Johann Kuchta, den das Aussiger Testamentenbuch schon am 17. März 1528 nennt.[6])

Katharina, die erste Gattin Wolfs, starb schon vor dem 19. Juni 1544 und hinterließ ihr Gut, wie es scheint, ihrem Gatten. Dieser soll es i. J. 1560 seinem Bruder Wenzel verkauft haben,[7]) doch muß er es wieder übernommen haben, denn in seinem Testament vom 9. Okt. 1568 überwies er das Gut, zu dem noch der Bauer in Habrowan gehörte,

---

[1]) W. Hieke: Die Freiherrn v. Schleinitz in Nordböhmen. (Prager Mitt. 27, 370, 372). Hieke schreibt den Namen Slowitz „Schlawitz". Christoph saß noch am 26. Jan. 1604 auf Dubkowitz (Exk.-Klub XXIV, 225). — [2]) Vielleicht der Träger dieses Namens, der am 13. Okt. 1512 auf Dux saß (Arch. č. 19, 144). — [3]) Arch. č. 18, 320. Hieke-Horcicka: Urkundenb. d. St. Aussig 186. Diese Linie der Wrzesowitze nannte sich Kispersky (Geiersberg). — [4]) Landtafel 2 G 10, K 19. — Diese beiden Edelleute waren wohl Söhne der Brüder des i. J. 1537 verstorbenen Oberstlandschreibers Radislaw B. v. Sch., Peter und Heinrich (Sedlaček: Hrady, 8, 196). — [5]) Landtafel 4 L 2. — Hallwich (Töplitz 136), dem diese Landtafeleintragungen unbekannt gewesen zu sein scheinen, sagt, Katharina sei Erbin des Gutes Malhostitz gewesen. Worauf diese Angabe beruht, ist mir unbekannt. Vielleicht hängt damit zusammen, daß das Titular vom Jahre 1534 einen Heinrich von Maltitz auf Malhostitz verzeichnet (Paprocky: O stawu ryt. 377). Das war wohl ein Verwandter der Katharina und identisch mit dem Träger des gleichen Namens, der 1538 auf Dippoldiswalde saß (Arch. č. 12, 359). — [6]) Bl. 77. Er schuldete dem Schneider Hradek 10 Gr. — [7]) Miltner, Böhm. Privatmünzen 699, zitiert Landtafel 54 K 19.

seiner zweiten Gemahlin Ursula, geb. v. Weitmühl, auf Lebenszeit.[1]) Nach seinem Tode (21. März 1569) scheint die Witwe in Malhostitz gelebt zu haben, denn sie machte dort am 30. April 1581 ihr Testament, wozu ihr als der „Frau auf Malhostitz" der Kaiser bereits am 4. Juni 1575 das Recht erteilt hatte.[2]) Sie starb am 8. Mai 1583 und wurde in der Dekanalkirche zu Brüx begraben.

Nun mußte Malhostitz an die Erben des Wolf von Wrzesowitz zurückfallen. In welcher Weise dies erfolgte, ist mir unbekannt.[3]) So wie Teplitz i. J. 1585 gelangte auch das Gut Malhostitz (vor dem 25. März 1588[4]) in den Besitz des königlichen Rates Radislaw Wchinsky von Wchinitz. Dieser bestätigte am 1. Dez. 1588 die Abtrennung der Dörfer Habrowan, Radzeine und Praskowitz von der Teplitzer Herrschaft durch Georg von Schönberg i. J. 1580, indem er den Verkauf in die Landtafel einlegte.[5]) Vielleicht fand dadurch auch die Vereinigung der beiden Ortsteile ihren bücherlichen Ausdruck.

Wir haben als Besitzer von Dubitz eine Familie kennen gelernt, die sich nach Habrowan nannte und wahrscheinlich dem niederen Adel angehörte. Sie wird einst dort ansässig gewesen sein. Auch im Jahr 1589 finden wir als Bewohner von Habrowan einen Adeligen genannt, Wenzel Stolinsky von Kopist, der aus einer Familie stammte, die schon in alten Zeiten in dieser Gegend begütert war.[6])

Die Durchforschung der Landtafel wird wohl die Erklärung dafür bringen, wie Habrowan später in den Besitz des Johann Nikolaus Hochhauser von Hochhaus gekommen ist, der es mit seinem Gute Hlinai an der Biela vereinigte. Da er an der Rebellion v. J. 1618 beteiligt war, wurde er laut kais. Resolution vom 28. Jan. 1623 zum Verlust eines Drittels seines Vermögens verurteilt,[7]) dieses konfisziert und das Gut Hlinai von der kgl. Kammer im selben Jahre dem Wilhelm d. J. Popel von Lobkowitz auf Bilin verkauft, der es am 4. Juni 1629 an den Freiherrn Otto von Nostitz, den Besitzer von Groß-tschochau, überließ.[8]) Dazu gehörte das Dorf „Habrowany" mit dem Meierhof und der Mühle im Dorf. Nach der Steuerrolle v. J. 1654 gab es daselbst 4 Bauern, 13 Chalupner (von diesen waren 2 Stellen nicht besetzt) und 2 Gärtner (davon 1 fehlend). Ein Chalupner war Schenker. Die Gebäude waren gut, die Bewohner trieben außer Getreide- auch Obst- und Weinbau.

Morawan.

Über Morawan, dessen Name vielleicht auf mor = Seuche, Pest oder mora = Alb zurückgeht, habe ich aus alter Zeit keine Nachricht gefunden. Vielleicht ist es mit dem Dorf gleichen Namens identisch, aus dem um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert zum h. Geistaltar der Poeniten-

[1]) Hallwich: Töplitz 169. — [2]) Landtafel 21 Q 24. — [3]) Ich finde einmal Kaspar von Schönberg auf Teplitz und Malhostitz genannt (Prager Mitteil. 19, 140), leider ohne Datum. Seine Frau Magdalena war 1584 schon tot. — [4]) Landtagsverh. 7, 417. — [5]) Landtafel 24 J 1. — [6]) Fauknar: Titular. — [7]) Schriften der hist.-stat. Sekt. 17, 157. — [8]) Prager Mitteil. 27, 40. Hallwich: Türmitz I, 29. Landtafel 149 B 21.

tiarier im Prager Dom 2 Sch. 14 Gr. gezinst wurden.[1]) Aus dem Jahr 1433 erfahren wir, daß 3 Leute aus Kleintschernosek, Martin Paty mit Genossen, auf einem nächtlichen Raubzuge in Morawan 3 Pferde stahlen.[2]) Das Dorf (Morawany) hat wohl schon seit alter Zeit zum Gute Hlinai gehört, mit dem es 1629 von Wilhelm von Lobkowitz an Otto von Nostitz überging.[3]) Im Jahre 1654 zählte man dort 4 Bauernhöfe, einer davon erst 1652 wieder besetzt, 2 Chalupen (1 erst 1653 wieder besetzt) und 1 Gärtner.

Padloschin.

Padloschin, das spätestens schon seit dem dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts dem Benediktinerinnenkloster St. Georg auf dem Hradschin gehörte,[4]) blieb dessen Eigentum bis tief ins 14. Jahrhundert hinein. Da fanden aber die Nonnen, daß ihre bei Aussig liegenden Dörfer zu entfernt seien; auch hatten sie über die Gewalttätigkeit (potencia) der benachbarten Barone des Königreichs zu klagen. Sie überließen daher die Dörfer Kninitz, Kniežiczky, Janowitz bei der Burg Brada in der Königgrätzer Provinz, die sie aus einem Legat des Dechants Hostislaw von Saaz, des Bruders ihrer Äbtissin Elisabeth, erworben hatten, mit ihren „hinter der Stadt Aussig a. E." gelegenen Dörfern Postitz, Troschig, Sahra und „Podlessin", wie sie in einer Urkunde vom 20. Dez. 1367 erklären,[5]) gegen das Dorf Nepolisy (Bez. Neubidschow) dem Henslin von Turgau. Der Erzbischof bestätigte diesen Tausch bereits am 30. Dez. dess. Jahres. — Da die Nonnen Nepolisy sofort (am 21. Dez.) nach deutschem Rechte aussetzten und wir wissen, daß sie auch den Ertrag anderer Dörfer durch diese neue Wirtschaftsform zu steigern suchten, so darf man wohl annehmen, daß sie auch schon ihren Besitz in Padloschin in Erbpacht gegeben hatten.

Der neue Besitzer gehörte einer Familie an, die schon seit Anfang des 14. Jahrhunderts Arnau besaß. Mit seinem Vater Potho wird er am 29. Sept. 1354 als Patron der dortigen Kirche genannt und erscheint noch am 25. Feb. 1400 als Erbherr der Stadt.[6]) Lange scheint er die Dörfer bei Aussig nicht behalten zu haben, denn Postitz befand sich schon i. J. 1375 in anderer Hand. Wir haben jedoch keine Nachrichten über die Schicksale von Padloschin in den nächsten 120 Jahren und hören nur zum J. 1433, daß dort die Kleintschernoseker Räuber 2 Pferde gestohlen haben.[7])

Am 2. Jän. 1487 erfahren wir, daß „Podlessin" (1507: Padlessin, 1547 Podleyssin) zur Herrschaft Graupen gehörte.[8]) Bei der Zertrümmerung der letzteren verkauften die kaiserlichen Kommissare Wilhelm von Oppersdorf und Urban Pfefferkorn von Ottobach „Padleschon" mit

---

[1]) Tomek: Dej. m. Prahy, 3, 61. — [2]) Pamatky archaeol. 14, 298, aus dem Trebnitzer Stadtbuch. — [3]) Hallwich: Türmitz I, 29. — [4]) Exk.-Klub XVII, 217. — [5]) Dr. A. Schubert: Urkunden-Regesten aus ehem. Archiven 96, 97. Die Datierung, 1367 Montag am Vorabend des h. Thomas, läßt erkennen, daß man damals mit dem 1. Jänner das Jahr begann. Auf diesen Tausch beziehen sich die wenigen uns erhaltenen Worte einer Landtafeleintragung v. J. 1368 (Rel. t. t. I, 434). — [6]) Dr. E. Leeder: Beitr. z. Gesch. v. Arnau (Prager Mitt. 11, 25). — [7]) Siehe Morawan. — [8]) Lehentafel 62, 98. Landtafel 8 F 19.

den zu Graupen gehörigen Teilen von Salesel und Qualen am 12. Oktober 1578 der Stadt Aussig für 9000 Sch. Gr. meiß.[1])

In der letzten Zeit vor diesem Besitzwechsel, als der kais. Hauptmann Johann Felser die Herrschaft Graupen verwaltete, scheinen in Padloschin und Umgebung wüste Zustände geherrscht zu haben, gegen die der Richter[2]) in „Padlessin“ ganz machtlos war. Die Verbrechen und Vergehen kamen vor dem Gericht in Aussig zur Verhandlung. Wir hören, daß Hanusch Linhart aus „Padlossin“ den Sohn des alten Ambros Czyrlik aus Qualen „ermordet“ haben soll. Doch hat es sich nur um eine unbeabsichtigte Tat, um einen Totschlag (vielleicht in Notwehr) gehandelt. Am 20. Nov. 1579 kam es vor Gericht zu einem Vergleiche zwischen Czyrlik als dem Vertreter der Kinder des Erschlagenen und Linhart, wobei sich letzterer verpflichtete, 100 Sch. Gr. meiß. freiwillig den Waisen zu geben. Zu der Annahme, daß Linhart sich in Notwehr befunden habe, führt die Tatsache, daß an einem Sonntagmorgen zwei Untertanen des Johann Kapler von Sullowitz aus Netluk, drei Untertanen der Frau Elisabeth von Bila auf Großtschochau aus Salesel und ein Mann aus Trebnitz den Linhart in seinem friedlichen Hause mit bewaffneter Hand überfallen, die Haustüre eingeschlagen, gerauft, geschossen und geschlagen hatten. Auch dieser Landfriedenbruch wurde vor dem Aussiger Gericht am 1. Dez. 1579 durch einen Vergleich gesühnt, den der genannte Besitzer von Netluk, Heinrich Kautsch von Kautsch auf Obertürmitz und Johann Welwetsky von Nespeczow vermittelten. Die genannten Angreifer verpflichteten sich dem Linhart 50 Sch. Gr. meiß. zu zahlen.[3])

Die Aussiger Stadtbücher nennen auch noch andere Namen von Untertanen der Stadt Aussig in Padloschin, so am 6. Feb. 1591 Urban Hoske oder Hauske, der am 29. Aug. 1594 im Begriffe stand „ins Land zu Ungern wider den Erbfeind zusambt andern gewähleten Soldaten zu ziehen“ und daher eine ihm in Aussig zustehende Erbschaft dem Mälzer Janek Cziapek übergab, sich aber die Nachsendung von 6 Sch. Gr. „nach Ungern“ ausbedang.[4]) Noch deutlicher als in diesem Namen spricht sich die rasch fortschreitende Germanisierung des Plateaus in denen des Christoph Puttner von „Padloschina“, des Hans Wolf und Lorenz Ritschel von „Padleschin“ aus, die 1597, bezw. 1598 genannt werden.[5])

Die Stadt Aussig vermochte infolge mißlicher finanzieller Verhältnisse ihren ländlichen Besitz nicht zu halten; nachdem sie schon i. J. 1610 ihren Besitz in Salesl und Zirkowitz der Stadt Leitmeritz überlassen hatte, verkaufte sie am 23. Mai 1612 Padloschin und ihren Anteil an Qualen für 12500 Sch. Gr. meiß. an Heinrich von Bünau auf Tetschen und Bodenbach, den Gatten der Besitzerin von Untertürmitz, Anna, geb. v. Mühlen.[6]) Bei diesem Verkaufe war vielleicht Vermittler der Aussiger Bürger und Ratsmann Hans Langenberger, den wir in der

---

[1]) Aussiger Stadtbuch II, 372. Landtafel 21 B 7 („Podlessin“), 46 M 21. — [2]) Aussiger Kssaftowe 61. Am 16. Juni 1573 wird das Gericht (prawa) in P. erwähnt. — [3]) Aussiger Vortragbuch 24, 26. — [4]) Aussiger Stadtbuch II, 306; Kssaftowe 183. — [5]) Aussiger Archivakt; Vortragb. 117 — [6]) Jahrbuch f. Gesch. des Protest., 8, 78, zitiert Ldtfl. 186 P 21.

Zeit von 1609 bis 1617 als Schösser oder Verwalter von Untertürmitz genannt finden.[1]) In dieser Stellung geriet er einmal in eine recht unangenehme Lage seinen Aussiger Mitbürgern gegenüber. Bernhard Fleck von Padloschin sollte nämlich, wie Janke Budiß erzählte, berichtet haben, er habe seinen Amtsbefohlenen gesagt, sie sollten nur frei Holz den Aussigern nehmen, sich aber nicht ergreifen lassen.[2]) Langenberger sah sich dadurch veranlaßt, den Budiß zu verklagen, der, da Fleck leugnete, die Äußerung getan zu haben, Widerruf und Abbitte leisten mußte.[3])

Der Kauf des Bünauers bahnte die Vereinigung von Padloschin und Qualen mit Obertürmitz an. Nach dem Tode Heinrichs († 22. Okt. 1614) und seiner Frau († 22. Sept. 1618), die sich i. J. 1616 mit Erasmus Hirschberger von Königshain wieder verehelicht hatte, erbten deren drei Söhne Obertürmitz mit den damit vereinten Dörfern. Bei der Teilung kam dieser Besitz an Rudolf den Jüngeren von Bünau, von dem er auf Lorenz Maiderle von Mansberg überging[4]). Im Jahre 1654 gehörten in „Podlassyn" oder „Podlessyn" 3 Bauern und 8 Chalupner (von denen 4 Stellen noch öde standen, 1 erst in diesem Jahr wieder besetzt war) dem Johann, 5 Bauern (darunter ein Schenker und 1 öder Hof) und 6 Chalupner (darunter 5 öde) dem Wenzel Maiderle.

Sommer führt in seinem 1833 erschienenen „Königreich Böhmen I" Padloschin unter dem Namen „Perleschin" auf; die Namensform ist alt, sie findet sich schon 1579 (Perlaschin) in der Aussiger Matrik.

Qualen.

Die czechischen Namensformen — 1393: Chwalow, 1507: Chwala, 1537: Chwalowa — lassen erkennen, daß der Ort sich aus der Siedelung eines Mannes namens Chwal(a) entwickelt hat.

In der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts hat Qualen oder doch ein Teil davon wohl dem Zdenko von Dubitz gehört und ist von ihm auf seinen Sohn Nikolaus vererbt worden, der am 2. Sept. 1393[5]) einen Jahreszins von ½ Sch. Gr. der Kirche und dem Pfarrer von Steben auf Wanka, der Ehefrau des Johann von Qualen, deren Erben und Besitznachfolgern überwies, sich aber das Obrigkeitsrecht und das der Bernaerhebung vorbehielt.

In späterer Zeit finden wir Qualen als Teildorf; der eine Teil gehörte zur Herrschaft Graupen. Zwar läßt dies die älteste mir bekannt gewordene Aufzählung der zu dieser gehörigen Dörfer, die v. J. 1487, die schon Qualen nennt, nicht erkennen; aber es wird schon damals so gewesen sein, wie i. J. 1542, als Adam Leo von Rosenthal die Herrschaft an Wenzel von Wartenberg verkaufte,[6]) und i. J. 1578, als Kaiser Rudolf Qualen der Stadt Aussig überließ; die betreffenden Urkunden

---

[1]) Langenberger wanderte als Protestant nach Pirna aus, wo er am 21. Juni 1627 (n. St.) starb. Peschek (Exulanten 37) setzt seinem Namen ein M. voraus. Langenberger war aber wohl weder Magister, noch Pastor von Aussig, wozu ihn das Jahrbuch f. Gesch. des Prot. (8, 65) macht. — [2]) Die Stadt Aussig hatte wohl noch Holzvorräte in Padloschin liegen. — [3]) 27. Nov. 1612. Aussiger Gerichtsbuch, 311. — [4]) Siehe Augießel. — [5]) Siehe Dubitz. — [6]) Landtafel 1 H 12.

sagen, daß der Verkauf die zinspflichtigen Bauernhöfe in Qualen betraf, „die er (d. h. der Verkäufer) da hatte“, es waren also nicht alle. Dieser Teil des Dorfs teilte dann die Schicksale von Padloschin.[1]) Im J. 1654 gehörten in Qualen dem Wenzel Maiderle 2 Bauern, 3 Chalupner, dem Johann Maiderle 2 Bauern, 1 Chalupner, 1 Gärtner und 2 Häusler auf dem Gemeindegrunde.

Von dem andern Teile Qualens fand ich erst i. J. 1654 eine Nachricht; damals gehörte er zum Nostitzischen Gute Großtschochau und umfaßte 1 Bauerngut und 5 Gärtnerwirtschaften, von denen 2 erst im Jahr vorher wieder besiedelt worden waren. Diese Untertanen trieben auch etwas Weinbau. Es ist das vielleicht der i. J. 1393 genannte Teil des Dorfes.

Die älteren Aussiger Stadtbücher nennen folgende Bewohner von Qualen: 1562: Brosius Oswalt, 1564: Martin, Žofka, Brož, 1579 Ambros Czyrlik,[2]) 1603: Jakob Seykura. Auch diese Namen lassen erkennen, daß sich die Germanisierung des Plateaus schon vor dem dreißigjährigen Kriege vollzog.

Steben.

Die ältesten Formen des Namens Steben, der mitunter auch „Stöben“ oder „Stäben“ geschrieben wurde, sind Stebna und Stebno. Da sich der Name in Böhmen viermal findet, auch in Oberfranken und Sachsen-Meiningen vorkommt, so hat er vielleicht eine topische Bedeutung.

Der Willkür des Schreibers, der im 16. Jahrhundert das dem Kloster Brzewnow gehörende Exemplar der Chronik der Böhmen des Dechants Cosmas geschrieben hat, verdankte unser Steben den unbegründeten Ruf, es habe in seiner Nähe einst ein Jagdschloß der Przemysliden gelegen.[3]) Der Schreiber hat nämlich die in den ältesten Cosmashandschriften vorkommenden Schreibungen des Ortes Zbeczna bei Bürglitz, Sbencna, Stibecna, Stbeczna ꝛc., „vereinfacht“, indem er dafür Stebna schrieb. Dadurch wurde man verleitet, die Gegend, in der Herzog Brzetislaw i. J. 1100 ermordet wurde, Przemysl Ottokar I. und andere Prinzen ihrer Jagdlust nachgingen, bei unserem Steben zu suchen. Dieses wird erst i. J. 1352 urkundlich, indem das Register des in diesem Jahr erhobenen Papstzehnts den Ort als Pfarrdorf anführt.[4]) Wir erhalten dadurch auch die regionalgeschichtlich wichtige Nachricht, daß Steben damals und somit auch schon vorher zum Archidiakonat und Dekanat Leitmeritz gehört hat, woraus wir schließen müssen, daß es seit ältester Zeit zum Gau Leitmeritz gerechnet wurde. Besitzer des Orts war wohl damals schon Herr Zdenko Syrsa von Dubitz, der am 26. Nov. 1360 als Kirchenpatron für die Stebener Kirche einen Pfarrer präsentierte. Auch noch seine Söhne Wenzel und Nikolaus dürften Besitzer von Steben gewesen sein. Ihre Auseinandersetzung mit dem Stebener Pfarrer über die Schuld ihres Vaters an die Kirche am 2. Sept. 1393 kann allerdings den Eindruck hervorrufen, daß sie Steben damals nicht mehr ihr Eigen nannten.

[1]) Siehe Padloschin! — [2]) Siehe Padloschin. — [3]) Moisl: Der pol. Bezirk Aussig 320. — [4]) Tomek: Reg. dec. pap. 75.

Wie wir bei Dubitz gesehen haben, befand sich Steben i. J. 1405 bereits entweder im Besitz der Brüder Rüdiger und Erhard von Skalken oder des letzteren allein. Damals kam an den St. Veitsdom bzw. dessen neubegründeten H. Kreuz-Altar der weltliche Besitz in Steben, die zinspflichtigen Bauernhöfe mit dem Obrigkeitsrecht; das Kirchenpatronat behielten sich aber die Verkäufer vor.[1]) Von da ab blieb dieses Verhältnis während der fast anderthalb Jahrhunderte bestehen, in welchen wir über die Besitzer von Steben nichts erfahren.[2])

Im J. 1532 und wohl auch noch 1543[3]) (siehe Habrowan) gehörte das Kirchenpatronat in Steben, Hertine (und Schima) zu dem Besitze von Stoliczka-Malhostitz, während das Eigentumsrecht an dem Dorfe jedenfalls schon vor 1542 an die Brüder Christoph, Nikolaus und Wenzel von Mühlen auf Untertürmitz übergegangen war.[4]) Von diesen erscheint Nikolaus später allein im Besitze des genannten Gutes. Er ist es wohl, der auch das Stebener Pfarrpatronat erwarb, in dessen Besitze er bereits i. J. 1574 erscheint.[5]) Schon damals neigte Nikolaus dem Protestantismus zu; denn, obwohl er noch am 12. Juni 1574 als katholischer Patronatsherr von Steben und Türmitz angeführt wird, berichtete bereits am folgenden 17. Juli der Pfarrer Kreuziger von Aussig über ihn in einem Tone an den Erzbischof, daß man annehmen muß, er habe damals schon den Übertritt zum Protestantismus geplant. Am 25. Juni 1576 war dies schon geschehen, denn da hören wir, daß er die Türmitzer Pfarre nur einem Pfarrer einräumen wollte, der die Sakramente nicht unter einerlei Gestalt reiche und der deutsche Messe halte.[6]) In diesem Sinne ist er zweifellos auch bei der Besetzung der Stebener Pfarrstelle vorgegangen, falls er sie überhaupt besetzt hat.

Nikolaus, der vor dem 13. Okt. 1579 starb, hinterließ zwei Söhne Nikolaus Otto und Rudolf Karl, von denen letzterer beim Tode des Vaters noch minderjährig gewesen zu sein scheint. Als die Brüder sich in das Erbe teilten, erhielt der jüngere Steben.[7]) Ich fand Rudolf Karl am 21. April 1581 zuerst genannt, als seine Dienerin, die

---

[1]) Nach der Urkunde ist es allerdings zweifelhaft, ob nicht auch der Bauer Rynerz, der ebenfalls von dem Verkauf ausgenommen wurde, in Steben ansässig war. Ich habe bei Dubitz angegeben, weshalb ich glaube, daß er im letzteren Orte wohnte. — Nach Tomek (Dej. m. Prahy III, 59) bezog der St. Andreas- und Stephansaltar im Veitsdom 1 Sch. Gr. Jahreszins in Sdebna prope Licenburgam; ich vermag nicht anzugeben, welcher Ort damit gemeint ist. — [2]) Im Jahre 1433 stahlen die Kleintschernoseker Pferdediebe auch in Steben 2 Pferde. (Siehe Morawan.) — [3]) Landtafel 2 G 10, 4 L 2. — [4]) Hallwich: Türmitz I, 13. — [5]) Pamatky arch. 8, 67. — Hallwich: Töplitz 169, gibt nach Landtafel 16 K 18 an, daß Wolf von Wrzesowitz auf Teplitz (siehe Habrowan) seiner Gattin Ursula in seinem Testament vom 9. Okt. 1568 mit dem Gut Malhostitz u. a. überwiesen habe die Kretschmen, so dazu gehören, als zu Hertine, Prosanken, Schima und Steben. Alle diese Orte waren Pfarrdörfer; sollte da nicht eine Verwechselung zwischen Kretschme und Kirche vorliegen? — [6]) Jahrb. des Prot. f. Gesch. d. Prot. 8, 14, 22. — [7]) Am 23. Juni 1588 legten die beiden die Erklärung in die Landtafel (24 E 16) ein, daß jeder von ihnen für sein väterliches und mütterliches Erbe gewisse Erbstücke und Gelder angenommen habe, wie der — nicht mitgeteilte — Teilzettel angebe. — Wenn ich die kurze Notiz Hallwichs (Türmitz I, 17) richtig verstehe, so ist Steben gleichzeitig mit Untertürmitz dem Nikolaus Otto am 14. März 1588 aus dem Lehen entlassen worden.

„speckete Anna", in Aussig Patin war; als diese, nun Köchin, am 22. Nov. 1584 wieder in dieser Rolle auftrat, wird er „Junker Rudolf zu Steben" tituliert, war also noch unverheiratet. Er ist es geblieben. Am 1. Juli 1587 war er selbst Pate in Aussig. Es scheint, daß er schwächlicher, kränklicher Natur war, denn als er i. J. 1594 mit der Reiterei des Leitmeritzer Kreises gegen die Türken in das Feld ziehen sollte, erschien für ihn bei der Musterung Wenzel Petrowsky;[1]) auch scheint ihm das Leben auf dem Lande, in Steben, nicht behagt zu haben. Er kaufte sich am 9. Okt. d. J. in Aussig für 710 Sch. Gr. meiß. das Haus, das Erhard von Schönfeld Schulden halber verkaufen mußte, und bezog es sofort, wie sich aus der seine Wohlhabenheit bezeugenden Angabe ergibt, welche besagt, daß er den Kaufschilling bereits am 11. Nov. bezahlt hatte.[2]) Seinen Verkehr mit der „besten Gesellschaft" Aussigs bezeugt es, daß er am 6. Juli 1595 Taufpate einer Tochter des Jakob Mollerus war. Aber nicht mit allen Aussigern lebte er auf gutem Fuße. So geriet er mit seinem Hausnachbarn Matz Fiebig i. J. 1597 in einen Prozeß, in dem die prinzipiell wichtige und den deutschen Charakter der Stadt erweisende Frage, ob den Prozeßparteien freistehe, ihre Sache in deutscher oder czechischer Sprache zu führen, bejahend entschieden wurde. Noch in späteren Jahren (1614) haben sich die Aussiger auf diese Entscheidung berufen.[3]) — Gepflegt von seiner treuen, inzwischen zur Haushälterin avancierten Anna ist er i. J. 1598 gestorben. Am 18. Aug. d. J. ließ sich sein Bruder, der ihn beerbte, in das hinterlassene Haus einführen und vereinigte nun wieder Steben mit Untertürmitz.

Nikolaus Otto starb i. J. 1605 zwischen 25. Juni und 16. Oktober.[4]) Seine Güter erbte seine Tochter aus erster Ehe, Anna, die mit Heinrich d. Ä. von Bünau verehelicht war. Als Herrin von „Stoeben" nennt sie uns noch eine i. J. 1615 gegossene Kirchenglocke in Türmitz.[5]) Steben teilte nun die Schicksale von Padloschin.

Im J. 1654 besaß jeder der beiden Brüder Maiderle in „Stöben" 6 Chalupen, von denen je 1 öde stand, Wenzel Maiderle außerdem einen Häusler auf der Gemeinde. Der Ort scheint während des 30jährigen Krieges schwer gelitten zu haben, denn die Gebäude waren in schlechtem, zerstörtem Zustand.

Die Pfarrkirche in Steben, die, wie bereits erwähnt, in alter Zeit zum Archidiakonat und Dekanat Leitmeritz gehörte, zahlte i. J. 1352 und auch fernerhin für ein Halbjahr 9 Gr. Papstzehnt und stand demnach mit dem benachbarten Schima auf gleicher Höhe. Der Jahreszins von $2^1/_2$ Sch. Gr., der ersichtlich später zu dem Pfarreinkommen hinzukam,[6]) hat die Beitragspflicht nicht erhöht. An sogenannten Rauchgroschen, der ursprünglich dem Bischof zustehenden Jahresgebühr, hatte der Pfarrer von Steben — wie i. J. 1406 festgestellt wurde — jährlich dem Kloster Brzewnow 4 Gr. zu zahlen.[7])

---

[1]) Landtagsverh. 8, 697. — [2]) Auss. Kaufb. II, 105. Stadtbuch II, 331, 342. — [3]) Abschiedbuch 155. — [4]) Aussiger Gerichtsbuch 196, 207. — [5]) Schaller: Topographie 5, 96. Prager Mitteil. 35, 388. — [6]) Siehe Dubitz. — [7]) Emler: Decem reg. cens. 170.

Die Bestätigungsbücher des Erzbistums überliefern uns nur die Namen zweier Pfarrer von Steben, indem sie berichten, daß nach dem Tode des Pfarrers Franz (Franko) Heinrich von „Tyn" (wo?) am 26. Nov. 1360 Pfarrer in Steben wurde. Zweifellos war es dieser, der seinem Patronatsherrn Zdenko von Dubitz die Geldsumme borgte, für welche dieser ihm und seiner Kirche jährlich $2^1/_2$ Sch. Gr. zinste. Heinrichs Nachfolger im Amt war wohl der Pfarrer Peter, der am 2. Sept. 1393 sich die Zinsung von den Brüdern von Dubitz auf zwei Wirtschaften in Salesel und einer in Qualen sicherstellen ließ. Es scheint, daß auch er lange in Steben geblieben ist und der dortige Pfarrer war, der Ende August 1415 beauftragt wurde, den für Praskowitz konfirmierten Pfarrer Mathias in sein neues Amt einzuführen, denn ein Pfarrer Peter waltete noch vom 5. Nov. 1421 bis 12. Juni 1423 in Steben; auch er war, wie zahlreiche andere Geistliche in der Aussiger Umgebung, mit dem Priester Peter Lupus (wohl Wlk = Wolf) aus Raudnitz in einen Streit verwickelt, der vor den damals in Zittau weilenden Administratoren des Erzbistums ausgetragen wurde.[1])

Die Kirche in Steben hat die Hussitenstürme überdauert und ist den Katholiken lange erhalten geblieben, noch immer zum Leitmeritzer Archidiakonat gerechnet.[2]) Im J. 1574 gehörte sie jedoch schon zum Dekanat Aussig, war aber unbesetzt.[3])

Daß sie i. J. 1534 ihren eigenen Pfarrer hatte, darf man wohl daraus schließen, daß sie bis in neuere Zeit hinein einen silbernen Kelch mit dieser Jahreszahl besaß.[4]) Der Taufstein weist die Jahreszahl 1546 auf und trägt das Wort des Evangelisten Mathäus (28, 19): Lehret und taufet 2c. Leider bin ich außer Stande, die auffallende Tatsache zu erklären, daß diese Inschrift in deutscher Sprache abgefaßt ist. Sollte Wolf von Wrzesowitz als Patronatsherr der Kirche den Taufstein gewidmet haben?

In Bünau'scher Zeit, etwa seit 1615, wirkte als protestantischer Pfarrer in Steben der aus „Rieden" (?) in Sachsen stammende Joachim Borstel(ius), der sich auch Pfarrer von Dubitz nannte. Als die protestantischen Prediger das Land verlassen mußten, wandte er sich nach siebenjähriger Tätigkeit in Steben nach Königstein, wo er bereits am 18. August 1624 (alten Stils) im Alter von 40 Jahren starb.[5]) — Der Mangel an katholischen Geistlichen hatte zur Folge, daß die Kirche noch i. J. 1650 eines solchen entbehrte. Ihr Patron war damals Wenzel Maiderle.[6]) Dieser scheint in anderer Weise um das geistige Wohl der Stebener gesorgt zu haben, nämlich indem er in dem Orte eine Schule einrichtete. Lehrer wurde Kaspar Fürrel, ein Aussiger Bürger. Lange hat er es aber dort nicht ausgehalten; denn er erhielt keine Zahlung, so daß sich der Aussiger Rat am 17. März 1637 veranlaßt sah, an Maiderle

[1]) Tadra: Acta consist. 7, 2, 78. — [2]) Frind: Kirchengesch. 4, 12. — [3]) Pamatky arch. 8, 67: „Staben". — [4]) Nach Mitteilung des Herrn Pf. Schneider wurde der Kelch 1857 neu vergoldet; jetzt befindet sich nur noch die Lunula von ihm im Besitz der Kirche. — [5]) J. G. Süß: Historie des Städtgens Königstein, 128. Die Angaben bot ein Epitaph in der i. J. 1720 abgetragenen dortigen Kirche. Borstel war zuerst Lehrer in Tetschen. — [6]) Časop. č. Mus. 55, 234.

zu schreiben, der „gewesene Schuelmeister bei der Kirchen zue Steben“ melde ihm, daß er noch immer nicht seinen verdienten „Ausstand nach gnädigstem Befehl von dero Untertanen“ erhalten habe.[1])

Suchei.

Der Name des Ortes rührt wohl von dessen bachloser Lage her (suchý). „Auf der Suchei“, sagten 1594 die Aussiger.[2])

Am 7. Mai 1397 erklärte Petermann von Zpecka[3]), daß er seinen Besitz in „Sucha“, 9 Sch. Gr. Zins mit Bauernhöfen, Feldern, Wiesen, Wäldern, für 110 Sch. Gr. dem Buschek (Bohuslaw) von Sullowitz und seinen Erben verkauft habe. Der Besitz war königliches Lehen, denn der Verkauf wurde in die Lehentafel eingetragen.[4])

Der Name des Käufers weist nicht nur auf das Mittelgebirge hin, sondern auch auf dessen der Elbe näher gelegenen Teil, so daß wir wohl das genannte Sucha mit dem Suchei auf dem Padloschiner Plateau zu identifizieren haben und nicht mit dem weiter westlich bei Quickau im Teplitzer Bezirke gelegenen gleichnamigen Dorfe.

Buschek von Sullowitz wird in Urkunden vom Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts öfters genannt; trotzdem ist es mir nicht gelungen, den Grad seiner Verwandtschaft mit den übrigen in jener Zeit vorkommenden Mitgliedern seiner Familie zu ermitteln. Am 11. Mai 1375 erfahren wir, daß ein Träger dieses Namens das Pfarrpatronat in Großtschernosek beanspruchte; er wird da als Lehensmann (cliens) tituliert.[5]) Dieser ist wohl identisch mit dem Edelmann Buschek von Sullowitz, der auf Ugezd — ich vermute, Weißaugezd bei Lobositz — saß und in den ersten Tagen 1397 für Peter Schiebierz von Hlinai bürgte, als dieser Zins auf 2 Höfen in Hlinai verkaufte.[6]) In dem benachbarten Schima besaß er (11. Juni 1400, 31. Jul. 1402) Anteile am Kirchenpatronat. Am 10. Aug. 1401 bürgte er — Bussko von Sulewicz gesessin czu Vgesd — für Johann von Wartenberg auf Tetschen dem Jeschke von Wchinitz für zweimal 200 Sch. Gr.[7]) Am 20. Okt. 1408 beteiligte er sich mit Rüdiger von Skalken (auf Großtschochau) an einer Seelgerätstiftung für Czenko von Schima.[8]) Bald darauf ist er gestorben mit Hinterlassung der Witwe Katharina, die bis zu ihrem vor dem 12. April 1414 erfolgten Tode mit seinen Kindern gemeinsam lebte.[9]) Da dies in der Lehentafel festgestellt ist, so werden sich in ihr vielleicht weitere Nachrichten über seine Familie und seinen Besitz finden. Mir ist nichts weiter über Suchei und seine Besitzer bekannt geworden, als daß es („Suchey“) zu Anfang des 17. Jahrhunderts zum Gute Hlinai des Joh. Nik. Hochhauser gehörte und dessen Schicksale teilte.[10]) Im J. 1654 zählte der Ort 4 Bauern, 7 Chalupner, 1 Häusler auf der Gemeinde. Die Gebäude waren gut.

---

[1]) Aussiger III Prot. 121. — [2]) Kšiaštowe, 179. Genannt wird da Balten Schmied aus Suchei. — [3]) Palacky: Popis, kennt in Böhmen keinen Ort dieses Namens. Vielleicht ist z Pecka zu lesen, was auf das Schloß Pecka hinweisen würde. — [4]) Rel. t. t. 1, 571, aus Lehentafel 14, 226. — [5]) Tadra: Acta ind. 1, 123. — [6]) Lib. erect. 636. — [7]) Staatsarchiv Dresden, Orig. 5180 a, b. — [8]) Bernau: Studien, 127. — [9]) Arch. č. 1, 397, zitiert Lehentafel 15, 276. Ein Sohn des Buschek, Peter, war 1403 Kleriker (Tadra, 4, 211). — [10]) Siehe Habrowan.

Schiller's Bahre.

Gesenkte Häupter, leidverstörte Mienen
Und Grabesstille um die schwarze Bahre,
Von schwerverhalt'nem Schluchzen nur gemehrt.
Des kalten Todes Nähe rührt am Leben,
Das übrig blieb, von seinem Hauch umschauert.
Nur durch das hohe Kirchenfenster blickt
Von hellen Farben schillernd in das Dunkel
Aus sturmbefreitem Blau der Maiensonntag,
Und unten in das Schweigen an der Bahre —
Umstrahlt von Lichtern — lacht ein Kind.

Karl Bayer.

Ein Vertreter der Subjektivität.

In der trefflichen „Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens" von A. G. Przedak finden wir höchst interessante Nachrichten über einen Leipaer, den näher kennen zu lernen ich auch unsern geschätzten Lesern empfehlen kann.

A. Zitte wurde um 1750 in Leipa geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande und wirkte als Kaplan in Prag, wo er bald unter die berühmteren Kanzelredner gerechnet wurde. Verschiedene seiner Predigten wurden in eine Mustersammlung aufgenommen, welche 1783 bei Mangold erschien. Er ging bald zu der freieren Richtung über und machte sich als eifriger Josefiner bei seinen Obern mißliebig, so daß er schließlich die Seelsorge, nicht aber den geistlichen Stand verließ. Er war aber ein gewandter Schriftsteller, weshalb schon Seibt, zu dessen Hörern Zitte gehörte, Aufsätze von ihm in seine Sammlung „Von den Hilfsmitteln einer guten Schreibart" übernommen hatte. Nach seinem Austritte aus der Seelsorge verfaßte Zitte eine Reihe von Dichtwerken und Theaterstücken, die im Verlage von Schönfeld erschienen. Als Schönfeld die „Postzeitungen" pachtete, wählte er Zitte, dessen gewandte Feder er kannte, zum „Verfasser" des neu eingerichteten Blattes, und Zitte begann nun sofort nach seinem in den „Zeitungsschreibern" veröffentlichten Programme vorzugehen. In diesem Programme aber hieß es: „Er will eine Sprache reden, die nach den Umständen abwechseln und der Sache jedesmal angemessen sein soll. Mitunter soll launiger, humoristischer Ton herrschen, aber nie gesucht, nie geschraubt, nie ehrwürdigen Schriften nachgestümpert, allemal aber faßlich und verständlich. Er wolle sicheren Korrespondenten folgen. Einheimische Nachrichten sollen nicht fehlen, ja den Hauptteil der Zeitung bilden. Strenge Unparteilichkeit, denn der Zeitungsschreiber ist Bruder des Geschichtsschreibers und hat mit diesem dieselben Pflichten." Mit diesem Programme wollte Zitte in Prag eine gewaltige Neuerung einführen, denn die „Prager Postzeitungen" hatten bisher streng darauf gehalten, nur in ganz trockener und sachlicher Weise ihre Neuigkeiten vorzubringen, und ihr Leserkreis war damit vollkommen zufrieden gewesen. Dem leichtbeweglichen Schöngeiste, der nun die Redaktion übernehmen sollte, war jedoch der „trockene Ton" höchst unbehaglich.

Der alte Titel „Prager Postzeitungen" wurde in „K. K. Prager Oberpostamts-Zeitung" umgewandelt. In dieses neue Gefäß goß nun Zitte neuen Inhalt. Man muß ihm nachsagen, daß er wirklich ein geschickter Journalist war, der seiner Zeit vorauseilte. Jedoch den Dank des Leserkreises seiner Zeitung, der bedächtig und behäbig diese neue Schreibart nicht billigte, hat er sich damit, wie es scheint, nicht verdient.

Das Blatt erschien wie früher am Dienstag und Samstag. Das Anzeigewesen stellt sich als wesentlich entwickelter dar. Die Lokalnotiz wird mehr und mehr gepflegt. Ganz neu sind die häufigen Korrespondenzen vom Lande und Theaterkritiken. Alles ist munter und witzig geschrieben. Aber wie schon erwähnt, der Leserkreis der Zeitung war sehr konservativ, und die Neuerungen stießen auf starken Widerstand. Diesen Geschmack teilten damals mit den Pragern weitere Kreise. Die Tatsache, daß wenigstens die deutschen Zeitungsleser vor hundert Jahren es keineswegs liebten, daß ihre Zeitung den trockenen Berichterstatterton aufgab, bestätigt auch der süddeutsche Publizist, der im Jahre 1802, also zwanzig Jahre nach Zitte's Versuch in Prag, „in seiner Nationalchronik der Deutschen" folgendes schrieb: „Man will dem Zeitungsschreiber durchaus nicht gestatten, daß er raisonniere. Seine Darstellung soll dem Elemente des Wassers gleichen, das ohne Farbe, ohne Geschmack und ohne Geruch ist. Diese Forderung hat ihre gute Seite, indem sie die Arbeit unserer Zunftgenossen unendlich erleichtert. Denn man darf nur die Schale in die Quelle tauchen, aus der man schöpft und die aufgefaßte Feuchtigkeit in sein Gefäß schütten, ohne etwas dazu oder davon zu tun, und das Gericht ist fertig.[1]) Freilich entspringt hieraus der Übelstand, daß alle Zeitungen einander gleich sehen, wie ein Ei dem andren, und daß sie im Grunde nichts als Beutel voll gestohlener Münzen sind. Jedermann kennt die Münze, und es ist leicht, den ersten Eigentümer derselben aufzufinden. Aber der Beutel heiligt ihren Besitz. Müßte man die besagte Feuchtigkeit erst mit etwas anderem vermischen, durch irgend einen chemischen Prozeß den Geist herausziehen oder den letzteren durch einen fremden Zusatz exaltiren — so wäre das Geschäft viel schwerer, umständlicher und kostbarer. — Es ist ein trauriges Geschäft, zumal große und weitgreifende Begebenheiten in dem Tone zu erzählen, in dem der Schulknabe die sieben Bußpsalmen hersagt oder der Feldwebel die Kompagnieliste abliest. Alle Philosophen, von Aristoteles bis auf Rousseau und Kant, stimmen darin mit einander überein, der Mensch sei, wie das Kompendium sagt, ein animal rationale. Alle Kaffeehäuser tönen wieder von dem Rechte, das der König von England auf das Hochstift Hildesheim anspricht. In allen Wachstuben wird das große Thema der Entschädigungssache aus Prinzipien ventiliert. Und in allen Bierschenken wird der feine Witz bewundert, der zum Schrecken aller deutschen Philosophen in der Schlittenfahrt der Regensburger Jesuitenschüler entwickelt worden. Nur der Zeitungsschreiber soll über nichts urteilen, nichts bewundern, über nichts lachen, und über nichts seufzen."

[1]) So verfährt, wer einfach mit der Schere arbeitet und den ausgeschnittenen Zettel ohne Zusatz, Kürzung oder Veränderung in die Druckerei schickt. A. P.

Nun also, da haben wir's klar und deutlich. Der Zeitungsschreiber sollte zu jener Zeit sich selbst verleugnen und seine Subjektivität unterdrücken. Er sollte maschinenmäßig wie ein Sprachrohr oder wie die Walze eines Phonographen die übernommenen Nachrichten mitteilen und sich durchaus als untertäniger Knecht sogenannter Objektivität geberden.

Ähnliche Erfahrungen machte Zitte bei seiner Redaktionsführung. Schon im 25. Stücke muß er erklären: „Wir haben in unsern Blättern einen diskreten Extrakt aller auswärtigen Novellen [1]) versprochen. Wir haben ferner unsere Sprache allemal der Sache selbst angepaßt. Wir haben endlich unsere Titel und Überschriften immer nach den Realitäten der Abschnitte einzurichten gesucht." Das habe, heißt es, Einigen gefallen, Anderen nicht, „weil sie nicht wissen, wann und wo es uns eigentlich Ernst ist und wann nicht." Er wolle nun ganz ernsthaft schreiben. Der Redakteur wird also trockener. Lange aber hält dies Zitte doch nicht aus. Vom 50. Stücke ab gibt er doch immer wieder eine Art kurzen Prologs. Er entschuldigt sich in folgender Weise: „Wir kommen zweimal der Woche zusammen. Für mich ist das ein ordentliches Gaudium, und als Ihr ergebenster Diener wünsch' ich von Herzen, daß Sie darüber nicht ungehalten sein möchten."

Zitte's lebhaftes Temperament verwickelte ihn aber anderweitig in Streit und Zank. Obzwar im ganzen und großen josefinisch gesinnt, war Zitte sehr gegen die Judenemanzipation, die sich eben vorbereitete, und gab dieser Ansicht auch in entschiedener Weise Ausdruck. Er war einer der literarischen Hauptgegner der Judenemanzipation in Prag und verhehlte diese Gesinnung auch in der „Oberpostamtszeitung" keineswegs.

Es scheint nun, daß Schönfeld das Bedürfnis fühlte, die schroffe Haltung Zitte's in der „Oberpostamtszeitung" wieder wettzumachen, und daß Zitte's Austritt nach erst einjähriger Wirksamkeit beim Blatte mit dieser Haltung zusammenhängt.

In einen Streit anderer Art geriet Zitte, der auch eifrig für die Kuhpockenimpfung eintrat, durch einen am 13. Okt. 1781 veröffentlichten Artikel („Gewitterstreiche in läutende Glockentürme"), worin er die Seelsorger mahnt, von dem Gewitterläuten abzulassen, und durch einen in demselben Stücke veröffentlichten Bericht über eine katholische Prozession, die bei Wertheim von den protestantischen Grafen aus einander gesprengt wurde, wobei Zitte sich abfällig über die zu häufigen Prozessionen aussprach.

Ich habe nicht Lust, in eine Schilderung des Broschürenkrieges, der sich aus solchen Anlässen entwickelte, mich einzulassen. Die charakteristische Wirksamkeit Zitte's ist genügend dargelegt. Wer Näheres zu erfahren verlangt, dem empfehlen wir Przedak's Buch, aus welchem wir, wenn man von kleineren Änderungen, Umstellungen und Auslassungen absehen will, unsere Nachrichten Wort für Wort, Satz für Satz herübergenommen haben. Jedoch folgende Bemerkungen sind unser Eigentum. Vermöge meiner biographischen Bestrebungen habe ich den Schriftsteller Zitte aus Leipa samt seiner Tätigkeit schon vor dreißig Jahren gekannt,

[1]) Neuigkeiten, Nachrichten.

aber erst durch A. G. Przedak's Darbietungen ist mir Zitte's Bedeutung vor ganz kurzer Zeit völlig klar geworden, und ich darf versichern, daß mir dieser Mann, dessen polemische Eigenart mir sonst ziemlich widerstrebte, jetzt sehr sympathisch geworden ist, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er die aus der Fremde stammenden Nachrichten nicht einfach und unverändert übernehmen, sondern für die Bedürfnisse seiner Leser einbegleiten oder umgestalten wollte. Diese Regel habe ich, ohne von ihr zu wissen, doch von jeher beobachtet. Seit dem Bestande unserer Zeitschrift war ich bemüht, die Nachrichten, welche wir aus anderen Blättern übernahmen, zu kürzen, zu erklären, zu vergleichen oder durch Anmerkungen zu erweitern und durch Beispiele zu beleuchten, auf jeden Fall aber zu ändern. Ich habe seit meiner Jugend das Bestreben gehabt, alles, was zu sagen war, in einer fremdwörterfreien Sprache mitzuteilen, den Darlegungen der Fachmänner eine allgemeinere Verständlichkeit zu gewinnen und jedes in meiner eigenen Art darzustellen. Vielleicht hat auch die Schule diese Eigenheit verstärkt. Wer jederzeit gewohnt war, die Dinge Anderen zum Verständnis zu bringen und ihrem Gedächtnisse einzuprägen, zugleich auch dieselben ihrem Herzen lieb und wert zu machen, der kann vielleicht von solchen Bestrebungen auch dann nicht lassen, wenn er als Schriftsteller zu seinen Mitmenschen spricht. Jedesfalls ist es mir höchst erfreulich, in Zitte einen Landsmann kennen gelernt zu haben, der bereits vor fünf Vierteljahrhunderten mit derselben Kuh geackert hat, und den ich mit selbstzufriedener Genugtuung als einen „Vertreter der Subjektivität“ zu bezeichnen wage. A. Paudler.

Volkstümliche Redensarten und Gleichnisse in der Markersdorfer Mundart.

Ich will im Nachstehenden einige mundartliche Redensarten, die ich in meinen jüngern Jahren in der Heimat oft gehört habe und die sich in meinem Gedächtnisse erhalten haben, wiedergeben. Sie sind nicht immer salonfähig, aber darum meist um so charakteristischer. Viele derselben haben eine Anlehnung an das Tierleben. Aus diesem sind manche Züge hergenommen, die mit dem Tun der Menschen verglichen werden.

Mit diesen will ich auch zunächst beginnen: 1. Kinder, die traurig einhergehn, tun, os wenn 'n d' hinna 's brût wagg'frassn hättn. — 2. Wenn die Eltern weg sind, lassen sich die zuhause bleibenden Kinder gehen und man sagt dann: Wenn d' Kotze naus êis, honn d' maise preis. — 3. Was oder wer unwiederbringlich verloren ist, êis da Kotzns. — 4. Wenn man jemandem zeigen will, daß an seinem Tun nicht viel gelegen ist, heißt es: dou witt â 's Katzl niess'n. — 5. Wenn alles Zureden und Ermahnen bei einem Menschen nichts nützt, sagt man: 's êis, os wenn's ûf an gons reente. — 6. Denselben Sinn hat der Ausspruch: du bist wie Kittls uchs ufm soumstrunke. — 7. Einen rachsüchtigen Menschen vergleicht man mit einem Wiesel: a êis wie a wies'chl,[1])

[1]) Das Wiesel war wohl sonst ein Gegenstand abergläubischer Scheu des Volkes. Man belegte es daher an andern Gegenden mit einem euphemistischen Namen. So heißt das Wiesel im Adlergebirge gevatterlein.

dos racht s'ch nou 7 juar. Sonst gilt das Wiesel als Sinnbild der Beweglichkeit: G'schwind sein wie a wies'chl. — 8. Der liebe Gott läßt: da zighn 'n zual [1]) nêi zu lang wochsn, sagt man von einem hochmütigen Menschen in dem Sinne, wie: Hoffart kommt vor dem Falle. — 9. Von einem aufgeblasenen, stolzen Menschen sagt man: a tut, os wenn da grûß hund sei vetta wia. — 10. Wenn jemand jedes Kleidungsstück aus einem verschiedenfärbigen Stoffe trägt, bezeichnet man dies mit den Worten: aus jêidn darf a hund. — 11. Wenn ein Kind recht ausklauberisch und heikel beim Essen ist, wird ihm prophezeit: du wist nou saua hunds pfûtn assn. sc. wenn du sie nur einmal haben wirst. — 12. Wer tüchtig ausgezankt wird, krîght hundsloudn. — 13. Ich watt'sch schûnt bein hundsfittl [2]) namm, droht man einem liederlichen Kinde. — 14. Kommt einer unverhofft und gegen alle Erwartung zu etwas, so sagt man: a kîmmt dazu wie an blînd henne zû an kannl (Körnlein). — 15. Wer das Schluchzen [3]) hat, dân stîßt da bouk. — 16. Ein zanksüchtiger, mürrischer Mensch brummt wie a zeidlbâ.[4]) — 17. Einem Kinde, das gern im Schlamm spielt und sich recht beschmutzt, sagt man: du bist an recht schlômpeitsche.[5]) — 18. Kleine Menschen, die recht böse werden, vergleicht man mit Kröten: klên krêitn honn gift. — 19. Wenn jemand etwas gar zu Unglaubliches erzählt, so meint man ironisch: dou könnt en a schouf beißn. — 20. Einem Kinde, das die ihm geschenkten Sachen, Kleider bald beschmutzt, etwas zu schenken, ist gerade so, os wemma da sau a seidn band imhienge. — 21. Im gutmütigen Scherze nennt man ein leichtsinniges Kind an liralich Finke. — 22. Dos êis an racht ôlosta (Elster), sagt man von einem schwatzhaften Menschen. — 23. Wer von Kälte eine rote Nase bekommen hat, hout an rîtkâle g'fang. — 24. Ein schlecht aussehendes Kind sieht [6]) wie an grille. — 25. Ein kleines Kind êis a schnîkîngh. — 26. Ein Kind, das sich sehr erbost, êis bîse wie a krînz; derber: wie a kêitnhund. — 27. Die Maurer heißen spöttisch drâkschwolm. — 28. Wer sich in alles hineinmischt, da mischt'sch nei wie maisdrâk ein pfaffa. — 29. Wer recht sauertöpfisch drein schaut, macht ein Gesicht, os wenn a nain tepp maise g'frassen hätt. — 30. Die höchste Steigerung von tot ist mausdrackltût. — 31. Hinnadrâk, inwendig auf die Lippen geschmiert, befördert den Bartwuchs. — 32. Wer Unglück, Mißgeschick hat, dân gîts dracksch oder 's gîd'n a radl ei'n dracke. — 33. Wenn'ch dich krîgh, dou hûst'n letztn drâk g'sch . . . . . (da hast du am längsten gelebt). — 34. 's maul gîd'n wie an drâkschleira, sagt man von einem, der viel und schnell redet. — 35. Wenn jemand mürrisch, grob, unzugänglich war, aber plötzlich in das Gegenteil umschlägt, vielleicht infolge einer Schmeichelei, oder eines Geschenkes, von dem sagt man dann: dou wuada r owa, os wenn n 'a hâsl g'lackt hätt. — 36. Als grobe Abweisung gilt: dös gît dich. an aldn kîdrâk ð.[7]) —

---

[1]) zual, Schwanz, mhd. zagel, zail, zeil. — [2]) Unter hundsfittl versteht man die Haare an den Schläfen. — [3]) die schlucke im Dialekt. — [4]) zeidelbär, eigentl. Honigbär. — [5]) schlammpeitsche, wohl für schlammbeißker, kleiner im Schlamm lebender Fisch. — [6]) sieht in der Mundart für „sieht aus". — [7]) Vgl. Hockewanzel: Wenn einmal ein alter Kuhplepperich wird zu vergeben sein, auch den krieg ich nich.

37. Wenn man etwas trotz eifrigen Suchens nicht finden kann, sagt man: dou muß da taifl 'n schwanz drûf g'dockt honn. — 38. Wer rückwärts geht, gîdn taifl ai d' gêne (entgegen). — 39. Was unwiederbringlich verloren ist, hout „da taifl, taighl, da henga (Henker), da kuckuk, da geia, da stutz" g'hullt. Der taighl hulle, sagt man und denkt dabei: „da hätt ich bald was angestellt". — 40. Um die Kinder vor der Verunreinigung des fließenden Wassers (Baches) abzuhalten, sagt man: sie sêchn n lî'm harrgout ei d' âghn.[1]) — 41. Wenn Kinder recht verhungert beim Essen tun, so heißt es: sie tun, os wenn se 'n gâln Lehm vûn Wändn assn welldn. — 42. Wenn einer von Dingen redete, die er nicht verstand, hörte ich die Kritik: da wêß vî, wôs 'd butta ei'n himml gîlt. — 43. Ein wohlgenährter Mensch sieht aus wie Blousn Hons oder wie a blousengl. — 44. Einer, der nicht aufmerkt oder alles verkehrt auffaßt, vustît mît hêi lettan.[2]) — 45. Ein Bursche, der recht stämmig ist, viel aushält und nicht nachgibt, êis a huuanbichner.[3]) — 46. Beim Kartenspiele êis vuahand a hausbackn brût wât. — 47. Ein jähzorniger Mensch fährt auf, wie da F..z ei'n bôde. — 48. Ein jähzorniger Mensch könnt'ch vî bûst basêchn. — 49. Een kroue hackt da[r] andan d'âghn nêi aus. — 50. Wer sich bequem irgendwo hinsetzt, anstatt zu arbeiten, sîtzt kuchnbrêt dou. — 51. Wer einen andern übervorteilt hat, ohne daß dieser ihm etwas anhaben kann, lacht'sch d'hûcke[4]) vû. — 52. da himmlvota schîlt, sagt man Kindern, wenn es donnert. Ebenso: 53. Pêitrus schîbt kêighl in übermütigem Scherze. — 54. Im Vollmonde sieht man einen Mann mit an reis'chg'bîndl. — 55. Abweisende Redensarten sind: manne[5]) kimmt da kaisa; manne homma kîrmst. — 56. Dem Kinde, das etwas angestellt hat, droht man mit Prügeln: dou wîtt da[r] uasch kîrmst honn. — 57. Hyperbolisch klingt die Redensart: ich hatt'sch (haue dich), doß d'êil[6]) sêchst. — 58. Technischer Ausdruck für Leute, die im Sommer ihren Verdienst als Schiffknechte auf der Elbe finden, ist: ûfs wossa (hier Elbe) gîn; ei's wossa gîn heißt sich in selbstmörderischer Absicht ins Wasser stürzen; îwan wossa oder îwa da grûßn pfîtze heißt „in Amerika"; wossamônsêfe wird eine Art weichen Tones genannt, der sich im Bach (ei ra bôche) findet; da wossamôn bringt die Kinder und Kälber; 's wossa basahn ist ein vorzügliches Mittel zur Untersuchung der Krankheiten durch Naturheilkünstler; a hout glei 's wossa[r] ei'n aghn, er ist gleich zu Tränen gerührt. — 59. Wer seine hochgehenden Forderungen zu mäßigen und in seinen Ansprüchen nachzugeben genötigt ist, mûß a pfleckl zurücksteckn. — 60. Ein schüchterner Mensch êis fêghe; ein feiger, unentschlossener, daher wenig verwendbarer Mensch, êis an têgoffe.[7]) — 61. Ein Mensch, der nur dreinschaut und gafft, êis an gânoffe (auch Schimpf für alberne Menschen überhaupt); Menschen, die lästiger Neugierde sich hingeben, wohl auch gar mit offenem Munde schauen, haldn gânoffn fêl. — 62. Wer recht verwundert oder erschrocken drein glotzt, macht âghn wie a ôg'stûchn kolb. — 63. Wer eine besondere Eile und Schnelligkeit beim Gehen zeigt, lêft wi a leipscha schusta. — 64. Wer einen Ver-

[1]) Schwere Sünde. — [2]) Heuleitern? — [3]) Hagebüchener. — [4]) = Buckel. — [5]) morgen. — [6]) Öl. — [7]) Mundartl. die affe = hd. der affe.

lust, einen Schmerz gar nicht verwinden kann, da kôn'ch nêi zû gutte gân. — 65. Bei einer Niederkunst êis da backûfn ei'grûllt. — 66. Stehlen heißt in euphemistischer Ausdrucksweise wôs mitgîn hêßn. — 67. Wer recht unwirsch, zornig und böse wird, wîtt narrsch. — 68. Wer Lebensüberdruß empfindet: dân êis 's lâbm fêl. — 69. Wer recht hurtig und geschwind läuft, lêft mît gleichn benn. — 70. s êis die alte jacke, es ist gerade wie früher. — 71. Wer tüchtig abgetrumpft worden ist, dân honn se ausg'rêchat (ausgeräuchert). — 72. Wenn man zur Ruhe sich begibt, gît ma zû rande; einem bellenden Hunde ruft man zu: gîst zû rande! — 73. Das Brot heißt lîbs gûttsgouwe. — 74. Wer im Verdachte eines Hexenmeisters ist, da êis nêi rêne g'schnîtn. — 75. Wer jemanden unbewußt an seiner empfindlichsten Stelle berührt und ihn dadurch in Zorn bringt, hout ei a wespnnâst g'stîllat. — 76. Was einem gerade recht kommt, dôs kîmmt grôd g'strîchn. — 77. Nach einem „aberen Gefröste“[1]) ist es gefroren, wie a pickat. — 78. Wohlschmeckende Butter muß „nûßmeislsisse“ sein. — 79. Ganz unreifes Obst ist „frouschgrîn“. — 80. Der blaue wolkenlose Himmel êis glöcklhalle. — 81. Kinder, die beim Tische sitzend mit den Beinen hin und her „schlenkern“, laitn d'hunde aus. — 82. Kecke Kinder bekommen eins auf's Maul, doß d'rût sûpp[2]) glei anoukîmmt. — 83. Wer trotz alles Zuredens auf seiner Meinung beharrt, bleibt ûf senn bissl. — 84. Was nicht sehr angenehm ist, êis kên hountschlacke.[3]) — 85. Vor Kälte werden Kinder im Gesichte zwîflsblou.[4]) — 86. Wer recht groß tut, êis grûß naus. — 87. Dou hotta 'n montsch, sû taia d'bûtta, sagt man, wenn einem etwas Gutes, z. B. eine wohlgeratene Speise aus den Händen fällt und dadurch ungenießbar wird. — 88. Etwas besonders schön glänzendes glisst wie karfunkl vî'n ûfnlûch. — 89. Von einem glänzenden Dinge sagt man wohl auch: 's glisst wie a hundsbeutl. — 90. Bî ûck nêi ͧatlich[5]), hört man, wenn jemand durch sonderbares Betragen sich auffällig macht. — 91. Zu einem albernen Menschen sagt man, du bist a rechts mêkolb.[6]) — 92. Ein Mensch, der alles verkehrt macht, vielleicht in Gedankenlosigkeit oder zu großer Hast, êis a vûwîrrta Zîghnstrîk. — 93. In einer dunklen, sternenlosen Nacht ists „finstig wie ei'n socke“. — 94. Ein überaus grober, ungeschliffener Mensch ist „sôkvlhoftsch groub“. — 95. Man drischt (haut) jemanden durch, doss n vîtz tôge vûn taifl trâmt. — 96. Wer recht gesund ist, êis zu zaighe, ufn domme. — 97. Unfolgsame Kinder drischt man wie an nûßsôk. — 98. Ein scharfes Messer schnedt wie gift. — 99. Bei einem wolkenbruchartigen Regen gißt's wie mit konn (Kannen). — 100. Wer höhnische und spöttische Bemerkungen macht, um einen andern zu reizen, macht mîst hâ. — 101. Stellt man jemandem, den man noch nicht hat erwischen können, Prügel in Aussicht, so droht man: wenn ch d' sch ûck wâd ai d' mache krîghn. — 102. Wer den Nasenschleim durch die Nase zieht (schnûrat),[7]) sich nicht des Taschen-

[1]) Frost bei schneefreier Erde. — [2]) Das Blut. — [3]) Honiglecke. — [4]) Blau wie eine Zwiebel? — [5]) ͧatlich; hd. Form artlich, eine veraltete Nebenform zu artig, hat in der Volkssprache die Nebenbedeutung von sonderbar, seltsam, kurios. D. Wb. I, 575. — [6]) mê = Mai. — [7]) schnudern, nd. snutern v. snut = Nasenschleim.

tuches bedient, zîht n sêghar uf. — 103. Wer vor Zorn wild aufgeregt und verwirrt wird, wîtt maßldrêitsch.[1]) — 104. Die Rute für Kinder ist da bîrkn hansl. — 105. In einem Streite unterliegend sich beschämt zurückziehn, heißt 'n pfoul zîhn. — 106. Wer viel und laut lacht, mecket wie an zighe. — 107. Wenn man nicht acht gibt auf die Rede des andern und wünscht, derselbe möge es noch einmal sagen, so wird man mit den Worten abgespeist: eira mîle suan se's zwêimou. — 108. Von einem kurzen, dicken unschönen Menschen sagt man: a sît aus wie St. Mups mît'n kimmlsocke. — 109. Ein Raum, der von Menschen ganz angefüllt ist, êis g'rommelt vû. — 110. Wer andern etwas vormacht, verschiedene Ausflüchte und Lügen anwendet, um sich aus einer Verlegenheit zu ziehen, macht quint[2]) vûdrêite via.

Budweis, im April 1905. Fz. Knothe.

Jakuben an der Elbe.

Von Emil Neder, Höflitz.

In den „Mitteilungen" ist schon mehrmals das jetzt 83 Bewohner zählende und zur Gemeinde Neschwitz an der Elbe gehörige Dörfchen Jakuben genannt worden. Im 2. Jahrgang Seite 175 steht: Früher war die Gegend von Jakuben hügelig und erst als in den Jahren 1770—1773 große Wolkenbrüche einiges Erdreich wegspülten und eine Ebene entstand, siedelte sich hier 1783 ein Mann an namens Jakob Hompen aus Karbitz. Derselbe war lange Jahre Knecht beim Neschwitzer Pfarrer gewesen und dieser hatte ihm von der Tetschener Herrschaft eine Baustelle erwirkt. Es siedelten sich nach und nach immer mehr Häusler an, sodaß gegenwärtig (1879) der Ort bereits aus 13 Häusern besteht. Von dem ersten Ansiedler Jakob Hompen erhielt das Dörfchen den Namen Jakuben.

Pfarrer Focke schreibt Seite 56 des 2. Bandes seiner Geschichte des Eulau- und Elbetales (1879): Jakuben, oberhalb Neschwitz an der Elbe gelegen, wurde um das Jahr 1781 angelegt und hieß damals das neue Dörfel, es zählt 10 Häuser mit 95 Bewohnern. Als Quelle führt er die Notizen des ehemaligen Beamten Eichert an. Den Namen leitet er im 1. Bande S. 25 von Jakubice (Jakobsbirne oder Jakobsapfel) ab. Schon damals erklärte Herr Prof. A. Paudler (Exk. Kl. II, S. 194) dieser Ableitung nicht beizupflichten, weil sie etymologisch unhaltbar sei. Im 3. Bande seiner Geschichte (1889) berichtet Focke: Jakuben mit der Einschicht Schmiede-Stolze hat 70 Bewohner in 13 Häusern. Es wird hier Basaltschotter gewonnen und ins Ausland verschifft. Dieser Ort soll seinen Namen, wie Einige wollen, von dessen ersten Ansiedler mit Namen Hompen Jakob erhalten haben, welcher sich dort nach Erwerbung einer Baustelle durch Vermittlung des Neschwitzer Pfarrers zuerst ange-

---

[1]) meiseldrähtig v. meiseldraht, Verdickung eines zu stark gedrehten Fadens. — [2]) Quinte, in der alten Fechtart = die fünfte Stoßart. Da die Quinte nur ein listiger, trügerischer Stoß war wie die Finte, hat das Wort dann die allgemeine Bedeutung von „Kniffe, Ränke, Ausflüchte" angenommen.

siedelt haben soll. Andere wollen den Namen davon ableiten, daß in der dortigen Gegend die sogenannte Jakobsbirne, auch Jakube genannt, gut und häufig gediehen sei, die dortige Gegend oder Flur Jakuben geheißen habe und dieser Name auf die Ansiedlung übertragen worden sei. — Auf Grund der oben erwähnten Bemerkung des Herrn Prof. Paudler über Jakobice schloß ich mich der Meinung, Jakuben sei als Andenken an Jakob Hompe zu betrachten, ohne weiteres an. Wie erstaunt war ich, als mir im August 1903 im Landesarchive eine alte Beschreibung des Tichlowitzer Meierhofes aus dem Jahre 1713 in die Hände kam und ich ganz deutlich lesen konnte: „Der Hof umfaßt 120 Strich mittleren, 27 Strich schlechten und 11 Strich wüsten Boden. Die Wiesen liefern 13 Fuder Heu und 5 Fuder Grummet. Obstgarten sind 15 Strich. Von dieser Fläche befinden sich in Jakuben 9 Stücke Acker zu 15 Strich und 4 Strich liegen wüst". Der Name Jakuben ist somit älter als die (nach Schaller) 1783 angelegte Ortschaft. Obstbau war damals in Jakuben keiner. Obgleich mit dieser Feststellung auch die Beziehung auf Jakob Hompen gegenstandslos wurde, so durchsuchte ich doch sofort nach meiner Rückkehr aus Prag die in Betracht kommenden alten Grundbücher. Dabei fand sich, daß von den ersten Ansiedlern in Jakuben überhaupt kein einziger Jakob hieß. Nr. 1 erbaute Franz Pechanz; Nr. 2 Johann Christoph Hampe; Nr. 3 Phillip Tietze aus Neschwitz; Nr. 4 Georg Tampe usw. Zum Überflusse sei noch auf folgendes verwiesen: Am 2. Oktober 1806 verkaufte Johann Christoph Hampe das von ihm selbst erbaute Wohnhaus für 80 fl. dem das Korbmacherhandwerk betreibenden Sohne Jakob Hampe.[1]) Letzterer überließ sein nach dem Brande neu errichtetes Haus Nr. 2 am 8. Juni 1843 für 900 fl. an Wenzel und Brigitta Lösel. An der Benennung ist also Jakob Hampe ganz unschuldig. Auf Grund eigener Begehung der Flur bin ich der Überzeugung, daß der bis 1781 herrschaftlich gewesene Grundstreifen, worauf Jakuben steht, ehedem ein Bauerngut gleich Laube bei Tetschen gewesen ist und der Name immerhin von einem Jakob als letzten Besitzer abgeleitet werden könne.

Spießrutenlauf.

Von August Kögler in Freudenberg.

Zum fünfzigjährigen Gedächtnis der Abschaffung des Spießrutenlaufens lege ich Ihnen ein Kriegsrechtsurteil[2]) bei, durch welches ein Bombardier im Jahre 1845 zur Strafe des Spießrutenlaufens verurteilt worden ist.

Wien, am 18. April 1845. Kriegsrechtsprotokoll, aufgenommen auf Anordnung des löblichen k. k. Bombardier Corps Commando

[1]) Als ich vor vierzig Jahren Neschwitz und Umgebung besuchte, ist mir, wenn ich mich recht erinnere, ein eigentümlich geformter Hügel mit dem seltsamen Namen „Hompen Lippe" gezeigt worden. A. P. — [2]) Ich habe niemals ein solches Gerichtsprotokoll zu sehen Gelegenheit gehabt und vermute, daß viele von den geschätzten Lesern in derselben Lage sich befinden. Daher habe ich das Schriftstück (Original) abgeschrieben und bringe es vollständig zum Abdruck. Man wird gestehen müssen, daß die Form des Protokolls höchst einfach ist und wahrscheinlich auf uralten Überlieferungen beruht. A. P.

in der Untersuchungs Angelegenheit des wegen Diebstahls und Schuldenmachen(s) inhaftierten Bombardier Ignaz Schram.

Inquisit wurde vor das versammelte Kriegsrecht gestellt und befragt:

1. Ob er gegen einen der anwesenden Richter eine gegründete Einwendung zu machen habe? ad 1. Nein.[1])

Hierauf legten sämtliche Richter in fortwährender Gegenwart des Inquisiten den Richtereid ab; worauf demselben seine sämmtlichen Aussagen vorgelesen wurden und die weitere Frage gestellt worden ist:

2. Sind das seine Aussagen und hat er noch etwas beizusetzen? ad 2:[2]) Diese sind meine Aussagen, und habe nichts mehr anzubringen. Ignaz Schram.

Nach Abtretung des Inquisiten wurden die wesentlichsten Akten und das votum informativum vorgetragen, die Beisitzer zur Berathung entlassen und klassenweise eintreten gemacht und ihre Stimmen wie folgt zu Protokoll genommen.

Die Bombardiere erster Klasse urtheilen, daß Inquisit Ignaz Schram wegen Kameradschaftsdiebstahls erschwert durch Schuldenmachen nebst beständiger Zurücksetzung zum Unterkanonier über die vom Bestohlenen geleistete Verzichtleistung mit[3]) viermaligem auf und ab gassenlaufen durch 100 Mann bestraft werde.

Frz. Kutschera, Exp. Bombd. d. 1. Cpg. — Joh. Neubauer, Bbd Cdt. d. 1. Cpg.

L. S. — L. S.

Die Bombardiere zweiter Klasse urtheilen, daß Inquisit Ignaz Schram wegen Kameradschaftsdiebstahls erschwert durch Schuldenmachen nebst beständiger Zurücksetzung zum Unterkanonier über die vom Bestohlenen geleistete Ersatzverzichtung mit viermaligem auf und ab gassenlaufen durch 100[4]) Mann bestraft werde.

Alois v. Hanily. — Wenzl Dickh.

L. S. — L. S.

Die Feuerwerkers urtheilen, daß Inquisit Ignaz Schram wegen Kameradschaftsdiebstahls erschwert durch Schuldenmachen nebst beständiger Zurücksetzung zum Unterkanonier über die vom Bestohlenen geleistete Ersatzverzichtleistung mit dem viermaligen auf und ab gassenlaufen[5]) bestraft werde.

Josef Felber. — Franz Zottl.

L. S. — L. S.

---

[1]) „Nein" ist von anderer Hand. — [2]) Das folgende mit anderer Hand. Die Unterschrift deutet auf eine ausgeschriebene Handschrift. — [3]) Die folgenden Worte sind hier wie in den folgenden Urteilen mit anderer Schrift eingetragen, ein Beweis, daß das Gerippe des Protokolls vor der Verhandlung von einer andern Person geschrieben und vorbereitet wurde, so daß nur die Antworten, Abstimmungen, Unterschriften und (14) Siegel eingetragen zu werden brauchten. — [4]) Die 1 in 100 ist ganz eigens geschrieben, so daß auch 200 oder 300 möglich wäre. Doch halte ich 100 für richtig. — [5]) „Durch 100 Mann" fehlt.

Die Oberfeuerwerkers urtheilen, daß Inquisit Ignaz Schram wegen Kameradschaftsdiebstahls erschwert durch Schuldenmachen nebst beständiger Zurücksetzung zum Unterkanonier über die vom Bestohlenen geleistete Ersatzverzichtleistung mit viermaligem auf und ab gassenlaufen durch 100 Mann bestraft werde.

Ed. Schulz, Obfkr. — L. S.

Karl Köhler, Obfwkr. — L. S.

Die Herr(n) Lieutenants urtheilen, daß Ignaz Schram wegen Kameradschaftsdiebstahls erschwert durch Schuldenmachen nebst beständiger Zurücksetzung zum Unterkanonier über die vom Bestohlenen geleistete Ersatzverzichtung mit dem viermaligen auf und ab gassenlaufen durch 100 Mann bestraft werde.

Maximilian Turek, Unterleutn. — L. S.

Franz Edl. v. Mindl, Unt. Lieutent. — L. S.

Die Herrn Hauptleute urtheilen, daß Inquisit Ignaz Schram wegen Kameradschaftsdiebstahls erschwert durch Schuldenmachen nebst beständiger Zurücksetzung zum Unterkanonier über die vom Bestohlenen geleistete Ersatzverzichtung mit viermaligem auf und ab gassenlaufen durch 100 Mann bestraft werde.

Greifenstein, Hauptmann.[1] — L. S.

Jos. Scherzer, Oberlieutenant. — L. S.

Der Herr Major als Präses urtheilt, daß Inquisit Ignaz Schram wegen Kameradschaftsdiebstahls erschwert durch Schuldenmachen nebst beständiger Zurücksetzung zum Unterkanonier über die vom Bestohlenen geleistete Ersatzverzichtung mit dem viermaligen auf und ab gassenlaufen durch 100 Mann bestraft werde.

L. S.

Stefan Khun,[2] Major.

Der Herr Auditor urtheilt, daß Inquisit Ignaz Schram wegen Kameradschaftsdiebstahls erschwert durch Schuldenmachen nebst beständiger Zurücksetzung zum Unterkanonier über die vom Bestohlenen geleistete Ersatzverzichtung mit viermaligem auf und ab gassenlaufen durch 100 Mann bestraft werde.

L. S.

v. Vanghuas.

---

[1]) Im ersten Augenblicke glaubte ich voll freudiger Überraschung, daß dieser Hauptmann Greifenstein mit dem aus Kleinbocken gebürtigen Hauptmann Joh. Christ. Hauptmann v. Greifstein identisch sein könne, dessen Schicksale ich schon vor Jahren erzählt habe (Exk.-Klub, X, 30—35). Allein das Wappen ist verschieden, was ganz natürlich ist, weil der Adelsbrief des Kleinbockners erst am 26. Jan. 1857 ausgestellt wurde. Ueberdies wurde der Kleinbockner schon am 15. Juni 1834 in den Ruhestand übernommen. A. P. — [2]) Sein Name ist ganz unleserlich für einen Fremden.

Der alte Donat in Bodenbach hat immer gesagt, daß er der Letzte gewesen sei, welcher in Österreich Spießruten laufen mußte. Dieser diente gegen Ende der fünfziger Jahre bei der 15. Kompagnie des 42. Inf.-Regimentes König v. Hannover (Wellington). Im Jahre 1854 hat er, wie er meinem Bruder erzählt hat, durch 300 Mann sechsmal Spießruten laufen müssen. Darauf hat er zu Wien im Spital gelegen. Da geschah es, daß zu selbiger Zeit Se. Maj. der Kaiser mit der Kaiserin das Spital besuchte, wobei die Kaiserin jeden Kranken fragte, was ihm fehle. Weil nun aber die Exekution an Donat erst Tags zuvor stattgefunden hatte, so hat ihm das Fleisch noch in Fetzen vom Rücken gehangen, worüber sich die Kaiserin sehr erbarmte. Angeblich soll die Kaiserin auch gesagt haben, daheim in Baiern käme eine so barbarische Strafe nicht vor, und doch müßten die Leute auch folgen. Doch mit dieser Überlieferung sei es wie es wolle, von der Zeit an hat Keiner mehr Spießruten laufen dürfen. Darum hat der alte Donat immer gesagt: Mir hat es die ganze Armee zu verdanken, daß das Spießrutenlaufen abgekommen ist.

Über Donat gibt es auch noch eine andere Anekdote seltsamer Art. Selber Donat diente bei derselben Kompagnie wie mein Bruder. Da kamen einmal Rekruten. Wie nun mein Bruder den einen fragte, woher er sei, so sagte er: Aus Bodenbach. Und weil er nun auch Donat hieß, so fragte mein Bruder, ob er einen Bruder beim Militär habe. Jener verneinte. Drauf ging mein Bruder zu dem älteren Donat, der in einem anderen Zimmer lag, und fragte ihn, ob er nicht daheim einen jüngeren Bruder habe. Dieser verneinte auch. Wie nun mein Bruder hernach die Beiden zusammenbrachte, so waren es doch zwei Brüder. Der ältere hatte schon sechzehn Jahre nicht geschrieben. Daher glaubten seine Angehörigen, daß er längst gestorben sei. Der Jüngere aber war, als der Ältere zum Militär kam, noch gar nicht auf der Welt gewesen. Und so hatten sie bis dahin von einander noch nichts gewußt.

Frage nicht — vertraue!

Die Linden duften und rauschen leis,
Umweht vom Mondlichtflor,
Die Blümchen flüstern im weiten Kreis,
Ein Vöglein singt im Rohr.
Im silberschimmernden Perlengrund
Bei hellem Vollmondschein
Zieh'n still zwei Menschenkinder zur Stund'
Im duft'gen Lindenhain.
Sie wandeln sinnend im Blütenraum,
Sie wandeln Hand in Hand,
Es schlingt ein lieblicher Sommertraum
Um sie sein Zauberband.
„Frag' nicht, wann Liebe erstand und wer
„Sie kommen, bleiben heißt!
„Sie ist — und blühet im Strahlenmeer
„Entströmend Deinem Geist.

„Frag' nicht: „War wonnesam — leidvoll Dir
„„Der Liebe erster Gruß?"
„Ich lebe in Dir, Du lebst in mir
„Nach ewigem Beschluß.
„Laß ab vom Forschen, wir finden nie
„Den Ausgang, noch das Ziel,
„Wir wollen wandeln in Harmonie
„Vereint, weil Gott es will."
So sprach sie leise und bettet sacht
Das Haupt an seine Brust,
Und droben leuchtet die Sternenpracht
Gar seltsam, glückbewußt.
Die Linden flüstern ein heilig Wort,
Das Vöglein in den Au'n
Singt: „Lieb' ist Leben, Dein Stab und Hort,
Ihr sollst Du still vertrau'n!"

Frida Gumpinger.

Wenzel Karl.

Ein nordböhmischer Botaniker.

Von Prof. V. Maiwald, Braunau.

Gewiß wird es manchen der Leser erfreuen, etwas von einem biederen deutschen Manne zu erfahren, der in der Reihe der Botaniker Nordböhmens eine der ersten Ehrenstellen einnimmt. Es ist dies Wenzel Karl, der „biedere" Dechant von Königswalde bei Schluckenau.

Karl wurde am 8. April 1802 in Saaz geboren.[1]) Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien trat er in das Leitmeritzer Seminar ein, wurde in Leitmeritz am 4. September 1826 zum Priester geweiht, worauf er zuerst Kaplan und nach sechs Jahren Protokatechet in Schluckenau wurde. Letzteres Amt versah er bis zum Jahre 1845. Im Jahre 1847 wurde Karl als Lokalist nach Fugau versetzt und daselbst 1853 an der neu errichteten Pfarre zum ersten Pfarrer ernannt. Als Pfarrer nach Königswalde kam er am 9. Mai 1855. Karl, der im J. 1858 durch den Ehrentitel eines Dechantes ausgezeichnet worden war, starb, reich an Verdiensten und wegen seiner Liebenswürdigkeit, seines leutseligen Wesens geliebt und hochgeachtet von Jung und Alt, am 10. Juni 1870 in Königswalde.

Dechant Karl starb an den Folgen der Mißhandlungen von Seite eines rohen, betrunkenen Rekruten seiner Kirchengemeinde, namens Neumann. Da der Dechant seiner Pflicht gemäß Neumanns Namen zur Verlosung aus der Taufmatrik gezogen hatte, überfiel ihn Neumann aus Rache meuchlings auf einsamer Straße, trat ihn mit Füßen und schlug mit einer Zaunlatte unbarmherzig auf seinen Kopf, bis Leute ihm zu Hilfe eilten und ihn von seinem Peiniger befreiten. Der ruchlose Bursche wurde sofort verfolgt und wäre sicher gelyncht worden, wenn nicht besonnene Männer ihn den Händen der aufs höchste erbitterten Volksmenge entrissen hätten. Dechant Karl litt von dem Tage der erhaltenen Mißhandlungen fort an Kopfschmerzen, sein Gedächtnis nahm merklich ab, er fand bisweilen in seinen Reden nicht die Worte und starb bald darauf tief betrauert von allen, die ihn kannten. Als die Verhandlung im Gerichtssaale zu Leipa mit seinem Peiniger stattfinden sollte, bat Karl flehentlich mit aufgehobenen Händen die anwesenden Richter, ein mildes und gnädiges Urteil über den Deliquenten aussprechen zu wollen. Neumann, der zu sechs Jahren schweren Kerker verurteilt wurde, starb nach dreijährig abgebüßter Kerkerstrafe im Kriminal.

Karl war einer der eifrigsten Botaniker Nordböhmens. Als Kaplan und Katechet von Schluckenau und als Pfarrer von Fugau und Königswalde botanisierte er fleißig in der Umgebung dieser Orte, auch um Teplitz bei seinem Aufenthalte daselbst im Jahre 1861, hier zugleich mit dem Kardinal Haynald und mit dem Dechante Hampel, und 1862 um Marienbad. Von Haynald schreibt Karl, daß „er sich freute, in ihm einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben". Stephan

[1]) Quellen: Briefliche Mitteilungen des Hrn. Dechant Franz Grosse in Fugau. — Gedenkbuch der Pfarre Königswalde. — V. Maiwald, Geschichte der Botanik in Böhmen, Wien, 1904, C. Fromme.

Franz Ludwig Haynald (geboren am 3. Oktober 1816 in Sceszen, gestorben am 4. Juli 1891), seit 1867 Erzbischof von Kalocza, seit 1879 Kardinal, war ein bedeutender Kenner der Botanik. Sein überaus wertvolles Herbar und seine reichhaltige Bibliothek erhielt das Nationalmuseum zu Budapest. Haynald ist auch der Begründer der Sternwarte in Kalocza. Josef Hampel (geboren am 9. Oktober 1813 zu Trautenau, gestorben am 6. August 1897), schon als Kaplan von Tschochau und Karbitz ein eifriger Botaniker, war Erzdechant von Kulm. Hampels Herbar ist im Stifte Ossegg aufbewahrt.

Viel beschäftigte sich Karl mit der Gattung Rubus, der Brombeere, von welcher er um Schluckenau und Nixdorf so manche interessante Art entdeckte. Aus der großen Zahl der von Karl als neu für Nordböhmen entdeckten Pflanzen sei die Haselerle erwähnt, Alnus rugosa, die er auf buschigen Hügeln zwischen Nixdorf und Schluckenau im Jahre 1851 in ganzen Beständen fand. Diese Erle, die sonst nur bei uns kultiviert vorkommt, stammt aus Nord-Amerika. Ferner entdeckte er eine sehr seltene Pflanze, die zarte Simse, Juncus tenuis, welche Karl 1851 auf Triften bei Georgswalde fand. Von dieser seltenen Pflanze sind bisher in Österreich-Ungarn nur dieser genannte Fund aus Böhmen und nach Ascherson Funde aus Ober-Österreich, Steiermark und aus der Umgebung von Budapest bekannt. Die Pflanze wurde wahrscheinlich aus Nord-Amerika eingeschleppt; und schließlich sei als dritte im Bunde eine Pflanze aus der Familie der Mierengewächse erwähnt, Moenchia erecta, bei Schluckenau gefunden, von der Karl schreibt, daß diese Pflanze seit zehn Jahren nicht zu finden war und 1851 des milden Winters und nassen Frühjahres wegen mit Taraxacum glaucescens recht zahlreich erschien.

Im Jahre 1845 hatte Karl mit seinem vertrauten Freunde, dem damaligen Kaplane von St. Georgental, Josef Pitsch, eine Reise nach Italien unternommen. Über Adelsberg und Triest langten sie am 5. November 1845 in Ancona an; sie besuchten Loretto und Assissi und kamen am 16. November nach Rom, wo sie den Winter verbrachten. In Rom hatte Karl das Glück, in die Zahl der 13 Apostel aufgenommen zu werden, denen Papst Gregor XVI. am Gründonnerstage die Füße wusch. Anfangs März 1846 wurde ein Abstecher nach Tivoli unternommen, die Wasserfälle des Anio besucht; sie kamen nach Subiaco und von da ging die Reise über Palestrina, Monte Cavo im Albanergebirge und Albano nach Rom zurück. Mit einem Dampfer machten sie von Rom aus Exkursionen nach Fiumicino und Ostia. Am 24. April verließen sie Rom und reisten über Monte Cassino, dem Mutterkloster der Benediktiner, nach Neapel und Portici, von da marschierten sie nach Pompeji, dann nach Cumae und Bajae, wo sie am 4. Mai anlangten. Besucht wurde der Averner See, der Krater Solfatara bei Pozzuoli und das Kloster Camaldoli. Bemerkenswert ist, daß ihn die botanischen Gärten von Bologna, Florenz, Neapel und Rom wenig befriedigten. Auf der Reise wurde fleißig botanisiert. Außer höheren Pflanzen sammelte Karl in Italien an 400 Arten adriatischer und Thermalalgen

aus Albano. Seine Reise veröffentlichte Karl im österreichischen botanischen Wochenblatte, Wien, 1851 unter dem Motto „Anziehende Naturschilderungen fördern das Naturstudium“ aus Alexander von Humboldts Kosmos. Die Heimreise aus Italien traten sie von Neapel aus mit dem Dampfer nach Livorno an, sodann fuhren sie über Pisa, Florenz, Bologna, Ferrara, Padua, Trient, Salzburg, Budweis in ihre Heimat zurück.

Von den niederen Pflanzen beschäftigten Karl außer den Algen auch vielfach die Armleuchtergewächse (Characeae) und besonders die Moose.[1]) In letzterer Beziehung beteiligte er sich an der Herausgabe von Rabenhorst, „Bryotheca europaea. Die Laubmoose Europas“, Dresden 1848, und lieferte Rabenhorst Beiträge zu dem Buche „Kryptogamenflora von Sachsen, der Oberlausitz, Thüringen und Nordböhmen“. Auch entdeckte Karl für Österreich mehrere neue Moosarten.

Von Karls Herbarien wurde ein größeres nach Halle (?) um 400 Taler, ein kleineres um 200 Taler einem Priester in Ossegg verkauft. Das Gymnasium in Saaz besitzt von Karl ein Herbar mit 4000 Pflanzen. In seinen Sammlungen befanden sich auch viele Algen der Nord- und Ostsee, sowie viele Süßwasseralgen. —

Dechant Karl wurde seinem Wunsche gemäß am Kirchhofe zu Königswalde gleich hinter dem großen Kreuze am Wege beerdigt. Die Gemeinde Königswalde ließ ihm einen Grabstein errichten mit der Inschrift: „Die dankbare Gemeinde dem treuen Hirten“. Dechant Karl, ein ausgezeichneter Volks- und Kanzelredner, ein Vater der Armen, lebt heute noch in bestem Angedenken bei älteren Personen seiner Kirchengemeinden. Ein Bild Karls befindet sich in der Pfarre Königswalde. Die Blume in der Hand verrät sofort den eifrigen Botaniker.

Aus meiner Musikmappe.[2])

Von Joh. Haudeck in Leitmeritz.

Die nachfolgenden drei deutschböhmischen Musikerbiographien liegen schon längere Zeit im Manuskripte zum Abdrucke bereit; allein anderer Stoff verhinderte immer wieder die Veröffentlichung, welche nun doch noch als Vorarbeit für das deutschböhmische Musikbuch zurecht kommen dürfte. Ich reihe gerade diese drei Biographien hier noch ein, da meines Wissens von diesen drei Deutschböhmen in den „Mitteilungen“ noch nicht die Rede war. Es sind dies Josef Freyer, geb. am 26. Dezember 1851 in Weberschan bei Saaz, Ph. Dr. Victor Joß, geb. am 29. Mai 1869 in Prag und Emil Heß, geb. im Jahre 1854 in Prag.

Von Josef Freyer ist bereits eine ausführliche Biographie in der „Lyra“ erschienen, und ich kann daher mindestens das dort über seine Vorbildung Gesagte recht gut übergehen. Freyer gehört dem Lehrer-

---

[1]) Zur Zeit meiner Studien habe ich mit meinen Jugendfreunden Jg. Seidlich und Ant. Worm Herrn Dechant Karl wiederholt besucht und seine Moos- und Algensammlungen bewundert, teilweise auch mittelst eines Mikroskopes besichtigt. Eine große Pflanzensammlung war damals bereits in das Ausland verkauft. A. P. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 267—270. Sch.-L.

stande an, kam 1873 an die Bürgerschule nach Komotau, erteilte dort auch an der Lehrerbildungsanstalt Gesangunterricht und beteiligte sich an dem Musikleben dieser Stadt in weltlicher und kirchlicher Hinsicht. Im Jahre 1875 wurde er zum Professor am Mädchen-Lyceum in Prag ernannt, in welcher Stellung er noch jetzt tätig ist. Im Jahre 1880 erwählte ihn der deutsche Männergesangverein in Prag zum 2. Chormeister, und er bekleidete diese Stelle durch 6 Jahre. Dieser Verein brachte verschiedene Kompositionen Freyer's zur Aufführung, so auch das Liederspiel „Sängerstreit".

1885 übernahm er die Leitung der Liedertafel für Mitglieder des deutschen Handwerkervereines in Prag. Über Anregung und unter Leitung Freyer's gelang es, eine gemeinschaftliche Gesangaufführung sämtlicher deutschen Vereine von Prag und seinen Vororten am 7. Mai 1893 im neuen deutschen Theater zu Stande zu bringen. Das Unternehmen gelang in glänzender Weise. 1894 übernahm er als Dirigent die Leitung des Sängervereines „Tauwitz". 1895 wurde er zum Ehrenmitgliede der Liedertafel des deutschen Handwerkervereines ernannt. Am 15. Juli 1897 dirigierte er bei dem Konzerte des Jeschken-Isergau-Sängerbundes in Gablonz seine beiden Kompositionen „Egerklänge" und „Des Liedes Heimkehr". Am 14. August 1898 dirigierte er beim VI. deutschen Sängerbundesfeste in Eger seinen Chor „Deutscher Morgenruf". Der Südmährische Sängerbund entschied sich 1897 für den von Freyer komponierten Wahlspruch; auch der Männergesangverein „Konkordia" in Falkenau gestand ihm für seinen neuen Wahlspruch den ausgeschriebenen Preis zu (1902).

Freyer schrieb Männerchöre mit und ohne Begleitung, Lieder, Orchesterstücke, Liederspiele. Im Druck gelangten besonders zur Verbreitung: „Knabe und Bächlein", „Aus dem Böhmerwalde", „der Deutsche in der Fremde". — Im Manuskripte kamen verschiedene andere Kompositionen zur Aufführung. Das Kaiserjubiläums-Chorgesangbuch für österr. Mittelschulen von Fiby enthält von ihm einen gemischten Chor. Der Bürgergesangverein in Treptow erhielt beim Bundesfeste für den Vortrag von Freyer's Lied „Es verrauschet Lieb und Glück" einen Preis.

Freyer ist auch als Musikschriftsteller tätig. Er veröffentlichte: „Kann die Musik Gefühle ausdrücken?" — „Aus der Zeit für die Zeit" (Lyra 1894—96) — „Wohin soll das führen?" (1899) — „Zur Frage des Aufführungsrechtes" (Chorgesang 1898) — Theater- und Konzertberichte.

Dr. phil. Victor Joß studierte zuerst Medizin, nachher Philosophie, und zwar germanische und orientalische Philologie, sowie Literatur-, Kunst- und Musikwissenschaft. Nebenbei widmete er sich auch der praktischen Musik, nahm Unterricht in Klavierspiel und in der Kompositionslehre. Im Jahre 1890 begann er mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit. 1892 war Joß in der „Internationalen Ausstellung für Musik- und Theaterwesen in Wien" als Mitglied der musikgeschichtlichen Fachkommission tätig und arbeitete die Rubriken „Komponisten und Virtuosen des 19. Jahrhunderts" und „Musiktheoretiker, Kritiker und Ästhetiker" für den großen „Musik-

historischen Fachkatalog von Deutschland und Österreich" aus. In demselben Jahre begründete Joß die „Richard Wagner-Zeitung" als Beilage der „Österr. Musik- und Theaterzeitung" in Wien, die er zwei Jahr redigierte. Von musikliterarischen Arbeiten lieferte Joß: „Mozart, sein Leben und seine Werke" (G. A. Bibus, St. Johann i. P. 1892) — „Carl Maria von Weber als Schriftsteller" (Prag 1894) — „Friedrich Wieck und sein Verhältnis zu Robert Schumann" (Dresden, Oscar Damm, 1901) — „Der Musikpädagoge Friedrich Wieck und seine Familie, mit besonderer Berücksichtigung seines Schwiegersohnes Robert Schumann" (Dresden, Oskar Damm, 1902), dann zahlreiche Abhandlungen musikhistorischen, musikkritischen und musikästhetischen Inhaltes in zahlreichen Fach- und Tagesblättern, wie „Österr. Musik- und Theaterzeitung" (Wien), „Münchner Signale", „Musikalische Rundschau" (Wien), „Neue Musikalische Presse" (Wien), „Neue Zeitschrift für Musik" (Leipzig), „Allgemeine Musikzeitung" (Berlin—Charlottenburg), „Die Musik" (Berlin), „Le guide musical" (Brüssel), „Wiener Tagblatt", „Deutsches Abendblatt" (Prag), „Böhmens deutsche Poesie und Kunst" (Wien), „Deutsch-Böhmerland" (Wien) u. v. a.

Als Komponist hat Dr. Joß außer Klavierkompositionen und Liedern auch Arbeiten für Orchester geschrieben. Ganz besonderen Beifalles erfreuten sich die Transkriptionen über Motive aus den Werken Wagner's für Klavier, die Joß in zahlreichen Konzerten in Prag und anderen Städten selbst zum Vortrage brachte.

Genannt seien noch: „Petite Serenade", dem Könige Alfons XII. von Spanien gewidmet (Wien, Kratochwill); „Erinnerung" für Klavier (Beilage der österr. Musik- und Theaterzeitung); „Indischer Marsch"; „Nordisches Wiegenlied"; „Rhapsodiette hongroise"; „Festmarsch" und die Suite „Die Tragödie des Lebens". Hiezu kommen noch Kompositionen, welche im Manuskripte vorhanden sind.

Von seinen Dichtungen kann ich anführen: „Christnacht-Mitternacht" („Musik- und Theater-Rundschau", Wien Nr. 6); — „Vergessen!"; „Auf dem Eisplatze" (Jung-Deutschlands Musenalmanach, Straßburg); — „Aus dem Persischen: Grabschrift des Háfis für seinen Sohn" (Die Neuzeit Reichenberg); — „Die Zeit" (Unsere Dichter in Wort und Bild, Leipzig V, B. 5.); — „Erkenntnis"; „O stirb mir nicht!" (Deutsches Dichterheim, Wien); — „Ins Stammbuch" (Böhmens deutsche Poesie und Kunst); „Es war im Mai" (Almanach der Frühlingsfest-Zeitung); „Frühling im Herbst"; „Veilchen's Tod" (Böhmens d. P. u. K.); „Vorwurf"; „Sei mir gegrüßt"; „Mädchens Klage" (Jung-Deutschlands Musenalmanach); „Poesie und Leben" (Jung-Deutschl. u. Jung-Elsaß). In so kurzer Zeit gewiß ein immenser Fleiß!

Emil Heß, gleichfalls in Prag geboren, studierte nach absolviertem Gymnasium an der Prager Orgelschule, war dann sieben Jahre Musiklehrer im Hause des Fürsten Auersperg, wobei er gleichzeitig seine theoretischen Musikstudien in Wien fortsetzte. Kurze Zeit hielt er sich bei Liszt in Weimar auf und machte dann musikalische und kunsthistorische Studienreisen in Frankreich und Italien. Seit dem Jahre 1885 ist er

am Hofe des Herzogs von Cumberland als Klavierkammervirtuose und Musikmeister angestellt und lebt abwechselnd in Wien und Gmunden.

Öffentlich tritt er nicht mehr auf, so daß er der musikalischen Welt fast fremd geworden ist. Seine freie Zeit benützt er zur Komposition, sowie zu musikhistorischen Studien. Der verstorbene Tondichter A. Rückauf äußerte sich über sein Klavierspiel im Jahre 1882: „Meiner Meinung nach ist Heß jetzt der erste Klavierspieler Wiens."

Ich kenne 10 Lieder mit Klavierbegleitung von E. Heß. Über diese Lieder schreibt mir ein Wiener Freund, der sich selbst eines ausgezeichneten Rufes als Tondichter erfreut: „Diese zehn Lieder sind eine Meisterleistung ersten Ranges. Alle bekunden poetisch-musikalische Originalität, besonders in der Behandlung der Klavierstimme. Überraschend feine Charakteristik finde ich allerwege. Diese Lieder sind offenbar erlebte." E. Heß wurde mit mehreren ausländischen Orden ausgezeichnet.

Ein letzter Wunsch.

Wird wohl der Mai'n mit seinem Blütenduft,
Der bald erfüllen wird die Frühlingsluft,
Mir noch einmal mein müdes Herz erfreu'n?
Wird mir der Lenz noch einmal Blumen streu'n?
Der in die Stille liedertoter Luft
Das Leben jauchzender Gesänge ruft,
Wird er, der tausend neue Blüten bringt,
Mein Leben halten, das zum Orkus sinkt?
Mir meinen Geist erheben noch einmal?
Beschwichtigen des siechen Körpers Qual?
Wird er, der Wunder wirkt am welken Reis,
Ein Wunder tun an einem müden Greis?
Du meine Sehnsucht nach dem Blumenhang,
Mein heißes Sehnen nach dem Lerchensang,
Nach dem geliebten Wald, dem Lenz, ihr müßt
Mich leben lassen, bis ich ihn begrüßt!

E. Hellmich.

Toten-Verzeichnis.

In der Sakristei der Leitmeritzer Kapuzinerkirche hängt eine Holztafel mit nachstehender Inschrift:

Catalogus Patrum et Fratrum ac Secularium hic in Domino Quiescentium.

Sacerdotes. A. V. P. Seraphinus Boemus 1. April 1664. — A. V. P. Wenceslaus Litomericensis: Conci 29. Mai 1677. — A. V. P. Ambrosius Pragensis 5. Septem. An. 1681. — A. V. P. Urbanus Bavarius 12. Novem. An. 1681. — A. V. P. Irenaeus Araconicensis 24. Martiy 1684. — A. V. P. Celsus Moravus 25. January 1695. — A. V. P. Cyrillus Comm. Boem. 22. April 1695. — A. V. P. Damianus Viennensis 8. Juny 1701. — A. V. P. Cyrillus Bavarus Comm. 4. Decem. 1703. — A. V. P. Isaac Tyrolensis 8. July An. 1704. — A. V. P. Timotheus Boemus 23. Okt. 1708. — A. V. P. Eugenius Pragensis 4. Dec. 1715.

— A. V. P. Desiderius Boëm. Budov. 27. M. 1718. — A. V. P. Rupertus Pragensis 23. Nov. 1718. — A. V. P. Wunibaldus Boem. Sevisensis Lector. — A. Concionator 8. Decem. Anno 1720. — A. V. P. Stephanus Teinlic. Quard. 23. Feb. 1731. — A. V. P. Engelhardus Neo Colmens. 12. Feber 1721. — A. V. P. Ephrem. Budvicensis 30. Martii 1733. — A. V. P. Anacletus Schlakovert. 25. Juny 1740. — A. V. P. Hilarius Budvicen. 7. Octo. 1741. — A. V. P. Maternus Horzicensis 7. May 1742. — A. V. P. Joachimus Wiebtshovien. 17. Feb. 1741. — A. V. P. Donatianus Littavien. 17. Feb. 1755. — A. V. P. Octavian Trebicens. 23. Juny 1756. — A. V. P. Augustinus Budvicen. 24. Feb. 1758. — A. V. P. Camillus Brunnensis 25. Martiy 1760.

Saeculares. Illsmus. D. D. Franciscus Comes de Trukses obiit Bragae 5. Mai 1658. — Per Illustris. Domina Maria Magdalena Risenfeldiana nata Bethiciana (?) obiit 12. Juni Anno 1676. — Illstrisms. D. D. Gustavus Adolphus S. R. J. Comes a Warnsbach obiit Neo Castri et hic sepultus 28. Juni 1682. — Illsma D. D. Maria Sidonia Comitissa Warnsbachiana nata Comitissa. — Schlikiana obiit Neo Castri et fratribus nostr. tanquam piisima mater aposita 10. Septem. A. 1691.

Sacerdotes: A. V. P. Abel Carolo Thermensis. 5. Okt. 1760. — A. V. P. Magnificus Regino Hradec. 1764. — A. V. P. Joannes Evang. Raudnic 1768. — A. V. P. Gervasius Pragae jubilarius 1775. — A. V. P. Artemius Lippens. 2. Jan. 1779. — A. V. P. Lucillanus Ponteus 7. Okt. 1790. — A. V. P. Camillus Görkavien. 20. May 1791 sepultus in coemeterio novo. — A. V. P. Gamaliel Hostaviensis 9. April 1791 sepultus in coemeterio novo.

F. F. Clerici: Fr. Joanes Anton. Ziatecen. 1. Sept. 1715. — Fr. Crispianus Iglavien. 1. Feb. 1726. — Fr. Cristianus Kishensis. 12. Dezem. 1727.

F. F. Laici: Fr. Cherubinus Mandigne. 7. Feb. 1670. — Fr. Coelestinus Zardingensis. 30. Okt. 1702. — Fr. Modestus Moravus 25. Aug. 1704. — Fr. Kilianus Boemus 13. May 1711. — Fr. Valerius Znoymensis 1. Novem. 1712. — Fr. Faustinus Ossoblaviensis 25. Juny 1729. — Fr. Augustinus Tustensis. 1. April 1730. — Fr. Wenzeslaus Znoymensis 14. Jan. 1738. — Fr. Benignus Znoymensis 13. Feber 1738. — Fr. Casparus Gayensis 29. Aug. 1741. — Fr. Nicolaus Vienensis 14. Sept. 1752. — Fr. Barlaam Iglaviensis 13. Martii 1764. — Fr. Urbanus Litomeri. 3. Oct. 1765. — Fr. Barnabas Iglavien. 23. Novem. 1765. — Fr. Burchardus Falken. 17. Novem. 1775. — Fr. Bruno Auschensis 22. Decem. 1785 sepultus ad S. Adalbertum. — Fr. Petronius Hradistien. 19. Feb. 1788 sepultus ad S. Adalbertum. — Fr. Romanus Nixdorfensis 22. Mart. 1793 sepultus in coemeterio novo. — Fr. Nicolaus Litomericensis 22. Decem. 1795 sepultus in coemeteriv novo.

Saeculares: Cristianus Grimmer Vinicola conventus obiit 23. Septem. 1730. — Michael Bonn. per 43 Annos huius conventus

vir fidelis aetatis suae 73 annorum obiit 2. Julii anno 1750. — Anna Juliana Schultzin D. Martini Fabri Sorarii uxor aetatis suae 64. obiit 23. Juny 1769.

H. Ankert.

Der Tschachen.

Am 16. September 1904.

Es war ein schöner Frühherbsttag, die Luft rein und klar, der Weg trocken. Wer zu Fuße gehen wollte, hätte keinen schöneren Tag erwählen können. Doch war es windiger als notwendig und wünschenswert.

Wir wanderten über die Schleifmühle und durch das Dorf Manisch gegen Sonneberg. Noch unterhalb dieses Dorfes begrüßte uns der Rechtshörer Heinrich Zinke aus Steinschönau, der uns als Führer behilflich sein wollte. Wir kamen zur Pfarrkirche, welche rechts bleibt, samt dem Denkmale, das die dankbare Gemeinde ihrem Wohltäter Josef Gierschik aus Bilbao errichtet hat. Die Straße führt den Wald empor. Links bleibt der „Einsiedlerberg" — es sind hier zwei Kuppen (509 *m* und 515 *m*), zwischen denen ein Fußsteig nach Wolfersdorf führt — und rechts der „Kitzberg" (592 *m*). Doch wir steigen nicht allzu weit, so kommen wir zu einem „Schlage", und links öffnet sich eine geräumige Lichtung, welche mit hochgelegenen Wiesen und Äckern erfüllt ist. Es folgt wieder Wald und alsdann die „Jägerwiese" mit einem Waldpflanzengehege. Und nun folgt der „Tschachen", ein Wäldchen mit einem Basalthügel, dessen Lehnen voller Basaltgerölle liegen, so daß insbesondere auf dieser Seite, auf welcher wir ankamen, der weglose Aufstieg nicht ganz ohne Beschwerde und Gefahr ist. Ein Fehltritt, ein „Ausglitt" kann in diesem Gerölle einen gebrochenen Fuß bedeuten. Der Gipfel des Hügels [1]) besteht aus lauter Basaltsäulen, deren Köpfe an der Oberfläche zusammenstoßen, fast geradeso wie man es auf der Kuppe des Herrnhausberges beobachten kann. Die Aussicht ist zwar nur eine einseitige, aber von überraschender Schönheit. Wir nennen nur die wichtigsten Berge, die man sehen kann, wobei wir im Osten beginnen. Es grüßt uns der Tollenstein, der Tannenberg, der Schäferberg, der Steinschönauerberg, der Kaltenberg mit den beiden Fischbergen und die Dittersbacher Schweiz. Im Hintergrunde erblicken wir den Valtenberg und den Tanzplan bei Nixdorf. Ganz im Vordergrunde haben wir den Forst und den kahlen „Sustrich" (576 *m*). Der Winterberg, der Rosenberg, der Zirkelstein, die Kaiserkrone sind gute Freunde, ebenso der Königstein und die Sattelwand (Zschirnstein). Dem Schneeberge folgt das Erzgebirge, und dem Erzgebirge das Mittelgebirge mit dem Milleschauer, der das Panorama im Westen abschließt. Der Geltsch versteckt sich. Wollte man ihn sehen, so würde man über die Felsen sich allzusehr vorbeugen müssen. Da die Luft sehr rein war, so war alles, was wir sahen, überaus deutlich wahrzunehmen.

Woher kommt denn wohl der seltsame Name des Hügels? Ich hege seit Jahren eine Vermutung, die ich diesmal vorbringen will. Zunächst ist es mir gar nicht zweifelhaft, daß „Tschachen" nichts anderes ist als

[1]) Es heißt auch „Schachen" und mißt 603 *m*. Vgl. Dr. Hantschel: Nordb. Tour.-Führ., S. 169. Sch.-L.

„Schachen“.[1]) Den Namen „Schachen“ aber habe ich bei den Schriftstellern wiederholt gefunden, insbesondere in Rosegger's „Waldschulmeister“.[2]) Dort heißt es: „Mit Mühe habe ich es durchgesetzt, daß sie da oben (bei dem Abtriebe der Wälder) einen kleinen Schachen stehen lassen. Der soll das letzte und bleibende Stück Urwald sein, und unter seinem Schatten sollen die toten Winkelsteger ruhen.“ — „Im Schachen des Gottesackers ist kein Wipfelchen geknickt.“ — „Die Waldvöglein auf den Wipfeln des Schachens haben ihrem Sangesbruder ein helles Schlummerlied gesungen.“

Aus diesen Stellen geht hervor, daß „Schachen“ ein Wäldchen bedeutet und daß, wenn meine Vermutung richtig ist, zuerst das Wäldchen und sodann erst der Hügel den Namen „Schachen“ oder „Tschachen“ bekam. Es ist aber nicht klar, unter welchen Umständen ein Wäldchen gerade den Namen „Schachen“ verdient, da bei uns die Namen „Busch, Büschel, Hahn, Hahnel“ viel üblicher sind. Doch die Zeit wird es wohl lehren.[3])

Der „Tschachen“ ist bisher wohl nur sehr selten ein Touristenziel gewesen und meistens nur von Schmetterlingssammlern und Vogelstellern besucht worden, auch wohl von Leuten, welche sich für ihren Garten eine Basaltsäule holen wollten. Einzelne Säulen hat man sicherlich auszubrechen versucht, das lehrt der Augenschein. Daß der Berg begangen ist, das beweist ein schmaler, aber sehr holpriger Weg, der über das Trümmergestein emporführt. Diesen Weg verfolgten wir beim Abstieg und gelangten in die „Tschachenwiesen“ und über diese wieder auf die Straße, welche wir des „Tschachens“ wegen verlassen hatten. Auf der Straße waren wir nicht weit gekommen, so hatten wir zur rechten Hand die Waldwirtschaft Oberwald. Es ist dies ein weitläufiges Gebäude, das sich an den Hochwald anlehnt und auf der Vorderseite eine prächtige Aussicht bietet, die der Aussicht vom „Tschachen“ zwar nicht gleichkommt, aber sich doch mit ihr recht gut vergleichen läßt. An heißen Tagen gewähren die Tische unter den Bäumen des Hochwaldes Schatten, Kühle und Ruhe. Für Steinschönau bietet der „Oberwald“ einen sehr beliebten Ausflugsort, der auch den Fremden, welche in diese Gegend kommen, sehr empfohlen werden kann.

---

[1]) In unserer Mundart wird dem sch im Anlaute häufig ein t vorgeschlagen, z. B. tschunkel, tschunkeln für „Schaukel, schaukeln“, tschinken für „Schinken“, Tschouke für „Schockau“; wohl auch der alte Name Zschosindorff für „Schossendorf“ mag hieher gehören. — [2]) p. 257, 263, 290. — [3]) Bevor dieser Aufsatz in Druck gehen konnte, hat mich eine meiner Bleistiftnotizen zu Prof. Jg. Peters' verdienstvoller Arbeit über die deutschen Ortsnamen Böhmens zurückgeführt. Dort heißt es (Schlesinger's Mitt., VII, 8) wörtlich: „Zu dem noch im bairischen und schwäbischen Dialekte besonders für ein übrig gebliebenes Stück eines größeren Gehölzes verwendeten Worte „Schachen“ (dem auch der schweizerische Ortsname „Erlischachen“, in Schiller's Tell mit dem Reste des Artikels dem: „Mörlischachen“, zugehört) stelle ich den vereinzelten O. N. „Böhmschachen“ oder „Böhmschachel“ im Wittingauer Gebiete; in Waldnamen wird das Wort wohl mehrfach aufzuspüren sein.“ So weit Prof. Jg. Peters. Durch unsern „Tschachen“ zwischen Steinschönau und Sonneberg wird seine Vermutung glänzend bestätigt. — Hieher gehört auch der Ortsname „Schache“, den H. Gradl als „kleines Gehölz“ erklärt at. Vgl. Exk.-Klub, XXIV, 7. A. P.

Gegen Abend gelangten wir auf einem von Strauchwerk eingerahmten Fußwege ungefähr in einer Viertelstunde zur Bahnstation Parchen-Steinschönau, wo wir uns von unserem freundlichen Führer, dem Herrn Heinrich Zink, dankend verabschiedeten und ganz zufrieden mit unserem Ausfluge, aber in der Abendluft ziemlich fröstelnd, nach Leipa zurückfuhren.

A. Paudler.

Die Wernstädter Braupfanne in Auscha (1645).

Von Josef Jarschel, Bürgerschullehrer in Bensen.

Einen interessanten Fall der Entführung einer Braupfanne durch schwedische Soldaten während des 30jährigen Krieges und den anschließenden Rechtsstreit führen einige abschriftlich in meinem Besitze befindliche Dokumente aus dem Jahre 1647 an, welche dem Manual Prawnie Miesta Ausstie entnommen sind. Zur Orientierung sei erwähnt, daß in den dreißiger und vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts abwechselnd die Kaiserlichen und die Schweden in der Wernstädter und Auschaer Gegend hausten und das flache Land furchtbar bedrückten. So kamen 1631 die Sachsen, 1632 die Kaiserlichen unter Wallenstein, 1633 die ersten Schweden, aber im selben Jahre auch schon wieder die Kaiserlichen, 1639 kamen die Schweden unter Baner und Stahlhantschke, bei welcher Gelegenheit sich der von den Schweden zu den Kaiserlichen übergetretene Herzog von Lauenburg in Wernstadt mehrere Tage lang in einer Dachrinne verborgen halten mußte.[1]) Im Jahre 1645 kam der schwedische Feldherr Torstensohn. Am 16. September rückten die „schwedischen Königsmarkischen" in Leipa ein, am 21. Dezember desselben Jahres ist „die Wittenbergische Armada ankommen",[2]) zu Weihnachten wurde Leitmeritz von Torstensohn eingenommen,[3]) am 9. Jänner 1646 kam der schwedische Feldherr Wrangel in die Gegend. Und wie unmenschlich Freund und Feind gehaust hat, davon gibt das beste Zeugnis die Bemerkung eines gleichzeitigen Chronisten, daß fast alle Dörfer der Gegend zerstört wurden und in manchen oft nur zwei Häuser übrig blieben. Was nicht ganz entführt werden konnte, wurde zerschlagen. So ging es auch der Wernstädter Braupfanne, welche von den Schweden zerstückelt und über das Gebirge nach Auscha gebracht wurde, wo nachweislich zwei Stücke derselben an den dortigen Bürger Mathes Obst, der später Spitalvater (1650) und Gemeindeältester (1656) wurde, verkauft worden sind. Die Stadtgemeinde Wernstadt strengte zwei Jahre nach dem Schwedeneinfalle, als die Gegend wieder von den Kaiserlichen besetzt war, zur Wiedererreichung der jedenfalls teueren Braupfanne einen Prozeß an, der sich aber zerschlug, da die Wernstädter selbst einsehen mochten, daß die Pfanne oder wenigstens eine Schadenersatzsumme von den ja auch gänzlich — besonders durch das schwedische Korps unter dem Obersten Reichwald[4]) im Jänner 1646 — ausgeplünderten und ver-

[1]) Exk.-Klub, III, 197 ff. — [2]) Exk.-Klub, IV, 209 ff. — [3]) Lippert, Gesch. d. St. Leitmeritz. — [4]) Am 22. Jänner 1646 marschierte der Oberst Reichwald von den Schweden mit 1500 Pferden durch Auscha, die in der Stadt logierten, wozu ihnen die ganze mittlere Stadt gegeben werden mußte (Man. Praw. Miesta Ausstie).

armen Auschaern nicht mehr zu erhalten sei, und die Weiterverfolgung des Prozesses selbst aufgaben.

Wir führen nachstehend die hierüber vorfindlichen Urkunden in ihrer Original-Rechtschreibung an:[1])

1. Nota. Anno 1647, den 22. Novembris Seindt Vor die Gnädige Obrigkeiten Beiderseits, Wie auch Vor Einen Gantz Ehrenuesten Rath Zwo Perßhonen Von Wern Stättl erschienen, Alß Mathes Mattausch, Stadt Richter Vnnd Tobias Knichel,[2]) das Schreiben Von Einem Ehrsamen Rath der Stadt Auscha, Nacher Wern Städtl vberschicket, Lautende das[3]) sich der Klager wegen der Brey Pfanne Nacher Ausche Gestellen wolle, wiedergebracht, Keine Klager aber sich nicht Befunden, sondern vmb Frist eingelanget. Alß ist der ander (= zweite) Termin als der 6. Decembris de Terminiret, solches Zu verhören, Vndt die Porten[4]) sich zur Rechter Zeit Befinden sollen Vnd Wollen. Welches den Herrn in Wern Städtl anzumelden Befohlen.

2. Deßgleichen Begeret auch der Be Klagte, Alß Mathes Obst, Weilen sich auff Bemelten Tag gestellet, aber die gegen Port[5]) sich nicht befunden, man solle ihn Neben dem Rechten erhalten, Vnd inß Künfftig seine schaden erstatten. Actum.

3. Heindt dato den 6. Decembris Anno 1647 Ist der Rath gehalten worden. Mathes Obst hat mit seinem Freundt zu seiner bestimbten Zeit in Völligen Rath, Anzu Heren die KLag Von den Herrn Wern Städtlern Als seiner Wieder Port, Eintritt Begeret. Weilen aber der Kläger, seine KLag Vor Zubringen, Zur Bestimmten Zeit sich nicht gestellet, Alß hat der Mathes Obst Vor Einem E. V.[6]) Rath, daß es möchte Inß Manual Buch Ver Zeuchnet Undt ihme deßen[7]) der Extrakt Ertheilet, Wie auch er Bey dem rechte erhalten Vnd Inß Künfftige seine Schaden wiederumb erstattet werden, gebührlichen ersuchet. Welches ihme der Gerechtigkeit gemes wiederfahren Laßen. Actum in Consilis Auschensi anno d. die ut supra.

4. Es wierdt denen Ehrenuesten Herren Wern Städlern Als Klagern Im Namen Unser Hoch Geustlichen Obrigkeit intimirt: Weil sie den 22. Novembris Vnd 6. Decembris Als vor dem Ordinari Gericht des Be Klagten Bestimbte Tage, ihre Klage nicht Vorgebracht, wirdt ihnen gemeß des Stadtrechtes A 54 de remptoriae der 20. Decembris Als Letzter Termin Vorgestellet. Geben in Consilio Auschensi Die 6. Decembris A. 1647. Herren Richter, Bürgermeister Vnd Rathmannen.

5. Heundt dato den 20. Decembris Anno 1647 Ist der Rath Gehalten worden. Die Herren Wern Städtler Als Klager haben In Völligen Rath Eintritt gethan Vnndt Wegen der abgenommen Brey Pfanne In schwädischen Einfall 1645 Ihre Klag mundtlich Vorgebracht. Der Christoff Ranfftl Berichtet: das (= daß) deß Mathes Obst Sein Stiff Sohn Hatte Zu Einem Mann, welcher Auß Meyßen herauffkommen, hatte Vermeynet, er wehre Von Wern Stadtel, gesaget —: Ihr

---

[1]) Nur Satzzeichen wurden zum besseren Verständnis ergänzt. — [2]) heute: Knechel. — [3]) = daß. — [4]) = Parteien. — [5]) = Gegenpartei. — [6]) = Ehrenfesten. — [7]) = davon.

Lieber Freundt, Ewer Brey Pfanne ist Auff Ausche Hinein Kommen. Ein Mann vndt Weib haben zwa Stueck dafon ge Kauffet. Item Saget er, das (= daß) die Miller Sobine (= Sabine) Zu den Wernstädtler hatte gesaget, sie will Ihnen Ihre Pfanne Innerhalb drey Tag zusammen suchen. Item Berichtet, das (= daß) der Mathes Obst Zu den Wern Städtlern gesaget hatte, die Soldaten hätten die Pfanne Vber das Gebirge Eine Meil weg Herraus Gebracht. (Ja sie habens gesaget. [1]) — Item Berichtet, daß der Mathes Obst Zu den Wern Städtlern gesaget hatte Vmdt den Christoff Rannftl Auff seine Achsel mit der Handt geschlagen: Ihr Liebe Nachbahrn, hette ich so Viel gewost als ich Jetzunder weis, ihr hettet Ewre Pfanne Vor drey wochen haben sollen. — Deßgleichen Mathes Obst Alß Beklagter Nach Verherungk der Wernstadtler Vorgebrachten mundtlichen Klag durch seine Freundt Begert Von denen Herren Wernstädtlern drey Pershonen, Alß Christoff Mittey, Burgermeister der Herrschaft Ploskowitz, Christoff Rannftel, Raths Pershon Bemelter Herrschaft, Mathes Reuff [2]), Raths Pershon Vmdt Vnterthan der Herrschaft Libischitz, Zu wißen, ob sie Auß Befohlen der Gantzen Löbl. Gemeinde Verschickht sein, dasßelbe Recht im Nahmen der Gantz(en) Gemeine sie fiehren oder nur die drey Pershonen. — Hierauff sie geandtwortet, sie werden die sache Von sich selber nicht anfangen, sondern Mit Bewilligung Aller drey Herschafftl. Gemeinen die sache Klaghafftig Vorbringen, Weilen aber die ferie Eingefallen sein, Alß begert der Beklagte, das (= daß) sie Ihre Klag, Wie es gebrewchlichen, wenn die ferie werden Vorüber sein, alß den 7. January 1648, schrifftlichen Bey dem hiesigen Rechte Einlegen. So Vörn [3]) sie aber den Rechtlichen Termin Verstreychen werden Laßen, so sollen sie Ihr Recht Verfallen Haben. Actum in Consilio Ausſensi dero Zeit Regierender Burgermeister Herr Bartholome Bradacz, Anno d. die ut supra.

•6. Auf Billiches ersuchen ist dem Mathes Obst dessen[4]) der Extrakt Ertheilt worden.

7. Heundt Dato den 7. January Anno 1648 Ist der Rath Gehalten worden, Herr Johannes Piller der Jüngere Hat sein 1/2 Monatl. Burgermeister Ambt Vbergeben, Welches der George Schindler Angenommen. Demnach Von Einem E. V. Rath den E. Vesten Herren Vonn Wern Städtl den 20. Decembris deß Verfloßenen 1647 sten Jahrs in Völliger session, das (= daß) sie Ihre Schriftliche Klag wider Ihren Wider Part, Alß Mathes Obsten, Vnseren Mit Nachbahrn, den 7. January diesen Instehenden 1648sten Jahrs Niederzulegen, der Tag Terminirt worden, Weilen das (= daß) die Herren Vonn Wern Städtl Ihren Aufferlegten Rechtlichen Termin nicht Ihne gehalten, sondern Durch Eine schrifftlich abgeschickte andtwortt mit Einwentung Vnterschiedtlicher puncta sich Excursiret haben, Weilen dan gemelten Herren Wernstädtlern Alß: Christoff Mittay, Regirender Burgermeister, Christoff Rannfftel vnd Mathes Reiff, Raths Pershonen, den 20. Decembris 1647 in Völligen Rath, so Vörn sie Ihren Rechtlichen Termin nicht werden innehalten, so sollen sie Ihren

[1]) Diese Stelle ist im Originale wieder durchgestrichen. — [2]) heute: Reif. — [3]) = sofern. — [4]) = davon.

Rechtlichen processf Verfahren haben, die abschiede ertheilt worden, dawieder die Herren Wern Städtler alß Kläger in geringsten nicht protestiret, sondern Mit gemelten abschiede Auß Völligen Rath außgetretten, Alß hat sich der Beklagte Matheß Obst Bei dem BurgermeisterAmbte Rechtlich angemeldet Vnd in Völligem Rath ihme Terminirten Tag den Herren Wern Städtlern gegen ihme eingelegte Klag, dieselbe an zu hören, den Eintritt begerdt. Weilen das (= daß) die Herren Wern Städtler Alß Kläger zu dem Rechte Persħönlich nicht erschienen, Alß Begerdt er, Mathes Obst, alß Be Klagter, bei dem Rechte Vnndt Bei der den 20. Decembris 1647 den Herren Wern Städtlern Ertheilten Mündtlichen abschied zu erhalten, Wie auch Ihme Inß Kunfftige seine Auffgewendte shaden Vnd vnkosten wiederumbe möchten erstadtet werden. Actum in consilio Auschensi Anno d. die ut supra. Auf Billiches Ersuchen ist dem Mathes Obst vom Abschiede der Extract ertheilt worden.

8. Demnach die Stadt Rechte Laut des Articel A 48 außtrieckllich auß meßßen Thun, Alß Nemblich dieses Lauts: Wann auf den Kläger ante litem contestatam[1]) Vor der Kriegs Befestigung gerufen wird Vnndt er gestehet nicht, so wird ihm die Beschickens durchstrichen Vnd ist derselbe Verlustig, der beschickthe aber, so er zu dreymalen geruffen worden, sich nicht meldet, soll er, so er Ein Einheumischer ist, geföngklich eingezogen werden, Ist er aber Ein Frembder Vnd gestehet nach der andern beschickung nicht, so soll die Recht sprechen, weil er weiß, Warumb er andtwortten soll. — Item A. 49, Post litem contestatam,[2]) Wenn dem Kläger Zum Beweis seiner Sachen ein Termin Bestimmet worden, Vnd er gestehet Auff bestimbte Tag nicht, so ist er seiner Sache Verlustig Vndt Kann ferner nicht mehr darumb beschicken. Geschehen dieses Dictum doch mit Vorbehalt deß Oberrechts. Actum In Consilio Auschensi, eodem die ut supra. —

So kamen die Wernstädter nicht mehr zu ihrer durch die schwedischen Soldaten entführten Braupfanne. Vielleicht ist in Wernstädter Urkunden der wirkliche Wert jener geraubten Braupfanne noch aufzufinden; daß er ein für jene Zeit ziemlich großer war, mag aus folgendem erhellen. Am 12. Oktober 1722 (also nur etwa 50 Jahre später) wurde in Auscha für das dortige bürgerliche Bräuhaus eine neue Braupfanne angeschafft, worüber dem Verfasser folgende Rechnung im Originale vorliegt: Neue Pfanne, wiegt an Kupfer und Eisen: Kupfer 1648 Pfd. à 36 Krz . . . 988 fl 48 kr, Eisen 280 Pfd. à 7 Krz . . . 32 fl 40 kr, Summa 1928 Pfd. thuet 1021 fl 28 kr. — Die alte Pfanne gewogen, welche der Kupferschmied statt Geldes genommen: Kupfer, gewogen 888 Pfd. à 24 Krz . . 355 fl 12 kr, Eisen 342 Pfd. à 3 Krz . . 17 fl 6 kr, Summa 1230 Pfd. thut an Geld 372 fl 18 kr, dazu Pahres Geld 649 fl 10 kr, Andere Vnkosten 25 fl 17 kr, facit 1046 fl 45 kr, was nach unseren heutigen Geldwerten einen viel höheren Betrag ausmachen würde.[3])

---

[1]) = vor der Beeidigung des Prozesses. D. Verf. — [2]) Nach der Beeidigung des Prozesses. — [3]) Die Braupfannen spielen in der Geschichte unserer Städte eine überaus große Rolle. Sch.-L.

Ein Ausflug nach Schluckenau.

Pirskenmauer, Pliſſenmauer, Stadtmuſeum. Aus einer Chronik.

Bereits vor längerer Zeit hatte Herr J. H. Kindermann, Bürgermeiſter von Schluckenau, mich gefragt, ob ich nicht einmal die im Schluckenauer Stadtmuſeum befindlichen Urkunden beſichtigen wolle. Nun, das wollte ich allerdings recht gern, und ich hatte überdies ſeit Jahren das Verlangen, die Pirskenmauer zu begehen, um mich von ihrer Beſchaffenheit gründlicher zu überzeugen, als es mir früher gelungen war. Trotzdem verging weit über ein Jahr, ehe ich endlich an das Werk gehen konnte.

Der 3. Auguſt 1904 folgte einer wetterſchwülen Sommernacht, in welcher wir vergebens auf einen erquickenden Regen gehofft hatten, doch mit dem Frühzuge fuhren wir von Leipa in das Niederland. In der Zwickauer wie auch in der Schluckenauer Gegend hatte es in der Nacht ein wenig geregnet. Aber das war nur ein Tropfen auf einen heißen Stein geweſen. Ein Prager Herr, der mit uns fuhr, machte ſich ein Vergnügen daraus, uns unterwegs die faſt waſſerleeren Teiche zu zeigen, welche in der heißen und regenarmen Zeit ausgetrocknet waren. Der vielbemerkte Tannenteich unweit der Station Tannenberg war nur noch eine elende Pfütze.

Länger als ein Jahrzehnt war ich nicht mehr in Schluckenau geweſen. Die Stadt ſchien mir auf der Bahnhofſeite ungemein verändert zu ſein. Aber auch das Bild der übrigen Stadt iſt ein wenig anders geworden, beſonders wegen der Drähte und Maſten für die elektriſche Beleuchtung. Natürlich zogen wir in's „Lamm", wo ich mich vor Jahrzehnten manchmal wochenlang aufgehalten und ſehr wohl befunden habe. Zwei Zimmerchen waren bald bereit geſtellt.

Und nun raſch zum Muſeum, das, wie wir erfragten, im Amtshauſe ſich befindet. Es liegt ebenerdig, linker Hand von der Haustür, und iſt durch eine Eiſentür geſichert. Wir mußten aber in das Stadtamt gehen, wenn wir uns aufſchließen laſſen wollten. Dort erfuhren wir, daß Herr Bürgerſchullehrer Fr. Joſ. Preidel die Muſeumsſchlüſſel habe. Ein Poliziſt ſollte uns den Weg zeigen. Der Herr Bürgermeiſter, hieß es, ſei verreiſt, denn an dieſen hatte ich zwei Tage zuvor geſchrieben. Bei der großen Hitze war mir eine weitere Wanderung durch die Stadt nicht beſonders willkommen, wir beſchloſſen, den Beſuch des Muſeums für den folgenden Tag aufzuheben, und gingen in den Schloßgarten, in deſſen Kühle und Ruhe wir eine glückliche Stunde verbrachten.

Zur Mittagsſtunde begaben wir uns in unſern Gaſthof zurück, wo uns Herr Preidel ſoeben ſuchte, wozu er durch den Herrn Bürgermeiſter, der ſeine mähriſche Reiſe bereits beendet hatte, veranlaßt worden war. Nun waren unſere Pläne bald gemacht.

Um drei Uhr brachen wir auf. Es tropfte, der Himmel ſah ganz regenluſtig aus, und zu jeder anderen Zeit wären wir einer Regenwäſche gewärtig geweſen. Diesmal aber blieb es bei der Drohung. Wir wählten den Weg durch die Vorſtadt und durch die Silberwieſen, ſo daß wir der ſtädtiſchen Waſſerleitung in das Quellengebiet folgten. Der Rohrſtrang

lag so zu sagen unter unsern Füßen. Endlich kamen wir zur Wasserkapelle, an deren Wänden Kreuze ausgehauen sind. Es folgten die beiden „Pirskenhäuser“, deren erstes einen Brunnen, deren zweites einen Brunnen und einen Teich gehabt hat. Diese Brunnen wurden zur Wasserleitung gezogen, der Teich ist ausgetrocknet, und die beiden Häuser erhalten ihr Wasser durch zwei Pumpen, ohne Zweifel dasselbe Wasser, das sie früher benutzten, aber nur im erforderlichen Ausmaße, so daß das Überwasser, welches früher fast nutzlos abfloß, nunmehr der Stadt zu Hilfe kommt.

Es folgt eine große Wiese mit drei Sammelbecken und weiter oben der „kalte Born“, der besonders wasserreich sein soll. Gegen Fürstenwalde gibt es noch weitere Brunnen, darunter den „Schachtborn“. Auch gegen Kunnersdorf hin sind im Jahre 1902 noch einige Quellen gefaßt und eingeleitet worden, so daß die Stadt trotz des trockenen Sommers mit Wasser wohl versorgt ist. Oberhalb des „kalten Bornes“ erblickten wir in geringer Entfernung die „Pirskenmauer“. Diese sah ganz anders aus als ich sie früher gekannt hatte. Denn ich war bereits vor vielen Jahren am Pirsken gewesen, jedoch die Mauerreste, welche ich damals sah, hatten auf mich einen sehr geringen Eindruck gemacht. Diesmal war es anders. Die Mauer ist hier allerdings nicht gar hoch, allein es liegen große Steine recht gut über einander. Leider war es uns nicht möglich, längs des Gemäuers vorzudringen. Denn wegen der vielwöchentlichen Dürre war der Woldboden zu glatt, und man lief bei jedem Schritte große Gefahr, abzugleiten und zu Schaden zu kommen. Außerdem war die Mauer auch ziemlich verwachsen. Wir trachteten also weiter hinauf zu kommen und erreichten einen Fahrweg, den wir zur rechten Hand verfolgten, bald auch mit der Mauer selber zusammenkamen und dieselbe weiterhin besichtigten, bis sie plötzlich zu Ende ging. Der letzte Stein war von besonderer Größe. Herr Preidel ließ es sich nicht nehmen, den Fußweg noch weiter zu gehen, bis er endlich die Steinmauer wieder fand. Auch hier soll ein besonders großer Eck- und Endstein liegen; jedoch in anderer Lage als der vorige, bei dem ich gewartet hatte. Die Unterbrechung beträgt 275 Schritte. Nun kehrten wir wieder um und achteten auf alle Besonderheiten. Nach 70 Schritten vom erwähnten Eckstein wird die Mauer von einem Wege durchbrochen, der von Kaiserswalde auf den Berg führt. Bis hieher war es nur ein „Weglein“, ein schmaler Fußweg, der an der Mauer entlang führte. Nun aber folgt ein Fahrweg, dessen linksseitige Böschung von der Pirskenmauer gebildet wird. Wir gehen etwa 80 Schritte und treffen einen Grenzstein. Hier löst sich die Mauer vom Fahrwege, indem sie schräg bergab führt, sich aber doch nicht allzuweit vom Fahrwege entfernt, wiewohl wir sie wegen des Nadelgehölzes nicht beständig mit den Augen verfolgen können. Vielleicht 600 Schritte, und die Mauer schließt sich wieder an den Fahrweg. Hier ist ein Wegdurchbruch, und es stehen an dem Orte einige Buchen, die zwar nicht gar alt, aber doch ganz schön sind. Dieser Durchbruch scheint jüngeren Ursprunges zu sein und es liegen viel kleine Steine herum, während sonst das Gemäuer überall aus

recht großen Steinen besteht. Nach etwa 330 Schritten öffnet sich Wald und Mauer gegen Kunnersdorf. Bis hieher bildete die Mauer den Waldstraßenrand und war oft weit über 1 *m* hoch. Doch würde ein Fremder, der diese Dinge zum erstenmal sieht, ohne Zweifel behaupten, daß die Mauer gleichzeitig mit dem Fahrwege hergestellt und natürlich nichts weiter als eine Wegmauer sei, wie man deren so oft sieht. Allein es ist eine Täuschung. Die Mauer ist ganz entschieden sehr viel älter als der Fahrweg.

Bei der Lichtung, von welcher hier die Rede ist, beginnt die Mauer einige Schritte gegen den Berg hinauf neuerdings und ist anfangs sehr hoch, bald aber sehr verwachsen, teilweise auch zerstört. Hier steht ein Grenzstein Nr. 88. Es war untunlich, die Mauer in ihrer Fortsetzung zu begleiten. Wir machten also einen ansehnlichen Umweg und erreichten die Mauer abermals an einer Stelle, wo sie die linke Wand oder Böschung eines Fahrweges zu bilden beginnt. In dieser Weise haben wir die Pirskenmauer noch ungefähr 400 Schritte verfolgt und sind dann umgekehrt, ohne das Ende der Mauer erreicht zu haben.

Es besteht meines Erachtens kein Zweifel, daß die Pirskenmauer ehedem den ganzen Berg umgab und ohne Unterbrechung an der Grenze zwischen den Gründen der Bauern und der Obrigkeit dahinlief. Die früher erwähnte Unterbrechung dürfte auf folgende Weise entstanden sein. Man erzählt, daß ein Pächter zum Bau einer Straße Gestein vom Pirsken zu holen die Erlaubnis bekam, die Steine jedoch nicht aus den Steinbrüchen, sondern von der Pirskenmauer holen ließ, bis ihm von der Forstverwaltung dieses Unterfangen eingestellt wurde. Die Pirskenmauer ist also wie die Botzenmauer eine rund um den ganzen Berg laufende Grenzmauer aus losem Gestein und von verschiedener Höhe, nur besteht sie aus größeren Steinen als die Botzenmauer. Jedoch der Mauerteil, den wir zuletzt sahen, ist auch bezüglich der Größe des verwendeten Gesteines der Botzenmauer nicht unähnlich.

Was die Entstehung und den Zweck der Mauer betrifft, diese Fragen dürften bei der Pirskenmauer nicht leichter zu beantworten sein als bei der Botzenmauer. Im Gegenteile, es will mir scheinen, daß zwei so nahe bei einander gelegene Berge weder zu kriegerischen noch zu religiösen Zwecken gleichzeitig erkoren worden sein mögen. Eine Grenzmauer dieser Art herzustellen, war sicherlich eine große Arbeitsverschwendung. Denn einige Rainsteine hätten denselben Dienst geleistet. Und um das Wild zu hegen, dazu war diese Mauer doch wohl viel zu niedrig.

In Schluckenau glaubt man, daß irgend ein Grundherr, entweder um die Untertanen recht zu plagen und zu drücken, oder um ihnen in einer teuern, arbeitslosen Zeit Verdienst und Arbeit zu geben, die Mauer habe bauen lassen. Letzteres ist nicht gerade sehr wahrscheinlich, da die robotartigen Arbeiten schlecht entlohnt wurden und daher den Untertanen wenig geholfen haben würden. Dagegen würde für die Bauernplackerei Schaller's Nachricht sprechen, daß der „Slawata-Teich" bei Hainspach von unbotmäßigen Bauern zur Strafe gegraben und gebaut worden sein

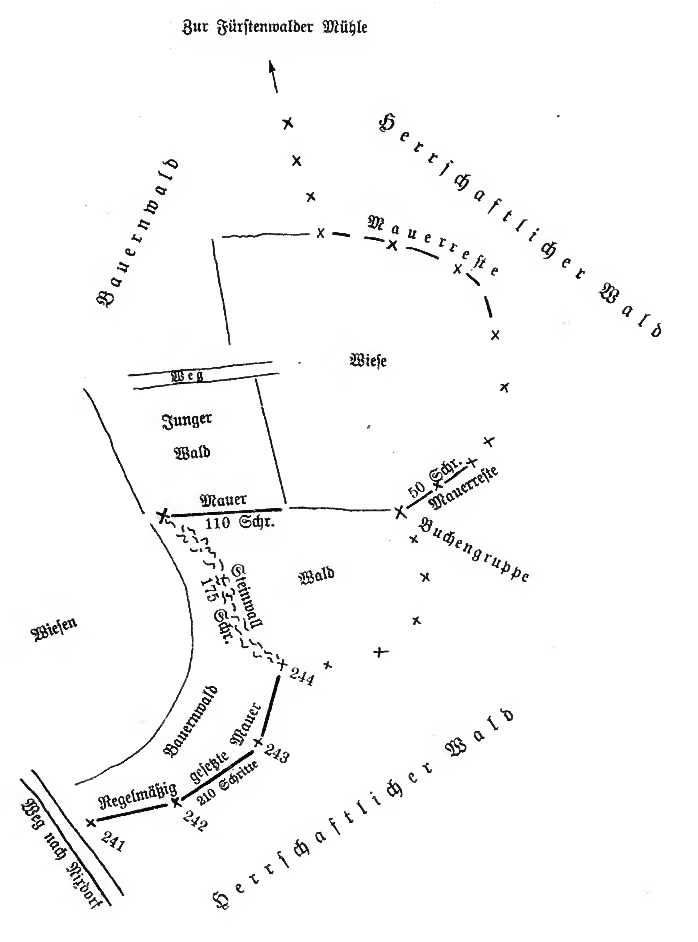
soll.[1]) Doch wie sich die Sache auch verhalten mag, die Pirskenmauer bleibt wie der Botzenwall eine sonderbare Merkwürdigkeit.

Das Staunen wächst, wenn man wie ich durch Herrn F. J. Preidel erfährt, daß auch der Plissenberg bei Zeidler seine Mauer hat. Es wird am besten sein, wenn ich dem Erzähler selber das Wort lasse.

„Gleichwie am Botzen und Pirsken, so finden sich wenigstens Spuren von Mauern auch auf dem Plissenberge, doch sind dieselben einesteils unbedeutend und sehr versteckt, anderenteils wird die Aufmerksamkeit durch eine Menge Steinwälle, im Volksmunde „Steinrücken" genannt, von den Mauern abgelenkt. Die Steinwälle grenzen hauptsächlich das ehemalig Gottfried Palme'sche Gut, ferner das Leopold Michel'sche, Johann Klinger'sche und ehemalig Raimund Paul'sche Gut an ihren obersten Enden von einander ab. Während aber die Steinwälle zwischen den Gütern nur recht unbedeutend und mit Gestrüpp und Gesträuch vielfach bis fast zur Unkenntlichkeit überwachsen sind, treten dieselben an der Herrschaftsgrenze ungemein auffällig und deutlich hervor. Zwischen den Gütern mögen diese Wälle jedenfalls dadurch entstanden sein, daß beim Roden des Waldes eine Menge der zahlreichen Steine, um sie zu beseitigen, einfach an die Gutsgrenze geschafft wurden. Auffallend ist aber die Größe und Mächtigkeit des Steinwalles, den wir an der herrschaftlichen Grenze, etwa 600—800 Schritte von der von Zeidler nach Nixdorf führenden Straße, finden. 275 Schritte zieht er sich an der Gottfried Palme'schen Gutsgrenze in einer Breite von 3—5 *m* hin. Kleine, mittlere und selbst mächtig große Basaltsäulen liegen wirr durch einander, überragt von extralangen Grenzsteinen aus Granit, deren größter an der Ecke zwischen der Palme'schen, Michel'schen und herrschaftlichen Grenze steht. Hier endet der Steinwall plötzlich.

Wenige Schritte von diesem Grenzsteine gegen den Plissenberg zu, treffen wir auf den gegen Nixdorf führenden Fußweg. Diesen verfolgen wir bis in die Nixdorfer Wiesen. Hier beginnt am Grenzsteine 241 in drei gebrochenen Linien eine 210 Schritte lange, aber nur einen Stein hohe, jedenfalls nach einer Schnur gesetzte Mauer, welche bis zum Grenzstein 244 reicht.[2]) Die Sorgfältigkeit der Linienführung und die vollständige Lückenlosigkeit lassen allerdings vermuten, daß diese kleine Mauer wohl kaum ein ehrwürdiges Alter haben dürfte, sondern vielleicht erst in jüngster Zeit entstanden ist, zumal auch die oben näher bezeichneten Grenzsteine vollkommen winkelrecht behauen und teilweise mit sorgfältig eingemeißelten Nummern versehen sind. Bei einer Nachfrage auf dem Schluckenauer Forstamte konnte allerdings nichts über den Bau dieser Mauer aufgefunden werden. Vom Grenzsteine 244 gegen Osten verläuft diese Mauer nach etwa 10—12 Schritten unter der Waldstreu und konnte auch später nicht mehr aufgefunden werden. Beim selben Grenzstein 244 beginnt wieder ein gegen Nordwesten verlaufender, 175 Schritte langer Steinwall, der in mehreren schwachen Krümmungen verläuft, trotz-

[1]) Schaller, V, 220; vgl. Sommer, I, 266. — [2]) Die nachfolgende Planskizze macht durchaus keinen Anspruch auf kartographische Richtigkeit, sondern wurde nur nach der Anschauung in der Natur gezeichnet.



Zur Fürstenwalder Mühle
Bauernwald
Herrschaftlicher Wald
Mauerreste
Wiese
Weg
Junger Wald
Mauer
110 Schr.
50 Schr.
Mauerreste
Buchengruppe
Wald
Steinwall
175 Schr.
Wiesen
244
Bauernwald
gesetzte Mauer
243
Regelmäßig
210 Schritte
242
241
Weg nach Rixdorf
Herrschaftlicher Wald

dem aber bis an sein unterstes Ende keinen Grenzstein trägt. Erst hier steht ein mindestens 80 *cm* hoher Granitstein als Grenzpunkt, und von hier beginnt gegen Osten abermals eine sorgfältig gesetzte, 110 Schritte lange Mauer, welche etwa einen Stein breit und 2—3 Steine hoch ist. Die vollständige Lückenlosigkeit sowie die ganz geringe Überdeckung mit Moos und Waldstreu lassen auch hier nur auf ein geringes Alter schließen, und es ist diese Mauer vielleicht gar nur aus reiner Nachahmungslust beim Roden des sich heute als etwa 30jähriger Jungwald ausweisenden Waldteiles entstanden. Freilich sehr auffallend wäre in diesem Falle, daß die Arbeiter die Steine den Berg herauf und nicht bergabwärts an den sich dort hinziehenden Weg geschafft hätten, zumal diese Mauer keine Grenzmauer ist. Am Ende der Mauer sind wir an den oberen Rand einer Waldwiese gekommen, etwa 70 Schritte vor uns steht eine prächtige Buchengruppe, die zum Ausruhen in ihrem Schatten einladet. Bei genauer Besichtigung befinden wir uns hier wieder an der Herrschaftsgrenze, die sich in einem Bogen vom Grenzstein 244 hieher zieht. Mächtige Steine, zum Teil jetzt sogar Granit markieren auch hier die Grenze und bei einiger Aufmerksamkeit finden wir leicht, daß diese oft mehr als zentnerschweren Steinblöcke nicht regellos durch einander liegen, sondern von der erwähnten Buchengruppe aus sich durch etwa 50 Schritte als allerdings heute sehr verfallene Mauer darstellen, die insbesondere gegen den Nixdorfer bäuerlichen Besitz noch heute ziemlich scharf abgrenzt. Durch diese Entdeckung neugierig gemacht, verfolgen wir die am Wiesenrande sich hinziehende Grenze weiter, und tatsächlich wird unsere Mühe durch spärliche Reste und Spuren von ehemaligen Mauern belohnt; sobald aber am untern Wiesenrande die Grenze durch den Wald hin gegen die Fürstenwalder Mühle abschwenkt, hören die Mauern gänzlich auf, und nur hohe Grenzsteine markieren den herrschaftlichen Besitz".[1])

So hätten wir zum Botzenwall und zur Pirskenmauer nun auch noch eine „Plissenmauer".[2]) Bei dieser Gelegenheit erinnern wir uns auch an die Steinmauern an den Gipfelrändern des Freudenberges, an das Gemäuer des Ratzelberges und namentlich auch an die merkwürdigen Mauern des Warnsdorfer Burgsberges, für welche keine von der für solch Gemäuer gewöhnlichen Erklärungen auszureichen scheint. Da erwächst nun den Archäologen keine geringe Aufgabe: den Zweck aller dieser Gemäuer näher zu bestimmen. Doch will es mich jetzt bedünken, daß wir gerade den Grenz- und Rainmauern kein zu geringes Gewicht beilegen dürfen. Aber auch solche sind dem aufmerksamen Beobachter merkwürdige Zeugen einer arbeitsreichen Vergangenheit. Denn sie stellen uns lebhaft und liebhaft vor Augen, wie beschwerdereich die Mühen waren, womit die Altvordern der Wildnis den ertragreichen Wiesengrund und Ackerboden abgerungen haben. Wer sich aber auf solche Zeugenschaft berufen kann, der wird in diesem Lande niemals ein Fremdling sein,

---

[1]) Bis hieher Bericht des Herrn Bürgerschullehrers Preidel. — [2]) Ich weiß nicht, ob dieser Ausdruck ganz richtig ist und ob man nicht etwa „Plissenbergmauer" sagen sollte. Jedesfalls sagt man „Botzen" und „Pirsken", dagegen „Plissenberg". Dieser Name kommt in Nordböhmen öfters vor, doch ist mir über seine Bedeutung nichts bekannt.

niemals ein solcher genannt werden können. Darum sollen auch solche Mauern uns allezeit unverletzlich und heilig sein.

Vom Pirsken ging es in das nahe Kunnersdorf hinab. Nachdem wir uns in der Strobach'schen Wirtschaft gestärkt hatten, beschlossen wir, noch einen angeblichen „Opfertisch“ am Schweiderich zu besichtigen. Die Stelle befindet sich unweit des alten Bergwerkes, welches im 16. Jahrhunderte betrieben wurde und auch in neuester Zeit für kurze Frist nochmals eröffnet worden ist, aber doch zu wenig Ausbeute an Nickelerz ergeben hat. Ob nun die Stelle, welche wir besichtigten, vielleicht nicht die richtige war oder ob sonst ein Umstand in Frage kommt — kurz, das Gestein, das wir sahen, scheint mir nichts anderes zu sein als eine Verwitterung, wie deren oft vorkommen. Ich wenigstens würde in meinem ganzen Leben auf einen solchen Opfertisch nicht einraten. — Abends leistete uns der Herr Bürgermeister redesam Gesellschaft und erzählte uns Mancherlei, so daß ich auf das „Museum“ sehr begierig wurde.

Am folgenden Morgen also begaben wir uns um 9 Uhr in das Museum. Sofort bei dem Eintritte begrüßt uns im Mittelschranke das kunstreich geschnitzte Spinnrad, mit welchem die Sage von der „gräflichen Spinnerin“ verknüpft ist. Von besonderer Bedeutung für die Vorgeschichte der Landschaft ist eine Pfeilspitze, welche bei dem Hochwasser des Jahres 1896 nächst Rob. Weber's Fabrik gefunden worden ist. Darneben liegt das Steinbeil aus Karltal, der bekannten Waldwirtschaft. In demselben Kasten befindet sich das alte Richtschwert samt Scheide.[1]) Ein Stück Kette stammt von einer Stelle am Kreuzberge, wo man vor einiger Zeit Eichen angepflanzt und mehrere Skelette gefunden hat, welche vom Bauernkriege 1680 herrühren sollen. Auch gibt es hier schöne Zunftkannen. So erfreut uns der Willkomm der Weberzunft,[2]) jener der Leinwebergesellen, der samt zwei Schilden noch auf das Jahr 1669 verweist. Ein Zunftkrug der Weber stammt aus dem Jahre 1722. Das Weberwappen, welches aus drei „Schützen“ besteht, entstand erst im Jahre 1842. Ein sehr hoher Schusterwillkomm (31 *cm*) mit Fuß (45 *cm*) und Deckelaufsatz stammt aus dem Jahre 1651. Rückwärts an diesem Willkomm befindet sich ein Hahn. Ein Holzstiefel soll bei Versammlungen dieselben Dienste geleistet haben, die sonst der Gerichtshand zugewiesen waren. Eine Zunftkanne von 1767 verzeichnet 36 Namen von Schneidern. Die Zunft der Schlosser und Schneider besaß ein offenes Glas mit Wappen und Blumen aus dem Jahre 1710. Ein Schneiderstempel trägt die Jahrzahl 1834, ein Bäckersiegel die Jahrzahl 1576. Überdies gibt es einige Zunftsiegel ohne Jahr und Zahl. Zu beachten ist ein Hochzeitskrug von 1737 und eine Zinnkanne von 1792. Ein Schützenteller hat 1746 als Schußprämie gedient.

Besonders merkwürdig ist ein Steinkrug mit Bleiring und Zinndeckel, aus welchem, wie die Inschrift berichtet, Kaiser Josef II. am

---

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XIII, 81. — [2]) Exk.-Klub, XIII, 80.

20. Septb. 1779 einen Trunk getan hat.[1]) Mehrere Gläser — eines ganz sicher — stammen, wie es heißt, vom Hofe des Königs August des Starken. Von roter Farbe ist eine Vase, ein Tintenzeug und eine Art Säule aus der Übergangszeit vor dem Aufkommen des Porzellans. Zahlreich sind die vorhandenen Zunftladen der Schuhmacher, der Bäcker, der Schlosser und Schmiede, der Tischler, Töpfer und Glaser, der Fleischer, der Zimmerer, der Schneider. Auch Meister- und Gesellenlade der Weber sind vorhanden. Ernst v. Schleinitz auf Tollenstein und Schluckenau hat 1599 dem Schneiderhandwerk einen Zechbrief verliehen.

Eine Waffenkammer ist mit Gewehren und Kugeln wohl versehen. Darunter befindet sich das Fach mit den Stadtbüchern. Besonders wichtig ist das alte Stadtbuch von 1492 und ein jüngeres von 1585. Im Jahre 1717 war Zacharias Klette Organist allhier. Das dritte Stadtbuch reicht von 1608 bis 1699, ein anderes von 1724—1753, noch ein anderes von 1754—1783. Das Abbrändlerverzeichnis von 1745 hat einen Brandschaden von 105.116 fl. 4 kr. nachgewiesen. Hinter dem Eide der Beschädigten folgen die Eide des Bürgermeisters, des Stadtrichters, des Ratmannes und des Hauptmannes. Das Feuer war am 9. Juli 1745 abends zwischen 11 und 12 Uhr durch einen Donnerschlag ausgekommen.

Am 23. Aug. 1657 hat Karl Adam Graf und Herr zu Mansfeld für Schluckenau einen Privilegienbrief ausgestellt, welchen Melchior v. Luttitz und Gottfried Konstantin v. Salhausen unterschrieben haben. Bestätigungen erfolgten am 4. Mai 1665 durch Agnes Fürstin v. Dietrichstein, geb. Gräfin v. Mansfeld, am 16. Feb. 1677 durch die Gräfin Philippine v. Dietrichstein und am 30. März 1717 durch den Grafen Joh. Wenzel v. Clam-Gallas. Doch hatte damals die Stadt schon längst auf den freien Salzhandel und auf den Brandweinschank verzichtet. Bestätigungen der alten Stadtrechte erfolgten auch durch den Grafen Al. Thom. Raymund v. Harrach am 14. April 1722 und durch den Grafen Ferd. v. Harrach am 11. Juni 1745. Überdies sind auch Bestätigungsbücher von Kaiser Leopold, Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Josef II. vorhanden, auch eine Bestätigungsurkunde von Kaiser Franz II. Diese stammen aus den Jahren 1660, 1749, 1784 und 1794.[2]) Vorhanden ist ferner die Abschrift eines Privilegienbriefes, welchen Ernst Graf v. Schleinitz auf Schluckenau, Newenschloß und Dubkowitz am Montag nach Okuli 1593 der Stadt ausgestellt hat. — Die Stadt Sebnitz hat 1672 dem Häusler Martin Simchen aus Saupsdorf ein Wohlverhaltungszeugnis für dessen Sohn Georg Simchen ausgestellt behufs Erlernung eines Handwerkes. — Im Oktober 1678 ist Joh. Friedrich Rübel wegen Errichtung einer Schmiede in Fugau eingekommen und hat seinen Zweck erreicht. — Wenzel Norbert Oktavian Kinsky, Erbherr auf Böhm. Kamnitz, Arnaw, Neuschloß, Drahobus und Radostin, erteilt im Oktober 1695 einen Losbrief für Maria Elisabeth Klarin aus Kamnitz. — Bürgerkonsignationen für Schluckenau gibt es aus den Jahren 1736, 1738 und 1748, ebenso eine Kontributionsrechnung der Gemeinde Großpriesen für

[1]) Vgl. Exk.-Klub, IX, 314; XIII, 80. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XIII, 80.

1756/1757. Ein Brief stammt vom 25. Septb. 1736. Es wurden Feuermörsel von Friedland abgeholt. In den Grundstein der Kirche in Ehrenberg wurde eine Zinntafel mit einer Inschrift, sowie ein zinnernes Käslchen mit Reliquien eingelegt, sodann Denkpfennige „heurigen“ Gepräges: ein Speziesdukaten, ein Reichstaler, ein halber Gulden, ein Siebzehner samt kleinerer Münze. — Am 12. Juni 1754 erteilte Benedikt XIV. einen vollkommenen Ablaß für Joh. Friedrich May in Germania und zwölf Anverwandte, deren Namen seitwärts stehen. — Im Jahre 1761 wurde wegen des Brandes vom 9. Juli 1745 und zur Verhütung weiterer Feuersbrünste und Unglücksfälle ein Gelöbnisfest für den Tag der Heiligen Johann und Paul (26. Juni) bestätigt. — Der Bürgermeister von Schluckenau durfte 32 Faß Bier brauen, der Stadtrichter und der Syndikus jeder 16 Faß. Dieses Recht wurde 1769 bestätigt, da die Braubürger davon abgekommen waren. — Endlich gibt es im Museum auch langatmige Protokolle wegen einer Mordtat aus dem Jahre 1835.

Es muß nicht alles auf einmal gesehen und aufgeschrieben sein, weshalb wir uns eine Rast gestatten. Nachmittags begaben wir uns trotz der großen Hitze in das mäßig entfernte Dorf Neugrafenwalde, wo Herrn Wünsche's Wirtschaft mit dem zugehörigen Teiche mir als ein ganz artiger Ausflugsort erschien. Auf dem Rückwege besichtigten wir das Grabmal des verdienstvollen Kantors Peter Miller und die „Pestgedenktafel“, welche sich an der alten Schule[1]) nächst der Stadtkirche befindet. Darnach sind unter dem Bürgermeister Hans Müldner[2]) 648 Personen in Schlockenaw und 465 auf den zugehörigen Dörfern an der Pest gestorben. — Der Abend glich dem vorigen.

Am nächsten Morgen ging es abermals in das Museum. Diesmal wurde den Zunftladen und ihrem Inhalte eine ziemliche Zeit gewidmet. Zunächst beschäftigte uns die Schuhmacherzunftlade mit ihren zahlreichen Schriftstücken. Am 22. März 1656 hat Karl Adam Graf zu Mansfeld

[1]) Diese Pesttafel befindet sich erst seit wenigen Jahren an der „alten Schule“, wohin sie besonders über Verwendung des Herrn Dr. Laurenz Zellner gekommen sein soll. Nach einer Mitteilung des Herrn F. J. Preidel soll sie sich früher an der Straßenmauer unterhalb des Spritzenhauses an der Rosenhainer Straße befunden haben. Ich bin jedoch dessen gewiß, daß die Pesttafel sich noch früher — also etwa vor dreißig Jahren — hoch an einem Hause befunden haben muß, weil F. Hirsch, welcher vor ungefähr einem reichlichen Vierteljahrhunderte (Exk.-Klub, I, 113) den Wortlaut veröffentlichte, einen Teil der Inschrift nicht zu lesen vermochte. — [2]) F. Hirsch (Exk.-Klub, I, 113) las: 1525; F. J. Preidl las: 1585. Jedoch am 28. Septb. 1904 schrieb letzterer: „Ich habe mir heute mit noch zwei Sachverständigen die Tafel genauer angesehen, und wir waren alle der Meinung, daß die 8 zumindest sehr undeutlich ist und früher leicht eine 5 gewesen sein könnte. Im Laufe der Zeit sprang vielleicht ein Stückchen Gestein aus und aus der unschönen 5 wurde durch Zufall eine 8. Die Fünfer sind alle unschön und sehr verschieden, oft sogar ziemlich undeutlich, während die 8 in der Zahl 648 sehr schön und deutlich ausgeführt ist und mit der 8 in 1585 an Schönheit und insbesondere Deutlichkeit keinen Vergleich aushält.“ Demnach wäre also weder 1525, noch 1585 zu lesen, sondern vielleicht 1555. Zur Lösung der Frage können zwei Umstände dienlich sein, einmal die Regierungszeit des Bürgermeisters Hans Müldner, sodann ein Vergleich mit dem Stadtbuche, in welchem meines Erinnerns verschiedene Nachrichten über ein großes Sterben enthalten sind. Wie ich aber nachträglich erfahre, läßt sich nach dem alten Stadtbuche Hans Müldner von 1586—1598 verfolgen.

den Schuhmachern in Schluckenau einen Zechbrief verliehen, welcher am 23. Mai 1737 durch den Grafen Alois Thomas Raymund v. Harrach bestätigt wurde. Hieher gehört auch ein Lehrbrief, den das Leipaer Schuhmacherhandwerk am 19. Septb. 1752 für den aus Leipa gebürtigen Valentin Graf ausgestellt hat. Ein Memorialbuch der Schuhmacher stammt von 1636, wenn es nicht noch älter ist. Ein Memorialbrief der Bäcker vom Jahre 1637 berichtet über die Anwesenheit des kaiserlichen und kurfürstlichen Kriegsvolkes (17. April bis 12. Mai), wobei 25 Häuser nebst 8 Scheunen ein Raub der Flammen wurden. Die Bäckerlade, welche von 1647 stammt, enthält auch sehr viel über den Verkauf der Bäckenbänke. Am 18. Novb. 1649 hat Karl Adam Graf v. Mansfeld den Schluckenauer Bäckerzechbrief bestätigt. Das Schmiede- und Schlosserhandwerk in Zittau hat am 4. Juni 1596 den Schmieden nnd Schlossern in Schluckenau seine Zunftartikel überlassen. Auch die Rademacher erhielten Pfingstdienstag 1596 ihre Ordnung aus Zittau. Ebenso die Stellmacher. Ernst Herr v. Schleinitz hat alle diese Ordnungen am 4. Juni 1596 bestätigt. Das Zunftbuch der Tischler, „Schiffler“, „Dresler“, Glaser, Büttner und Töpfer stammt vom 12. Feb. 1647. Dieser Zunft hat Philipp Graf v. Dietrichstein zu Allerheiligen 1691 einen Zechbrief verliehen. Derselbe Graf Philipp Sigmund v. Dietrichstein hat am 20. Okt. 1703 dem Handwerke der Zimmermeister einen Zechbrief ausgestellt. Vom Fleischhauerzechbriefe, welchen Ernst v. Schleinitz Montag nach Okuli 1593 ausstellte, war bereits die Rede. Zu jener Zeit gab es in Schluckenau sechs Fleischbänke. Im Jahre 1825 sollten die Fleischbänke abgetragen werden. Das wurde aber nicht gestattet, wie es ein kreisämtliches Missiv vom 10. Aug. 1825 ausweist. Das Protokollbuch der Schützen enthält Verschiedenes, besonders aus dem Jahre 1866. Besonders merkwürdig ist ein am 22. April 1838 an die Stadtgemeinde Schluckenau gerichtetes oberhirtliches Sendschreiben, worin der Leitmeritzer Bischof Aug. Barth. Hille die Bürger ob des großen Brandunglückes zu trösten sucht. In einer Zusammenstellung finden wir die Namen der vorhussitischen Pfarrer (Plebane) von Schluckenau, soweit sie bekannt sind. Zu erwähnen ist auch noch eine Erzprobe vom Schweidrich, ferner Gesteinsproben vom Kreuzberge, welche einer Kontaktstelle zwischen Granit und Basalt entstammen.[1])

Es ist auffällig, daß wir unter einer so großen Anzahl von Zunftladen, deren wir oben gedacht haben, auch nicht eine einzige mit einem Geheimfache fanden, während wir in anderen Städten sehr häufig solche Spinden gefunden haben, die allerdings meistens leer waren oder doch nur bedeutungslose Sachen enthielten.

Besonders beachtenswert erschien mir eine handschriftliche Chronik, welche aus mehreren Folioblättern besteht, um 1794 entstand und wahrscheinlich vom Kantor Miller geschrieben worden sein dürfte. Wenigstens glaub' ich, gerade diesem die erforderliche Sachkenntnis zutrauen zu dürfen, besonders

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß am Seifenbache bei Lobendau Gold gewonnen worden sein soll. Die Halden sind noch zu sehen.

da er auch Turmknopfurkunden verfaßt hat und dadurch seine Kenntnisse erweitert haben mag. Seine Behauptungen über die allerälteste Zeit haben allerdings nur einen sehr geringen Wert, desto größeren aber die Ereignisse, welche seiner Lebenszeit näher lagen. In dieser Chronik, welche ich nur unvollständig verwertet und in Stil und Schreibung öfters vereinfacht habe, finden sich auch Nachrichten von einer viel jüngeren Hand, welche zur Ergänzung der Miller'schen Berichte gar wohl dienen können. Ich habe die Aufzeichnungen dieser jüngeren Hand in Klammern gesetzt. Die Überschrift lautet: „Merkwürdigkeiten der Stadt Schluckenau." Die Stadt Schluckenau ist von ihrer Entstehung so häufigen Drangsalen unterworfen gewesen, daß sie in der Geschichte merkwürdig und der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient. Es ist aber höchst zu bedauern, daß durch die im Altertum häufig auf einander folgenden Feuersbrünste alle alten Sammlungen und Dokumente, besonders in dem großen Brande 1577 am 15. April, gänzlich ein Raub der Flammen geworden.

Von der Entstehung der Stadt kann nichts Wahrscheinlicheres gesagt werden, als daß gegen Ende des 9. Jahrhunderts[1]) gewisse Herren v. „Pirkenfeld" in diese Gegend gekommen (sind) und zugleich Schluckenau und sächsisch Neustadt zu bauen angefangen haben, von welchen H. v. Birkenfelde die Stadt auch ihr Wappen in zween birkenen Ästen führt.

1201 wurde die Laußnitzische Sechsstadt Budissin durch eine Feuersbrunst beinahe gänzlich eingeäschert. Zu Hilf und Wiedererbauung der verunglückten Stadt ist von der Stadt Schluckenau dahin ein Kapital vorgeliehen worden. Wie stark dieses gewesen und aus welchem Fond es vorgeliehen worden, kann nicht mehr bestimmt werden, weil durch die vielen Brände der Stadt Schluckenau, Stolpen, Hundstein (!), unter deren Gerichtsbarkeiten die Ortschaften zusammen nach Meißen gehörten, gänzlich durch Kriege und Feuer verwüstet worden, wobei die damals fürgewesten Originale und Abschriften verloren gegangen. Der Beweis, daß die Stadt Budissin auf dieses Kapital bisher zinsbar verbleibt, sind die hieraus erfolgenden Interessengelder, die alljährlich der hiesigen Stadt in zween Terminen, nämlich zu Walpurgi 17 rtlr 12 Gr. und Michaeli 17 rtl 12 Gr., Summa 35 rtlr,[2]) baar abgeführt werden, welcher Betrag nach mehreren Jahren der Gemeinde zu einem Schulfonde gewidmet wird.[3])

1555 hat hier die Pest so stark gewütet, daß nur zwei Paar Eheleute am Leben geblieben sind.[4])

Zu diesem Gedächtnisse stammt die Gewohnheit, daß am Aschermittwochtage von der Jugend der „Korb getragen" wird, der zur Zeit der Pest in die Häuser geworfen und wenn selber wiederum herausgeworfen wurde, das einzige Zeichen der Gewißheit vorstellte, daß in dem Hause noch lebende Leute bestehen.

1617 war Grundherr H. Albrecht Freiherr von Schleinitz wie auch

[1]) secul, sagt der Chronist. Auf dieser Angabe beruht wohl die Tausendjahrsfeier am 21. Aug. 1893. Vgl. Exk.-Klub, XVI, 383, 384. — [2]) Ein Reichstaler hatte also 24 Groschen. — [3]) Die Sage pflegt das „Bautzner Geld" auch mit dem „Wilden Manne" in Verbindung zu bringen. — [4]) Hier hat die Überlieferung wohl sehr übertrieben.

auf Tollenstein. Gleich hierauf (1618) wird die Herrschaft von H. Otto v. Starschedl auf Redern und Gotha verkauft. Zu der Zeit war Michael Paudanus senior und p. tl. Pfarr, Math. Scholze Diakon, der in der Reformation zu Sohland geblieben und gestorben; Georg Arsenius, scholae rector; Georg Petrasch, Kantor und Organist allhier: unter diesen ist Schluckenau nebst dem Gotteshause in Asche gelegt worden.

1631 litt die Stadt wegen der Durchzüge gesamter sächsischer und kaiserlicher Armeen großen Schaden und weil bereits 1629 die lutherische Reformation umliegend schwärmte, blieb der Gottesdienst gehemmt, es war hier weder ein katholischer noch lutherischer Kirchenvorsteher zu sehen. Die Wahrgläubigen waren gezwungen, in entlegenen Orten den Gottesdienst aufzusuchen.

1632 von August bis Ende Dezember † zu Schluckenau an der Pest 539 Personen; von 151 Eheleuten bloß 8 Paare am Leben geblieben.

1634 entstand abermals den 31. Mai durch Unachtsamkeit eines Dienstmensches in der Kaiserswalder Gassen in dem Hause des Wenzel Mildners eine Feuersbrunst, wodurch außer 4 Häusern und dem Stockhause alle andern Häuser in Aschenhaufen aufgezählt wurden. Vom obgedachten Jahre bis 1650 ist das Gotteshaus ungebaut liegen blieben, während welcher Zeit die Inwohner durch Kriege und Plünderungen noch äußerst stark mitgenommen wurden. (Der Gottesdienst [1]) wurde im Schlosse abgehalten.)

1637 vom 17. April bis 12. Mai wurden durch die Durchmärsche der Truppen 25 Häuser und 8 Scheuern angezündet. (Der Turm 1646 vollendet.)

1645 bestand die Webermeisterschaft in Stadt Schluckenau in 44 Meistern, in allem aber waren hier Bürger und Mitbürger samt Vorstädtern nicht mehr als 124 an der Zahl. (1650 wurde die Kirche wiederum von der Stadt und Dorfschaften Unkosten erbaut. 1800 Gulden.) 1653 ist die Stadt unter der Herrschaft Ihro Fürstl. Gnaden Sophia Agnes verwittibte Fürstin v. Dittrichstein bei Dero Ankunft recht katholisch geworden.

(1656, 21. August, war ein schreckliches Gewitter, welches den kleinen Turmknopf mit Kreuz und Stange (?) abgeworfen und der Hagel die Felder beschädigt.)

1669 wurde die Bruderschaft des hl. Rosenkranzes und 1672 die SS. Corporis Christi eingeführt.

1674 den 1. Septb. wurden durch den Grafen v. Dittrichstein von Rom aus die Leiber SS. Innocentium mit großer Solennität anhero gebracht.[2])

1710 den 28. Juni Nachmittags um 2 Uhr ist auf der Niederen Gasse sub N. 144 bei einem Schlosser Feuer ausgebrochen, welches alle Dokumente, die von 1577 bis 1710 mühsam gesammelt worden waren und auf dem Rathause nur in einem hölzernen Schranken aufbewahrt wurden, verzehrte. Aus dem heftigst umgegriffenen Feuer ist nichts

[1]) Das Eingeklammerte von jüngerer Hand. — [2]) Vgl. F. Menčík: Exk.-Klub, XXV, 29—30.

anderes als ein altes Buch von 1435[1]) in gothischer Schrift und (mit) Stadtprivilegien gerettet worden. Die ganze Stadt samt der Kirche und Dechantei wurde der Raub der Flammen. Nur die Schule, 21 Vorstädterhäuser, deren Zahl dazumal nur existierte, sind stehen geblieben. Die Kirche war in diesem Jahre durch italienische Baumeister erbaut worden, wozu die Auslagen 70.000 fl. betrugen.

1741. Die Stadt wurde während dieses Krieges wiederum heftigst hergenommen, die vielen Durchmärsche machten große Brandschatzungen und Lieferungen. Nebst Stellungen zahlreicher Rekruten zu den Regimentern mußte noch eine Landmiliz hergestellt werden, die zur Aufhaltung der Feinde den wichtigen Tetschner Paß verteidigte, wobei ein hiesiger Bürger durch einen Schuß verwundet wurde.

1745 wurde die Stadt am 9. Juli nachts 11 Uhr wiederum durch einen Wetterschlag in der Vorstadt Nr. 192 schrecklich verwüstet. Die Bürger, um Mitternacht vom Schrecken betäubt, eilten größtenteils, ihre Habschaften zu retten, und nur wenige liefen der Abhilfe des Feuers zu; die Flamme erhielt dadurch den wütendsten Lauf, drang über die Dresdner Straße in die innere Stadt, mit starkem Winde begleitet, daß neuerdings die ganze Stadt das Opfer des Feuers wurde, in einer Zeit von drei Stunden, daß nur die Kirche und Schule mit drei Bräubürgerhäusern auf der Badergasse (Nr. 158, 162, 165) erhalten werden konnten und die Privilegien, Stadtbücher und Schriften von 1710 gerettet wurden.

1758 den 8. Jänner an einem Sonntage[2]) kam unter dem Gottesdienste zwischen 11 und 12 Uhr in der Stadtmühle Feuer aus, welches aber von dem aus der Kirche in Menge strömenden Volke gedämpft wurde, so daß nur die Mühle und das benachbarte Haus Nr. 75 allein dem Raube des Feuers zum Preise blieb. In eben diesem Jahre den 29. Dezember brach schon wiederum in der Königswalder Gasse Nr. 9 die Wut der Feuersbrunst aus und verzehrte vier Häuser (Nr. 8, 9, 10 und 11). Bei so vielen Feuerunglücksfällen wurden die Herzen der Stadtbewohner sehr gebeugt. Unter der Leitung des Bürgermeisters Ferd. Donath vereinigten sie sich, und um Abwendung des Übels wurde das Gelübde gestiftet, den 26. Juni als Tag der hl. Marthyrer Johann und Paul als einen halben Feiertag mit dem Frühmorgengottesdienste zu feiern, welche Gelobung 1762 mit „consistorialer Confirmation" eingeführt wurde und zu immerwährenden Zeiten gehalten werden soll.

1771 und 1772 herrschte im ganzen Lande die teure Zeit, die aber die hiesigen, weniger ergiebigen Brotgebirge am meisten drückte. Der ß Korn stieg in diesen beiden Jahren von 5 bis 11½ Rt. Das Pferdefleisch wurde von den vom Hunger abgematteten Leuten dem Frondiener aus den Händen gerissen. Es entstanden Krankheiten, die aber dennoch nicht in eine Pest ausarteten. Dieser so großen Not wurde endlich durch die mildtätige Regierung unserer Landesfürsten Theresens und Joseph durch die allgemeine Aufmachung[3]) sämtlicher Magazine abgeholfen.

---

[1]) Dieses Buch ist leider nicht mehr vorhanden. — [2]) Der 8. Jan. 1758 fiel in der Tat auf einen Sonntag. — [3]) „Aufmachung" für „Öffnung" und eine Menge schwülstiger Wendungen machen es doch zweifelhaft, ob Miller die Chronik geschrieben hat.

1778. Der König von Preußen drang mit einem ungeheuern Heere bei Nachod ein und stand dorten dem Kaiser gegenüber. Ein noch ganz kriegerisches Unternehmen [1]) begann Prinz Heinrich von Preußen, Bruder des Königs. Dieser kam mit einer von Preußen und Sachsen zusammengesetzten, gleich starken Armee über Hainspach, Schluckenau und Rumburg und drang über den zum Kriegführen unglaublich steilen Berg Tollenstein durch das große Gebirge in das innere Land an der Iser für Jungbunzlau und Kosmanos vor, während welchem Durchmarsche die Stadt die Plagen der Kriege, von ersteren noch nicht erholt, wiederum neuerdings durch Brandschatzungen und Lieferungen fühlen mußte. Der erfahrenste Held seiner Zeit, Gideon Freiherr v. Laudon, dessen Name in den österreichischen Staaten durch seine glänzenden Taten ebenso unsterblich wie in des Feindes Armeen schreckhaft geworden, zwang in kurzer Zeit den kühn eingedrungenen Feind, gleich dem überstiegenen Berg Tollenstein, sich über den beinahe nicht zu befahrenden steilen Geiersberg aus Böhmen zu retirieren. Preußens Vorsicht erkannte die Gefahren, nahm die Vorschläge der annoch lebenden Herrscherin Mutter Theresiens an, und es wurde ein Kongreß in Teschen zu Stande gebracht, worauf im folgenden Jahre der Friede erfolgte und Joseph ein Teil von Bayern eingeräumt wurde.

Es werden weiter die Reformen Kaiser Joseph's II. erwähnt. Wörtlich heißt es: „So wurden zum Ruhme der hiesigen Herrschaft die Verdienste eines in hiesiger Kirche getauften Kindes, nach den erworbenen Wissenschaften dem Staate wichtigste geleistete Dienste geadelt. Ferdinand Kindermann, geboren in Königswalde, schwang sich durch seine Studien zum Weltpriester und zum Pfarrer in Gablitz,[2]) durch seine der Nachwelt nie aus dem Gedächtnis kommenden weise eingeführten Schulanstalten, wurde selber schon bei Theresens Zeiten als Oberdirektor in Böhmen bestimmt, zum Ritter vom (!) Schulenstein erhoben, die Domdechantei bei der kgl. Allerheiligenkapelle und die Propstei auf dem „Wischerat“ verliehen. So lohnte Therese und Joseph den Beglücker (von) Millionen Menschen.“

Joseph organisierte die Magistrate in jenen Städten, wo hinlänglicher Gemeindefond dargetan werden konnte, die Glieder nach Vorschrift zu „solarieren“. In der Organisierung des hiesigen Stadtrats entstand der schon Jahre und noch herrschende Gemeindestritt, daß der von den Bräuhöfern immer gewählte und besetzte Ratstuhl der ganzen Gemeinde eigen sein soll. Da dieser Stritt noch nicht beendet, so wird die Endschaft in Akten der Nachwelt im Archive beigelegt werden.

Kaiser Leopold verkannte auch nicht die immer erweiternde (!) Verdienste unseres „Ritters von Schullenstein“, bei dem erledigten Leitmeritzer Bistum sandte Er Ihn uns zu unserer noch größeren Beglückung als den Oberhirten christlicher Religion.

Leopold starb nach einer sehr kurzen Regierung A. 1793.[3]) Hierauf trat Franz II., ältester Prinz, die glorreiche, mildtätige Regierung

[1]) Eine wirklich sonderbare Wendung! — [2]) Kaplitz. — [3]) Leopold II. starb am 1. März 1792. Der Schreibfehler des Chronisten bleibt sehr auffällig.

an, wurde zum römischen Kaiser wie auch in allen Erbländern zum Könige gekrönt.

1796 den 28. September wurde das Kirchenfest St. Wenzeslai im hiesigen Gotteshause auf eine gemütrührende Weise in aller Pracht gefeiert. Die Predigt sagte ganz rührend und geistesvoll mit einer dem Alter überragenden Kraft Herr Albert Goldnitz (?), Pfarrer in Schirgiswalde, im Alter 85 Jahr, seines Priestertumes 56 Jahr. Das hohe Amt hat abgesungen Herr Anton Wenschuh, Pfarrer in Georgswalde, seines Alters 77 Jahr. Assistentes waren Herr Josef Böhm, hiesiger Dechant, gebürtig aus Schluckenau, im Alter 56 Jahr, Herr Josef Lumpe, Pfarrer in Ehrenberg, aus Ehrenberg gebürtig, im Alter 52 Jahr. Zeremoniarius war Herr Mansuet Müller, Vizedirektor der frommen Schulen in Jungbunzlau, aus Rumburg gebürtig, im Alter 65 Jahr. Wenn nun hinzugerechnet wird der Glöckner Tobias Waurisch aus Schluckenau, im Alter 76 Jahr, (so ergibt sich ein) Gesamtalter 411 Jahr.

Es folgt noch ein Anhang.[1])

1708 war ein hitziger Sommer, wobei die Gersten wegen mancherlei Feuchtigkeit zum Aufschossen sehr gelitten und anstatt Ähren schilfige Kolben bekam, weil von der Aussaat an bis zu St. Magdalenen Tage kein fruchtbarer Regen gewesen.[2])

1712 entstand an den Osterfeiertagen ein so mächtiger Wind, daß er unsere neuerbaute und noch nicht verklebte Rathausstube, wenn nicht gleich mit Klammern und unterstützenden Bäumen Hilfe geschehen wäre, ohne Zweifel zusammengestürzt hätte.

1714 den 22. Juni fiel ein Wolkenbruch gegen Birschken und Obernickelsdorf, unzähligen Schaden getan, viele Häuser weggeschwemmt, Menschen und Vieh ertränkt; bei uns aber die Vorstädte und beide Auen völlig unter Wasser gesetzt, die Häuser unterwaschen und sehr beschädigt und auch die Brücke weggeführt.

1715 den 12. Feber Nachts zwischen 8 und 9 Uhr erhob sich nochmalen ein grausam wütender und tobender Wind von solcher Stärke, daß er viele Häuser und Scheuern niedergerissen und abgedeckt, in den Wäldern viele Tausend Bäume gefällt und den Gemeindebusch — den „Schweidrich" — fast völlig ruiniert und gelichtet. Dieser Wind dauerte 24 Stunden und entführte aus einigen Scheuern ausgedroschene Körner von der Tenne wie auch von Scheuern und Häusern die Knotten, Flachs Stroh, Heu. Die Saat stehet zwar dieses Jahr schön, leidet aber wegen steter Regen sehr, und wie es wird eingebracht werden an Körnern, weiß Gott, welcher sich unser erbarmen und trockene Zeiten geben wolle.

Folgende Notizen sind von neuerer Hand, nicht von der des Chronisten.

1693 den 8. Oktober war so ein gewaltiger Wind, der Tag und Nacht wütete, so daß Tausende von Bäumen in den Wäldern umgeworfen

[1]) Jüngere Schrift, aber offenbar auf Grund alter Aufzeichnungen, welche in Schluckenau zur Zeit der geschilderten Naturereignisse entstanden waren. — [2]) Eine sehr sonderbare Nachricht. Denn einmal wird von „mancherlei Fruchtigkeit" gesprochen, dann wieder behauptet, daß von der Aussaat bis St. Magdalenen Tag (22. Juli) „kein fruchtbarer Regen gewesen." Unter solchen Umständen müssen auch die „schilfigen Ähren" befremden. A. P.

und Scheuern und Häuser niedergerissen, auch die Stange und Fahne am Kirchturme umgebogen wurden, so daß sie 1699 am 19. Juli durch Hans Grübner, Maurermeister, und Georg Adam Schuster, Zimmermeister, samt Knopf und Kreuz abgenommen und die faulwerdende Spille abgesägt und erstückt und am 21. August glücklich aufgesetzt ward.

1705 in der Nacht zwischen dem 25. und 26. May[1]) entstand ein großes Schneewetter und (es) fiel ein tiefer Schnee, welcher wegen des schweren Niederdruckes an den Bäumen großen Schaden verursachte. An etlichen Orten war dieses Wetter mit starkem Donner und Blitz vermischt, und es wütete ein starker Sturmwind aus Norden.

1706 nach Maria Geburt kam der Schwedenkönig Karolus der 13te (!) mit seiner in Polen abgewiesenen Armee nach Sachsen, wo er ein ganzes Jahr subsistierte, seine Soldaten ausmusterte und großes Geld erpreßte, wobei Schluckenau Tag und Tag und stündlich von deren Boten beunruhigt wurde und viel zu leiden hatte. 1707 im September marschierte er von Sachsen weg und hat 5 Nachtlager und 2 Rasttäge in Schluckenau gehalten, wodurch diese armen herrschaftlichen Untertanen und besonders die Stadtler viel ertrugen (Summa 13000) und ihnen viele Unkosten verursacht wurden.

Eben dieses Jahr war am 12. May gegen 11 Uhr die große Sonnenfinsternis, welche über ganz Deutschland ging, also daß man die Sterne völlig am Himmel sah und die Fledermäuse herumgeflogen sind.

1707 war der große, kalte Winter. Die Kälte begann am hl. Dreikönigstage und dauerte bis gegen Fasnacht. Die Kälte war so heftig, daß die Vögel in der Luft, das Wild im Walde und die Menschen auf den Straßen erfroren sind. Alle Mühlen waren zugefroren und vereiset, Niemand konnte mahlen, und daher war an Brot der größte Mangel. Diese Kälte hat auch alle Länder betroffen, „so daß sogar die große See zusammengefroren war“.

So weit die Chronik. Wie man aber sieht, wollen Chronik und Museum in vielen Beziehungen einander ergänzen, bestätigen oder berichtigen. —

Mein Werk war für diesmal zu Ende, und ich war dessen froh, weil die herrschende Hitze wirklich recht unleidlich war. Ich trug also die Blätterchronik in das Stadtamt und verabschiedete mich daselbst von dem Herrn Bürgermeister, der mir bei dieser Gelegenheit das sehr schön ausgestattete Album zeigte, welches wohl als „Stadt-Album“ bezeichnet werden kann und die Photographien um die Stadt Schluckenau verdienter Persönlichkeiten samt einigen Nachrichten über das Leben derselben enthalten soll.

Gegen Abend fuhren wir wieder nach Leipa zurück. Ich kann und will aber nicht schließen, ohne Herrn Bürgerschullehrer F. J. Preidel für die mir und meinen Bestrebungen gewidmete Zeit und Mühe den herzlichsten Dank zu sagen.

Leipa, 2. Jan. 1905. A. Paudler.

---

[1]) Nicht ganz sicher. Man könnte auf „März“ raten.

Mahnung zur Geduld.

Wohl und Wehe birgt das Leben;
Übe fleißig die Geduld!
Nirgend, auch bei edlen Streben,
Wird Dir stets des Schicksals Huld.

Josef Neumann.

Zur Geschichte von Georgswalde.

Von Florian Holfeld.

Schon frühzeitig war die Gemeinde Georgswalde im Besitze einer eigenen Kirche und eines selbständigen Seelsorgers. Ganz sicher war dies schon im 14. Jahrhunderte der Fall. Eine aus dem Jahre 1540 herrührende gerichtliche Urkunde gibt uns in dieser Sache bestimmten Aufschluß. Die Eigentümer der zu Friedersdorf i. S. gehörenden „Hampelgüter" betrachteten es von jeher als ihre Schuldigkeit, die Zehentabgabe an den Georgswalder Pfarrer zu entrichten. Da geschah es nun um das genannte Jahr, daß der Pfarrer von Spremberg den Dezem für sich in Anspruch nehmen wollte. Man appellierte an die Vergangenheit, an die Gepflogenheit, wie sie seit altersher bestanden hatte. Als Zeugen traten drei Greise auf, die vor dem Löbauer Magistrate unter Eid bestätigten, wie sie selbst ihres Gedenkens wissen und aus dem Munde ihrer Väter und deren Brüder gehört hätten, daß nämlich die den Hampelgütern anhaftende Verbindlichkeit, sowohl den Dezem an den Georgswalder Pfarrer, als auch die üblichen Gebühren an den dortigen Schullehrer, als Gerichtsschreiber abzuliefern, ein uralter Gebrauch, ein uraltes Herkommen sei und beim Verkauf dieser durch Kriegsleute verwüsteten Güter an Friedersdorf durch den Herrn von Schleinitz auf Tollenstein ausdrücklich vorbehalten wurde. Wenn nun schon im Jahre 1540 Männer von 80 und 90 Jahren die eidliche Versicherung abgaben, daß die Abführung des Zehent seitens der Hampelgüter an den Georgswalder Seelsorger von ihren Vätern und deren Brüdern ein uraltes Herkommen genannt wird, so sind wir zum Schlusse berechtigt, daß bereits 200 Jahre früher, also im 14. Jahrhunderte die Gemeinde Georgswalde im Besitze eines eigenen Gotteshauses und unter der Leitung eines eigenen Seelsorgers gewesen ist.

Wie im übrigen nördlichen Böhmen gewann die religiöse Neuerung Martin Luther's um die Mitte des 16. Jahrhunderts auch in Georgswalde festen Boden und durch mehr als 100 Jahre blieb unsre Gemeinde der Lehre des Wittenberger Augustiner-Mönches zugetan; während dieser Zeit übten hier eine Reihe evangelischer Pastoren ihre seelsorgliche Tätigkeit aus. Als hierauf das Werk der Gegenreformation auf Befehl des Kaisers Ferdinand in den nördlichen Gauen Böhmens mit eiserner Strenge durchgeführt wurde, hat man auch die Kirche von Georgswalde den römischen Katholiken wieder zuerkannt, aber wegen Mangel an Priestern und einer hinlänglichen Pfarrdotation, welche die unter den Wirren der Zeit entvölkerte, zerstreute und verarmte Gemeinde nicht zu ergänzen vermochte, zu der Pfarre Schluckenau als Tochterkirche zugeteilt. In

dieser Eigenschaft verblieb sie bis 1669, wo sie einen eigenen Seelsorger erhielt.

Am 27. Mai 1669 wurde das Gotteshaus samt dem Friedhofe durch den ersten Bischof von Leitmeritz, Rudolf Freiherrn von Schleinitz, auf's neue eingeweiht; bei derselben Gelegenheit wurde 745 Personen das Sakrament der hl. Firmung gespendet.

Bis in die ersten Dezennien des 18. Jahrhundertes stand die alte Kirche; über ihr Aussehen läßt sich nur soviel mit Gewißheit feststellen, daß sie ein von vier Linden umgebener, kleiner, schindelgedeckter Holzbau war, wie er eben für die damals beschränkte Seelenzahl unsrer Gemeinde gut genug war. 1665 wurde die mittlere, wie auch die kleine Glocke gegossen. Außer dem Hauptaltare gab es einen zweiten, den sogenannten Marienaltar. Der Dorfschmied Hans Georg Ohmann machte 1719 drei Hacken an das große Bild, so obig der Kanzel hanget, jeden eine halbe Elle lang; ebenso starke Zwecken, am Karfreitag die Kirchenfenster zu verhängen und in's hl. Grab. Das gräfliche Gallas'sche Wappen hatte in dem Kirchlein einen Platz bekommen; um dasselbe verfertigte der Tischler, Hans Christof Pohl einen Rahmen. Von den Sitzbänken war Nro. 1 für Ihrer Fürstl. Gnad. Hofe-Jungfrauen, Nr. 2 für des Herrn Pfarrers und Schulmeisters Leute bestimmt, Nro. 23 wurde für beider Möllers Leute und Nro. 24 für des Mengers und Pachtmanns Weib und Hofemägde gehalten.

Dem Glasermeister von Schluckenau, Andreas Hagen, der die von Schloßen zerschlagenen Fenster in der Kirche und Pfarrei wieder anrichtete, ist im Jahre 1720 gezahlet worden, wie folget: für 142 schlechte Scheiben, so er in die Kirchfenster eingezogen, vor jede 2 Fledermeußel verlanget, welches beträgt 2 rthl. 8 ggl. 5 Pfg. — Item vor 39 Spiegelscheiben in die Pfarreifenster vor jede 6 Pfg. verlanget, tut 19 ggl. 6 Pfg. — Im gleichen Jahre 1720 wurden für 6 kleine hölzerne Leuchter für unser lieben Frauen Altar, dem Drechsler 6 ggl. und für 8 Engel ins hl. Grab und für eine Schachtel solche hineinzulegen 6 ggl. gezahlt.

Hatte das Kirchlein in den früheren Jahrhunderten den an dasselbe gestellten Anforderungen entsprochen und den Bewohnern der Gemeinde beim Gottesdienste noch hinreichenden Platz geboten, so wurde dies doch um das Jahr 1700 anders. Bei der steten Zunahme der Bevölkerung erwies sich die Kirche als zu eng, abgesehen von dem Umstande, daß dieselbe im Laufe der Jahre in einen durchaus baufälligen Zustand geraten war. Die Errichtung eines neuen Gotteshauses war ein dringendes Bedürfnis geworden. So wurde denn im Jahre 1724 mit dem Neubau begonnen. 1725 legte man den Grundstein. Beim Ausgange des Jahres 1727 hatte jeder Häusler mit der Hand 30 Tage beim Kirchenbau zu verrichten. Der Schmied Hans Georg Ohmann mußte, weil er diesen Arbeitsbeitrag nicht geleistet hatte, als Entschädigung in Geld für unverrichtete 30 Handtage der Kirche täglich 12 xer, im ganzen 4 rthl. zahlen. — 1728 fand am Kirchweihfeste die Einweihung des neu errichteten Gotteshauses durch den Vikär und Kreisdechant Franz Wilhelm Jäger statt. Derselbe erhielt für die gehabte Mühe-

waltung, daß er das Gotteshaus aufs neue eingeweiht hat, auf Diskretion 4 rthl. — Das eiserne Kirchturmkreuz wurde von einem Schluckenauer Schlosser um 14 rthl., das kleine um 10 rthl. angefertigt, während den Knopf samt dem Stiefel ein Bautzner Kupferschmied herstellte. Die beiden letzteren Stücke hatten ein Gewicht von 159 Pfund und kosteten über 80 rthl. Zur Herstellung des Knopfes und des Stiefels auf dem kleinen Kirchturme dienten 25 Pfund Kupfer und wurden mit über 15 Reichstalern bezahlt.

Bei der Auszahlung erhielt von den Maurern der Polier für 180 Tage, der Tag zu 50 xr . . 150 fl, für 320 Tage, der Tag zu 45 xr . . 240 fl, für 21 Tage, der Tag zu 42 xr . . 14 fl 42 xr, für 404 1/3 Tage, der Tag zu 39 xr . . 262 fl 49 xr — die 1ten Gesellen für 3556 1/2, der Tag zu 30 . . 1778 fl 15 xr, die 2ten Gesellen für 2802 1/3, der Tag zu 27 . . 1261 fl 3 xr, die 3ten Gesellen für 1431 1/3, der Tag zu 24 . . 572 fl 32 xr, die 4ten Gesellen für 65, der Tag zu 21 . . 22 fl 45 xr — die 1ten Lehrjungen für 89, der Tag zu 15 . . 22 fl 15 xr, die 2ten Lehrjungen 175 2/3, der Tag zu 12 . . 35 fl 8 xr.

Bei der Brechung und Bearbeitung der Steine, bei der Pflasterung, Herstellung der Stiegen, Gesimse u. s. w. waren Steinmetzer von der Großpriesner Herrschaft tätig, die ebenfalls Eigentum der Schluckenauer Grafen war. Die Schlosserarbeit war dem Schluckenauer Schlosser Christof Möller übertragen worden. Ferner waren beim Bau beschäftigt der Altgeorgswalder Schmied Johann Georg Ohmann, der Schluckenauer Tischler Gottfried Salm und viele andere. Die Summe aller beim Neubau der Kirche aufgewandten Kosten betrug 7635 rthl. 19 ggl. 6 Pf.

Im Jahre 1729 wurden die Altäre errichtet; den Hauptaltar ließ der Pfarrer herstellen, die beiden andern zahlte die Kirche; im gleichen Jahre begann der Bau des Friedhofes und des Beinhauses. 1739 wurde die Kirche renoviert. —

Im Anschluß an den Bericht über den Bau des Georgswalder Gotteshauses möge im Folgenden Einiges über kirchliche Einrichtungen und Gebräuche aus der damaligen Zeit erwähnt werden. Bis herauf zum 19. Jahrhundert bestand eine größere Anzahl Feiertage, welche außer den heute vorgeschriebenen Festen durch Teilnahme am Gottesdienst und Enthaltung von knechtlichen Arbeiten noch überall begangen wurden. So feierten die Bewohner von Georgswalde auch noch die Feste der zwölf Apostel, den Oster- und Pfingstdienstag, die Feste des hl. Veit, Johannes des Täufers, Mariä Heimsuchung, Laurentius, Michael, Martin, Katharina; bis im Jahre 1771 durch das Reduktionsbreve des Papstes Klemens des XIV. die Zahl der Feiertage auf die heute noch übliche herabgesetzt wurde. — Den Gläubigen in der Kirche und den Kranken wurde nach Empfang des hl. Altarssakramentes Wein (natürlich nicht konsekrierter) zum Trinken gereicht. Auch der jährlich wiederkehrende, sogenannte Johannes-Trunk war hier in Übung. Damit bezeichnete man den Genuß des Weines, der am Gedächtnistage des hl. Johannes des Evangelisten vom Priester gesegnet und von den Gläubigen in der Hoff-

nung auf geistiges und leibliches Wohlergehen getrunken wurde. Der erwähnte Gebrauch verdankt seine Entstehung der Legende, daß der hl. Johannes ihm angebotenen vergifteten Wein ohne Schaden genossen habe. — Da der Pfarrer in seiner Seelsorgsgemeinde über das sittlich-religiöse Leben der ihm Untergebenen die Aufsicht führte, konnte er über solche, die sich gegen die gesellschaftliche Ordnung oder ein Kirchengebot vergangen hatten, eine Geldstrafe verhängen. So mußte z. B. 1724 Melchior Buder, weil er sich mit den Kirchenmusikanten gezankt hatte, 5 Reichstaler zur Strafe erlegen. 1727 zahlte der Altgeorgswalder Mittelmüller wegen übler Traktierung seines Weibes 6 Reichstaler, 1728 Hans Fritsche, daß er am Sonntage Gras gehauen habe, 2 Reichstaler; 1729 wurde an Strafgeldern eingenommen von zwei Personen, welche die österliche Beicht nicht verrichtet haben, 2 Reichstaler; von Tobias und Zacharias Dießner, daß sie unter der Adventzeit den Tocker (Musikinstrument) geschlagen haben, von jedem 2 Reichstaler; von Christoph Glate, welcher sich in der Nachbarschaft ärgerlich verhalten hat, 2 Reichstaler; 1731 von Zacharias Matz Bauern, daß er am Feste Mariä Geburt auf den Wäldern das Zimmer (!) eingeführt, 1 Reichstaler; 1732 von Friedrich Richter 16 ggl, von Elias Dießner, Georg Richter, Elias Rübezahl, Hans Georg Bitterlich, Michael Rübezahl, Christof Neitsch je 8 ggl, daß sie in verbotenen Häusern gespielt haben. Im Jahre 1735 wurden an Strafgeldern 94 Taler wegen unterschiedlicher Exzesse in Empfang genommen. 1736 wurden von Tobias Rade 9 ggl erlegt, weil er an verbotenen Zeiten Fleisch gegessen hat, von den Wächtern 8 ggl; 1737 wegen sonntäglicher Arbeit 20 ggl; 1745 von einigen leichtfertigen Lichtgängern 20 Reichstaler. — Am Feste des hl. Wenzel, des Kirchenpatrones von Schluckenau, zog alljährlich die Gemeinde Georgswalde prozessionsweise nach Schluckenau. Hiebei wurde eine Marienstatue, die 1718 um den Preis von 70 ß angeschafft und vom Schluckenauer Dechant Friedrich Ignaz Reinisch geweiht worden war, von zehn grün gekleideten Jungfrauen feierlich zur Schluckenauer Pfarrkirche getragen. An der Seite der Statue schritten 6 ebenfalls grün gekleidete Mädchen, Lilien in den Händen tragend. — Auf Verlangen der frommen Gräfin Marie Ernestine von Harrach, Herrin der Herrschaft Schluckenau, wurde angefangen vom Jahre 1738 auch zum Fronleichnamsfeste von Georgswalde aus eine Prozession nach Schluckenau geführt u. zw. so, daß am Festtage selbst die Feier in der Stadt Schluckenau mit dem gewöhnlichen Umzuge abgehalten wurde, wobei die zwei anderen Pfarrer der Herrschaft, nämlich der von Georgswalde und der von Ehrenberg jeder mit seinen Pfarrkindern zu erscheinen hatten. Am Sonntage nach dem Fronleichnamsfeste fand dieselbe Andacht in Georgswalde statt, bei der sich die Pfarrer von Schluckenau und Ehrenberg mit ihren Pfarrangehörigen einfinden mußten, und endlich am achten Tage nach dem Fest hielt man den Umzug in Ehrenberg wieder unter Beteiligung der beiden andern Gemeinden. Im Jahre 1784 fanden die genannten Prozessionen das letzte Mal statt; sie wurden 1786 durch ein kaiserliches Patent aufgehoben. — Anno 1731 wurde für die Kirche ein Getriebe angeschafft, welches die Engel um das höchste Gut

in dem hl. Grabe treibt. — Auch die in manchen Nachbarorten heute noch bestehende Sitte des Osterreitens war hier im 18. Jahrhunderte in Übung.

Reihenfolge der Pfarrer von Georgswalde. Bekannte evangelische Pastoren: Merten Nötels, Simon Widner, Martin Laurenty, Matthäus Schulze, Adam Keyser, Michael Buder. — Nach der Rückkehr zum römisch-katholischen Glauben war Georgswalde von 1664 bis 1669 eine Filiale, welche der Schluckenauer Pfarrkirche zugeteilt war. — Erster Pfarrer war Tobias Michael Schletwitz aus Kamnitz; er wurde am 26. Juni 1669 installirt und starb am 26. Juni 1693. — Zweiter Pfarrer: Abraham Marschal von 1693 bis zum 27. April 1694, wo er starb. — Dritter Pfarrer: Ambrosius Hieronymus David von 1694 bis zu seinem Tode, der am 6. August 1716 erfolgte. Hierauf wurde die Kirche von Josef Tietze und nachher von Balthasar Josef Lumpe administriert. — Vierter Pfarrer: Johann Franz Augustin Schneider; er trat sein Amt am 1. Oktober 1717 an und kam 1720 als Dechant nach Schluckenau. — Fünfter Pfarrer: Salomon Josef Beyer aus Reichenberg. Er war hier Seelsorger vom 20. November 1720 bis zum 19. Juni 1745, wo er verschied. Zwei Tage vor seinem Tode wurde er am Fronleichnamsfeste nach der Prozession und nach eingenommenem Mittagsmal in Schluckenau vom Schlage gerührt. Sein Leichnam wurde nach Georgswalde überführt und in der hiesigen Pfarrkirche in der Gegend des Jesukindelaltares beigesetzt. — Sechster Pfarrer: Johann Gothard Franz Stotz, angefangen vom 15. August 1745. Er wurde am 2. September 1753 am Schutzengelfeste nach beendeter Predigt, in welcher er vom Tode gesprochen haben soll, noch auf der Kanzel vom Schlage gerührt; er starb abends in der Pfarrei. Seine Leiche ruht im Grabe seines Vorgängers über dessen Sarge. — Nachher stand Johann Kindermann als Administrator der Kirche vor, bis als siebenter Pfarrer Karl Josef Ignaz Göhler am 15. Oktober 1753 kam; er blieb daselbst bis Ende August 1767 und starb am 2. Mai 1778 im Alter von 69 Jahren als Dechant von Schluckenau; er stammte aus Friedland in Böhmen. — Achter Pfarrer war Anton Wenschuch vom 30. September 1767 bis zum 15. November 1802, wo er an Abmattung starb; er war am 20. Feber 1719 in Rumburg geboren. — Neunter Pfarrer: Ferdinand Zenkner; derselbe war am 26. Feber 1747 zu Schluckenau geboren und wurde am 20. Jänner 1803 Seelsorger von Georgswalde; er verschied am 15. August 1804 an Leberverhärtung und Steinschmerzen. — Zehnter Pfarrer: Johann Georg Göttlich; am 20. März 1771 zu Zwickau geboren, wurde er am 12. November 1804 als Pfarrer konfirmirt; er starb nach langer segensreicher Wirksamkeit als Personaldechant und Ehrenkanonikus am 11. September 1843 an Leberverhärtung. — Elfter Pfarrer: Franz Josef Schubert aus Scheles im Saazer Kreis; daselbst am 19. April 1807 geboren, war er vom 25. Jänner 1844 bis zum 24. Dezember 1882 hiesiger Seelsorger, wo er an Marasmus starb. — Zwölfter Pfarrer: Franz Storch; geboren am 8. Oktober 1826 in Graber, gestorben am 11. August 1901 an Herzschwäche; er war Pfarrer

bis zum 30. März 1898. — Dreizehnter Pfarrer ist Jakob Kasper; geboren zu Lobendau am 18. Oktober 1838, wurde er am 25. September 1898 zum Pfarrer von Georgswalde installiert.

Steinwiesen und Bilfertstein.

Von Karl v. Zimmermann.

Im Jahrgang XXVII, Heft 4, dieser „Mitteilungen" bespricht Herr Prof. Paudler in einem Aufsatze „Aus unseren Bergen" auch die „Steinwiesen", die im Zuge des „Kammweges" zwischen dem Ottenberge und der Grieselmühle gelegen sind. Er schreibt darüber am genannten Orte (pag. 368): „Übrigens kann ich nur die Frage wiederholen, wie doch diese „Flinzsteine" oder „Flintsteine" auf die hochgelegenen Wiesen gekommen sein mögen. Sollten sie als letzte Verwitterungsreste älterer Felsenmassen an Ort und Stelle über ältere Formationen noch Zeugnis geben? Mögen sie ihre Heimat auf einem nahen Berge gehabt haben, oder wohl gar vor unvordenklichen Zeiten aus weiter, weiter Ferne herbeigekommen sein?" [1])

Nachdem ich mich schon längere Zeit mit der Frage des Vorkommens dieser Flinzsteine oder Quarzite [2]) in hiesiger Gegend beschäftigt hatte, konnte ich mir, auch ohne die Stelle besucht zu haben, einigermaßen über die Beantwortung obiger Fragen klar sein, nahm aber doch den Vorschlag des Herrn Professors mit Freuden an, die „Steinwiesen" auf einem gemeinschaftlichen Ausfluge von Kamnitz zur Grieselmühle aufzusuchen und das Vorkommen der „Flinzsteine" genauer zu prüfen. Der Ausflug fand am 31. Mai bei prächtigstem Wetter statt und es führte uns der Rückweg über Limpach zum Bilfertstein, der obersten Kuppe des Rolleberges. Das Vorkommen der Flinzsteine am Bilfertstein kann geradezu als Schulbeispiel bezeichnet werden, sowohl was die Lagerung als auch die Beschaffenheit der Quarzittrümmer anbelangt, und nachdem nicht daran zu zweifeln ist, daß „Steinwiesen" und „Bilfertstein", ganz abgesehen von ihrer nahen Nachbarschaft, demselben Vorkommen angehören, wird mit der Beschreibung des Bilfertsteines wohl die Erklärung für alle Quarzitvorkommen in dessen Umgebung geliefert sein.

Geht man im Dorfe Limpach an dem Gehöft des Pechhändlers Herrn Schiffner vorbei einige hundert Schritte lehnaufwärts nach Süden, so bemerkt man alsbald zwischen Buschwerk mächtige Steinblöcke und neben den untersten derselben Werkstücke, Randsteine bis zu 2 *m* Länge, die durch Keilspalten aus dem Gestein gewonnen wurden. Der Stein ist, frisch und feucht aus dem Boden genommen, beträchtlich weicher und leichter zu bearbeiten, als wenn er längere Zeit an Luft und Sonne

---

[1]) Man sieht, daß die Heimatskunde auch die Historiker und Sprachforscher unentrinnbar in die Arme der Naturwissenschaften führt. Obige Fragestellung kann unbedingt als streng methodisch und erschöpfend bezeichnet werden. — [2]) Ich bin mir wohl bewußt, daß das Wort „Quarzit" richtiger für solche Quarzfelsen vorbehalten bliebe, die wie am Jeschken die Tonschiefer durchsetzen oder wie in Aloisburg bei Rumburg dem Granitgebirge eingelagert sind. Ich folge hiebei aber nur dem hiesigen Sprachgebrauch und werde später eine Erklärung dieser Quarzite der Kreidesandsteinformation versuchen.

gelegen hat, wodurch er außerordentlich hart und unter dem Hammer klingend wird. Ein Arbeiter bestätigte uns, daß die ganzen Steinblöcke bis zum Gipfel des Bilfertsteines „Flinz" seien, und war damit beschäftigt, einen etwa 12—15 m^3 großen Block so nach und nach in lauter schmale Randsteine zu zerlegen. Vom Arbeitsplatz klommen wir nun aufwärts bis zum Gipfelblock, wobei der beim Aufforsten in Stufen von etwa 50 *cm* Höhe terrassierte Bergkegel dem Besteiger ziemliche Schwierigkeiten bereitet, da um die Steinblöcke herum alles sandiger Schutt ist. Nur die untersten Blöcke haben eine mehr tonige Unterlage.[1])

Der Bilfertstein zeigt sich unverkennbar als eine geologische Ruine und zwar sowohl in fachwissenschaftlichem Sinne, als auch bildlich genommen durch seine Ähnlichkeit mit den Trümmern einer mittelalterlichen Bergveste. Das ganze mit Steinblöcken riesiger Größe besäte Trümmerfeld erweist sich als Rest einer einstigen Schichtenfolge von quarzitischen Sandsteinen, losen Sandsteinen und darunter liegenden Tonmergeln (Oberpläner), von welcher Schichtenfolge die weniger beständigen Glieder, mürber Sandstein und Mergel, von fast gänzlicher Abtragung und Fortführung durch das Wasser betroffen wurden. Die Quarzite, im früheren Schichtverband bereits durch Gebirgsbewegungen zerbrochen und vermutlich auch bei ihrer seinerzeitigen Erhärtung schon durch Klüfte abgesondert, lagerten sich nun auf und um den Hügel herum und boten ihm so schon während der Zeit der ersten Abtragung und auch noch in späterer Zeit beträchtlichen Schutz, wodurch sich eben der sandige Bergkegel erhalten konnte; die benachbarten Kuppen sind durchwegs basaltisch. An anderen Orten, z. B. auf den nahen „Steinwiesen", waren nun die einzelnen Flinzsteintrümmer wohl kleiner, zerklüfteter, so daß sie ihre Unterlage von mürberem Gestein nicht so zu schützen vermochten, weshalb dieselbe stärker abgetragen wurde; vielleicht lag auch ihr Gebiet mehr im Zuge stärkerer Wasserströmung, also vermehrter Abschwemmung.

Höchst bemerkenswert ist die Gipfelkuppe, eigentlich ein Felsenkamm, weil sie einen zusammenhängenden, nur von schwachen Klüften durchzogenen Gesteinskörper darstellt, an dem an den seitlichen Bruchrändern und an den Klüften noch die Platten, Scherben und Röhren von Eisensandstein erhalten geblieben sind, die sich durch einsickernde Wässer längs der Klüfte gebildet haben. So stellt die Gipfelpartie den nicht häufigen Fall dar, daß man die ehemalige Höhenlage der das Sandsteingebirge durchziehenden Quarzitschicht und ihre ursprüngliche Beschaffenheit noch ziemlich genau erkennen kann, wenn sich auch die oberste im Zusammenhang gebliebene große Gipfelscholle auf ihrer weichenden Unterlage etwas gesenkt haben mag. Damit scheint also ziemlich erwiesen, daß all' diese „Flinzsteine" oder Quarzittrümmer die widerstandsfähigsten Reste oberer Kreide-

[1]) Dem Begeher des Weges von den Steinwiesen durch das „Liencht" bis zur Grieselmühle und auch dem Besucher des Bilfertsteines wird auffallen, daß außer Fichte, Tanne und Rotföhre noch fremde Nadelhölzer, namentlich an den Wegrändern, zur Anpflanzung gekommen sind, so Weymouthkiefer und Balsamtanne. Besonders erstere scheint an recht dürrem Standort an Bedürfnislosigkeit unsere Kiefer noch zu übertreffen.

sandsteinhorizonte darstellen, die sonst zumeist bis auf den Mittelquader abgetragen sind.

Dieser Auffassung ist auch auf der geologischen Karte von Prof. A. Frič und Prof. G. Laube[1]) Rechnung getragen, indem südlich von Limpach im Gebiet des Mittelquaders und der basaltischen Kuppen ein Gebiet von Oberquader und noch weiter südlich eine kleine Zone von Oberpläner (Bakulitenmergel) eingezeichnet sind. Diese Reste haben sich also voraussichtlich nur durch größere Härte und festeren Zusammenhang ihrer Quarzitschichten erhalten; daneben fehlen natürlich auch die Brocken von Eisensandstein nirgends.

Wir können außerdem jetzt für diese Quarzite einen ziemlich hohen Sandsteinhorizont annehmen, der sich natürlich nicht in gleichen Höhenkoten ausdrücken kann. Bach- und Flußläufe, Abstürze haben aber besonders die kleineren Blöcke weit talab transportiert, und wir finden sie abgerundet vielfach in den Diluvialgeschieben und Alluvionen, mehrfach vergesellschaftet mit Geschieben, die wirklich aus „weiter, weiter Ferne“ herbeigekommen sind.

Was nun die Bildungsweise der „Flinzsteine“ anbelangt, so können wir dieselbe unter einem betrachten mit derjenigen aller übrigen quarzigen Sedimentgesteine. Als Endpunkte einer Reihe mit vielfachen Übergängen können wir annehmen: Sandsteine oder auch Konglomerate und Brezzien, bei denen Quarzkörner, die die Reste zerfallener älterer Gesteine darstellen, durch ein quarziges oder kieseliges Bindemittel verkittet sind, einerseits und solche Gebilde andererseits, in welchen wir nicht ohne weiters Quarztrümmer älterer Bildung annehmen können. Diese zweite Endform können wir wieder verschieden betrachten, einmal als verkittete Kieselpanzer von kleinsten Meerestierchen, als Bildungen ähnlich den Feuersteinen in den Kreidefelsen, als Absätze aus Quellen ähnlich dem Kieselsinter und als Absatz aus Lösungen, die sich beim Passieren kieselsäurereicher Gesteine gebildet haben. Dem Laien braucht man wohl nur die verkieselten alten Baumstämme in Erinnerung zu bringen und ihm ein Stück schwarzen Kieselschiefers zu zeigen, bei welchem die durch Gebirgsdruck und Faltungen entstandenen Sprünge oder weniger kompakten Stellen durch meist weiße Quarzneubildungen ausgeheilt sind.

Unsere „Flinzsteine“ haben ihren Namen nun wohl von den flimmernden Quarzschüppchen, die die Bruchflächen aufweisen und die sich auch an der Außenseite häufig bemerkbar machen; andere erscheinen an der Oberfläche wie lackiert, vielleicht eine Einwirkung des vom Winde getragenen Sandes, oder Anlagerung von Quarzmaterial aus wässeriger Lösung zur Zeit, als die Blöcke noch im Schutt begraben lagen.[2])

---

[1]) Für unsere Zwecke dürfte sich diese ältere Einteilung der oberen Sandsteinhorizonte als die anschaulichste und dermalen noch gebräuchlichste am besten empfehlen. — [2]) Die Anschauung, daß der Bilfertstein und seine Umgebung ein feuerspeiender Berg gewesen sei, darf bei den Landleuten nicht so sehr überraschen. Es gibt ja mannigfache Sagen, die den Teufel oder sonstige Unholde Steine und Felstrümmer ausstreuen lassen. Hier meinte man wiederum, die Steine seien vom Berg ausgeworfen worden; wild genug liegen sie herum. Auch hörten die Leute wohl davon, daß die Basaltberge vulkanischen Ursprunges seien, und da griffen sie die Sache auf und ließen gerade den Bilfertstein Feuer speien, der an der ganzen Sache am unschuldigsten war.

Beide von mir aufgestellten Endformen und alle denkbaren Übergänge lassen sich in den Gebieten unserer Quarzitvorkommen feststellen, vom quarzigen Konglomerat bis zu den sogenannten „falschen Feuersteinen“ mit muschligem Bruch unserer Sandsteinhorizonte. —

Ich will nun „Steinwiesen“ und „Bilsertstein“ verlassen und von anderen Quarzitvorkommen in der Umgebung von Leipa sprechen. Die bekannten harten Sandsteine in der „Schinderhorka“ südlich von Leipa weisen dem Bilsertstein recht ähnliche Verhältnisse auf, wenn auch die Kuppe der Horka durch jahrhundertelange Ausbeutung ganz durchwühlt ist. Auch hier hatte sich eine „geologische Ruine“ gebildet, deren Quarzsandsteinblöcke während der Zeit der hauptsächlichen Abtragung und auch hinterdrein dem ihnen Halt gewährenden Sandhügel mit Lehmzwischenlagen behilflich waren, seinen Bestand zu sichern und sich günstig abzuböschen.

Ein großes Gebiet teils in Schutt verdeckter, teils frei im Walde liegender Quarzite reicht von Quitkau, Halbemulde, Babylon, Hospitz über die Teichlinie hinweg nach Hohlen und läßt sich von Hohlen längs des Friedhofes und der neu nach Pablowitz angelegten Bezirksstraße bis zum Kamme der Felder südlich unterhalb des „Sischkenschlosses“ verfolgen. Auch hier liegen größere und kleinere, einmal mehr Sandsteinen, dann wieder mehr Hornsteinen ähnliche Blöcke ausgestreut, lassen aber durch ihre Verbreitung auch kaum eine andere Deutung zu, als daß widerstandsfähigere Reste höherer Sandsteinhorizonte sich erhalten haben und nun im Schutt der zerfallenen weicheren Bestandteile eingebettet liegen, insoferne letztere nicht ganz vom Wasser fortgetragen wurden. In diesem Falle liegen die Blöcke eben den nächst älteren Formationen auf.

In Hospitz findet man im Schutt neben den Quarzitblöcken, die hier einfach „Kiesel“ genannt werden, auch Basaltgerölle, die einfach von denselben Wässern, die die Zertrümmerung des Sandsteins besorgten, herbeigeschleppt worden waren. Die Bildung der quarzitischen Sandsteine hat mit der Basaltnähe nichts zu tun. So sieht man in der Ziegelei des Herrn Ingenieur Schneider in Robitz bei Leipa quarzige Sandsteine wechsellagern mit zu Lehm zerfallenen Mergelschichten. Der Basalt der Kosel ist nicht fern, noch näher der Klingstein des Münzberges; hätte eine härtende Einwirkung stattgefunden, mußte sie in erster Linie durch Frittung der Mergel, beziehungsweise des daraus entstandenen Ziegellehmes sich bemerkbar gemacht haben. Die „Kiesel“ dieser Gegend wurden massenhaft zu Fundamenten und Pflasterungen, sowie Aufmauerungen beim Baue der Lokalbahnlinie der Aussig-Teplitzer Bahn verwendet, so daß die Feldraine und Waldränder, an denen sie sonst aufgeschichtet lagen, ziemlich geräumt wurden und die dortigen Landwirte durch einige Zeit guten Nebenverdienst hatten. Auch hier wurde mir bestätigt, daß der frisch aus der Erde geholte Stein mittelst Keilhacke und Zuschlaghammer gespalten werden konnte, ohne zum Keilspalten (Schrammen) greifen zu müssen.

Schöne Quarzitblöcke und Tafeln finden sich auch bei Schaiba,

westlich von Haida, wo stark abgetragene Schichten von Oberquader, die sich an den „Sonnebergrücken“ anlehnen, an diluvialen Sand und Kies grenzen. Ebenso zeigen sich Zwischenlagen quarzitischen Sandsteines an der südlichen Lehne des „Leipaer Spitzberges“ gegen die Ackerbauschule, hier von lehmigem Erdreich verdeckt, und an der Westseite des Bergfußes, wo sie in dem tiefen Wassereinriß des „Jägersdorfer Grabens“ aufgeschlossen sind.

Die sogenannten Quarzite im „Aschendorfer Sandsteine“ stellen sich wohl ausschließlich als durch Quarzneubildungen ausgeheilte Vertikalklüfte dar. Bröckelt der mürbe Sandstein nun bis zu einer solchen Kluft ab, kommt es wohl vor, daß so eine kieselige Ausfüllungstafel zur Gänze abstürzt und nun im Walde solche unverwüstliche Quarzite herumliegen. Sie stellen keine im ehemaligen Schichtenverband der Sandsteine gestandene Zone vor, ähneln also ihrer Entstehungsweise nach mehr den Quarzklippen in den Ton- und Glimmerschiefern, wachsen auch wie diese, durch Verwitterung des weicheren Nebengesteins, aus ihrer Umgebung als Rippen, Wülste, Kämme heraus. „Der Mörtel hat also besser gehalten als die Ziegel.“

Ich möchte voranstehenden, dem Geologen von Fach wohl kaum grundsätzlich Neues bietenden Ausführungen nun eine Aufforderung anschließen, die an alle Leser dieser „Mitteilungen“, besonders natürlich an die Mitglieder des Nordböhmischen Exkursionsklubs gerichtet ist, die sich mit naturwissenschaftlichen Beobachtungen beschäftigen oder auch nur gewohnt sind, die Erscheinungen in der Natur mit aufmerksameren Augen zu betrachten.

Über Naturdenkmäler, Quellenkunde und anderes wurde in den „Mitteilungen“ fortlaufend berichtet, auch über das Vorkommen seltener Pflanzen und Tiere waren die Nachrichten nicht spärlich. Würde es sich nun nicht empfehlen, wenn Beobachtungen auf dem Gebiete der Geologie und Gesteinskunde des Klubgebietes der Schriftleitung, dem Schreiber dieser Zeilen oder irgend einer anderen sich hiefür interessierenden Persönlichkeit mitgeteilt würden, um dort gesammelt und der Veröffentlichung oder doch Verwertung zugeführt zu werden? Selbst bei Landesaufnahmen zwecks Herstellung geologischer Kartenblätter suchen sich die aufnehmenden Geologen des Materiales zu bedienen, das im Kleinen vorher gesammelt wurde, und Bausteine zu einer größeren Arbeit sind jederzeit willkommen. Auch eignet sich nicht jede Beobachtung zu einer Veröffentlichung in einer wissenschaftlichen Fachschrift, und nicht jedermann ist geneigt oder veranlagt, eine vielleicht ganz wertvolle Mitteilung zur Veröffentlichung in einem Fachblatt auszuarbeiten. Es kann sich um Gegenstände von bloß wissenschaftlichem Wert, aber auch um solche handeln, die Bedeutung für die Technik, die Land- und Forstwirtschaft haben und geeignet sind, zu weiteren Fragen und Beantwortungen zu führen. In diesem Sinne war mir die Aufrollung der „Flinzsteinfrage“ in dem eingangs angeführten Aufsatz hochwillkommen, und außerdem habe ich ihr noch einen prächtigen Ausflug in angenehmer und belehrender Begleitung zu verdanken.

Eine Faktorei in Schluckenau 1755.

„Registratum über das im Stadtel Schluckenau zu errichten gedenckende Commercium. Nemblichen: 1. Hat sich hierzu der Gottfriedt Rößler, daß er in seinen Hauß eine Factorey errichten und zu Beygehilfen den Tobias Vierlich, Anton May, Joseph Marschner, Carl Hartmann, Frantz Böhm und Frantz Ullrich nehmen will, und 2. Soll diese Handlungs-Compagnie mit besonderer Eydes-Pflicht zu den Ende belegt werden, damit selbe einander wegen des Verschleißes umb so mehr treu und aufrecht, und nicht aigennutzig handlen. Sodann 3. Soll dieser Handel in Leinen-Waaren bestehen, und will sich besagte Compagnie umb den Verschleiß in verschiedenen Ländern bewerben; damit nun aber die verfertigten Waaren in seiner Vollkommenheit und Qualität bestehen, so will 4. mehr besagte Compagnie die Waaren den hiesigen Schluckenauer Handwerk, wie solche in quali zu den Verschleiß verfertiget werden sollen, von selbsten anbestellen, jedoch mit der Condition und Vorbehalt, daß sie von einem schleiderenden Meister, welcher die Waaren zum Vortheil und Verkürtzung des Commercii machet, von ihme solche abzunehmen nicht schuldig seyn wollen, wie nicht weniger 5. Weilen in Vorschein kommen, daß durch die überhäufig auf die Messen gezohene Leinweeber die Waaren in die Decadenz kommen, so ist der Schlues gemacht, daß zu Behuff dieses Commercii die nicht in der Handlung stehende zu Hauß bleiben und ihre Waaren in das bestiembte Factorey-Hauß umb baar Geldt verkaufen, auch sonsten wann ein und anderer Kaufer er sey Jud oder Christ, anhero kommet, sie demselben einige Waaren in ihren Häusern nicht verkaufen, sondern in die Factorey verweisen sollen. 6. Ist mehr besagte Compagnie dahin entschlossen, alle Dienstag, Donnerstag und Sambstag beysammen in den Handlungen und zwar Vormittag 2 und nachmittag 2 Stunden zu sietzen, in welcher Zeit die Webere mit ihren Waaren zum Verkauf erscheinen können; 7. Ist auch wiederholt besagte Compagnie dahin entschlossen, daß wann auch sich einige auf denen Märkten und in Ländern befinden, jederzeit einige zu Hauß bleiben und inzwischen den Handel forthsetzen wollen, damit die Meistere nicht Schaden und Noth leiden. 8. Wann der Weeber mit der Waar in die Fabric kommet zum Verkauf und sich ein Anstand des Preyses eraignen solte, so soll in diesen Fahl der Weeber mit besagter Waar zu Ober-Eltesten recurriren, welcher mit Zuziehung der übrigen Eltesten die Waar quaestionis genau examiniren, und so forth den Preis nach seiner Würde benennen soll, welche Schuldigkeit die Elteste jederzeit umbsonst zu verrichten schuldig sein sollen, es wäre dann Sach, daß ein und anderer Weeber die Waar untüchtig verfertigt, in welchem Fall dem Eltesten einige Gebühr verstattet werden kann. 9. Verbündet sich die Compagnie, daß ein jeder vor die gnädigst erfolgende Einlaag und Vorschues mit seinem wo immer befündlichen Vermögen hafften, auch das hievon abfallende Interesse durch den Gottfried Rößler aus der bey ihm befündlichen Handlungs-Cassa halbjährlich bezahlen, und endlich zu seiner Zeit auch das Capital nach beschehener Aufkündigung entrichten will. 10. Soll die Handlung schuldig seyn, von 1/4 zu 1/4 Jahr denen Meistern vor die in die Renten schuldige

Garne von der übernohmenen Waar die Gelder abzurechnen, oder die Meister zur Zahlung anhalten; und was 11. Ihro Excellenz, gnädigste Obrigkeit zu Fortsetzung dieses Werks sonst noch vornöthig erachten, und zu resolviren geruhen, wollen sie sich in allen als treu gehorsambste Unterthanen fünden lassen."

Als im XVIII. Jahrhundert Schluckenau in den Besitz der Harrach'schen Familie kam, erfreute sich die dort blühende Industrie auch der warmen Fürsorge der neuen Grundherren. Besonders war es die Leinenindustrie, die davon einen Nutzen hatte, daß die Herrschaft die in Janowitz in Mähren hergestellten Garne den hiesigen Webern zur Verfügung stellte. Und wenn auch der ganze Handel im siebenjährigen Kriege darniederlag, so kümmerte sich Graf Ferdinand Bonaventura Harrach doch, wie die Statuten der gegründeten Faktorei bezeugen, um neuen Aufschwung desselben und wird auch wohl die Klagen, welche die Schluckenauer Weber gegen Janowitz erhoben, abgestellt haben. Die Klagen gipfelten darin: 1. daß die Janowitzer Garne in der Bleiche scharf angegriffen werden, folglich keine Zähigkeit besitzen und weich und haderhaft sind; 2. derlei Garne sollten nicht stückweis, sondern „strahnweis" zusammengebunden werden, um dann früher austrocknen zu können; 3. das Garn sollte besser sortirt sein, die starken von den schwachen abgesondert und auch sollten nicht bucklichte Fäden gesponnen werden.

Kaiserin Maria Theresia bewilligte im Jahre 1755 zur Hebung des inländischen Handels in Schluckenau 10000 Gulden, für welche Graf Harrach die Bürgschaft übernahm. Es wurde eine Gesellschaft von sieben Personen gebildet, welche dieses Kapital übernahm und auf Grund der von der Herrschaft bestätigten Statuten den Leinwandhandel weiter führte. Trotzdem dieselben keine hypothekarische Versicherung boten, wurde ihnen das Geld gegen 3perzentige Verzinsung von amtswegen überlassen. Vielleicht werden wir nächstens erfahren, wie lange diese Faktorei geblüht hat. F. Menčík.

Über den Christbaum.

Bei einem jeden Gebrauche kann und soll man unterscheiden, wann er zuerst aufkam, und wann er allgemein in Aufnahme, somit gleichsam in die Mode kam. So steht es auch mit dem Christbaume, welcher bei den Deutschen den Weihnachtstisch ziert.

Daß der Gebrauch, zum heiligen Abend einen Christbaum zu schmücken, allgemein wurde, diesen Zeitpunkt verlegen wohl alle, die sich mit dieser Sache befaßt haben, in das verflossene Jahrhundert. Ein Gelehrter der „National-Zeitung" [1]) will hiefür das Jahr 1830 festgestellt haben. Daß aber der Gebrauch selbst viel älter ist, darf als unumstößlich gelten, das beweisen verschiedene Nachrichten.

So verbot man in Weimar 1758 das Ausschneiden der Schwarzholzwipfel zur Anfertigung von Quirlen, doch 1775 „zu denen auf Weihnachten gewöhnlichen sog. Christbäumchen".[2])

E. Neder, der das Alter der Christbäume in der Tetschen-Boden-

---

[1]) Vgl. Reichenbg. Ztg. v. 17. Dezb. 1904. — [2]) Exk.-Klub, XXIV, 416.

bachen Zeitung vom 6. Januar 1905 behandelt hat, fand einen Brief, den Georg Leopold Krieger, Hausbesitzer und ehemals kurfürstlicher Beamter in Hameln, am 6. Jan. 1708 an seinen Vetter, den Burggrafen Christoph Krieger auf Schloß Rotenhof[1]) in Markersdorf bei Bensen, gesandt hat und worin er auch erzählt, daß seine zehnjährige Tochter zu Weihnachten ein Christbäumchen auf den Kamin gesetzt habe. Da eine weitere Erklärung nicht beigegeben ist, so mag man wohl schließen, daß der Gebrauch dem Absender wie dem Empfänger des Briefes gleichermaßen bekannt war.

Übrigens hat schon früher ein Schriftsteller nachgewiesen, daß der Name „Christbaum“ bereits 1640 im Elsaß vorkam.[2]) Ja noch früher. Denn schon ein im Jahre 1605 gedrucktes Buch soll ergeben,[3]) daß die Christbaum-Sitte zuerst im Elsaß vorkam.

Sehr sonderbar ist es, daß man bereits in altfranzösischen Dichtungen aus dem Mittelalter Schilderungen findet, welche uns sofort an unseren „Christbaum“ gemahnen, obwohl sie zu Weihnachten in gar keiner Beziehung stehen und wahrscheinlich nichts weiter als dichterische Phantasiegebilde sind. So bleibt es bemerkenswert, daß Perceval in einer altfranzösischen Dichtung aus dem 12. Jahrhunderte auf seinen Wanderungen einen mit mehr als tausend Kerzen beleuchteten Baum erblickt. In einer anderen altfranzösischen Dichtung aus dem 13. Jahrhundert erblickt Durmart in einem Walde einen Baum voll brennender Kerzen, welche wie die Sterne leuchten. Er bleibt stehen und sieht auf dem Gipfel des Baumes ein nacktes Kind, das noch heller strahlt als die Kerzen. Er wird aber vor jeder Annäherung gewarnt. Später sieht Durmart den leuchtenden Baum im Walde abermals. Aber nur ein Teil der Kerzen brennt hell und aufwärts, die anderen brennen abwärts und rußig. Das Kind aber trägt eine blutende Herzenswunde. Das sind gewiß deutliche Anklänge an die Christbaum-Idee. Doch sei bemerkt, daß Durmart den Lichterbaum nicht zu Weihnachten gesehen hat, sondern bald nach Pfingsten.[4])

Jedesfalls darf man nicht glauben, daß die Einrichtung des Weihnachtsbaumes sich im Laufe der Zeiten nicht geändert habe. Das Innengerüste des Gebrauches bleibt und verleiht dem Gebrauche eine Dauer durch Jahrhunderte; die Ranken mit dem Laubwerk ändern sich und verbürgen dem Gebrauche immer neues Leben.

E. Neder erzählt in dem obenerwähnten Aufsatze, daß in früheren Zeiten die Kinder — besonders die Kinder der Ärmeren — am Christabende auf den Tisch ein Tuch breiteten, unter welchem am nächsten Morgen die Christgeschenke lagen: Obst, Wurst, Kleidung. Aber auch in vermögenden Familien wurde der Baum höchstens mit Äpfeln, Nüssen, gebackenen Birnen geschmückt. Besondere Ausgaben hat sich selten Jemand gemacht. Wie Stephan Brosche, der im Jahre 1811 zu Zautig (Nr. 25) bei Bensen geboren wurde, Herrn Lehrer E. Neder erzählt hat, sind die

[1]) Bekannt durch den gräßlichen Tod des „letzten Wartenbergers“. Vgl. Exk.-Klub, V, 28—35. — [2]) Tetsch.-Bodb. Ztg. v. 6. Jan. 1905. — [3]) Exk.-Klub, XXIV, 416. — [4]) Reichspost v. 28. Dezb. 1904. Ob nicht der Dichter durch einen blühenden Kastanienbaum zur Vorstellung des Lichterbaumes gebracht worden ist?

Christbäume, jedoch kaum 50 bis 60 *cm* hoch, in jener Gegend schon um das Jahr 1820 üblich gewesen, doch nur in den vermögenderen Familien.

Das gilt von den Bezirken Bensen und Tetschen. Ich kann aber sagen, daß ähnliche Verhältnisse während meiner Kinderjahre auch in meiner Heimat (Bezirk B. Kamnitz) bestanden haben. Weihnachtsgeschenke gab es damals in den mir bekannten Familien nur für die Kinder und auch für diese nur so lange, als ihnen der „Herrchrist" noch nicht näher bekannt war. Sobald aber die Stunde der Erkenntnis gekommen und das Geheimnis entdeckt war, hörten auch die Geschenke auf. Ich selber hatte jedes Jahr einen Christbaum bei meinen Großeltern, sicherlich schon 1847 und 1848, wahrscheinlich auch schon 1846. Am Baume hingen Äpfel, Birnen, vergoldete Nüsse, Rosinen, Zuckerwerk und Pfefferkuchen. Auch gab es einige Kerzchen. Unter dem Baume lagen noch andere Geschenke: Winterbirnen, Kuchen, Kleidungsstücke, Spielzeug.

Meine jüngeren Brüder hatten ihren Christbaum bei meinen Eltern, wo ich allerdings auch Christgeschenke, aber keinen Christbaum bekam.[1]) Niemals habe ich gehört, daß die Meinigen den Christbaum als etwas Neues und Besonderes betrachtet hätten. Es schien ihnen etwas Altes und Gewohntes gewesen zu sein.[2]) Möglicherweise hatte mein Großvater, der sich vor der Wende des Jahrhunderts durch fünf Jahre „im Reiche" und besonders in den thüringischen Staaten aufgehalten hatte, den Christbaum schon in Thüringen kennen gelernt.

Wir ersuchen unsere geschätzten Leser, welche etwa von ihren Eltern oder Großeltern über den Christbaum-Gebrauch Nachrichten aus älteren Zeiten erhalten haben, uns hievon Mitteilung zu machen. Eines möchte ich schon jetzt behaupten, daß die Versicherung, der allgemeine Gebrauch des Christbaumes stamme aus dem Jahre 1830, für unser Vereinsgebiet keineswegs zutrifft.

A. Paudler.

Kinderreime.

Von Pfarrer Karl Karafiat in Lobendau.

Von den hier gebräuchlichen Kinderreimen erlaube ich mir einige mitzuteilen. Beim „kantern" — abzählen, wird z. B. gebraucht

1. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, neine — uben stiht die Scheune, — unten stiht's Glockenhaus, — kucken 3 schöne Tocken raus. — d' ene

---

[1]) Einmal — es war zur Zeit der Nationalgarde — bekam mein Bruder eine Trommel, ich aber einen Wagen mit einem schönen Pferde, dessen Glieder wohl ausgearbeitet und schön gefärbt waren. Auch besaß es eine natürliche Mähne. Aber die Trommel reizte mich viel mehr, so daß ich das Pferd zornig zu Boden fallen ließ, daß alle vier Hufe von dem Räderbrettchen, auf welchem sie befestigt waren, emporsprangen und sich in der Folge niemals wieder ordentlich befestigen ließen. — [2]) Dieser Eindruck bleibt aber doch nicht außer Zweifel. Die Einführung des roten Klee's, sowie die der Erdäpfel fällt bei uns gewiß in das 18. Jahrhundert. Dennoch habe ich meinen Großvater niemals davon erzählen hören. Übrigens pflegen solche Neuerungen bisweilen kaum beachtet zu werden. Bei meinem Gedenken trank mein Großvater jeden Morgen unabänderlich fünf Tassen Kaffee, und zu jeder Tasse nahm er ein Stück Zucker. Und doch hatte er wie seine Frau drei oder vier Jahre früher den Kaffeegenuß als eine für die Wohlfahrt des Hauses höchst verderbliche Neuerung erklärt, wie es meine Mutter später oft erzählt hat. Ohne die Erzählung meiner Mutter, welche gute Gründe hatte, sich diese Sache zu merken, hätte ich glauben müssen, der Kaffee sei bei uns schon seit Jahrhunderten getrunken worden.

spinnt Sejde — d' ene schobt Krejde — die ondre mocht Hemden — moche mir ens — moche dir ens — und dn folschen Juden moche gor kejns.

2. Ene, tene, titsch, — kanter madel gense pritsch.

3. Es wor emol a Gorten — In den Gorten wor a Boom — Af den Boom wor a Ost — Af den Oste wor e Nast — In den Naste wor e Ei -- In den Eie wor e Laus -- Kanter madel du bist raus.

4. Dr Bauer ließ e Rod beschlon — Rote, wie viel Zwecken ließ a nein schlon (jetzt wird eine Zahl genannt).

Wenn die Kinder vom Beerensuchen heimgehen, singen sie: Beeren, Beeren, jez kumma aufen Beern! — Wemma wern ins Dorf nein kommn, — Wo die reichen Bauern sein, — Die 'n Quork mit Löffeln assen — Die a gruße Bissen beißen — Die a gruße Haufen ......

Wenn die Weidenpfeifln gemacht werden: Pfipfl Pfipfl rede, — rede nie alene, — S Katzl bei an Bene, — S Hundl bei an Schwanzl, — Diedl Diedl Danze. — S gieng a Mon den Berg do naus, — Hote rote Husen an. — Sote: Wenn ich warde rein komme, — Muß dos Pfipfl obe sein, — Wenns noch nie obe is, reiß ich Dir a Bendl raus, — Und mach ich mir a Pfeifl draus.[1])

Feldherrnhalle.

In der Feldherrnhalle des k. u. k. Heeresmuseums in Wien X, Arsenal, befinden sich 60 Porträtstatuen der „berühmtesten, immerwährender Nacheiferung würdigen Kriegsfürsten und Feldherrn Österreichs“. An der Herstellung dieser in Carraramarmor ausgeführte nud übereinstimmend 6 Fuß hoch gehaltenen Statuen sind 32 verschiedene Bildhauer beteiligt, unter denen sich auch deutschböhmische Künstler befinden.

Von Emanuel Max, R. v. Wachstein (geb. 19. Oktober 1810 zu Bürgstein, gest. 22. Feber 1901 zu Prag) stammen[2]): 1. Kaiser Karl V. (1500 – 1558) (fecit 1867), gewidmet von Kaiser Ferdinand I.; 2. Kaiser Ferdinand III. (1608—1657) (fecit 1867), gewidmet von Kaiser Ferdinand I.; 3. Feldzeugmeister Hieronymus Graf Colloredo (1775 bis 1822) (fecit 1868), gewidmet von Josef Fürst Colloredo-Mansfeld; 4. Feldmarschall Karl Fürst zu Schwarzenberg (1771—1820) (fecit 1868), gewidmet von der Familie.

Von Vinzenz Pilz (geb. 14. November 1816 zu Warnsdorf, gest. 27. April 1896 zu Wien) stammen[3]): 1. Andreas Baumkircher (um 1420—1471), Feldhauptmann Kaiser Friedrichs III. gegen Mathias Corvinus, am 23. April 1471 in Graz enthauptet (fecit 1872), aus Staatsmitteln gewidmet; 2. Feldmarschall Josef Wenzel Fürst v. Liechtenstein (1696 – 1772) (fecit 1868), gewidmet von Fürst Johann von und zu Liechtenstein; 3. Feldmarschall Johann Fürst von Liechtenstein (1760 bis 1836) (fecit 1866), gewidmet von der Familie; 4. Feldzeugmeister Julius Freiherr v. Haynau (1786—1853) (fecit 1866), aus Staatsmitteln gewidmet.

---

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XIX, 34—42; XX, 164—169. Sch.-L. — [2]) Vgl Exk.-Kl., XXIV, 191. Sch.-L. — [3]) Vgl. Exk.-Klub, X, 286. Sch.-L.

Ferner stammt von Johann Meixner (geb. 3. Jänner 1819 zu Rothfloß in Böhmen, gest. 23. Aug. 1872 in Gleichenberg) die Statue Johann Graf Aldringen (1591—1634) (fecit 1865), gewidmet von der Familie.

Von Ludwig Schimek (geb. 19. Jänner 1837 zu Prag, gest. ebenda 25. Jänner 1886): 1. Albrecht v. Wallenstein (1583—1634) (fecit 1877), gewidmet von Graf Ernst Waldstein[1]); 2. Heinrich Graf zu Pappenheim (1594—1632) (fecit 1868), aus Staatsmitteln gewidmet; 3. Johann Graf Sporck (1597—1679) (fecit 1870), aus Staatsmitteln gewidmet; 4. Johann Freiherr v. Werth (um 1602—1652) (fecit 1868) aus Staatsmitteln gewidmet.

Von Thomas Seidan (geb. 6. September 1830 zu Prag, gest. ebenda 2. Dezember 1890): 1. Mathias Graf Gallas (1584—1647) (fecit 1867), gewidmet von Eduard Graf Clam-Gallas; 2. Feldmarschall Karl Graf Clerfayt (1733—1798) (fecit 1867), aus Staatsmitteln gewidmet; 3. Feldmarschalleutnant Friedrich Freiherr v. Bianchi (1768 bis 1855) (fecit 1867), gewidmet von der Familie.[2])

Von Anton Wagner (geb. 3. Juli 1834 zu Königinhof, gest. 26. Jänner 1895 zu Wien) stammt die Statue Herbard Freiherr v. Auersperg (1528—1575) (fecit 1868), gewidmet von Fürst Carlos Auersperg.

Von Rudolf Zaufak (geb. 1830 zu Komotau, gest. 1. Dezember 1889 zu Wien): 1. Johann Giskra v. Brandeis (1400—1462) (fecit 1871) aus Staatsmitteln; 2. Wilhelm Freiherr von Rogendorf (1481 bis 1541) (fecit 1871) aus Staatsmitteln.

Die Arbeiten wurden von einem Komitee beurteilt, welchem die Bildhauer Franz Bauer, Josef Gasser, Johann Meixner und Vinzenz Pilz und der Historiker Alfred v. Arneth angehörten und welchem der Kunstgelehrte Rudolf Eitelberger, der Hauptmann Quirin Leitner und der Geschichtsschreiber Hermann Meynert beigezogen wurden.

In den Nischen der am Mittelbau des Heeresmuseums angebrachten Ecktürme und an den Zinnen der Seitentrakte erheben sich vierzig Trophäen aus Terrakotta, für welche außer Josef Leiner auch unser Vinzenz Pilz die Modelle arbeitete.

Wien. Dr. Rob. Kammel.

Geschichtsbilder von Ebersbach.

Schon früher[3]) hatten wir Gelegenheit, desselben Verfassers „Nachrichten von Ebersbach“ zu besprechen. Nun hat er zu diesen Nachrichten einen zweiten Teil herausgegeben, der in jeder Hinsicht als sehr lesenswert erscheint und den Freunden vergangener Verhältnisse mit gutem Gewissen empfohlen werden kann.[4])

Nun wollen wir sofort zu den Einzelheiten übergehen. „Ebersbach“ erklärt der Verfasser als deutsch von Eberhard, „Eibau“ aber scheint er für slawisch zu halten, wiewohl außer „Eibau“ selber auch die Formen von der Ibe und von der Yben vorkommen (p. 23, 24), die denn doch augenscheinlich alle auf den deutschen Namen Eibe verweisen, wie auch Eyba und Ybaw (p. 24). Der Name Sprewa (Spree) wird in der Urkunde von 1241 wiederholt genannt, aber die „weiße Schöps“ und die „schwarze

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XVIII, 85. Sch.-L. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, VI, 11. Sch.-L. — [3]) Exk.-Klub, XIII, 253, 254. — [4]) Geschichtsbilder von Ebersbach und Umgebung aus älterer Zeit. Von August Weise. 1904.

Schöps“ sollen ehedem auch „Spree“ geheißen haben (p. 9). Seit 1446 ist der Name „Oberlausitz“ aufgekommen, und seit 1467 sind die Namen „Ober- und Niederlausitz“ offiziell geworden. Der Name Sittauia findet sich 1238, und 1254 wird die „Stadt Zittau“ gegründet (p. 12). 1359 erwarb Zittau für 600 Schock den „Königswald“ (p. 13). Ebersbach gehörte denen v. Gersdorf. Rudolf v. Gersdorf hat 1529 Ebersbach an die Brüder Ernst und Georg v. Schleinitz verkauft (p. 15). So trat die Ortschaft in engere Beziehungen zum Niederlande, insbesondere zur Herrschaft Schluckenau-Tollenstein (Rumburg). Auch Kottmarsdorf gehörte teilweise denen von Gersdorf; Dürrhennersdorf wird 1306 als „Heinricheskorpp“ erwähnt (p. 16). Eine Urkunde Wenzel's vom 13. Aug. 1408 betrifft Spremberg, Friedersdorf, Taubenheim und Sohland, sowie die v. Ranssendorf. Bischof Johann von Meißen verleiht 1489 den Brüdern Christoph und Heinrich v. Rodewitz das Dorf Friedersdorf (p. 20). Diese Familie Rodewitz v. Friedersdorf war später in Schwoyka und Pablowitz begütert. „Gersdorf“ kommt von Gherbardesdorpp. Hinko Berka zu Leipa schuldete 1413 dem v. Gersdorf zu Baruth 1000 Mark Prager Groschen polnischer Zahl (p. 24). 1474 wurde Fugau dem Niklas und Georg Cadann verliehen (p. 27). 1494 hat „Cadann in der Fuge“ für die von „Ewerspach“ in Löbau Fürbitte eingelegt, als sie eine ermordete Jungfrau liegen ließen und nicht nach Löbau in's Gericht einantworteten (p. 88). Über die ältere Zeit von Oberleutersdorf sind wenig Nachrichten erhalten. Niederleutersdorf hat Freiherr v. Löbel auf Rumburg am 27. April 1637 von den Jesuiten gekauft. Seither verblieb es bei der Herrschaft Rumburg (p. 34). Viel finden wir über Ebersbach unter der Herrschaft der Schleinitz-Familie (p. 35—47). 1419 machte Heinrich Renker mit seinen Gesellen einen Einbruch in Georgswalde (p. 49). Bei dieser Gelegenheit soll die „Lampelburg“ in Gersdorf gestürmt worden sein. Die Tat wurde von Hinko Berka Hlawatsch streng gestraft (p. 50). Zu beachten sind die Bekenntnisse aus dem Bautzner Gerichtsbuche (p. 52 u. f.), wobei über Georgswalde und Nickel Pänzer Manches vorkommt. Der Fenisberg in Ebersbach ist nicht mehr nachzuweisen. Der Falkenstein, auf welchem Mickisch Bleykette saß, liegt wohl bei Dittersbach. Bei Gabel gab es einen Falkenberg und eine Falkenburg. Der „Fredewald“ bei Kamnitz wird als Ziel von Botschaften genannt (p. 54, 194, 195.). Auch Hans Weber von Ehrenberg, Markus von Kaltenbach, Cappe von Kreibitz, Reilbaw von Kamnitz sollen bei räuberischen Pferdehändeln beteiligt gewesen sein. Ebenso Andere (p. 55). Als Zugehör zu Bauerngütern werden 1624 und 1626 ein Spieß und ein Seitengewehr oder ein Rohr (Schußwaffe) und ein Seitengewehr genannt (p. 60). Das war offenbar das „alte Hausgewehr“, welches noch jetzt im Sprichworte vorkommt.

Im Jahre 1536 hat ein Bär in Cottbus ein Kind getötet. 1638 kamen die Wölfe bis in die Görlitzer Heide und holten die Kettenhunde aus den Gehöften. Auch lebten damals noch Wölfe in den Wäldern bei der Lausche (p. 61).

Früher wurde nach Hufen gesteuert. 1567 wurde die „Rauchsteuer“ eingeführt. Ein Bauerngut war ein voller Rauchfang. 12 Häusler bildeten auch einen „Rauch“. Drei Rauche gaben einen „Nagel“, 24 einen „Fuß“, 96 ein „Ritterpferd“, wonach die Gutsherren besteuert wurden (p. 67). Neuerer Zeit wurden in der Oberlausitz die Gebäude nach „Wurzeln“ gegen Brandschaden versichert. Eine Wurzel wurde mit 20 Talern entschädigt (p. 69).

1306 wurden 20 Dörfer aus dem Bautzner Gerichte nach Löbau zugewiesen, darunter Ebersbach, Kottmarsdorf, Schönbach, Lawalde, Dürrhennersdorf. Den Löbauer Gerichtssprengel bildeten bis zum Pönfalle (1562) 35 Dörfer (p. 74). Nach altem Brauche gehörten zum Schöppengerichte 7 Mitglieder. Sie saßen immer auf „vier Bänken“, selbst wenn ihrer nur vier anwesend waren (p. 75). Der Frohnbote erhebt das Zetergeschrei (p. 77). Gericht war nur am Tage d. h. nach Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang. Wahrscheinlich war der Ring Gerichtsort der vier Bänke (p. 78). Das „Bahrrecht“ wird beschrieben (p. 79). Kleinhans von Wüsten Ebersbach war wegen Unzucht wider die Natur angeklagt, wurde wegen seiner Jugend (unter 14 Jahren) gestäupt und für immer landesverwiesen (p. 82). 1496 haben die von Ewersbach ihre Ruge eingebracht, nämlich Junker Cadan hatte 15 Garben Hafer und Hans Schmidt 15 Garben Korn verloren, wissen aber nicht, wer dies getan hat (p. 83). Einmal kommt ein „Sensenworf“ vor: seine seinse mit der worff; 1545 an der Kermis; 1548 aus den Bansen (p. 84). 1508 hat ein „windischer Mann“ (Wende) von Heynerßdorf ein Zetergeschrei vorgebracht, wie daß einer seine Frau geschlagen, weil sie die Hühner aus dem Getreide gejagt hatte (p. 85). Wenzel von Ronberg

(Rumburg) hat 1502 „Blutrunst bewiesen" (p. 86) auf Simon Richter von Yeringißwalde (Georgswalde), und 1531 werden Paul Röttig von Iherigiswalde (Georgswalde) und Benisch Menzel von Friedersdorf von Nickel Scholtzen von „Ewersdorf" angeklagt (p. 87), „ihm vorlehmbt". Ein anderer hatte 1548 einem Kläger (p. 87) an der linken Hand alle Finger „vorlembt", was offenbar „gelähmt" bedeutet. 1586 wird Hans Holfeld von Jerichswalde geklagt, weil er den Martin Ißrahel von Dürrhennersdorf entleibt hatte. Der Beklagte bezieht sich auf Valentin Hans Müller von Georgswalde, Martin Müller, Hans Gütler und Christoph Gocht von Wüsten Ebersbach (p. 90). Über Vermittlung des Grundherrn v. Schleinitz erschien der Geklagte, nachdem ihm schriftlich Geleite gegeben worden war. Bei der letzten Verhandlung erschien Hans Holfeld nicht mehr und kam in die Acht (p. 90, 91).

Die älteste Schöppenbuchs-Eintragung von Ebersbach stammt aus dem Jahre 1537. Doch scheinen manche Blätter verloren gegangen zu sein. Etwas jünger sind die Schöppenbücher von Eibau und Oberfriedersdorf. Alle stammen aus der Schleinitzzeit (p. 93). Ebersbach hatte wie Georgswalde 12 Schöppen, doch genügte es bei Verträgen, wenn außer dem Richter 2 bis 4 Schöppen zugegen waren (p. 93). Über die Kerbhölzer gibt es wichtige Einschreibungen von 1549, 1564 und 1573 (p. 94, 95, 96).

1604 hatte Martin Wendler, Teichgräber zu Ebersbach, einen alten wüsten Teich unter dem „Obien" (Oybin) wiederhergestellt (p. 97).

„Ehedinge" waren Gerichtstage, die erst nach geraumen Zwischenzeiten im Dorfgerichte abgehalten wurden (p. 99). Ant. Uechtritz war 1562 Schleinitz'scher Hauptmann (p. 99). Zu beachten ist der Vertrag nach einem Totschlag am 2. Juli 1562 (p. 100). 1544 wird Ant. Uechtritz Hauptmann zu Hainspach genannt (p. 104). Am 3. Okt. 1582 verkauft Ernst v. Schleinitz auf Tollenstein und Schluckenau das Lehngericht in Ebersbach für 1300 Taler (zu 72 krz.) an Michel Neumann in Ebersbach. Der Hauptmann Kaspar v. Zscheik übergab das Gut (p. 105). Der Ausdruck „Kretscham" für das Richtergut oder Lehngericht findet sich erst 1636 (p. 106). Am 17. Okt. 1591 wird mit Bewilligung der Frau Ludmilla v. Schleinitz geb. v. Lobkowitz auf Schluckenau und Neuschloß das Lehngericht Schulden halber verkauft. Herrschaftlicher Verwalter war Paul Reichbrott, und Hans Melbiß war älterer Bürgermeister von Schluckenau (p. 107). Außer dem Kretscham entstanden später die „Ameise" und die „Hainschänke" (p. 109). 1767 wurde die Schützengesellschaft gegründet, die zur Gründung des Ebersbacher Schießens führte (p. 111).

Das Gotteshaus in Leutersdorf soll ehedem zur Pfarre Rumburg gehört haben, war aber 1448 eine Filiale von Spitzkunnersdorf (p. 122). 1546 ließ Georg v. Schleinitz den Pfarrer Martin aus Spitzkunnersdorf, weil er in Leutersdorf das „Evangelium" verkündete, vier Wochen lang in Rumburg einsperren und befahl den Leutersdorfer Untertanen, den Dezem fortan nach Eibau zu leisten (p. 122).

Es werden verschiedene Pastoren aus Böhmen genannt (p. 124, 127). Es wird über die ehedem zu Niedergeorgswalde gehörigen Hempelgüter (p. 125), es wird über die Gegenreformation (p. 128) berichtet. Auch über den von uns öfters erwähnten Joh. Georg Otto und die Gründung von Gersdorf (p. 130—133).

Die Appretur der Leinwand geschah ehedem in Georgswalde (p. 146, 147). 1783 wurde in Ebersbach die Aufstellung der ersten Mangel genehmigt (p. 147). Noch im 19. Jahrhunderte war zur Aufnahme eines Ausländers nicht bloß die Genehmigung der Behörde, sondern auch die Zustimmung der Ortsbewohner erforderlich (p. 150). 1554 wird eine Brettschneidemühle (Schneidezeug, Holz, Bretter, Klötzer) in Ebersbach erwähnt (p. 152). 1558 kaufte Fab. Wünsche von Irbrigk (Ehrenberg) eine Mühle in Ebersbach, wobei Hans Mutzigk aus Georgswalde zugegen war (p. 153). 1803 wurde auch unweit des Schlößchens die erste Windmühle erbaut (p. 155).

1530 hatte Georg v. Schleinitz dem Richter zu Eibau erlaubt, auch ander Bier als Zittauer zu schänken, weshalb gegen 300 Zittauer Bürger bei dem Richter einfielen und sein Laubaner Bier auslaufen ließen (p. 160). Der Richter Zach. Schubert[1]) von Georgswalde hat vom 1. Jan. 1692 bis zum 20. Juli 1695 über 1346 Viertel Bier von der Schluckenauer Herrschaft ausgeschänkt.

Den Schluß über die ältere Zeit bilden Bergbau und Münzwesen. 1515 galten 24 böhm. Groschen einen rhein. Gulden. Die Zittauer Mark hatte 56 Groschen. Ein

---

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 279, 280. Zacharias' Vater war Sigmund Schubart (1. Novb. 1681). Sch.-L.

Taler wurde zu 68 bis 74 Kreuzern gerechnet. 21 meiß. Groschen machten 1 Gulden oder 1 Mark. Zeitweise galt der Gulden 48 kleine oder weiße Groschen, der Groschen zu 7 Pfennig. Aber diese Verhältnisse wechselten sehr (p. 170—176).

Dem Buche, das in sechs Lieferungen erschien, sind 13 Abbildungen beigegeben.

A. Paudler.

Aus Mitgliederbriefen.

Johnsdorf bei Deutsch-Gabel, 15. August 1903. Beiträge zur Geschichte von Johnsdorf. Mit der Renovierung der am Fahrwege nach Lämberg stehenden Hauptmanns-Kapelle, von der ich Ihnen schon im Herbste 1902 [1]) berichtete, ist leider bis heute noch nicht begonnen worden. An demselben Fahrwege, jedoch hart an der Johnsdorfer Grenze, dort, wo sich früher eine herrschaftliche Ziegelei befand, steht auch eine alte Statue von Stein, die schmerzhafte Mutter Maria mit ihrem Sohne Jesus darstellend, die gleichfalls einer Renovierung bedürftig wäre. Niemand im Dorfe weiß, von wem und aus welchem Anlasse diese Statue errichtet wurde; von einer Inschrift daran ist auch nichts zu entdecken, nur auf der Rückseite befinden sich in Stein gehauen die Buchstaben S. CK. O. und die Jahreszahl 1779 (oder 1794?). — Wie mir ein alter Gedenkmann, der 84-jährige Ausgedinger Josef Schwarzbach in Nr. 60, erzählte, wollte um die Mitte des 18. Jahrhunderts der auf der genannten Bauernwirtschaft seßhafte Johann Christoph Scholze in Johnsdorf eine Kirche erbauen. Er hatte sich zu diesem Behufe mit dem Grafen Clam-Gallas ins Einvernehmen gesetzt und ihn ganz für seinen Plan gewonnen; Johnsdorf sollte mit den Ortschaften Kunewalde, Lämberg, Vogelsang („Schwarzer Busch" im Volksmunde) und Jüdendorf, die gegenwärtig die Gemeinde Lämberg bilden, zu einer Kirchengemeinde vereinigt werden. Leider kam der Plan nicht zur Ausführung, weil sich die Bewohner von Johnsdorf bezüglich der Verrichtung von unentgeltlichen Fuhren und Arbeiten geweigert haben sollen. Der Bauer Scholze, der durch das Straßenfuhrwerk ein reicher Mann geworden war, erbaute deshalb in der Nähe seines Gehöftes auf seine Kosten nur eine Kapelle von Stein; die frühere hölzerne Kapelle hatte im Jahre 1752 ein heftiger Sturm niedergerissen. Scholze hatte 2 Söhne und 4 Töchter; ein Sohn ertrank im Alter von 4 Jahren in der „Mistpfütze" beim Hause, der andere starb in Iglau, wo er sich gerade mit dem Fuhrwerke des Vaters befand, im Alter von 19 Jahren. Die Töchter verheirateten sich, die älteste mit einem gewissen Schwarzbach aus Kratzau, der durch 40 Jahre Kurschmied bei einem Husarenregimente war, das durch 25 Jahre bei Lämberg lag; an ihn ging die Bauernwirtschaft Scholze's über. Einmal schlug aber am Laurenzifeste (10. August) der Blitz in das Wohngebäude, und das Feuer zerstörte das ganze Gehöfte. Hierauf wurde der Hof viel einfacher als früher aufgebaut. In den 50ger Jahren des 19. Jahrhunderts, als mein Gedenkmann Vorsteher in Johnsdorf war, wollte er die Umpfarrung der Gemeinde von Seifersdorf nach Ringelshain durchsetzen; er hielt deshalb mehrere Versammlungen der

---

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XXVI, 293. Sch.-L.

Ortsbewohner ab, allein seine Bemühungen scheiterten an den Befürchtungen der Leute vor größeren Lasten, die ihnen dadurch erwachsen könnten. Schwarzbach's Bemühungen wurden aber von andern vor einigen Jahren wieder aufgegriffen, doch scheiterte diesmal der Versuch an dem Widerstande der Geistlichkeit. Eine Folge hievon war, daß sich ein Teil der Bevölkerung von Johnsdorf im Jahre 1902 von der katholischen Kirche lossagte und evangelisch wurde. Wie die Dinge jetzt liegen, dürfte in nicht gar zu ferner Zeit in dem Orte ein evangelisches Kirchlein erbaut werden. — Der herrschaftliche Meierhof Wüstewiesen soll nach dem 30 jährigen Kriege errichtet worden sein; über dem unteren Tore befindet sich auch noch die Jahreszahl 1666. Im Jahre 1800 wurden die Gebäude und die Felder desselben verkauft und die Herrschaft behielt nur die Wiesen in ihrem Besitze; vor 3 Jahren wurde unterhalb des Hofes von der Herrschaft ein Teich angelegt. Das neben dem Hofe stehende Haus Nr. 61 soll früher das herrschaftliche Jägerhaus gewesen sein.

Ferd. Thomas.

Freudenberg, 10. September 1904. Major Schiefner. Am 27. August d. J. starb zu Mistelbach in Niederösterreich August Edler von Schiefner, Major im Ruhestande. Derselbe war zu Freudenberg Nr. 23 neu im Jahre 1833 geboren, wurde im Jahre 1854 zum 42. Infanterie-Regimente assentiert, machte die Feldzüge im Jahre 1859 und 1866 mit, wurde nach dem 1866ger Feldzuge zum Offizier befördert und brachte es bis zum Hauptmann I. Klasse. Von Sr. Majestät dem Kaiser wurde demselben der Adel verliehen. Nach vierzigjähriger Dienstzeit trat Schiefner als Major in den Ruhestand und wählte Mistelbach in Niederösterreich als Wohnort. Wie mir ein Bekannter mitteilt, wäre er lieber hier in Nordböhmen geblieben, wenn seine eine Tochter, welche Lehrerin ist, eine Stelle hier irgendwo in der Nähe bekommen hätte. So erhielt sie eine Stelle in Mistelbach und deshalb zogen die Eltern mit. Schiefner war ein echter Sohn seiner Heimat, denn in Zwischenräumen von 3 bis 4 Jahren kam er immer wieder einmal in sein Heimatsdorf, auch dann noch, als von seiner Familie hier niemand mehr lebte; so besuchte er seine alten Bekannten und Verwandten in den kleinsten Häuschen, und es tat ihm stets leid, wenn er erfuhr, daß einer nicht mehr am Leben sei. Vor drei Jahren war er auch mit der Lehrerin hier. Auch mit den ältesten Söhnen, als sie schon Offiziere waren, war er hier bei Verwandten auf Besuch. Sein Vater war ein kleiner Feldgärtner und durch viele Jahre Gemeindeschreiber und da lernten die Kinder mehr rechnen und schreiben als in anderen Häusern. Sonst hatte der Major auch nur die hiesige Dorfschule genossen. Da er schon als Feldwebel geheiratet hatte und acht Kinder besaß, so hatte er auch keine Schätze sammeln können. Er hatte aber eine sparsame, haushälterische Frau, die alles ökonomisch einzurichten verstand.[1]) August Kögler.

Meistersdorf, den 3. Jänner 1905. Alte Gesangbücher. Im hiesigen Schulmuseum befindet sich auch ein der Gemeinde Meistersdorf gehörendes geschriebenes Gesangbuch aus dem Jahre 1842, welches

[1]) Alle fünf Söhne sind Offiziere. Sch.-L.

noch in sehr gutem Zustande ist. Dasselbe wurde, wie es im Vorworte heißt, den 12. September 1842 unter dem damaligen Ortsvorsteher Florian Gürtler an dem Tage, als die Meistersdorfer anläßlich sehr großer Dürre eine Prozession in die Kapelle nach Böhm. Kamnitz unternahmen, um den lieben Gott um Regen zu bitten, gestiftet. Diesen Zug begleitete als Vorbeter Josef Albrecht, der bereits seit 1824 dieses Amt inne hatte. Die gesamte, Fähnchen tragende Schuljugend unter Führung des Lehrers Franz Domaß nahm teil. Der Prozession voran marschierte die Musikgesellschaft des Franz Josef Palme, welche die erbaulichen, von den Teilnehmern gesungenen Lieder begleitete. Um die Kosten für die hl. Messe und für's Geläute aufzubringen, wurde eine Sammlung eingeleitet. Von dem Restbetrage wurde genanntes Gesangbuch gekauft. Um die Herstellung bezw. Abfassung bemühten sich Josef Kretschmann, Thomas Oppitz und Franz Heller sehr. Dasselbe enthält außer der Vorrede die Geschichte des Baues der Meistersdorfer Begräbniskirche, dann folgen äußerst sorgfältig, geradezu kalligraphisch geschriebene Lieder. Die Titel der Lieder sind mit großem Fleiße und Geschicklichkeit in Zierschrift gearbeitet. Dieselben müssen als äußerst gelungen bezeichnet werden. Das Gesangbuch enthält folgende Lieder: Großer Gott wir loben dich! — Vater unser. — Vater, den uns Jesus offenbarte. — Ave Maria. — Gabriel. — O! St. Anna wir dich grüßen. O! Maria. — Salve Regina. Jesus! — O Maria! — Gelobet sei Jesus Christus! — An den Bittagen. — Zum heiligen Marienbilde. — Abschiedslied vom Gnadenbilde. — O! St. Anna! — Lauretanische Litanei. — Zum allerheiligsten Herz Jesu im Himmel. — Zur Mutter Gottes. — Das Lob Maria's. — Zum Leiden Jesuschristi. — Zur heiligsten Dreifaltigkeit. Das Gebet des Herrn. — Von den 367 Seiten des Buches sind nur 175 beschrieben. Das Schulmuseum nennt noch mehrere geschriebene alte Gebetbücher sein eigen. Darunter befinden sich auch solche, die bereits über hundert Jahre alt sind.

Adolf Kunert.

Gablonz a. N., 8. Jänner 1905. Nordböhmische Ortsnamen. In den „Bekenntnissen" aus den Jahren 1433—1437 des Gerichtsbuches 1430 im Bautzner Stadtarchive, mitgeteilt im „Neuen Lausitzischen Magazin", Bd. 80, Heft 1, von Dr. Paul Arras wurden u. a. folgende nordböhmische Ortsnamen genannt: Lobedaw (Lobendau), Brenne (Brenn, südl. von Reichstadt), Greffinsteyn (Grafenstein, östl. von Grottau), Tetczen, Tetczin (Tetschen), Kreybicz (Kreibitz), Tolinsteyn, Tholinsteyn (Tollenstein), Jergiswalde (wohl Georgswalde), Slogkenaw (Schluckenau), Lemberg (Lämberg bei Deutsch-Gabel), Niclesdorff (wohl Nixdorf), Wolframsdorff (wohl Wölmsdorf), Dewin (die Ruinen des ehem. Raubschlosses D. liegen am Hammerteiche), Wartinberg (Wartenberg), Schonaw (Schönau bei Hainspach), Haynsbach (Hainspach), Gontersdorff by Tetczin (Güntersdorf bei Tetschen), Swoyko, Swoyke (Schwoyka), Warnsdorff, Ronenberg (Rumburg), Fridewalde (der Fridewald oder Fredewald war die Burg auf dem Schloßberge [1]) von Böhm.-Kamnitz), Birgkensteyn, Burgkenstein (Bürgstein), Kessil (vielleicht Kessel

[1]) Die Deutung nach den Fußnoten des Herrn Dr. Paul Arras.

bei Oschitz), Schawinsteyn (Burg bei Hohenleipa) und Hoen Leype (Hohenleipa). Karl R. Fischer.

Hirschberg, am 3. April 1905. Ein Wiegenkind. Die Wunde, welche die blutigen Revolutionsjahre 1848—49 geschlagen hatten, waren kaum geheilt, als abermals drohende Wolken am politischen Horizonte aufgezogen. Diesmal sollte es zum Kriege mit Preußen kommen, und Österreich begann Truppen in Nordböhmen zusammenzuziehen. So lag in Hirschberg Artillerie, und es ist die Höhle, die als Pulverkammer benutzt wurde, noch heute bekannt, und in den umliegenden Dörfern waren Husaren einquartiert. Daß die ohnehin etwas urwüchsigen Sitten dieser edlen Söhne der Pußta durch die vorher mitgemachten Kriege keine Verfeinerung erfahren haben dürften, ist beinahe als gewiß anzunehmen. Auch waren die Magyaren schon damals von dem unerschütterlichen Glauben durchdrungen, daß der dumme Schwob' nur dazu da sei, den Übermut der „stolzen, ritterlichen Nation" geduldig zu ertragen. So nahmen denn auch die Roheiten und Plackereien gegen die Quartiergeber kein Ende und kannten keine Grenze. — Einmal legte sich im Dorfe Wobern ein betrunkener Husar in eine Kinderwiege und verlangte vom Bauer, er solle ihn schaukeln. Das ging dem biederen Manne denn doch über die Hutschnur. Er machte sich auf die Socken und ging in's Hirschberger Schloß, wo er seine Beschwerde beim Grafen Josef Waldstein, der damals als Leutnant bei den Husaren stand, vorbrachte. Da wurde natürlich gründliche Abhilfe versprochen und auch raschest verschafft. — Als der Bauer dann später im Wirtshause von seiner Rücksprache mit dem Grafen erzählte, meinte er kopfschüttelnd: „Ich weß ni', dar junge Grofe is' doch aus su enn ganz enn gut'n House, wie ock dar unter su eine Branche kimmt!" Heinrich Wähner.

Dresden, 11. April 1905. Herr Karl R. Fischer schreibt im 1. Heft der Mitt. (1905 p. 114/15): „Es ist eine auffallende Erscheinung, daß bei der Mehrzahl der Bücher aus dem 16., 17. und 18. Jahrh. die Titelblätter herausgerissen sind." — In einer Broschüre v. Matthias Kalina v. Jätenstein, Prag 1818: „Nachr. über böhm. Schriftst. und Gelehrte, deren Lebensbeschreibungen bisher nicht bearbeitet sind", fand ich folgendes: „Die 21. Regel des Verzeichn. verbotener Bücher verordnete, daß alle böhm. v. J. 1414—1635 aufgelegten, von Religionsgegenständen handelnden Bücher nicht zu dulden seien. Die Verminderung der vaterl. Bücher älterer Zeit verursacht, daß manche Werke uns nur nach ihren Titeln bekannt sind, daß von vielen die Titelblätter herausgerissen oder falsche Titel eingeklebt wurden, um sie gegen Verfolgung zu schützen, daß endlich viele Werke nur sparsam vorhanden sind, daher nur mühsam ausgeforscht werden können."[1])

[1]) Ein Beispiel kann ich aus meinen eigenen Erfahrungen berichten. Als F. Wenzel, der später als Vikär in Zwickau starb, noch Kaplan in Oberpolitz war, pflegte er Meß-Sequenzen zu sammeln, wovon er eine große Sammlung mit einem Wiener Freunde herausgeben wollte. Zu diesem Zwecke hatte er jederzeit uralte, geschriebene Meßbücher, deren Bilder mit Seidenschürzen bedeckt waren, aus Universitätsbibliotheken und alten Klöstern in seiner Verwahrung. Vom Cisiojanus sprach er wie von einem guten Bekannten, und wenn ich auf Reisen ging, so bat er mich, nach recht alten Meß-

Obgleich hierdurch die Frage, warum man auch später erschienenen Büchern die Titelblätter entnahm, nicht gelöst ist[1]), wollte ich wenigstens auf diese Stelle aufmerksam gemacht haben. Die Broschüre ist überdies auch weiter interessant, enthält unter anderen auch eine Lebensbeschreibung des Georg Handsch († 1595) und erschließt manches dunkle Gebiet.

Fr. Schmid.

Zahorschan b. Leitmeritz, 12. Apr. 1905. Bensen. Binsdorf. Zu Exk.-Klub XIX, 265 und XXVIII, 21, Bensen, erlaube ich mir, darauf hinzuweisen, daß das „Pr. Abdbl." vom 11. Aug. 1898 anläßlich des Todes des Fürsten Bismarck folgende Notiz (aus dem Berliner Tageblatt) enthielt. „Der Name Bismarck ist ein Ortsname, wie die meisten neueren Namen. Der Name kommt in Preußen elfmal, in Pommern fünfmal, in Brandenburg zweimal vor. Bies, Biese oder Beß, Bisse bedeutet als geographischer Name nichts anderes als „Binse oder Rohr". In der Nähe von Wittstock liegt „Biesen". Dieser Name ist derselbe wie Bensen in Böhmen und in Westfalen. Mark ist ein Stück Land, das durch einen Graben oder Grenzstein, eine Furche, einen Zaun u. dgl. markiert ist. Bismarck bedeutet also einen Ort, welcher durch Binsen oder Rohrdickicht vom benachbarten Felde getrennt ist, oder einen Ort, wo Binsen wachsen. Der erste, der den Namen „Bismarck" getragen hat, war der Besitzer eines solchen Feldes, welches Bismarck genannt wurde." — Dr. F. Tetzner verweist in seinem „Deutschen Wörterbuche" (Leipzig, Reclam) bei Biese (aus ält. Bintze, mhd. binz, binez, ahd. binaz) auf das engl. bentgrass (Binsengras) und das nhd. Bentheim (Binsenheim). „Notker († 1022) erklärt den Namen von der nazi (Nässe), an der sie steht."

A. Schwob.

Leitmeritz, am 26. April 1905. Specification von dem (1745) in der königl. Stadt Leitmeritz an Einen Theil stehenden königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. General-Staab. Ihro H. General von der Cavallerie, Chevalier de Saxe Durchl. —

büchern zu spüren. So ging ich denn auch auf einer thüringischen Reise in die Gothaer Bibliothek und fragte nach alten Meßbüchern, wovon sie jedoch keine hatten, offenbar weil man in früheren Zeiten die Meßbücher für unnütze und überflüssige Dinge gehalten und daher die Gelegenheit, sie zu sammeln, versäumt hatte. (Bücher, welche mit 1200 M. und noch höher ausgeboten werden, können unmöglich gar so wertlos gewesen sein. Doch freilich, das Seltene wird teuer.) Weil aber auf meiner Karte zu lesen war, daß ich aus Leipa in Böhmen sei, so brachte man mir zwei czechische Bücher. Das eine hatte ein Titelblatt, das andere nicht, weswegen ich eben dieses Erlebnis erzähle. Es war mir ein Leichtes, nachzuweisen, daß die beiden Bücher Doubletten waren. Der Inhalt bestand aus Liedern, deren Anfangszeilen ich mir großenteils aufschrieb. Unterdessen aber war ein langer Tisch ganz mit Büchern gefüllt, und ich hatte Mühe, sie in der kurzen Zeit auch nur flüchtig anzusehen. A. P. — [1]) In ähnlicher Weise schrieb mir Herr Pfarrer Scheuffler schon am 6. April: Czechische Bücher von 1414 bis 1620 galten als ketzerisch. Deshalb rissen die heimlichen Protestanten die Titelblätter heraus, und die Bücher ohne Titelblatt blieben unbehelligt. — 1617 gedruckte Kirchenlegende der Stände. Ein Exemplar dieses sehr seltenen Buches findet sich in der Bibliothek der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich. Das Titelblatt ist herausgeschnitten. (Jahrbuch, VI, 144; X, 57). Mir kamen in meiner Gemeinde nicht selten alte Bibeln, Gesang- und Predigtbücher ohne Titelblätter vor (beinahe in der Regel). Weder Verfolgungssucht, noch Vandalismus können hier in Betracht kommen. Die schwieligen Arbeitshände mögen das Titelblatt am meisten gehandhabt und gelockert haben. Pf. Scheuffler.

Dero General Adjutant H. Major von Mordeisen. — Dero General Stabs Caplan Pat. Pleinert. — Generalats-Canceley: H. Ober-Auditeur: Hoffmann; Secretair: Schmiedter; Cancellist: Sander. — H. Obrist-Lieutn. u. General-Quartiermeister-Lieutn. v. Geyer. — H. Ingenieur-Obrist-Lieutn. v. Langen. — H. Ingenieur-Major Eggers. — H. Brig. Major v. Rheden. — H. Brig. Major von Milckau. — H. Major und General-Gewaltiger Hoffmann. — H. General-Staabs Quartiermeister Capit. von Gersdorff. — H. Ingen. Capit. Rheschuch. — H. Gen. Staabs Medicus Dr. B. Hoffmann. — H. Ingenieur Lieutnant v. Marchall. — H. General-Staabs Chyrurgus Wassermann. — H. General-Staabs Fourir Winckler. — H. General-Staabs Feldscher Geselle Hausleutner. — H. General-Staabs-Schneider Werther. — H. Feldpostmeister von Tempis.

Heinrich Ankert.

Smilkau, 29. April 1905. Hans Schober von Hohenfurth, Hauptmann des Schlosses Tetschen, welcher im 30jährigen Kriege das Schloß gegen die Schweden verteidigte, starb laut Pfarrmatrik Bodenbach am 23. Mai 1663. Er hatte im Jahre 1645 vom Grafen Joh. Sigmund Thun Grundstücke in Tetschen gekauft, die sein Sohn Lorenz Friedrich, welcher in Prag wohnte, im Jahre 1676 der Tetschner Obrigkeit wieder überläßt. Es würde mich interessieren, über den genannten Schloßhauptmann und seine Familie, sowie über die von ihm angeblich geleitete Verteidigung des Schlosses Tetschen Näheres zu erfahren.

August von Doerr.

Auscha, 3. Mai 1905. Baumseltenheit. In dem letzten Hefte der „Mitteilungen" [1]) wurde auf eine Baumseltenheit bei Auscha hingewiesen, auf eine alte Weide mit eingewachsener Fichte und schmarotzendem Holunderbaume. Zur Vervollständigung sei leider mitgeteilt, daß dieses Naturspiel seit dem heurigen Frühjahre nur mehr aus Weide und Fichte besteht, da nach Mitteilungen der Leitmeritzer Zeitung vom 19. und vom 26. April d. J. ein Auschaer Gewerbetreibender den Holunder entfernt haben soll. Der Gefertigte ist wohl im Besitze einer recht gelungenen Photographie dieses seltenen Baumes, trotzdem ist es aber recht bedauerlich, daß dieser Baumseltenheit nicht mehr Aufmerksamkeit zugewendet wurde und daß sie so verstümmelt worden ist.

Josef Jarschel, Bensen.

Leitmeritz, 17. Mai 1905. Schreiben des Historikers Pelzel an den Bürgermeister von Leitmeritz. Wohl Edl Gebohrne Wohlweise Hochgeehrteste Herren! Seine Durchlaucht der Herr Oberste Burggraf Fürst von Fürstenberg hatten jüngst die Gnade, mir die Diplomen Caroli quarti Imp., die ihm von den Städten theils in Extracten, und theils per Extensum sind eingeschickt worden, einzuhändigen, damit ich das Leben dieses Kaisers Mittelst solcher wichtigen Quellen desto gründlicher und sicherer zu bearbeiten, in den Stand gesetzt werden möchte. Nachdem ich aber aus den Auszügen, welche Euer Wohl Edl Gebohrne einzusenden beliebten, weder die ganze Absicht des Kaisers, noch den wahren Sinn der Schrift einzusehen vermag, so gereichet

[1]) Exk.-Klub, XXVIII, 113. Sch.-L.

hiemit an Euer Wohl Edlgebohren meine unterthänige Bitte, mir ganze Abschriften von den Diplomen Caroli quarti, per extensum, cum datis loci, anni et dies prout jacent, gütigst mitzuteilen. Euer Wohl Edlgebohr. werden hiedurch zur Ausbreitung des Ruhmes dieses Kaisers, des wahren Vaters unseres Vaterlandes, nicht nur vieles beytragen, sondern auch den Namen ihrer löblichen Stadt und Gemeinde in der Geschichte bekannter und bey der Nachwelt berühmter machen. Ich habe die Ehre mit vollkommenster Hochachtung zu Sein Euer Wohl Edl Gebohr. Geh. Diener Franz Mart. Pelzel, Gouverneur der jungen Grafen von Nostitz.[1]) H. Ankert.

Prag, 24. Mai 1905. Der berühmte Forstmeister.[2]) Anbei erlaube ich mir, einen Auszug aus einem der Brandeiser a. E. Stadtbücher zu senden, der Sie vielleicht interessieren dürfte, da er die Herkunft jenes um 1669 verstorbenen „berühmten Forstmeisters und Jägers" Paudler näher beleuchten dürfte. — Stadtbücher der Stadt Brandeis a. Elbe. Eintragung nach einem vorgelegten Zeugniß. Ich, Johann Eichler des (groß Titel) Fürsten Wilhelm Herzog zu Sachsen Jülich Cleve und Berk Verwalter der Landfürstlichen Kammergüter bezeugt, daß der vor ihm erschienene Johannes Bautler des seeligen Zimmermannes Erhardus Bautler ehelicher Sohn sei und am 23. Februarii 1609 geboren und getaufet zu Einbergk sei. Erhardus Bautler der Vater habe ao. 1601 8. Novembris mit Barbara Lutter Tochter des verstorb. Hanns Lutters in der Pfarrkirch zu Einburgk (zu Ostslav als Filial gehörig) Hochzeit gehalten. Joh. Eichler m. p.[3]) R. v. Ottenfeld.

Lobendau, am 29. Mai 1905. Türken- und Franzosenkriege. 1. Einiges vom Türkenkriege. Zum Türkenkrieg haben nachstehende Pfarrer die folgende Kriegssteuer im Jahre 1789 zahlen müssen: der Fugauer Lokalist 15 fl. 16 kr.; der Georgswalder Pfarrer 14 fl. 39 kr.; der Hainspacher Pfarrer 9 fl. 33 kr.; der Rumburger Pfarrer 21 fl. 35 kr.; der Schirgiswalder Pfarrer 10 fl. 48 kr.; der Schluckenauer Pfarrer 17 fl. 03 kr.; der Schönauer Pfarrer 7 fl. 10 kr.; der Zeidler Pfarrer 12 fl. 21 kr. Summa: 108 fl. 25 kr. 2. 1791 mußten wieder zu dem Türkenkriege zahlen: der Ehrenberger Pfarrer 23 fl. 39 kr.; für 2 Gesind 1 fl.; der Fugauer Lokalist 15 fl. 15 kr.; für 1 Gesind 30 kr.; der Georgenthaler Pfarrer 23 fl. 17 kr.; für Gesind 1 fl.; Georgswalde samt Gesind 18 fl. 26 kr.; Hainspach samt 3 Gesind 19 fl. 45 kr.; Lobendau samt 3 Gesind 17 fl. 9 kr.; Nixdorf samt 2 Dienstboten 20 fl. 24 kr.; Rumburg samt 4 Gesind 42 fl. 59 kr.; Schönlinde samt 3 Mägden 16 fl. 44 kr.; Schluckenau samt 2 Mägden 53 fl. 21 kr.; Schirgiswalde samt 2 Mägden 6 fl. 51 kr.; Schönau samt 2 Mägden 14 fl. 51 kr.; Warnsdorf samt Dienstboten 21 fl. 45 kr.; Zeidler samt 3 Mägden 34 fl. 53 kr. Summa 331 fl. 49 kr. 3. 1793 wurde freiwillige Kriegsbeisteuer zu den französischen Krieg geleistet: vom Lobendauer Pfarrer 29 fl. 40 kr.; von seinen 3 Hilfsgeistlichen 4 fl.; vom Schirgiswalder Pfarrer 7 fl ; von seinem Kaplane 4 fl. 30 kr.; vom Schluckenauer Dechant 10 fl.; von seinen

---

[1]) Prag, 2. Jänner 1778. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XXVI, 389; XXVII, 116. —
[3]) Extract dto. 25. Aprilis ao. 1652.

3 Kaplänen 7 fl. 38 kr.; vom Georgswalder Pfarrer 27 fl.; von seinen 3 Kaplänen 8 fl. 16 kr.; vom Rumburger Pfarrer 40 fl.; von seinen 2 Kaplänen 4 fl.; vom Georgenthaler Pfarrer 10 fl.; von seinen 2 Kaplänen 2 fl.; vom Ehrenberger Pfarrer 9 fl.; von seinen 2 Kaplänen 2 fl.; vom Zeidler Pfarrer 4 fl. 30 kr.; von seinen 2 Kaplänen 2 fl. 16 kr.; vom Nixdorfer Pfarrer 10 fl.; von seinen 2 Kaplänen 2 fl.; vom Schönauer Pfarrer 4 fl. 30 kr.; vom Hainspacher Pfarrer 4 fl. 30 kr.; von seinen 2 Kaplänen 5 fl. 30 kr.; vom Niedergrunder Expositus 1 fl.; vom Schönlinder Pfarrer 10 fl.; von seinen 2 Kaplänen 4 fl. Summa: 241 fl. 50 kr. Pfarrer Karl Karafiat.

Berlin, 30. Mai 1905. Salesel. Eine Anfrage möchte ich mir noch erlauben. Wie deuten Sie den Namen Salesl, älteste Schreibung: (w) Zalezleh? Zweifellos ist das Plural. Mir will es nicht in den Sinn, daß das „hinter dem Wald, den Wäldern" bedeuten soll. Wie käme da das zweite l dazu? Hat man vielleicht an einen der im Slawischen so häufigen Perfekt-Namen, wie Pospischil, Newečeřil, zu denken, also an Leute, die sich verkrochen haben (zalezli)? C. Jahnel.

Bücher-Anzeigen.

Von A. Paudler.

„Deutsche Arbeit. Monatsschrift. IV. Jahrgang." Das Maiheft bringt von Aug. Sauer eine „Rede auf Schiller" und von Al. John „Wallensteinstätten" (Egerer Stadthaus). Von besonderer Wichtigkeit für uns ist ein Aufsatz von A. G. Przedak über den Schriftsteller „Joh. Ferd. Opiz und seine Familie". Dieser Opiz war der erste Österreicher, der außerhalb der Reichsgrenzen eine Zeitschrift (Der Philosoph ohne Zwang. Wetzlar 1768—1769) herausgab; er hat das erste Prager Adreßbuch herausgegeben, und nach seinem Plane entstand in Prag die erste Tageszeitung Mittel-Europas. Auch stammt von ihm der zwanzigbändige Versuch einer literarischen Chronik Böhmens. Freilich ein besonderer Dichter war er nicht, aber die erwähnten Leistungen verdienen unsere Anerkennung. Auch erfand er im Jahre 1760 das „Kriegsspiel", das sich später allerdings weiter entwickelt hat. Von seinen Söhnen starb Karl Hermann, der in Wetzlar geboren war, schon am 20. Juni 1806 als Rechtsgelehrter in Frankfurt und Georg Emanuel als Professor der Kunstakademie in Leipzig (1845). Philipp Maximilian, der jüngste Sohn, war der verdienstvolle Botaniker, über welchen Prof. V. Maiwald geschrieben hat.[1]) Für uns ist es von besonderer Bedeutung, daß Opiz aus einer Leipaer Bäckerfamilie stammt. Wahrscheinlich war der Bäcker Andreas Oppitz, der 1574 das Bürgerrecht in Leipa erwarb, ihr Ahnherr. Zwischen 1640 bis 1660 lebte der Bäcker Georg Oppitz, der sich mit Beate, der Tochter des Leipaer Stadtschreibers David Haimann, verheiratete. Sein ältester Sohn Tobias Adalbert (geb. 1649) starb am 3. April 1717 als Domdechant in Prag. Er wird in der Frauenkirchen-Turmknopfurkunde von 1710 ausdrücklich unter den geistlichen Söhnen der Stadt Leipa genannt. Er hat auch das Pestdenkmal auf dem Wälschen Platze eingeweiht (1713). Der jüngere Bruder Andreas Thaddäus (1652—1723) führte ein ziemlich bewegtes Leben und starb endlich als Vizebuchhalter der kgl. Kammer in Prag, worauf er in den Ambiten zu St. Thomas beigesetzt wurde. Sein Sohn Joh. Augustin (geb. 21. Jan. 1709) galt in seiner Jugend als „Renommist" und starb am 14. Novb. 1752 als Sekretär des Prager Appellationsgerichtes. Das nun war der Vater des oben besprochenen Schriftstellers Opitz und der Großvater des Botanikers Opiz. Ein Bild des Schriftstellers, der als k. k. Bankalgefäll-Inspektor in Tschaslau lebte, hat Herr A. G. Przedak den Sammlungen unseres Klubs geschenkt.

„Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Redigiert von Dr. A. Horcicka und Dr. O. Weber. 43. Jahrgang.

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XXV, 109.

Nr. II. Prag 1904." Unter den zeitgenössischen Flugschriften, welche sich mit dem Tode Wallenstein's befaßten, sind vier als offiziell oder offiziös von besonderem Werte. Dr. Fr. Steuer bespricht zunächst die „Apologie", welche stets für ein Werk Gordon's gehalten wurde. Das Datum ist: Eger den 6. März 1634. Schebeck hatte schon behauptet, daß diese Schrift nicht in Eger, sondern in Wien verfaßt sei. Der Verfasser glaubt, daß sie in Wien mit einer Einleitung und einem zweiten Titel versehen wurde. Noch gründlicher ist in Wien die „Relation" umgearbeitet worden, wo sie einen Anfang und einen Schluß bekommen haben dürfte, während der Kern des Berichtes von Macdonald zu stammen scheint. Die „Relation" erschien in drei verschiedenen Bearbeitungen. — Der Aufsatz über die Schlacht bei Jankau (1645) wird beendigt. — L. Schönach veröffentlicht elf Urkunden des Königs Heinrich v. Kärnten. Beachtenswert ist die Errichtung eines Silberbergwerkes im Bezirke Pergine und besonders am Kühberge (in monte vaccarum) nach dem Kuttenberger Bergrecht (nach den Satzungen, Gewohnheiten und Abgaben der Silberbergwerke in Kuttenberg). — Dr. K. Siegl schreibt über das Salbuch der Egerer Klarissinnen. Seltsamer Weise kommt diese Veröffentlichung gleichzeitig mit dem Krummauer Urkundenbuche.[1]) Wie in Krummau war auch in Eger mit dem Minoritenkloster ein Klarissinnenkloster baulich verbunden. Ersteres hat urkundlich schon im Jahre 1256 bestanden. Die Äbtissinnen werden in dem Aufsatze aufgezählt und die Urkunden des Salbuches in Regestenform wiedergegeben. Für die Kenntnis der älteren Verhältnisse des Egerlandes muß diese Arbeit sehr wichtig sein, obwohl Heinrich Gradl von vielen Nachrichten bereits Gebrauch gemacht hat. — Am Schlusse der Lit. Beilage wird auch mein bescheidenes Neujahrsbüchlein „Neue Fabeln" besprochen. Der Herr Referent nimmt nun an, daß „schlosweiß" durch einen Druckfehler für „schloweiß" stehe und selbes dem bekannten Volksliede entnommen sei. Letzteres würde ich für ein besonderes Lob halten, und Druckfehler — denen werden wir leider niemals entgehen können. Doch zur Steuer der Wahrheit muß ich versichern, daß beide Annahmen irrig sind. Ich habe das Wort „schlosweiß" mit voller Absicht geschrieben und es keineswegs dem Volksliede, welches ich allerdings schon vor vierzig Jahren gekannt habe, sondern unserer Mundart entnommen, in welcher „schlosweiß" sehr häufig vorkommt[2]) und genau so gesprochen wird, wenn man nicht etwa doch „schloßweiß" schreiben sollte. Jedesfalls ist das o lang zu sprechen. Übrigens gestehe ich, daß ich mich über das „schloweiß" des Volksliedes oft gewundert habe, aber vorgezogen habe ich das Wort, wie meine Mutter es aussprach. — Im 3. Hefte veröffentlicht L. Schönach archivalische Studien zur Jugendgeschichte des Kaisers Karl IV., namentlich aus seiner Tiroler Zeit. H. Ankert bringt Nachrichten über die Bildhauer Tollinger, Vater und Söhne. Franz Tollinger war am 10. Juni 1656 in Tirol geboren und lebte 1689 bereits in Leitmeritz. Sein Sohn Mathes erwarb am 18. Juni 1724 das Leitmeritzer Bürgerrecht und verfertigte die Kirchenkanzel für Steinschönau. 1735 lieferte er das Modell für die kunstreiche Dreifaltigkeitsstatue in Gastorf.[3]) Die Schreibung „Dochinger"[4]) ist irrig. Mathes Tollinger starb 1740. Sein Bruder aber, der Bildhauer Joh. Tollinger, welcher am 5. Mai 1775 gestorben ist, hat eine „ewige Fundation" für die Leitmeritzer Stadtkirche errichtet.

[1]) Obwohl es in Böhmen noch viele Klöster gibt und gegeben hat, deren Geschichte bisher kaum beachtet wurde, wiewohl sie für die Kulturgeschichte des Landes von weit größerer Wichtigkeit sein würde, als die Geschichte der Nonnen in Eger und Krummau, so haben doch zwei Forscher so zu sagen gleichzeitig mit den Urkunden dieser beiden Klöster sich befaßt, so daß man sich unwillkürlich, aber mit wohltuender Befriedigung an die „Duplizität der Fälle" erinnert, über welche Prof. Dr. K. Bayer (Exk.-Klub, XXVI, 282) vor einiger Zeit geschrieben hat. — [2]) Das Wort kommt, wie mich Herr Prior Walter versichert, auch in Wartenberg vor. Bei uns gebraucht man es vorzugsweise im Winter bei Neuschnee: „Es ist schon alles schlosweiß", und im Frühjahre bei der Kirschenblüte: „Die Bäume sind schlosweiß." Der Selbstlaut schwankt in der Mundart zwischen o und u. Doch Niemand, der das Wort gebraucht, denkt an seine Ableitung; sollte er doch darüber nachdenken, so wird er es sich wohl als „weiß wie Schlossen" erklären. Und das ist weiß genug und weis genug. — [3]) Nach der Erzählung des Chronisten scheint es, daß M. Tollinger auch die Sterne um die Jungfrau Maria und den oberen Schein um den hl. Geist mit gutem Golde vergoldet hat. Vgl. Exk.-Klub, XV, 55, 57. — [4]) Exk.-Klub, XV, 55.

„Erzgebirgs-Zeitung." Die Erzgebirgs-Zeitung begeht mit dem vorliegenden Dezemberhefte das Jubiläum ihres 25jährigen Bestandes. Wir entbieten der verdienstlich wirkenden Zeitschrift, welche zum geistigen Mittelpunkte Nordwestböhmens sich auszugestalten bestrebt ist, unsern herzlichen Glückwunsch und wünschen ihr auch in Zukunft Förderung und Gedeihen. — Der Kammweg von Nollendorf bis zum Mückentürmchen wird geschildert. Dr. E. Rychnowsky widmet dem aus Brüx gebürtigen Tonkünstler Fl. Leop. Gaßmann ein „Blättchen zur Erinnerung". Hieran schließt sich die „Wunderblume" vom Schriftleiter Julius Reinwarth. — Mit dem Märzhefte 1905 hat Herr Lehrer Josef Brechensbauer in Teplitz die Schriftleitung der Erzgebirgszeitung übernommen. Im vorliegenden Hefte bringt F. Wilhelm „ein Wort zur Würdigung von Sagensammlungen", und Dr. M. Urban beendet seinen Aufsatz über die Schlick'sche Münzstätte in der Stadt Plan mit der Aufzählung der daselbst geprägten Münzen. Die Planer Münzstätte wurde 1664 aufgelöst und das Schlick'sche Münzrecht 1767 aufgehoben. Zu beachten bleibt eine Äußerung über einen in der Zeitschrift „Aus deutschen Bergen" (März-Heft) erschienenen Aufsatz über den „neuen Kammweg auf dem Erzgebirge" und die diesem Aufsatze beigegebene Kammwegkarte. Es scheint überhaupt, daß es Mode wird, den Kammweg willkürlich zu ändern. Man hat dieselbe Erscheinung an der Kammwegstrecke Kaltenberg-Grundmühle beobachten können.

Heimatschutz. Das Juniheft (1905) berichtet über den Stand der Wasserkraftanlage bei den Laufenburger Stromschnellen und beklagt es, „daß die heutige Generation es eben noch fertig bringt, ein unersetzliches Wunderwerk zu zerstören, wie jenes Stück unseres alten Rheines es darstellt. In unseren Augen" — heißt es weiter — „wäre es kaum etwas Schlimmeres, den Straßburger Münster oder den Kölner Dom für irgend ein Industriewerk zu zerstören, denn jedes Naturwunder ist ein nicht minder unersetzlicher nationaler Verlust" (p. 150). Ganz richtig, aber man muß sich noch sagen, daß, wenn auch Menschenwerke wie Naturwunder der Zerstörung unterliegen und weder diese noch jene vor der Zeit zerstört werden sollen, neue Dome doch wieder gebaut werden können, aber niemals wird die Natur in deutschen Landen die Stromschnellen von Laufenburg erneuern. Dr. H. Menzel spricht zum Schutze der alten Grabsteine und empfiehlt, daß man sie an der Kirchen- oder Friedhofsmauer zusammenstellen sollte, wodurch eine Art Dorfmuseum entstünde. Hier würde die Jugend die Geschichte des Dorfes lernen, natürlich vorzugsweise von Lehrern und Seelsorgern, wenn diese Sinn für solche Sachen besitzen. Am „gesprengten Turm" in Heidelberg hat man die efeuumsponnene, in den Graben gesunkene Trümmerhälfte vom Efeu gereinigt, damit das kunstlose Mauerstück nicht einer unaufhaltsamen Zerstörung anheimfalle.[1]) „Jahrzehnte werden vergehen, bis wieder eine neue Vegetation mildtätig überschattet, was unsere Zeit in verkehrter Sorge gesündigt hat" (p. 158).

Gedeon Ehrlich. Die Deutsche Volkszeitung vom 2. März 1902 erzählt ausführlich die Geschichte des Gedeon Ehrlich, der im Jahre 1633 zum Hauptmann der Herrschaft Reichenberg ernannt und bald darauf mit dem Prädikate „von Ehrenfeld" in den Adelstand erhoben wurde. Er starb am 24. Septb. 1670. Bemerkenswert sind die fortwährenden Streitigkeiten mit seinem Bruder David, welche selbst nach seinem Tode nochmals auflebten, aber zu David's Ungunsten entschieden wurden.

In der von Dr. Alfred Meiche geleiteten Gebirgsvereinszeitschrift „Über Berg und Tal" (15. April 1902) veröffentlicht Otto Mörtzsch einen Aufsatz über die Ämter Dohna, Pirna und Königstein nach dem Hussitenkriege, woraus man nicht nur über die Mannschaft aus den Edelleuten, sondern auch über die aus den Dörfern prächtige Aufschlüsse gewinnen kann. Die Edelleute dienten mit Pferden. So hatte Herr Heinrich v. Bünau zum Weesenstein 6 Pferde zu stellen. Die angesessenen Männer aus den Dörfern — sie waren nicht zahlreich — erschienen mit Armbrüsten oder mit Spießen oder mit eisernen Flegeln. Die von Königstein hatten auch drei Handbüchsen. Von den Schlössern besaß Pirna 6 Stein- und 18 Handbüchsen, Dohna 1 Stein- und 14 Handbüchsen, dagegen das Schloß Königstein nur 8 Handbüchsen, war also bedeutend schlechter bestellt als jene.

Piaristenschule in Haida.[2]) Herrn Dr. Edmund Schebek in Prag verdanken wir die Einsicht in einen nur aus zwei Blättern bestehenden, aber doch sehr

[1]) In ähnlicher Weise ist die Baumseltenheit bei Auscha — Weide, Fichte und Holunder — vom Holunder „gereinigt" worden. Vgl. Exk.-Klub, XXVIII, 113, 330. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XVI, 207. A. P.

interessanten Altdruck, auf dessen Titelblatte folgendes zu lesen ist. „Erster Versuch auf das Jahr Christi 1766 aus der Doppia-Schrift, belangend den Anfang der Bücher, so in dem Hoch-Reichs-Gräflich-Kinsky'schen Gymnasio P. P. Piarum Scholarum im Beisein erfahrner Handelsmänner zu machen und von der unten benannten Schuljugend gesagter frommer Schüler zu beantworten sein wird. Im Stadtl Hayda den 5. Tag des Monats Februarii, cum licentia Ordinarii. Leitmeritz, gedruckt bei Johann Karl Laube, bischöfl. Buchdrucker."[1]) — Auf der zweiten Seite steht: Namen der antwortenden Schuljugend: Antonius Jancke von Langenau. Antonius Schneider von Tanneberg Antonius Krause von Parchen. Antonius Trauschke von Langenau. Antonius Jancke von Langenau. Antonius Guba von Langenau. Antonius Ullmann von Arnsdorf. Augustinus Griesel von Dittersbach. Franciscus Hanel von Langenau. Franciscus Bretschneider von Langenau. Franciscus Trauschke von Langenau. Franciscus Hickisch von Görsdorf. Franciscus Schiller von Arnsdorf. Fridericus Jäger von Herrnskretschen. Georgius Hanel von Langenau. Ignazius Jäger von Herrnskretschen. Ignazius Gotscher von Arnsdorf. Ignazius Höltzel von Hayde. Ignazius Richter von Johnsdorf. Ignazius Krause von Parchen. Jacobus Pech von Rihrsdorf. Jacobus Miller von Arnsdorf. Joachimus Ratoliska von Kamnitz Joannes Schaffus von Eisenbrod. Joannes Christoph. Gotscher von Arnsdorf. Joannes Zahn von Steinschönau. Joannes Sebastian. Trauschke von Langenau. Josephus Ratoliska von Kamnitz. Josephus Gürtler von Langenau. Josephus Preisler von Langenau. Josephus Guba von Arnsdorf. Josephus Sprenger von Arnsdorf. Josephus Fritscher von Meistersdorf. Josephus Hanel von Langenau. Josephus Bretschneider von Langenau. Josephus Grosmann von Hayde. Josephus Schlenkerich von Hayde. Josephus Schier von Godewitz.[2]) Josephus Werner von Groß-Skal. Leopoldus Jancke von Langenau. Thomas Czauffal von Nimburg. Wenceslaus Grosmann von Hayde. Wenceslaus Günther von Langenau. Wenceslaus Petzelt von Tetschen. Wenceslaus Helme, ein Spanier." Also insgesammt 45 Schüler, deren Namen in der heimischen Chronik hie und da wiederkehren werden. Die „Frag-Sätze" auf der 3. und 4. Seite hat Herr Dr. Schebek bereits in seinem Werke „Böhmens Glasindustrie und Glashandel" (S. 149, 150) veröffentlicht, wo dieselben nachgesehen werden können.[3]) Am Schlusse stehen die Buchstaben: A. M. P. I.

Krönungs-Volksfest 1836. In dem Doppelhefte, das den dritten Band der von Dr. Ed. Langer herausgegebenen „Deutschen Volkskunde aus dem östlichen Böhmen" abschließt, gelangt ein Programm zu dem Prager Krönungs-Volksfeste zur Veröffentlichung. Dieses Programm war uns seit etwa zwanzig Jahren bekannt, wir sind aber nie dazu gekommen, es zu veröffentlichen, da es für unsere Verhältnisse zu viel Raum beanspruchte. Umso angenehmer ist es uns, dasselbe nunmehr abgedruckt zu finden und daraus einige Notizen, welche sich auf unsern Verein und dessen Nachbarschaft beziehen, benützen zu können. Aus jedem Kreise war ein Hochzeitsaufzug erschienen, überdies auserlesene Dorfrichter, und es gab auch allerlei Darstellungen: Winzerfest, Schnitterzug, Fischerzüge, Hopfenpflücke. Wir beschränken uns darauf, die Angaben über den Bunzlauer und Leitmeritzer Kreis auszugsweise zu bringen. Dem reitenden Herolde des Bunzlauer Kreises folgte der von vier Schimmeln gezogene Festwagen, rechts und links desselben 8 Oberbeamte des Kreises. Zunächst ritten 10 Richter, jeder von zwei Insassen seiner Gemeinde begleitet. Darauf kam das Brautpaar (Josef Skoda aus Wlschetin[4]) und Dorothea Rößl aus Hawlowitz) samt Brauteltern, Brautjungfern und zwanzig Paar Hochzeitsgäste d. h. junge Bauersleute. Alsdann folgten: ein vierspänniger Wagen mit Baumwollerzeugung, ein Tempel mit Glaserzeugnissen und ein Industriewagen mit einer Pyramide von Tuch- und Schafwollwaren. Den Schluß bildeten elf Richter samt Geleite. Von den Richtern nennen wir: Josef Jomrich aus Buschullersdorf, Ferd. Thiel von Oberkratzau, Franz Richter von Tacha, Wenzel Pelz von Berzdorf bei Niemes, Anton Thum von Neupaulsdorf, Jakob Robisch aus Kunnersdorf bei Gabel. Die übrigen waren wohl meistens Czechen.

---

[1]) Die Rechtschreibung haben wir erneuert. — [2]) Ohne Zweifel „Kottowitz". Die Schier's hatten in Kottowitz eine Bauernwirtschaft. Ein Schier war auch Richter (1735—1753). F. H. — [3]) Dieselben sind auch abgedruckt in der „Heimatsk. d. pol. Bez. B.-Leipa", S. 219, 220. Sch.-L. — [4]) Wltschetin und großenteils auch Hawlowitz gehörten zur Herrschaft B. Aicha.

Der Leitmeritzer Festzug wurde von zwei Landleuten mit großen Fahnen eröffnet; auf einer von ihnen stand: „Leitmeritzer Kreis", auf der anderen: „Duxer Herrschaft". Es folgte die Musik mit dem Brautpaare (Josef Schindler und Josefa Panzner von der Duxer Herrschaft) samt dem Hochzeitsgefolge und zwei verzierten Kammerwagen mit dem Hausrate des jungen Ehepaares. Dann kamen 6 Dorfrichter und zwei Amtsvorsteher aus dem Teplitzer Bezirke, und in einiger Entfernung das Winzerfest mit dem Winzerwagen. Drei Amtsvorsteher und 12 Dorfrichter schlossen den Zug. Zu den 18 Dorfrichtern gehörten: Franz Guth aus Stadiz Wenzel Hawranek aus Proha[1]) bei Bilin, Anton Walke aus Pokau, Josef Dittrich aus Buschitz, Christoph Hasche aus Soborten, Josef Czedik aus Oberleutensdorf, Franz Petrich aus Wellemin, Anton Ungermann aus Kuttendorf, Michael Scheithauer aus Walkau, Wenzel Höbner aus Drakowa bei Türmitz, Franz Heinrich aus Straußnitz, Josef Böhm aus Kulm[2]), Franz Kunte aus Hohlen, Josef Braut aus Eulau, Josef Ohmann aus Georgswalde, Josef Kny aus Windischkamnitz, Joh. Christoph Knobloch aus Bürgstein. Man sollte wohl glauben, daß die mitwirkende Teilnahme an einem so hervorragenden Feste bei den Nachkommen jener Dorfrichter und ihrer Begleiter durch lange Jahre in Erinnerung geblieben sein muß. Wer über das Vorstehende noch Genaueres wissen möchte oder sich auch über die übrigen Kreise unterrichten will, dem sei Dr. Ed. Langer's deutsche Volkskunde wärmstens empfohlen.

Im Jahresberichte der Leipaer Ackerbauschule (1902) behandelt Direktor J. Wünsch das „Klima von Leipa". Die meteorologische Beobachtungsstation in Leipa wurde 1850 durch Prof. Paul Hackel errichtet. Seit 1862 sind die Beobachtungsergebnisse fast lückenlos vorhanden. Beobachter waren: Prof. Hackel (1850—1878), Prof. Dr. F. Hölzel (1878—1880), Prof. Prokop Zimmerhackel (1881—1886) und Direktor J. Wünsch (1886—1902). Dem Aufsatze, von dem auch ein Sonderabdruck erschien, sind zahlreiche Übersichten beigegeben.

Im 10. Hefte der Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde (1902) finden wir einen längeren, an Abbildungen reichen Aufsatz über die Eingangstore der sächsischen Bauernhöfe, ein Gegenstand, der auch bei uns aller Aufmerksamkeit wert ist. Alwin Bergmann bespricht die Christmetten in Sachsen und die Christnacht in der Lausitz. Aus Rochlitz erfahren wir von Verstößen gegen die Siegelordnung und die Kleiderordnung, desgleichen von der Schandhaube und dem Marktwisch, unter dem bei Strafe nichts verkauft werden durfte.[3]) In Sachsen findet man vier Arten von Meilensteinen aus dem Jahre 1722. Um Krankheiten los zu werden, läßt man in Sachsen „pröpeln" (besprechen). Bei Luther bedeutet das Wort „murmelnd plappern".[4])

Thüringer Monatsblätter. Im Novemberhefte 1902 (X, 95—99) schildert H. Habbicht die ehemalige Raschmacherei in Eisenach. Ein beachtenswerter Aufsatz! Die Rasche wurde aus Wollgarn in den Hauptfarben Weiß, Grün und Schwarz erzeugt. Die verwendeten Farbmaterialien waren vorzüglich, die Stoffe selbst beinahe unverwüstlich. Bei dieser Gelegenheit seien einige Münzen genannt, die wir auch in Schiller's Schriften finden. Der Louisdor galt $5^5/_6$ Th., der Carolin $6^1/_2$ Th., der Laubthaler und Speziesthaler 1 Th. 15 Gr., endlich das Kopfstück 5 Gr. 4 Pf.

Aus den Blättern. In der von Dr. Alf. Meiche geleiteten Zeitschrift „Über Berg und Tal" vom 15. Mai 1905 (XXVIII, 395) heißt es in einem Berichte der Abteilung Dresden-Strehlen: „Ein Vortrag des Sektionsvorsitzenden Privatus Zöllner aus Professor A. Paudler's Buche: „Der neue Kammweg vom Jeschken zum Rosenberge" entrollte in bunter Reihe zahlreiche, äußerst mannigfaltige und sehr interessante Wanderbilder aus Nordböhmen, und zwar zunächst von Leipa über Reichenberg auf die Jeschkenkoppe und zum Jeschkenbach, welche allseitig den lebhaftesten Beifall fanden." — Das deutsche Nordmährerblatt vom 28. Mai 1905 schreibt über Joh. Haudeck's Tondichtung „Deutsche Klänge", welche anläßlich der Schillerfeier zu Eisenberg in Nordmähren aufgeführt wurde: „Dieses jüngste Haudeck'sche Tonstück ist unzweifel-

[1]) Es muß „Prohn" heißen. — [2]) Es soll wohl „Klum" heißen, da es zur Herrschaft Neuschloß gehörte. — [3]) Bei uns in Nordböhmen besteht die Redensart: „unterm Wusche" etwas thun, kaufen oder verkaufen. Dabei handelt es sich immer um Heimliches oder Verbotenes. Sollte diese Redensart vielleicht mit dem „Marktwische" in irgend einem Zusammenhange stehen? A. P. — [4]) Bei uns heißt „pröpeln" oder „präpeln" so viel wie „vespern, jausen". Vgl Exk.-Klub, XXIII, 287.

haft eine vortrefflich gelungene Arbeit. Das Chorlied zeichnet sich in hohem Grade durch Wohlklang und Tonfülle aus und darf sicherlich zu den weniger zahlreichen Liedern gerechnet werden, denen ein besonderer Zauber innewohnt und die man deshalb nicht einmal, sondern hundertmal gern singt und ebenso gern hört. Die kernigen nationalen Worte, welche dieser Tondichtung unterlegt sind, erhöhen noch ihren Wert[1]), und es kann das Lied allen Gesangvereinen von völkischer Gesinnung aufs wärmste empfohlen werden."[2]) — In der sächsischen Gebirgsvereinszeitschrift „Über Berg und Tal" vom 5. Juni 1905 (XXVIII, 397—401) berichtet Walther Heinrich unter der Überschrift „Pfingsten in Böhmen" über einen Touristenausflug von Leipa, Bakow, Münchengrätz (Sweretitz, Waleczow, Musky) nach der Doppelburg Trosky und zurück über Turnau, Hirschberg, Habstein und durch den Höllengrund nach Leipa. Am nächsten Morgen galt der Besuch dem Leipaer Spitzberge. „Die Aussicht, die sich uns von der Höhe des Turmes aus bietet, halte ich für die schönste, die mir je zu Gesicht gekommen ist; allerdings versicherte uns der Besitzer der Gastwirtschaft, daß es nur äußerst selten vorkomme, eine derartig klare Aussicht nach allen Seiten zu haben." Weiterhin wurden auch Schwoyka mit dem Betgraben, Bürgstein, Haida, der Herrnhausberg, Steinschönau und B. Kamnitz besucht. Der Verfasser schließt: „Ein jeder, der etwa durch diese Zeilen veranlaßt wird, die geschilderten Teile des „böhmischen Paradieses" zu durchwandern, wird bestätigt finden, daß alle Worte nicht das zu schildern im Stande sind, was die Natur hier an Schönem und Reizvollem bietet."

Einlauf.

Über antiken Dämonenglauben. Ein Beitrag zur Geschichte des Naturgefühls. Von Privatdozent Dr. Franz Strunz (Brünn). Prag. April 1905.

Das Vermächtnis. Ein völkisches Bühnenspiel in einem Aufzuge für die Jubelfeier des Deutschen Schulvereines. Von J. Hanisch.[3]) Römerstadt. Preis 70 Heller.

Urkredit, ein billiger und einfacher Hypothekarkredit. Von Hans Swatek, Sparkassabuchhalter in Kaplitz. Budweis 1904.

Zur Verbannung des Stift Tepler Prälaten P. Karl Reitenberger. Eine Studie von Dr. M. Urban. Druck und Verlag von H. Holub in Tachau (1905).

Der Alkoholgegner. Herausgeber und Schriftleiter: Med.-Dr. Gustav Rösler in Reichenberg. 15. Mai 1905. II. Jahrg. Nr. 8.

Wie lerne ich eine Karte lesen und wie orientiere ich mich nach derselben im Gelände? von Meistner, Oberst z. D. Zweite unveränderte Auflage. Verlag von E. Heinrich in Dresden und Leipzig.[4])

Gesammelte Werke von Uffo Horn. Herausgegeben von Dr. Ed. Langer. II. Band: Gedichte (11. Lieferung). Braunau 1905.

Prager Studien. Herausgegeben von Dr. Ad. Bachmann. 11. Heft. Kritische Untersuchungen über die im Manifest Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1236 gegen Friedrich II. von Österreich vorgebrachten Anklagen. Von Florian Thiel. Prag 1905.

Geschichte der Stadt Niemes und ihrer Umgebung. Von J. Tille, Niemes. Verlag von A. Bienert. 540 Seiten. Geheftet: 7 K; gebunden: 8 K.

Vom Nordböhmischen Exkursions-Klub.

Die wichtigste Tätigkeit des Klubs, von welcher der Chronist diesmal erzählen kann, betraf die Erbauung einer geräumigen Spitzbergturm-Veranda, deren Bestand vielen Klagen und Übelständen abhelfen soll. Die für diesen Zweck mit behördlicher Bewilligung eingeleitete Sammlung hat bereits einen namhaften Betrag ergeben, aber es bleibt zu wünschen, daß das Wohlwollen der gesamten Bevölkerung dem Unternehmen gegenüber sich auch weiterhin behauptet, damit die Verbindlichkeiten,

---

[1]) Der Text ist von Max Christel, dessen „Freundschaft" wir im Märzhefte veröffentlicht haben (Exk.-Klub, XXVIII, 81). — [2]) Leitm. Ztg. v. 7. Juni 1905. — [3]) Der Verfasser ist aus Leipa gebürtig. — [4]) Die erste Auflage dieses für Freunde des Wanderns sehr empfehlenswerten Büchleins ist von uns bereits Exk.-Klub, XXVII, 203 besprochen worden. A. P.

welche durch diesen Bau entstanden sind, gebührend gelöst werden können. Ein schönes Angebinde zur Eröffnung der Spitzbergturm-Veranda ist ein Urteil, welches Walther Heinrich in einer sächsischen Gebirgsvereinszeitschrift[1]) veröffentlicht hat: „Die Aussicht, die sich uns von der Höhe des Turmes ausbietet, halte ich für die schönste, die mir je zu Gesichte gekommen ist." In Leipa mögen wohl viele der gleichen Ansicht sein, welche subjektiv gewiß berechtigt ist, objektiv vielleicht bestritten werden kann, aber wir hätten es niemals gewagt, ein solches Urteil selber auszusprechen, aus Besorgnis, daß man uns, wie es zu geschehen pflegt, Selbsttäuschung oder lokalpatriotische Überschätzung vorwerfen könnte. Nun aber ein fremder Besucher, dem kein Vorurteil im Wege steht, den Ausspruch getan hat, nun dürfen wir es getrost aussprechen, daß wir ein gutes Recht haben, die Aussicht vom Spitzbergturme unter die schönsten Aussichten zu rechnen, welche weit und breit zu finden sind.[2]) — Von ansehnlicher Bedeutung war der Vereinstag, den die Gebirgsvereine Nordböhmens und der Lausitz am 26. März 1905 in Leipa abhielten. Das Programm war recht reichhaltig. Eine Frucht des vorjährigen Vereinstages, der am 13. März 1904 in Warnsdorf abgehalten worden war, ist eine Subvention von zweihundert Kronen, welche das k. k. Eisenbahn-Ministerium zur Erhaltung des Herrnhausberges bewilligt hat. In dieser Sache wie überhaupt in allen die Naturdenkmäler und die Touristik betreffenden Angelegenheiten hat sich Herr G. Nowak, Reichsrats- und Landtags-Abgeordneter, große Verdienste erworben.

Sterbechronik.

In Leitmeritz starb am 31. Juli 1903 Herr Professor Robert Klutschak im 81. Lebensjahre. Die Bohemia schrieb darüber am 1. August 1903: „Robert Klutschak war ein anerkannt tüchtiger Gelehrter, der auch vielfach schriftstellerisch tätig war. Seine besondere Domäne war das böhmische Mittelgebirge, das er als rüstiger Wanderer unermüdlich durchstreifte und durchforschte." Eine Frucht dieser Wanderungen waren zahlreiche Zeichnungen, die in seinem Nachlasse gefunden wurden. Manche von den dargestellten Felsen sind längst von der Erde verschwunden und lassen es den Betrachtenden aufrichtig bedauern, daß man auch in Deutschböhmen so spät an den Schutz der Naturdenkmäler gedacht hat. Bei dem Reichtume unserer Naturherrlichkeiten, ließen es viele mit Gleichgiltigkeit geschehen, daß eine Perle um die andere verloren ging. Die anderen aber, welche den Verlust lebhaft fühlten, verstanden es nicht, ihr Gefühl recht deutlich zum Ausdrucke zu bringen. Wer aber stumm bleibt, der wird niemals Gehör finden.

In Vöslau bei Wien starb am 23. August 1904 Hofrat Prof. Dr. Anton Drasche. Er war am 1. Juli 1826 zu Lobendau bei Hainspach geboren und besuchte das Gymnasium (1839—1845) unter Effenberger in Leitmeritz. Auf der Hochschule widmete er sich der Medizin und erhielt 1854 den Auftrag, den Unterricht der ägyptischen Mediziner zu leiten. Drasche's weiteres Leben und Wirken hat Rob. Lahmer in unserer Zeitschrift ausführlich geschildert.[3]) Einen bedeutenden Ruf verschafften ihm seine Arbeiten über Cholera und über Herzkrankheiten. Im Jahre 1883 erschien sein Werk „über den Einfluß der Wiener Hochquellenleitung auf die Gesundheitsverhältnisse der Stadt". In seinem Testamente hat Drasche eine Anzahl wohltätiger Stiftungen gegründet,

---

[1]) Über Berg u. Tal v. 5. Juni 1905. S. auch oben, pag. 337. — [2]) Ein neuer, 26 *m* hoher Aussichtsturm ist am 28. Mai 1905 auf dem Tanzplan bei Nixdorf feierlich eröffnet worden. — [3]) Exk.-Klub, XIV, 323—325.

darunter zwei für Mittelschüler aus Lobendau und zwei für Lehramtskandidatinnen, insbesondere aber hat er zum Andenken seiner Eltern 160.000 Kronen für Arme und Sieche in Lobendau gewidmet.[1]) So wird sein Andenken in seiner Heimatsgemeinde immerdar gesegnet sein.

Am 21. Feb. 1905 starb in Leitmeritz der Advokat Dr. Wilhelm Golitschek Edler v. Elbwart, der 1837 in B. Kamnitz geboren war und 1877—1880 die Städte Leitmeritz und Lobositz im böhmischen Landtage vertreten hatte. Auch beteiligte er sich an der Gründung der Leitmeritzer Zeitung und der zweiten Druckerei und war deren alleiniger Eigentümer, bis 1873 die Druckerei und 1874 auch die Leitmeritzer Zeitung an Dr. Karl Pickert überging.[2])

Josef Fleck. In B. Kamnitz ist am 8. Jan. 1905 ein langjähriger Freund unseres Vereines und seiner Bestrebungen gestorben: Herr Josef Fleck, Buch- und Steindruckereibesitzer. Er war am 2. März 1829 in B. Kamnitz geboren, lernte bei seinem Vater die Zinngießerei, diente beinahe neun Jahre beim Militär, widmete sich nach seiner Heimkehr gemeinsam mit seinem Vater der Zinngießerei und übernahm im Jahre 1867 von der Firma Donath & Schmelzer die Steindruckerei in Böhm. Kamnitz, worauf er ein neues Blatt, den „B. Kamnitzer Anzeiger", gründete (1868), welcher 1885 in ein politisches Blatt sich verwandelte und den Namen „B. Kamnitzer Wochenblatt" annahm, auch als solches bis heute fortbesteht. Josef Fleck war stillen, ruhigen Wesens, war stets bestrebt, sein Wissen zu erweitern und besonders für Naturwissenschaft und Geschichte begeistert. Die Geschichte seiner Vaterstadt hat ihn fast unablässig beschäftigt. Das Andenken an ihre im letzten Jahrhunderte verschwundenen Bauwerke hat er durch Zeichnungen, Photographien und Lithographien zu erhalten sich bemüht.[3]) In den „Mitteilungen über B. Kamnitz aus alter und neuer Zeit" (B. Kamnitz, 1897) hat er Alles, was er in Urkunden und Chroniken fand, was er erzählen hörte und selbst erlebt hatte, zu einem Buche[4]) zusammengefaßt, worin auch die bereits erwähnten Abbildungen Aufnahme fanden. Erwähnung verdient es ferner, daß er die Erinnerung an R. Klaus durch den Wiederabdruck seiner Erzählungen aus dem Kamnitztale wieder aufgefrischt hat. Aus seiner Feder haben wir auch in unsern „Mitteilungen"[5]) verläßliche Nachrichten über den Buchbinder-Kalenderverschleiß, über den Buchhandel und die Entstehung der Buchdruckerei in B. Kamnitz, über den von L. Donath herausgegebenen „Friedensboten", über die B. Kamnitzer Steindruckerei (1858) und über die Gründung des B. Kamnitzer Anzeigers". Der eifrigste und verdienstvollste Freund und Mitarbeiter dieses Blattes war Dr. Jg. Michel, von dessen schriftstellerischer Tätigkeit in unsern „Mitteilungen" öfters die Rede war.[6]) Ich gedenke jener Zeiten mit großem Vergnügen. Wenn ich auch vom jugendlichen Frohsinn absehen will, in Fleck's „Anzeiger" habe ich zuerst schreiben gelernt — ich meine: für die Öffentlichkeit schreiben, volkstümlich schreiben. Uebrigens wußte Josef Fleck Vielerlei aus seinen jüngeren Jahren zu erzählen. Insbesondere war sein Bruder — wohl derselbe Dr. Karl Fleck, der im Mai 1863 von B. Kamnitz nach Schatzlar übersiedelte und sich dort als praktischer Arzt niederließ — in die Prager Juni-Unruhen des Jahres 1848 verwickelt gewesen und saß in Josefstadt gefangen, wo Josef Fleck in der Nähe seines Gefängnisses Wache stehen mußte, ohne daß die beiden Brüder es möglich machen konnten, einander zu sehen und zu sprechen. Ein anderer Hochschüler aus Kamnitz Namens Horn flüchtete nach Amerika, wo er, glaub' ich, vor einigen Jahrzehnten gestorben ist. Ich habe auch eine dunkle Erinnerung, daß von einem Freunde der beiden Studenten die Rede war, welcher auf der Flucht nach Kamnitz kam und sich mit Hilfe des Bachbettes vor den Verfolgern glücklich rettete. Josef Fleck war, wie erwähnt, allezeit bescheidenen, aber höchst biederen Wesens. Sein Andenken wollen wir dankbar in Ehren halten. A. P.

Am 29. Mai 1905 starb in Neuern Herr Franz Hikisch, k. k. Landesgerichtsrat i. R. Er war am 18 Feb. 1830 als Sohn eines Wirtschaftsbesitzers in Gersdorf bei B. Kamnitz geboren.[7]) Ich habe den Verstorbenen nur zweimal gesehen, aber unter besonderen Umständen, beidemal nach Beendigung seiner juridischen Studien, als er längere Zeit im Vaterhause zubrachte und sich auf die Staatsprüfungen vorbereitete. Da sah

[1]) Leitm. Ztg. v. 27. August 1904; Boh. v. 28. August 1904. — [2]) Leitm. Ztg. v. 25. Feb. 1905. — [3]) Vgl. Exk.-Klub, XVIII, 366. — [4]) Exk.-Klub, XX; 401. — [5]) Exk.-Klub, VII, 323—326. — [6]) Exk.-Klub, II, 10—16; IV, 156—160, XXV, 409. — [7]) Boh. v. 31. Mai und 1. Juni 1905.

ich ihn einmal, wie er mit den Pferden auf das Feld fuhr, um zu eggen oder zu pflügen. Das tat er öfters, weshalb die Leute vorschnell verbreiteten, daß er den Studien entsagt habe und Bauer werden wolle.[1]) Später aber ging ich einmal mit ihm auf der Straße von Leipa nach Wolfersdorf. Da erzählte er mir Verschiedenes, insbesondere aber, daß er während der Rechtsstudien mit verschiedenen Hindernissen zu kämpfen hatte und durch Stundengeben oder durch Hofmeisterdienst aufgehalten wurde. Noch heute möchte ich mich wundern, daß er mit einem Bürschchen, das vierzehn Jahre jünger war, solche Reden führte. Doch nein! Sein späteres Leben und Wirken beweist, daß er ein volkstümlicher Mann war und für das Wesen der Volksseele Verständnis hatte. Sonst wäre er nicht von sämtlichen Gemeinden des Bezirkes Neuern zum Ehrenbürger ernannt worden. Mit ihm ist ein echt deutscher Mann in die Ewigkeit hinübergegangen.

Zur Geschäftsordnung.

Bei den letzten Neuwahlen sind in unsern Vereinsämtern einige Veränderungen vorgekommen so daß es sich empfehlen wird, zur Vereinfachung und Beschleunigung der Vereinsgeschäfte die verschiedenen Anschriften bekannt zu geben, aber auch tatsächlich zu benützen. Wenn letzteres nicht geschieht, so kann die Erledigung einer Angelegenheit bisweilen durch Wochen und selbst durch Monate sich verzögern, weil die beschränkten Vereinsmittel die Anstellung eines Geschäftsführers nicht gestatten, weshalb die Vereinsgeschäfte unter die Inhaber der Vereinsämter verteilt und womöglich unmittelbar an sie geleitet werden müssen. Zuschriften über allgemeine Vereinsangelegenheiten sind an den Obmann Herrn Direktor Rud. Walda zu richten. Herr Karl Berndt (Leipa, Große Mühle) übernimmt als Kassawart Zahlungen an den Klub, sowie Zuschriften in Sachen der Verwaltung der „Mitteilungen", somit auch Reklamationen wegen ausgebliebener Hefte.[2]) Wer ältere Jahrgänge der „Mitteilungen" oder andere Schriften wünscht, die der Klub herausgegeben hat, wird ersucht, sich an Herrn Stadtsekretär J. Just zu wenden. Den Schriftentausch mit Vereinen und Körperschaften verwaltet Herr Inspektor Karl Fechtner, die Bücherei Herr Karl v. Zimmermann, Chemiker. Geschenke für die Sammlungen übernimmt Herr Lehrer Hugo Schwarz. Diese Herren wohnen sämtlich in Leipa. Zuschriften, welche sich auf die Schriftleitung der „Mitteilungen" beziehen, sind ausnahmslos an die Schriftleiter zu senden: Prof. A. Paudler (Leipa) und Dr. F. Hantschel (Prag-Smichow, Ferdinands-Quai 14). Die einfache Anschrift „An die Schriftleitung der Mitteilungen" empfiehlt sich nicht.

A. P.

Verschiedenes.

Wenzel Bojer, geboren 25. September 1797 zu Plaß, gestorben 4. Juni 1856 zu Port Louis auf der Insel Mauritius, wo er seit 1821 als botanischer Forscher und Lehrer tätig war, hatte auch lebende Gewächse aus dem Garten zu Pampelmousses

---

[1]) Ich weiß von manchem tüchtigen Manne, daß er in den Ferien sich mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt hat, wenn auch die Vermögensverhältnisse recht gut waren. Mir selber wurde es von meinen Eltern — „der Leute wegen" — verwehrt. Sonst hätte ich wohl auch manchmal zugegriffen. A. P. — [2]) Gegenwärtig verweilt der Herr Kassier in Gastein, und Herr Prior Walter, welcher die Stellvertretung übernahm, ist erkrankt. Sollte also bei der Zustellung der Hefte irgend ein Versehen oder eine Verspätung eintreten, so wird schon jetzt um Entschuldigung gebeten.

und von Bourbon — darunter solche, die bisher noch nie nach Europa gekommen waren — im Werte von 4000 Talern gesammelt, die bestimmt waren, von Hamburg auf der Elbe nach Leitmeritz und von hier nach der, den Grafen Vinzenz Kaunitz gehörigen Herrschaft Neuschloß bei Leipa überbracht zu werden.[1]) Ob wohl diese Sendung ihr Ziel erreicht hat? F. H.

Büßerschnee. In der Zeitschrift „Über Land und Meer" (1905, 10. Heft) befindet sich ein Aufsatz über „Büßerschnee" samt einigen Abbildungen. Den Büßerschnee findet man in den Kordilleren. Es sind phantastische Schneegestalten, welche großenteils durch die Einwirkung der Sonne, vielleicht auch unter Mithilfe des Windes modelliert sind. In ganz kleinem Maßstabe gibt es manchmal auch bei uns Schneegestaltungen, welche auf ähnliche Weise entstanden sind. So habe ich vor etwa zehn Jahren an einer Lehne des Oberliebicher Kirschberges seltsame Schneegestaltungen gesehen, deren Entstehen ich mir zuerst gar nicht erklären konnte. Der Schnee schien auf der Sonnenseite mehrere Gallerien über einander zu bilden, und er war derart ausgebäht und angefressen, daß er einige Ähnlichkeit mit dem bei Kummer und bei Dittersbach verwitternden Sandstein bekommen hatte. Ich weiß kein besseres Gleichnis als das einer aus lauter reihenweise angeordneten Sanduhren zusammengestellten Fels- oder Schneewand. Solchen Sanduhren, aber riesigen, gleichen ja auch die zahlreichen Pfeiler der „Hundskirche" im Heutorwalde.

Die Skizze „Das zerstörte Motiv"[2]) ist so recht sinnbildlich für die Strömungen unserer Zeit, für die Zustände unserer gegenwärtigen Kultur. Das Schöne der Wirklichkeit wird an allen Ecken und Enden zerstört. Man ist zufrieden, wenn man das Schöne noch im Bilde, noch im Getrümmer, noch als Mumie besitzt. Wenn es irgendwo die Niederlegung eines Rathauses oder einer Kirche gilt, da ist die gewöhnliche Bedingung, daß das Bauwerk durch eine Abbildung, durch eine Photographie erhalten bleibe. Dann mag das Bauwerk stürzen. Die schönsten Tiere der Erde, die seltensten Pflanzen mögen für die Ewigkeit ausgerottet werden, wenn nur eine Abbildung des Tieres bleibt, wenn die Pflanze in einem Herbar verwahrt wird, wenn man von dem aussterbenden Vogel ein Ei und den Balg in's Museum stellen kann. Auch die herrlichsten Felsengebilde sind durch Abbildungen ersetzbar. Selbst nicht den Menschen brauchen wir, nur seinen Schattenriß. Das wird einmal die Quintessenz aller Weisheit sein. O talmigoldenes Zeitalter, o schattenrissiges Zeitalter! O ausgedörrtes, blutleeres Zeitalter!

Polarseetaucher. Am Kubberge bei Parchen wurde am 19. April 1905 ein Polarseetaucher (Endytes arcticus Linné) gefangen. Dieser Vogel lebt in Schweden, Finnland, Rußland, Sibirien, doch findet er sich zur Winterszeit auch in Deutschland und selbst auf den Seen der Steiermark und der Schweiz.[3])

Fischotter. Am 13. Oktober 1903 hat der Gastwirt Georg Kauber in Zdiar bei Hirschberg in einem Tellereisen einen 60 *cm* langen Fischotter gefangen, welcher, wie man vermutet, aus dem Hirschberger Teichgebiete gekommen war, da in der wasserarmen Umgegend sonst kein Fischotter vorzukommen pflegt.[4]) Der Fall erinnert an die Fischotterwanderungen, über welche Herr E. Neder aus Höflitz vor einigen Jahren in diesen Blättern berichtet hat.

Aal, Hecht, Wels. In den Aalfängen der an der Naser bei Neuhaus gelegenen Mühlen fand man Mitte August 1902 nach einer Gewitternacht ungewöhnlich viel Aale und zwar bei der „Umgängermühle 150, bei Obermühl 47 und bei Oberschlagles 30 Aale.[5]) — Herr Pillans fing im Oktober 1902 mit einer Angel in der Eger bei Tschermich (Saaz) einen Hecht, welcher 17·5 *kg* schwer war.[6]) — Ende Dezember 1902 wurde bei Herrnskretschen ein Wels gefangen, welcher — einer der größten seiner Gattung — 2 *m* maß und 35 *kg* wog.[7]).

Zwitter. Herr W. A. Stohr in Saaz sandte nach Prag einen Hering, bei welchem sich sowohl Rogen als auch Milch fand. Worauf Prof. Dr. R. v. Lendenfeld erklärte, daß solch eine Zwitterbildung auch bei Karpfen, Steinbutt und andern Fischen vorkomme.[8]) Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß schon Georg Handsch v. Limus auf einen „Karpfenzwitter" aufmerksam gemacht hat, der in der Polzen bei der

[1]) Maiwald, Gesch. d. Bot., 117. — [2]) Moderne Kunst, XIX, 217—222. — [3]) D. Leip. Ztg. v. 3. Mai 1905. — [4]) D. Leip. Ztg. v. 24. Okt. 1903. — [5]) Boh. v. 22 Aug. 1902. — [6]) Leitm. Ztg. v. 29. Okt. 1902. — [7]) Boh. v. 3. Jan. 1903. — [8]) Boh. v. 9. Dezb. 1903.

Stadt Leipa gefangen wurde.[1]) Er schrieb nämlich: Vidimus aliquando cyprinuus in Bohemia juxta oppidum Lippam in flumine Polzena[2]) captum hermaphroditum, in quo utriusque sexus notae, hoc est et geniturae et ovorum vasa comparuerunt.[3])

Ameisen. Am 16. August 1902 Nachmittags hat sich in Teplitz ein Schwarm von Milliarden geflügelter Ameisen niedergelassen und die Straßen wie die Gehwege bedeckt. Den Passanten flogen sie in Augen, Nasen und Ohren, und wo sie auf die Haut des Menschen kamen, gab es schmerzhafte Bisse. In den freier liegenden Straßen bedeckten sie den Boden, und ihre Flügel leuchteten in der Sonne wie kleine Diamanten.[4]) Eine plötzliche Erscheinung geflügelter Ameisen in solch außerordentlicher Menge gehört gewiß nicht zu den Alltäglichkeiten.[5])

Weißer Hirsch. Am Kletschen wurde, wie man aus Wellemin meldete, im Herbste 1902 ein weißer Hirsch geschossen, welcher für ein Museum bestimmt wurde.[6])

Weiße Rebhühner, Sperlinge, Schwälbchen. Am 14. August 1902 wurden in Skalitz bei Leitmeritz zwei weiße Rebhühner geschossen.[7]) — Ein weißer Sperling wurde im Herbste 1903 auch in Ringelshain beobachtet.[8]) — Zu Steinbach bei Kaplitz fand man in einem Schwalbenneste ein ganz weißes Schwälbchen mit roten Füßchen und Augen.[9])

Wanderfalke. Am 16. Aug. 1902 erlegte Förster Rotter in Skalitz bei Leitmeritz einen Wanderfalken.[10])

Rauchfuß-Bussard. Im Niederforst bei Grafenstein wurde Anfangs November 1902 ein Rauchfuß-Bussard oder Schnee-Aar erlegt, der eine Flugweite von 1·37 *m* besaß.[11])

Fischreiher. Der Gastwirt Josef Pabel in Hohlen schoß Mitte Dezember 1902 einen prächtigen Fischreiher, dessen Flugweite 2 *m* betrug.[12])

Safran. Auf der Pfarrwiese in Sonnenberg bei Leipa gibt es seit vielen Jahrzehnten „weißblütigen Safran (Crocus albiflorus)", der alljährlich in den ersten Märztagen die vom Wald malerisch umsäumte Bergwiese mit Hunderten von tulpenförmigen Blumen belebt.[13])

Herrnpilze und Steinpilze.[14]) Herr F. Endler fand Anfangs September 1901 auf dem Kamme des Riesengebirges einen gesunden Pilz, der 1$^3/_4$ Kilo wog. Die Höhe des Stieles betrug 25 *cm*, die Stärke desselben 30 *cm*, der Kappenumfang 92 *cm*[15]) — Mitte August 1902 wurde im Homolkawalde nächst dem Dorfe Bida bei Budweis ein Pilz gefunden, dessen Umfang 50 *cm* betrug.[16]) — Der Schlossermeister Al. Hofer in Unterwuldau fand Ende August 1902 einen Herrnpilz, dessen Umfang 96 *cm* betrug. Das Gewicht war 4$^3/_4$ *kg*, der Umfang des Strunkes 34 *cm*.[17]) — Auf dem Tannenberge wurde im August 1903 ein Herrnpilz von 2·5 *kg* Gewicht gefunden; der Randumfang erreichte das seltene Ausmaß von 110 *cm*.[18]) — Bei Niemes

---

[1]) Exk.-Klub, XXV, 201. — [2]) Handsch schrieb also: in flumine Polzena. Diese Form beweist über allen Zweifel, daß er „die Polzen" als einen Eigennamen „weiblichen" Geschlechtes gekannt hat, und daß man damals wie heute „die Polzen" gesagt hat, nicht aber „die Pulsnitz", wie die Topographen Schaller und Sommer geschrieben haben. Aus solchen Stellen kann man das Richtige lernen, wenn man überhaupt lernen und nicht bei vorgefaßten Meinungen vorsätzlich versauern will. — [3]) Dr. Leop. Senfelder: Dr. G. Handsch v. Limus, p. 18. — [4]) Leitm. Ztg. v. 20. Aug. 1902. — [5]) Auf den Berghöhen ist das Erscheinen riesiger Ameisenschwärme nichts Seltenes. Auf dem Leipaer Spitzberge, auf dem Kamnitzer Schloßberge sind solche Schwärme öfters beobachtet worden. Auch im Thüringer Walde habe ich solche Wahrnehmungen gemacht. Der Inselberg (Ameisenberg oder Emsenberg) dürfte davon sogar seinen Namen erhalten haben. A. P. — [6]) Leitm. Ztg. 26. Novb. 1902. — [7]) Leitm. Ztg. v. 20. Aug. 1902. — [8]) Deutsche Volksztg. v. 9. Novb. 1903. — [9]) Boh. v. 27. Aug. 1903. — — [10]) Leitm. Ztg. v. 20. Aug. 1902. — [11]) Reichenbg. Ztg. v. 8. Novb. 1902. — [12]) D. Leip. Ztg. v. 24. Dezb. 1902. — [13]) Boh. v. 11. März 1903. Vgl. Exk.-Klub, XVII, 85. — [14]) In Norddeutschland werden, wenn ich meinen persönlichen Erfahrungen trauen darf, alle „Herrnpilze" als „Steinpilze" bezeichnet. Meine Mutter unterschied die „Steinpilze" ganz genau von den „Herrnpilzen". Erstere waren gedrungener, dickstieliger und heller in der Farbe, standen wohl gar in geringerer Achtung. Dennoch glaub' ich mich nicht zu irren, wenn ich sage, daß sie mir die „Steinpilze" als eine besondere Art der „Herrnpilze" zu betrachten schien. A. P. — [15]) Boh. v. 9. Sept. 1901. — [16]) Boh. v. 21. Aug. 1902. — [17]) Boh. v. 30. Aug. 1902. — [18]) Boh. v. 9. Aug. 1903.

wurden im August 1903 große Herrnpilze gefunden, welche 1·050 und 1·060 *kg* wogen.[1]) — Der Gastwirt Th. Patzelt fand im Kreibitzer Reviere einen Buchenschwamm, der 2·220 Kilo wog; der Hut des Pilzes hatte einen Umfang von 1·25 *m*.[2]) — Bei Tetschen fand man im pilzreichen Oktober 1903 einen „Pilz-Vierling". Auf der vereinigten Krone dieser Herrnpilze von ungleicher Größe, die alle deutlich von einander getrennt waren, erhob sich ein vierter Pilz, der aus den vereinigten Köpfen der drei unteren Pilze seine Nahrung gezogen haben muß [3]) — Überhaupt gab es um diese Zeit, wie zahlreiche Berichte zu vermelden wissen, in Böhmen eine Unmasse von Herrn- und Steinpilzen, so daß wir von einem wahren „Pilzjahre" erzählen können. So wird beispielsweise aus Prag berichtet, aber in Leipa und anderwärts war es ebenso. Im Walde bei Augezd ob der Mies fand man am 26. Oktober 1903 einen selten schönen und gesunden Riesen-Steinpilz. Der Hut hatte einen Umfang von 82 *cm*, der Stiel einen Umfang von 30 *cm*, das Gewicht betrug 1³/₄ *kg*. In dieser Gegend um Tuschkau waren die Schwämme im Oktober 1903 so zahlreich, daß ganze Körbe und Säcke aus den Wäldern geschleppt wurden und die Preise sich sehr niedrig gestalteten.[4]) — Nach dem Volksglauben bedeutet ein schwämmereiches Jahr einen strengen Winter. Dieselbe Bedeutung hat eine so reiche Ebereschenernte, wie heuer eine gewesen ist.

Leipa, 8. November 1903. A. Paudler.

Auskunft der Schriftleitung.

O.: Schon vor längerer Zeit haben die Lehrer des Brüxer Bezirkes die Herausgabe eines Sagenbuches beschlossen, ebenso der Ausschuß des Kaadner Lehrervereines. — St.: Am 6. Juli 1644 verlieh Ferdinand III. dem Hans Preusler, Glashüttenmeister in Schreiberhau, eine Mühlengerechtigkeit. Reichenbg. Ztg. v. 5. Feb. 1902. — in: Heinrich Schiffner in Prag baute für Straschnitz eine neue Orgel, welche zu Christi Himmelfahrt 1902 eingeweiht wurde. Eine Beschreibung brachte die Leitm. Ztg. v. 14. Mai 1902. — lt.: Schön straft das Neckarsulmer Weinland die Weinfälscher: sie müssen nach dem Tode geistern. Birlinger, I, 403. — O.: Die „Neuen Bahnen" (IV, 437—440) brachten über das „Schicksal der Großstädte" einen höchst beherzigenswerten Aufsatz. Eine Staatskunst, welche um Land und Volk besorgt ist, sollte weislich darauf bedacht sein, daß der Landbewohner auf seiner Scholle bleiben und sich nähren kann. Wenn die Entvölkerung des Landes zu Gunsten der Großstädte in der bisherigen Weise fortgeht, dann müssen früher oder später, wenn auch langsamer, jene Folgen eintreten, welche in dem Aufsatze so drastisch geschildert werden. — F.: Die Leitm. Ztg. v. 3. Sept. 1904 meldete, daß in Teplitz ein uraltes Gebäude, die „Morawe", worin auch Kaiser Josef II. am 10. Okt. 1764 gewohnt hat, einem Neubaue weichen muß (Eck Langegasse-Schloßplatz). — St.: Der Musiknotendruck soll in Würzburg aufgekommen sein, wo der Buchdrucker Jörg Reyser aus Eichstätt im Jahre 1479 das „Breviarium Herbipolense" gedruckt hat. Vgl. Lyra v. 1. Septb. 1904. — Eine Folge des regen- und wasserarmen Sommers 1904 war das Ausbleiben des Weißwurmfluges an der Elbe, weshalb auch die herkömmlichen Weißwurm-Strandfeuer unterbleiben mußten. D. Volksztg. v. 9. Septb. 1904. — K. H.: Noch Sommer (I, 282) bezeichnet den Warnsdorfer Burgsberg als „Worbsberg". Vgl. Exk.-Klub, XXVI, 296; VIII, 29. — O.: Der „Rebellenacker" auf dem Gute Koßlau bei Theusing (Som., XV, 196) wird wohl nicht zur Hussitenzeit, sondern zur Zeit des Bauernkrieges (1680) von den Bauern urbar gemacht worden sein. — A. St.: Fremdwörter unterliegen der Mode und pflegen rascher abzusterben, als einheimisches Sprachgut. Vgl. Allg. d. Sprachv., XIX, 252—254. „Geschweige denn" und „schreibe". Es fehlt ein „ich". l. cit. p. 250—252. — Z.: Am 15. Okt. 1904 wurde in Gärten bei Schönlinde ein neues Postamt eröffnet. Vgl. Reichenbg. Ztg. v. 28. Sept. 1904. — L.: Das N. Archiv v. Ermisch (XXV, 306) bringt eine Abbildung der uralten Fleischhacker-Zunftkanne von Preßnitz; sie stammt aus St. Joachimstal. Darauf steht: 1527. — H. Sch.: Über die Herkunft und etwaige Verwandtschaft der Familiennamen „Kobos" (Böhmen), „Kabos" (Ungarn) und de los Cobos (Spanien) können wir weder Auskunft noch Aufklärung geben. — M.: Die Schreibung „Kleiß" ist eigentlich besser, als die Schreibung „Kleis". Man könnte aber noch einen Schritt weiter gehen und „Gleiß" schreiben, wie es die Alten getan haben. Vielleicht werden sich die Jüngeren auch hieran gewöhnen. — L. Z.: Beim Lachsfange des Herrn Wonka in Leitmeritz wurde

[1]) D. Leip. Ztg. v. 19. Aug. 1903. — [2]) Boh. v. 30. Aug. 1903. — [3]) Boh. v. 14. Okt. 1903. — [4]) Boh. v. 29. Okt. 1903.

im Mai 1904 ein Stör gefangen, welcher 140—150 Kilo wog. Leitm. Ztg. v. 1. Juni 1904. — W.: Wie die Leitm. Ztg. v. 1. Juni berichtet, wird der „Schneiderstein" bei Binsdorf von den Elbuferbewohnern „Mohrenkopf" und bisweilen auch „Nasselkopf" genannt, weil er oberhalb der Ortschaft Nasseln liegt. — J. H.: Als der Gastorfer Arzt Rinard Kolbe, gebürtig aus Obergeorgental Nr. 31, nach dem Tode seiner Ehegattin eine Pilgerfahrt nach Rom unternahm, hat er von dort auf seinen Schultern für seine Heimatskirche die Reliquien des hl. Donatus mitgebracht, welche am 15 Oktober 1780 mit großer Feierlichkeit auf dem Altare der hl. vierzehn Nothelfer aufgestellt wurden. Erzgebirgszeitung, XX, 173. — O.: Im Jahre 1903 hat der gesamte Auslands-Güterverkehr auf den Umschlagsplätzen Laube, Tetschen Bodenbach und Rosawitz 6,094.404 Meterzentner betragen, wobei die Kohlenverladungen in Rosawitz und die Langholzverladungen in Laube nicht gerechnet sind. Boh. v. 1. Mai 1904. — nt.: Die Boh. v. 28. Mai 1905 brachte eine ausführliche Besprechung über den Romanschriftsteller Christian Heinrich Spieß, der am 4. April 1755 in Freiberg geboren war. Er war der Verfasser der „zwölf schlafenden Jungfrauen". — K.: Rob. Lahmer (Rumburg, p. 51) erwähnt 1572 Georg v. Berbisdorf auf Neu-Tollspach als Käufer von „Wehrsdorf". Vgl. Exk.-Klub, XXVIII, 118. — T.: Die in der Leitmeritzer Zeitung v. 27. Mai verzeichneten Riesenbäume bei Niemes brachten wir schon früher, wenn auch in anderer Ordnung (Exk.-Klub, XXVIII, 110). Wir verzichten also auf die nochmalige Wiederholung. — St.: Armin Tille bespricht neuere Wirtschaftsgeschichte (D. Gesch. Bl, VI, 193—235) und empfiehlt die Gründung von „wirtschaftlichen Bezirksarchiven". — mm.: Über die unbeschuhten Augustiner in Lissa von 1713 bis 1812 vgl. Schall. IV, 26—28; Som. II, 61. — Sch.: Am 14. April 1905 starb zu Aschaffenburg Reinhold Richter, Professor an der Technik. Er war 44 Jahre alt und zu Warnsdorf in Böhmen geboren. Reichenbg. Ztg. v. 20. April 1905. — rr.: Bei den Wasserleitungsarbeiten der Gemeinde Schauda bei Karbitz fand man 1371 Silbermünzen. Vgl. Boh. v. 22. April 1905. — J. H.: Ein junger Violinvirtuose, Wilhelm Wunderlich, ein Sohn des Musikers Ernst Wunderlich in Asch, hat in mehreren Städten Bayerns, auch in Bamberg, erfolgreiche Konzerte gegeben. Boh. v. 26. April 1905. — P.: Die Leitm. Ztg. v. 29. April 1905 brachte einen Aufsatz vom Bürgerschullehrer J. Jarschel über den seit 1713 bestehenden „Gelöbnistag St. Florian in Auscha". — J. G.: Lehrmeister des aus Tetschen gebürtigen Waldhornisten Joh. Stich (Punto) war der kursächsische Waldhornist Karl Haudek in Dresden, der 1721 zu Dobrzisch in Böhmen geboren war und ein hohes Alter erreichte. Riegger: Mat. XII, 286, 287; Dlabacz, I, 574—576. — A. K.: Wie Hammerschmidt berichtet, wurden erst auf dem Landtage 1587 vier Landphysiker festgesetzt und mit einem jährlichen Gehalte versehen, deren Sorge sein sollte, gegen die besonders allgemeinen Krankheiten Hilfe zu leisten, vom Orte nicht wegzugehen und die Stände, wenn etwas vorgesehen oder vorgebeugt werden könnte, zeitlich zu ermahnen. Diese Nachricht ist wichtig für die Geschichte des öffentlichen Sanitätswesens. Vgl. Riegger: Mat. XII, 302. — B.: Georg v. Berbißdorff, Sohn des Christoph v. Berbißdorff, erwarb das Inkolat 1571, Günther v. Bünau, Hauptmann auf Blankenstein (Plangstein) 1575, der Oberstjägermeister Demetrius Schwendi (1580), Nikolaus Vicztum v. Eisfeld auf Katharinaberg (1585), auch Damian Peiczeldorff auf Kalken bei Hirschberg (1590) Das berichtet Riegger (Mat. XII, 104—110). — M. K.: Elbegast (Exk.-Klub, XXVI, 292) ist nach Müller's Wörterbuch (I, 485) der Name eines berüchtigten Diebes, der die Eier unter den Vögeln wegstiehlt. — M.: Am 10. Mai 1905 starb in Graz Univ.-Professor Franz Pleß, welcher am 10. Okt. 1819 zu Hohenstein bei Graupen als Sohn eines Landbaumeisters geboren ward. Leitm. Ztg. v. 13. Mai 1905. — L: Die Sektion Bielitz-Biala des Beskiden-Vereines hat am 11. Juni 1905 das Schutzhaus auf der Babiagura eröffnet. Vgl Einladung. — K.: Der Wiener Vizebürgermeister Josef Strobach, welcher am 11. Mai 1905 starb, war am 24. Dezember 1852 zu Wernstadt in Böhmen geboren. Exk.-Klub, XX, 112. — St.. In Klostergrab feiert man am 9. Juli 1905 den tausendjährigen Bestand der katholischen Kirche. D. Volksztg. v. 13. Mai 1905. — St.: In Neschwitz starb am 10. Mai 1905 Herr Oberlehrer Wilh. Melzer (Reichenbg. Ztg. v. 14. Mai 1905), der unsern Zwecken wiederholt sehr förderlich war. — U.: Der Personenname „Sauppe" und der Dorfname „Saupsdorf" können von einander nicht weit abliegen. Es hatte keinen Zweck, „Saupsdorf" als einen slawischen Namen zu erklären. — Geschlossen: 17. 6. 05.

Mitteilungen
des
Nordböhmischen Exkursions-Klubs.

Schriftleitung:
Prof. A. Paudler und Dr. F. Hantschel.

Viertes Heft. Dezember 1905. XXVIII. Jahrgang.

Aus Dr. Cajetan Watzel's Tagebuche. II.[1])

Gedenkblätter politischen und verwandten Inhaltes,
zusammengestellt von Dr. Th. Watzel.

Mit dem Jahre 1867 begann ein neuer Abschnitt in der inneren Entwickelung unseres Kaiserstaates. Die herben Erfahrungen des eben verflossenen Jahres hatten uns einen guten Teil unserer altösterreichischen Gemütlichkeit gekostet und dafür einen ernsteren, strengeren Zug in unser gesamtes öffentliches Leben gebracht. Gegensätze von mancherlei Art, welche unter dem unmittelbaren Eindrucke jener schwerwiegenden Ereignisse für den Augenblick zurückgetreten waren, machten sich bald von neuem, und zwar in noch verschärfter Weise geltend. Wußte doch eine jede Nation und Partei von ihrem Standpunkte aus die Mißerfolge des letzten Krieges recht verschiedentlich zu erklären und auszulegen; herrschte doch allenthalben das Bestreben, indem man den Staat vor einer Wiederholung solcher Kalamitäten zu bewahren suchte oder solches wenigstens vorgab, zugleich die eigenen Interessen nach Möglichkeit zu fördern. Bloß wir Deutsche bekundeten in unserer Hingebung an die Wohlfahrt des Staates eine Selbstlosigkeit, die uns später schlecht genug belohnt wurde. — Von all dem und namentlich von einem bald genug lebhaft entfachten Prinzipienkampfe legt denn auch Dr. Caj. Watzel's Tagebuch ein deutliches Zeugnis ab, und es erreichen politische Aufzeichnungen und Auseinandersetzungen gerade in diesem und den zunächst folgenden paar Jahren darin einen Umfang, wie er — von den Sturmjahren 1848 und 49 abgesehen — weder in den vorausgegangenen, noch auch in den späteren, auf den hier zu betrachtenden Zeitabschnitt folgenden Jahren erreicht worden ist.

Sogleich in den ersten Tagen dieses Jahres nimmt das „Tagebuch" zu den brennenden Fragen des damaligen Zeitpunktes entschieden Stellung. Man wußte, daß vieles zu geschehen haben werde, um unsere Monarchie wieder auf eine achtunggebietende Höhe zu bringen. Befriedigung der Ungarn, Sanierung der Staatsfinanzen, Reformen im Heer- und Schulwesen nach preußischem, beziehungsweise ausländisch-deutschem Muster, das alles waren Dinge, um die es sich da handeln mußte. Welche Maßregeln immer aber zur Wiederaufrichtung unseres Staates erforderlich sein mochten, das eine stand fest, daß die unerläßliche Vorbedingung dazu in

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XXVIII, 1—20.

einem gründlichen Systemwechsel bestand. Es war nun in der Tat sogleich zu Beginn des neuen Jahres in dieser Richtung ein Schritt geschehen, der jedoch noch nicht deutlich erkennen ließ, worauf es eigentlich abgesehen war. Hiemit nun beschäftigt sich eine längere politische Betrachtung vom 12. Jänner, worin vor allem gesagt wird: „Vor 10 Tagen erschien ein kaiserliches Patent, durch welches für die cisleithanischen Kronländer ein außerordentlicher Reichsrath, teils auf Grund der Gesetze des Februar-Patentes, teils auch nach eigener Willkühr einberufen wird." — Wenn nun, wie die nächstfolgenden Sätze besagen, mit Recht an der hier zu Tage tretenden Zwiespältigkeit Anstoß genommen wurde, so wird dafür zugleich um so schärfer betont, wie „notwendig es im Interesse der Schaffung eines gesicherten Rechtsstandes ist, daß die Verfassungspartei die Rechtskontinuität als ersten leitenden Gesichtspunkt betrachte". Aber es werden weiterhin auch Bedenken darüber geäußert, ob sich unter so vagen Voraussetzungen eine freie und Erfolg versprechende parlamentarische Tätigkeit werde entfalten können, wobei vor allem die Frage aufgeworfen wird: „Werden (wohl) die Mitglieder dieses außerordentlichen Reichsrathes dieselbe Immunität, dieselbe gesetzlich garantirte Redefreiheit, Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit besitzen, wie im ordentlichen Reichsrathe?" — Wo soviel zu sagen war, wie gerade damals, waren dergleichen Kautelen für den gewissenhaften Volksvertreter sicherlich von keiner geringen Bedeutung.

Nun, durch die am 4. Feber erfolgte, vom Tagebuche mit kurzen, aber bezeichnenden Worten gemeldete Entlassung des „Sistirungsministers", des erzfeudalen Grafen Belcredi, besserten sich die Aussichten bezüglich der Wiederbelebung ordentlich konstitutioneller Zustände ganz wesentlich. —

In der Zwischenzeit waren aber die Neuwahlen zum Landtage, für uns zunächst wegen der Stellungnahme zu den föderalistischen Bestrebungen unserer slavischen Landesgenossen, im übrigen aber als Vorbedingung für das Zustandekommen eines Reichsrates bedeutungsvoll, auf der Tagesordnung gestanden. Wie anderwärts, hatten natürlich auch unter der Bewohnerschaft Leipa's jene Wahlen manchen Anlaß zu politischen Erörterungen gegeben. Als ein Wahrzeichen der Stimmung, welche bei dieser Wahlbewegung in Leipaer Bürgerkreisen herrschte, soll hier einer längeren Aufzeichnung vom 10. Jänner Raum gegeben werden, um so mehr, als wir darin zugleich das Urteil eines Anderen über den Verfasser des „Tagebuches" vernehmen. Dieser selbst berichtet hierüber wie folgt: „In einer Zeit, in welcher Anerkennung männlichen Wertes zu den Seltenheiten gehört, hat mich nachstehende, in der Reichenberger Zeitung Nr. 8 enthaltene Correspondenz aus B. Leipa auf eine wohlthuende Weise berührt: „„In wenigen Tagen soll, wie überall, so auch bei uns die Abgeordnetenwahl vor sich gehen. Wichtig, wichtiger denn je ist dieser Akt im gegenwärtigen Momente. Nicht Männer, die bloß ihren Sitz ausfüllen und allenfalls pflichtgemäß für die Sache der Deutschen stimmen, sollen heuer von den Deutschen in den Landtag geschickt werden, sondern Männer, die, wenn es gilt, einen Entscheidungskampf wegen der Stellung

der Deutschen nicht scheuen. An solchen Männern nun hat unsere Stadt Mangel. Weniger fehlt es wohl an der guten Gesinnung, den Meisten aber an der unerläßlichen oratorischen Begabung. Ein Mann, der ganz geeignet ist, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen den Posten eines Abgeordneten auszufüllen und der deshalb von vielen Wählern, wie wir als sicher vernehmen, in Vorschlag gebracht wurde, ist der hiesige Gymnasial-Professor Med. Dr. Caj. Watzel. Es ist dies ein Mann, der mit einer allseitigen Bildung eine ausgezeichnete oratorische Begabung verbindet, und was vor allem gilt, dessen politisches Credo lautet: Die Sistirung aufzugeben, die Verfassung wieder herzustellen."" — Alles sehr schön und wohlgemeint. Doch den Ehrgeiz, Abgeordneter zu werden, besitze ich nicht. Hätte ich darnach gestrebt, so wäre ich es wohl schon vor 19 und auch vor 6 Jahren geworden. Ich meinte aber damals und ich meine immer noch, daß ich als Lehrer meiner Vaterstadt und auch der Menschheit mehr zu nützen vermöge, denn als Volksvertreter in Österreich ....[1]) Darum danke ich bestens meinem mir ganz unbekannten Verehrer in der Reichenberger Zeitung für seine gute Meinung. Ich werde stillvergnügt bleiben, was ich bin — Gymnasiallehrer." —

Was aber die Wahl, um die es sich hier handelte, selbst betrifft, so enthält das Tagebuch hierüber noch Folgendes: „Den 30. Jänner wurde für die Stadt B. Leipa in der Person meines Freundes, des von mir wärmstens empfohlenen JUDr. Franz Schmeykal, Landesadvokaten und Landesausschuß-Beisitzers in Prag, der Landtagsabgeordnete gewählt. Jene Wähler, die auf mich reflektirten, gewann ich sämtlich für ihn, und das war die weit überwiegende Mehrzahl; die anderen stimmten für meinen Schwager, den ersten Stadtrat." — Als Ergänzung hiezu diene noch die kurze Bemerkung: „Den 31. Jänner Besuch von Dr. Franz Schmeykal, unserem (nunmehrigen) Abgeordneten."

Nachdem durch die bereits oben erwähnte Entlassung Belcredi's die Rückkehr zu verfassungsmäßigen Zuständen in der diesseitigen Reichshälfte angebahnt, durch die Einsetzung eines eigenen ungarischen Ministeriums (14./3.) aber und die sich daranschließenden Maßnahmen zugleich eine neue, und zwar dualistische Gestaltung der Gesamt-Monarchie vorbereitet worden war, erfolgte, allerdings unter dem Proteste der diversen slavischen Landesvertreter, die Einberufung des nunmehr als „verfassungsmäßig" anerkannten Reichsrates, dessen Tätigkeit dann am 22. Mai eröffnet wurde. Die deutschliberale Partei unter Führung Herbst's verfehlte nicht, auf gewisse wunde Punkte in der bisherigen österreichischen Gesetzgebung entschieden hinzuweisen, und daß sie hiebei seitens der damals am Ruder befindlichen Staatsmänner Entgegenkommen fand, beweist eine Tagebuchnotiz vom 17. Juni, welche lautet: „Dem Wiener Reichsrathe werden vom Reichskanzler Beust sehr

[1]) In ein paar kräftigen und bedeutsamen Sätzen, die sich jedoch hier nicht gut mitteilen lassen, werden gewisse Erfahrungen aus älterer und aus jüngster Zeit geltend gemacht, um zu zeigen, wie wenig Verlockendes es haben konnte, einen so schwankenden Boden, wie er unserer Volksvertretung zu damaliger Zeit vergönnt war, zu beschreiten.

liberale Vorlagen gemacht. — Jedenfalls nichts weiter, als ein Beschwichtigungsmittel der sehr erregten öffentlichen Meinung. Hat das wieder seine Schuldigkeit getan, lassen auch die offiziellen Dämpfer nicht auf sich warten, damit im lieben Österreich ja nicht die Bäume des Liberalismus in den Himmel wachsen." — Um dieselbe Zeit fanden noch zwei Ereignisse, in ihrem Wesen einander aufs schroffste entgegengesetzt, beide aber auf unser erhabenes Herrscherhaus bezüglich, im Tagebuche ihren Ausdruck. Der Schauplatz des einen war die alte Krönungsstadt der ungarischen Könige, der des anderen aber lag jenseits des Ozeans in einer vorher wenig bekannten Stadt des mexikanischen Hochlandes. Über das erstere spricht sich das Tagebuch folgendermaßen aus: „Am 8. Juni erfolgte in Ofen die Krönung unseres Kaisers zum Könige von Ungarn, nachdem dieses Land mit seinen Nebenländern durch einen sogenannten, im Hirne unseres nunmehrigen Reichskanzlers Baron Beust [1]) entsprungenen Ausgleich in eine Art selbständigen Staates höchst unpolitisch umgewandelt worden ist; denn durch diesen Vorgang haben die an Größenwahn leidenden Magyaren an Kraft nichts gewonnen, hat aber Österreich als Kaiserstaat an politischer Macht nach Außen und Innen große Einbuße erlitten. — Durch diesen Ausgleich, der doch nur auf die Herrschaft der magyarischen Rasse hinausläuft, werden von fünf Millionen Magyaren fast noch einmal so viele nicht-magyarische Bewohner beherrscht; durch ihn geht die Einheit des Kaiserstaates verloren und wird der Begriff Vaterland schwer geschädigt; er bietet dem Auslande bequeme Handhaben zu politischen Intriguen und kann das diesseits der Leitha gelegene Österreich (Cisleithanien, wie man es nennt) sogar zwingen, durch magyarischen nationalen Despotismus (etwa) veranlaßte Empörungen anderer Nationalitäten niederzuschlagen, zu Gunsten seines ärgsten Feindes mithin seine Freunde (die Siebenbürger Sachsen 2c.) bekämpfen zu müssen. — Endlich schädigt dieser famose Ausgleich Österreich auch materiell, weil Ungarn mit seinen 14 Millionen Bewohnern zu dem gemeinsamen Reichs-Budget nur 30 Perzent zahlt, das übrige Österreich aber mit 22 Millionen Einwohnern 70 Perzent beitragen muß."

Was das andere Ereignis jener Tage betrifft, so berührt es zwar Österreich nicht unmittelbar, doch entspricht es der allgemeinen Bedeutung desselben, daß der von warmem Mitgefühle zeugende Bericht darüber hier vollständig wiedergegeben werde. Er lautet: „Den 1. Juli Montag. Das mexikanische Kaisertum ist zerfallen, Kaiser Maximilian erschossen, Kaiserin Charlotte wahnsinnig — das ist das tragische Ende des großen, von Napoleons dämonischem Geiste in Scene gesetzten Schauspieles, durch welches jenseits des Ozeans ein gräuelvoller Bürgerkrieg angefacht wurde, der, in einen Vernichtungskrieg ausartend, Tausende über das Weltmeer in einen elenden Tod geführt hat. Das edelste, das teuerste Opfer aber ist Kaiser Max. Durch ein republikanisches Kriegsgericht zu Pulver und Blei verurtheilt, ist dieser wohlwollende und hoch-

[1]) Die Erhebung dieses durch die Ereignisse des Jahres 1866 nach Österreich verschlagenen ehemaligen kgl. sächsischen Staatsmannes in den Grafenstand erfolgte erst im Jahre 1868.

sinnige Fürst am 19. Juni vormittags 7 Uhr in Queretaro selbst, wo er durch Verrath in die Hände seiner Feinde fiel, erschossen worden. Die Ermordung Maximilians ist der Akt einer Politik der Rache, die um so verdammenswerter ist, als es liberale Demokraten, Republikaner sein wollen, welche ein gegen sie gerichtetes Streben durch eine That zu sühnen glaubten, wie sie im Jahre 1848 in Europa von dem erbarmungslosen Absolutismus und der blutigen Reaktion zur Herstellung des Rechtsstaates, der Ruhe und Ordnung begangen worden ist. Vergeblich blieben alle Versuche, Maximilians, des edlen und liebenswürdigen Schwärmers Leben zu retten, zu denen sich Vertreter aller politischen Richtungen vereinigt hatten; die Monarchen Europas und die Republik der vereinigten Staaten von Nordamerika, Viktor Hugo und der König von Preußen, Garibaldi und der Kaiser von Rußland. Man hat vergebens an das Menschenthum eines Republikaners appellirt. Das wird ein unauslöschlicher Schandfleck für den Präsidenten Juarez sein. Kaiser Maximilian aber zählt nun zu jenen unsterblichen Märtyrern der Geschichte, die ihr Alles und ihr Leben auf eine Idee gesetzt hatten." — Weltbegebenheiten dieser Art gehören glücklicherweise doch zu den Seltenheiten. Um so weniger durfte hier darüber hinweggegangen werden.

Im übrigen beschäftigen sich die Mitteilungen des Tagebuches aus diesem Jahre — von einer kurzen, die von Preußen in die Hand genommene politische Einigung der deutschen Staaten in entschieden sympathischem Sinne erwähnenden Bemerkung abgesehen — im wesentlichen mit den Zuständen der eigenen Heimat und mit kommunalen Vorkommnissen. Auch die hierauf bezüglichen Mitteilungen erheischen hier die gebührende Berücksichtigung. Bezeichnend dafür, wie weit sich die nationalen Verhältnisse in Böhmen damals bereits zugespitzt hatten, ist eine aus der Sommerszeit dieses Jahres stammende Aufzeichnung, die mit einigen Kürzungen hier ihren Platz finden soll. Es wird darin gesagt: „Den 17. August Samstag. Sehr angenehme Fahrt mit Schwager Schönfeld über Wartenberg und Oschitz nach B. Aicha. In dieses Städtchen teilen sich deutsche und tschechische Bewohner ziemlich gleichmäßig, und es kommt vor, daß in dem einen Hause nur deutsch, in dem andern nur tschechisch gesprochen wird. Die Ortsschule aber ist deutsch, und das ist das Verdienst des wackeren Groß-Industriellen Schmitt, der seiner meist deutschen Arbeiter wegen dieselbe größtentheils aus eigenen Mitteln erhält. — Freilich ist auch das, wie so vieles Andere, den Tschechenführern und Ultra-Tschechen nicht recht, die von eben so maßlosem, als ungerechtfertigtem Größenwahne beherrscht und geblendet, ganz Böhmen mit den Nebenländern, ja ganz Österreich lieber über Nacht tschechisirt, ihren panslavistischen[1]) Schrullen dienstbar sehen möchten. — Das wäre ein schöner Gewinn für die Deutschen in Österreich, ihre herrliche Eigenart, ihre immense geistige und materielle Cultur, ihre Geschichte und ihre vielversprechende Zukunft dem Slaven zu opfern, dem Slaven, der ohne ureigene Cultur, gleich dem bononischen Steine selbst lichtlos,

---

[1]) Solche offenbarten sich gerade damals u. a. bei Gelegenheit der von Rieger und anderen tschechischen Größen unternommenen Pilgerfahrt nach Moskau. Th. W.

nur geborgten Glanz in sich aufnimmt und in Dunkelheit versinkt, wenn ihm die Lichtquelle entzogen wird. . . . . Eine Aenderung des Regierungs-Systems zu Gunsten der Slaven, wie sie die Tschechen besonders leidenschaftlich anstreben, wäre daher nur tief zu beklagen. Nach den Bedingungen der historischen Entwicklung kann eben nicht die in der Cultur am weitesten vorgeschrittene und allen anderen Stämmen des Reiches voranstehende Nationalität in eine dienende oder auch nur zurückgesetzte Stellung gedrängt werden. Das wäre Unnatur.

. . . .

Wer also auch nur einen Funken von politischer Einsicht hat, muß begreifen, daß die Erhaltung der Deutschen in Österreich in ihrer gegenwärtigen bevorzugten[1]) Stellung eine Lebensfrage für Österreich sei." [2])

Es sind nun aus diesem Jahre zunächst noch ein paar Mitteilungen zu berücksichtigen, die sich auf Angelegenheiten der Gemeinde Leipa beziehen und zum großen Teile der Person ihres damaligen Bürgermeisters gelten. Es heißt da zunächst: „Den 19. Mai. Festfeier zu Ehren der Dekorirung unseres Bürgermeisters Anton Zink mit dem vom Kaiser erst nach wiederholtem Ansuchen von Seite der Stadtvertretung und des Kreisgerichts-Präsidiums ihm endlich verliehenen goldenen Verdienstkreuze mit der Krone, da doch bald nach dem Unglücke von Königgrätz ähnliche Auszeichnungen zu Tausenden ohne besondere Auswahl ertheilt worden sind. Und unser Bürgermeister hat das unleugbare Verdienst, die Gemeindesparkasse und die Oberrealschule mit ins Leben gerufen zu haben, sowie das einer aufreibenden Thätigkeit für sein Amt überhaupt. Und in der That hat er seine Gesundheit diesem und seinem Ehrgeize geopfert. Er ist ein gebrochener Mann. Nur etwas kann ihm mit Recht zum Vorwurfe gemacht werden, wodurch er die Interessen der Stadt dauernd geschädigt hat, das nämlich, daß er mit mehr blinder Selbstsucht und Leidenschaftlichkeit, als mit objektiver Ruhe und Besonnenheit für das Bahnprojekt Aussig-Leipa als des betreffenden Consortiums designirter Verwaltungsrath schwärmte und deshalb der Nordbahngesellschaft entschieden abwehrend, ja feindselig entgegentrat, und eine ausgiebigere Betheiligung der Geldmänner Leipas (am letzteren Unternehmen) geradezu vereitelte. Erbittert über diese nichts weniger als entgegenkommende Haltung der Stadt und ihres Vorstandes ließ sich denn auch die Nordbahngesellschaft nicht bewegen, den Bahnhof dem Centrum Leipa's näher, allenfalls in der Liebicher Straßenflur zu situieren, statt ihn in die entlegeneren und feuchten Niederungen der Töpfervorstadt zu verlegen, wo-

---

[1]) Heutzutage dürfte von einer solchen wohl nicht mehr die Rede sein können. Th. W. — [2]) Auch in einer unmittelbar darauffolgenden Notiz beschäftigt sich das „Tagebuch" mit dem nationalen Kampfe in Böhmen, und zwar mit Bezug auf die bekannte Zeitung „Politik". Der in dem ganzen Wesen eines solchen deutsch geschriebenen, aber slavischen Tendenzen dienenden Blattes liegende innere Widerspruch wird dort aufgedeckt, und der von dieser Zeitung systematisch betriebene Mißbrauch der deutschen Sprache zur Verunglimpfung und Befehdung alles Deutschen nach Gebühr gegeißelt. Der Verfasser äußert am Schlusse dieser Auseinandersetzungen seine Befriedigung darüber, daß es ihm im Vereine mit mehreren Gleichgesinnten gelungen war, dieses auch in Leipa schon — namentlich in Gasthäusern — recht verbreitete Blatt von dort zu verscheuchen.

hin eine Erweiterung der Stadt kaum erfolgen kann, und wo der einheimische und fremde Personen- und Güterverkehr mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen, zumeist aber durch Geld- und Zeitverlust zu leiden haben wird." — Wir lesen dann weiter: „Den 12. Oktober wurde von dem neugewählten Stadtverordneten-Collegium, dem auch ich seit 19 Jahren ununterbrochen angehöre, in der Person des Anton Zink der Bürgermeister und nebstbei das aus 6 Stadträten bestehende Collegium gewählt." — Nur eine kurze Frist aber war dem somit wiedergewählten Bürgermeister für seine Amtstätigkeit gegönnt. Einen Monat später bereits hatte das Tagebuch das Ende dieses Mannes zu melden. Die diesbezügliche Mitteilung lautet: „Den 13. November stirbt Bürgermeister Anton Zink plötzlich an erstickendem Bluthusten, 4 Jahre nach dem Tode seines Vorgängers, des von ihm bitter gehaßten wackeren Josef Scheiner, und einen Tag vor der Eröffnung der Bahnstrecke Backofen-B. Leipa, der er feindseligst entgegenstand, weil er von der leidenschaftlich angestrebten Linie Leipa-Aussig sich mehr Ehre und Gewinn versprach. — Der Tod versöhnt mit allen menschlichen Schwächen. Ruhe der Asche des Rastlosen."

Ueber die durch dieses Ereignis nötig gewordene Neuwahl eines Bürgermeisters berichtet das Tagebuch wie folgt: „Den 4. Dezember wurde mein Schwager J. U. Dr. und Advokat Josef Schönfeld zum Bürgermeister gewählt und ich legte den Entwurf einer Geschäftsordnung auf den Tisch des Hauses."

Als auf das persönliche Verhältnis zum geselligen Leben Leipa's bezüglich sei hier noch eine kurze Notiz erwähnt, die besagt: „Den 24. November wohnte ich im Thalgarten-Salon dem Kränzchen der Turner bei, aber nicht mehr als deren Sprechwart — auf dieses Ehrenamt habe ich am 5. d. M. zu Gunsten einer jugendlicheren Kraft verzichtet — sondern als einfaches Mitglied des Turnvereins."

Nahe am Schlusse dieses Jahres kommt dann die Politik noch einmal zum Worte; der Anlaß dazu war ja bedeutend genug, denn es begann eben damals eine neue parlamentarische Ära in Österreich. Der längeren, im ganzen nichts weniger als vertrauensselig gehaltenen Betrachtung, welche diesem Gegenstande gewidmet ist, seien hier nur ein paar Stellen entnommen. Also: „Den 22. Dezember erfolgte die Veröffentlichung der neuen Verfassungsgesetze. Wieder einmal ein anderes Bild — ein Bild, das uns Österreich darstellt als bestehend aus zwei ziemlich selbständigen Reichshälften, im Sinne eines Planes vom Jahre 1848, in welchem sich damals die Deutsch-Österreicher und die Ungarn verständnisvoll begegneten. . . . . Vom Reaktions-Winter 1848 bis heute — welch eine lange Kette von Experimenten, um diesen Staat neu zu gestalten! . . . . So versucht man es also wieder einmal in verfassungsmäßige Bahnen einzulenken und sogar ein sogenanntes Bürger-Ministerium (Carlos Auersperg, Giskra, Herbst, Hasner, Brestl, Berger, Plener, Taaffe und Potocki) zu berufen . . . ." —

Nach der Gepflogenheit des „Tagebuches", beim Beginne eines

neuen Jahres einen Leitspruch voranzustellen, wird das Jahr 1868, zu welchem wir jetzt weiterschreiten, mit dem bezeichnenden Spruche eingeführt: „Schnell, wie die zerstörende Lawine, wächst der Haß, aber langsam wie der ernährende Fruchtbaum das Verständnis.“ Es kamen ja Angelegenheiten von ganz hervorragender Bedeutung im Laufe dieses Jahres an die Reihe, zu welchen jene Sentenz vortrefflich paßt.

Der erste bemerkenswerte Bericht nun, auf welchen wir da stoßen, gilt gleichzeitig einem Vorgange im Leben der Gemeinde und den politischen Zuständen des Vaterlandes. Er lautet: „Den 21. Jänner, Dienstag. Gemeindeausschuß-Sitzung im Thalgarten-Salon. Ich eröffnete dieselbe mit folgenden Worten: „„Wir haben uns heute zur ersten Sitzung im neuen Jahre versammelt, in einem Jahre, mit welchem, wie ich trotz gar mancher vorausgegangenen Enttäuschung glaube, eine neue Ära wahrer Freiheit und bürgerfreundlichen Wirkens für unser des Vertrauens so sehr bedürftiges Vaterland eingeleitet wird. Durch die Sanctionirung der neuesten Staatsgrundgesetze hat unser schwergeprüfter Kaiser seinen Völkern eine Verfassung gegeben, wie sie freisinniger kaum in einem anderen monarchisch regierten Staate gefunden wird; und daß diese Verfassung Kraft und Leben gewinne, wurden Männer in den Rath der Krone berufen, die den besten Klang beim Volke haben, die Fleisch sind von seinem Fleische und Blut von seinem Blute, und die nicht nur den Muth und den Willen, sondern auch die Fähigkeit besitzen, die freiheitliche und politische Wiedergeburt Österreichs zur Wahrheit zu machen, und die geistige und materielle Wohlfahrt seiner Völker dauernd zu begründen. Weil nun das Jahr 1868 für alle guten Österreicher, für alle Freunde der Verfassung sich als ein so hoffnungsvolles, ein so viel verheißendes einführt, so ersuche ich die geehrten Herren Gemeindevertreter, unserer ersten Sitzung in diesem Jahre eine höhere Weihe dadurch zu geben, daß Sie sich im Namen der Bewohner unserer guten Stadt Leipa zu dem warmen Rufe erheben: Hoch unser konstitutioneller Kaiser! Hoch unsere neue Verfassung! Hoch unsere Minister als deren geistige Urheber und Stützen!““ — Drei donnernde Hoch folgten dieser beifälligst aufgenommenen Ansprache. Hierauf trug ich die von mir verfaßte Geschäftsordnung vor, die einstimmig angenommen wurde.“

Mitten hinein in die durch neue, einschneidende Gesetzesvorlagen hervorgerufene Bewegung versetzt uns folgende Besprechung der politischen Lage: „Vom 19. bis 21. März. Großer Geisteskampf im Herrenhause gegen das unselige Concordat; schließlich wurde das Ehegesetz mit 69 gegen 34 Stimmen nach den Anträgen des Abgeordnetenhauses angenommen. Großer Jubel in Wien und Allerorts, wo man vor den traurigen Folgen jenes beklagenswerten Vertrages nicht absichtlich Augen und Ohren verschließt. Bei uns wurden am 22. d. M. (deshalb) Freudenschüsse abgefeuert und am 28. März eine von mir verfaßte Vertrauens-Adresse von Seite der Stadtvertretung an's Herrenhaus abgeschickt.“ — „Den 28. März. Beunruhigende Gerüchte aus Wien wegen verschobener Sanctionirung des Ehegesetzes, wegen konkordatsfreundlicher Abänderungen am Schulgesetze, wegen Spaltungen im Ministerium u. s. w.“[1])

[1]) Des weiteren wird mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie schwerwiegende Folgen

Allein jene Befürchtungen erwiesen sich in der Folge doch als unbegründet; die liberale Strömung behielt diesmal die Oberhand. Davon zeugt auch eine weitere Tagebuchnotiz, die besagt: „Den 23. Mai nach 1 Uhr morgens starb zu Hietzing bei Wien Dr. Eugen Megerle von Mühlfeld, der mutigste Vorkämpfer für religiöse Freiheit und gegen die Übergriffe der Hierarchie, dessen Streben ihm aller Denkenden Herzen gewann und auch vom Throne herab anerkannt wurde durch die zwei Tage nach seinem Tode erfolgte Sanctionirung der Schul-, Ehe- und interkonfessionellen Gesetze. Ruhe seiner Asche!" — Hiemit ist zugleich eine der bedeutsamsten politischen Errungenschaften jener Zeit, die sich an den 25. Mai dieses Jahres knüpft, in kurzer, aber für die Würdigung ihres Wertes zureichender Weise hervorgehoben worden.

Der lebendige Anteil an den politischen Kämpfen im großen tat der Beteiligung am öffentlichen Leben in engeren Grenzen keinen Abbruch, förderte eine solche vielmehr. So ergibt sich zunächst, daß Dr. Caj. Watzel dem Turnwesen der Vaterstadt, auch nachdem er aufgehört hatte, im Leipaer Turnvereine eine führende Stellung einzunehmen, die gebührende Beachtung schenkte, aus folgender Mitteilung seines Tagebuches: „Den 31. Mai, Pfingstsonntag. Festlicher Empfang der Prager deutschen Turner auf ihrer Turnfahrt mit Bahnbenützung nach Leipa, Bürgstein und Schwoyka."

Zu den Seltenheiten aber gehörte es, daß er sich damals — es war zu Ende Juni — über politische Dinge in einem öffentlichen Blatte, und zwar in der von Dr. Pickert redigierten, in Prag erscheinenden „Deutschen Volkszeitung" aussprach. Den Anlaß dazu hatte ihm jene kurz vorher ergangene päpstliche Allokution gegeben, welche die oben erwähnten, die konfessionellen Verhältnisse in freisinniger Weise ordnenden Maigesetze für null und nichtig erklärte. Zugleich wurde von ihm das damalige tolle, widersetzliche Treiben der Tschechen nach Gebühr gekennzeichnet. Dr. Pickert schrieb ihm auf diesen Artikel hin, der kräftig einschlug, u. a. Folgendes: „„Vor Allem gepriesen seien Sie mir, der Sie im Getümmel der Welt durch Beispiel und liebevolle Tat gegen die Gemeinheit kämpfen und zur Erlösung der Menge aus geistiger und körperlicher Not so gern und so uneigennützig beitragen.""

Sonst seien aus diesem Jahre nur noch die beiden folgenden, im oben angedeuteten Sinne sprechenden kürzeren Mitteilungen erwähnt: „Den 5. Juli. In der Stadtverordneten-Sitzung wurde eine von mir verfaßte Vertrauens-Adresse an unser Ministerium angenommen und über meinen Antrag dem Unterrichts-Minister Josef Ritter von Hasner und dem Minister-Präsidenten Fürsten Carlos Auersperg das Bürgerrecht unserer Stadt verliehen." — Sodann: „Den 16. Juli, Donnerstags konstituirte sich der B. Leipaer Lehrerverein, für dessen Erspießlichkeit, ja Bedürfnis ich mit warmen Worten eben so lebhaft als wirksam eintrat. Alle anwesenden Lehrer, 50 an der Zahl, erklärten ihren

---

eine abermalige Verleugnung des verfassungsmäßigen Wesens haben müßte. Der Staat könne sich der Verpflichtung, den Forderungen der Zeit Genüge zu leisten, unmöglich auf die Dauer entziehen.

Beitritt." Wir erblicken hierin einen Hinweis auf jenes Feld der öffentlichen Tätigkeit, welches sich — dank der neuen Schulgesetzgebung — für Dr. Cajetan Watzel im nächstfolgenden Jahre eröffnen sollte.

Trostspruch.

Es lebt gar herrlich sich und fein
Trotz Kampf und Sturmesflut,
Hat man nur immer heit'ren Sinn
Und frischen Wagemut.
Bezwing' das Leid, gib ihm nicht Raum,
Sei fröhlich allezeit,
Dann bist du Sieger, bleibst du Herr,
Dein Sklave ist das Leid.

Frida Gumpinger.

Gegen Zahnschmerzen.

Von A. Paudler.

Im Frühjahre 1905 begann mich ein Zahn zu ärgern, ein Backenzahn, was mir um so verdrießlicher war, weil mich seit meinen Knabenjahren niemals irgend ein Zahnschmerz heimgesucht hatte, da ein Augenzahn, den ich mir vor längerer Zeit ausbiß, den Zahnschmerzen nicht beigerechnet werden kann. Schon war ich halb und halb entschlossen, dem Zahnarzte eine kleine Beschäftigung anzubieten. In dieser Zeit und Lage geschah es, daß ich durch Zufall auf die Aufzeichnung eines lustigen Spruches stieß, womit der Gastwirt Ant. Winkler in Jonsbach seine Gäste, wenn sie über Zahnschmerz klagten, zu heilen pflegte. Richtiger möcht' ich wohl sagen: Er trieb mit den Zahnkranken einigen Spaß. Und die Erheiterung war ihnen gesund, jedesfalls dankenswert. Bei mir aber hatte der Fund eine ganz andere Wirkung. Ich beschloß, alle Segensprüche, Formeln und Heilmittel, welche das Volk gegen Zahnschmerz anwendet, zu einem besonderen Aufsatze zusammenzufassen, natürlich nur so weit, als mir diese Dinge bequem zugänglich sind. Für den Schluß hab' ich Winkler's lustigen Spruch bestimmt. Es wird sich aber — das seh' ich schon — ein ganz artiges Bild von den Erscheinungen des wechselnden Volksglaubens ergeben, und man wird sehen, daß die Äußerungen des Aberglaubens im Norden und Süden, im Osten und Westen der deutschen Lande zu einander in engster Verwandtschaft stehen. Und die Czechen unseres Landes haben, so weit es uns bekannt ist, hieran ihren wohlzugemessenen Anteil. Insbesondere ist auch wahrzunehmen, daß viele Einzelheiten auf Anschauungen einer längst vergangenen Heidenzeit zurückweisen, wiewohl diese öftermalen in christlicher Verkleidung auftreten.

Eine ansehnliche Anzahl von Beiträgen überließ mir Herr J. Simm in Manisch, der die meisten davon einer von J. Krause in Wolfersdorf angelegten Sammlung entnommen hat. Auch Dr. Grohmann's „Sammlung von Aberglauben und Gebräuchen", sowie Dr. Urban's „Volkstümliche

Heilkunst" waren mir sehr nützlich, nicht weniger Köhler's „Voigtland", Kuhn's „Westfälische Sagen" und namentlich Bartsch: „Sagen aus Meklenburg." Andere Quellen sind unten angegeben. Doch nun zur Sache.

Die Vorkehrungen gegen den Zahnschmerz können nie früh genug betrieben werden. Prof. F. Schidlik in Brüssel, der bis in sein hohes Alter ein vortreffliches Gebiß besaß, behauptet in seinen Memoiren, die in meinem Besitze sind, die schlechten Zähne so vieler Menschen kämen vom Gebrauche des Zulpes, welcher das Zahnfleisch schon in frühester Jugend entkräfte. In Belgien, wo der Zulp nicht üblich sei, habe man auch gesunde Zähne.[1])

Kniet die Wöchnerin bei dem ersten Kirchgange vor dem Altare zuerst mit dem rechten Fuße nieder, so wird das Kind nie an Zahnschmerzen leiden.[2])

Wenn eine Mutter ihr Kind abstillt, so setzt sie sich, wenn sie ihm das letzte mal zu trinken gibt, auf einen Stein und trägt hernach den Stein an denselben Ort zurück, woher sie ihn genommen hat. Ein solches Kind wird sein Leben lang vom Zahnschmerz befreit sein.[3])

Weil die getrocknete Wurzel von Iris florentina veilchenähnlich riecht, so hat man diese in unsern Apotheken, wo sie zur Erleichterung beim Zahnen der Kinder gekauft wird, Veilchenwurzel genannt.[4])

Bindet man drei von einem Manne abgebissene, an einen Bindfaden aufgefädelte Mausköpfe dem zahnenden Kinde um den Hals, so wird es das Zahnen leicht bestehen. Auch legt man Pfauenfedern in das Bett.[5])

Mütter verschlucken in Schlesien die ersten zwei Milchzähne ihres Kindes, weil sie glauben, daß dadurch ihr Kind von Zahnschmerzen befreit wird.[6])

Wenn einem Kinde ein Zahn ausgerissen wurde, so wirft es — dieser Gebrauch besteht zu Reichenbach im Voigtlande — den Zahn hinter sich über den Kopf und spricht: „O Mäusel, hast Du ein Beinel, gib mir ein neues Zähnel!" [7])

Kinder, denen der erste Zahn (Milchzahn) ausgerissen wurde, werfen diesen hinter den Ofen mit den Worten: „Mäusal, dau haust an bainan, gib ma 'ran stainan!" [8])

Bricht im Schwäbischen ein Zahn aus, besonders bei Kindern, so wirft man ihn rückwärts und spricht: Sä Maus, hast Du den Zahn — Gib mir 'n andern d'ran! — Aber au 'n weißa — Daß i kann wieder beißa.[9])

Bei uns in meiner Heimat wurde der Zahn (Bappzahn) über die „Mauer" [10]) hinter den Ofen in die Hölle geworfen. Den Spruch

---

[1]) Nach meinen Erfahrungen ist Schidlik's Behauptung höchst beachtenswert. Ich glaube aber, daß die jetzt üblichen Kautschukpfeifchen, an denen die Kinder zu saugen pflegen, für die künftigen Zähne noch viel schädlicher sind. — [2]) Grohmann, p. 110, n. 869. — [3]) Urban, p. 27. — [4]) F. Wurm: Erk-Klub, XIV, 320. — [5]) Grohmann, p. 111, n. 822. — [6]) Grohmann, p. 111, n. 823. — [7]) Köhler, p. 412. — [8]) Urban, p. 26. — [9]) Birlinger, I, 448. — [10]) „Mauer" war der niedere Teil des Bauernofens, welcher die „Brandmauer" mit dem „Ofenturme" verband. Mancherorten diente die Mauer wie der Backofen zum Schlafen.

weiß ich nur noch dunkel, etwa so: „Dou host e beenan's, gib ma e stêilan's!" [1])

Wenn ein Kind sich einen Zahn ausreißen läßt, so muß es denselben hinter den Ofen [2]) werfen. Dabei sagt es: Tu máš babo koštěný, dej mi za to železný.[3]) Wenn dies nicht geschieht, so ist der Zahn, der nachwächst, nicht fest und fällt bald aus.[4])

Ein ähnlicher Brauch besteht in anderen czechischen Gegenden. Wenn dem Kinde der erste Zahn ausfällt, so muß es sich zum Ofen stellen und den Zahn über den Kopf hinter den Ofen werfen, wobei es sagt: Tu máš liško kostěnej, dej mi za něj železnej.[5]) Sodann gibt ihm der „Fuchs" einen festen Zahn, der nicht mehr herausfallen wird.[6])

Ähnliches gilt wohl auch für Erwachsene. In der Gegend von Leitmeritz wirft man herausgerissene Zähne rücklings in den Ofen und spricht dabei: „Ich gib da en beinanen, gib ma en nain!" [7]) Damit schützt man sich gegen die Wiederkehr der Zahnschmerzen.[8]) Einen gezogenen Zahn über den Ofen werfen, das läßt weitere Zahnschmerzen nicht mehr aufkommen.[9])

Wenn einem die Zähne ausfallen, so reißt man sich die Haare aus und vergräbt sie unter einem Baume. Wenn dann im Frühlinge der Baum wieder frisch ausschlägt, so werden auch die Zähne wieder wachsen.[10])

Einen ausgezogenen Zahn soll man in ein Mausloch stecken, dann bekommt man kein Zahnweh mehr.[11]) Wer ein Brot ißt, das man über Wurzeln getragen hat, dem tun die Zähne nicht weh.[12])

Will man keine Zahnschmerzen haben, so muß man am Charsamstage in's Gras beißen.[13])

[1]) beinernes; stählernes. Herr Aug. Köhler in Freudenberg schrieb mir (23. Juni 1905): „Der Spruch, welchen wir sagten, lautete: Mauer, hast ein beinern' Zahn, Setz mir wieder ein' stählern dran." Das beweist, daß meine Erinnerung mich nicht getäuscht hat. Gerade auf das Wort „stählern" kommt es an. Neu ist das Wort „Mauer", wo anderwärts „Mäuslein" oder „Füchslein" oder „Ahne" steht. Ich kann mich von der Vorstellung nicht los machen, daß der Name „Mauer" für die Erklärung der Entwicklung und Geschichte des Bauerofens eine ganz besondere Bedeutung besitzt. Denn es ist unbegreiflich, wie ein Ofenteil, der gar nicht Mauer war, sondern — bei uns wenigstens — wie der übrige Ofen aus Kacheln bestand, als „Mauer" bezeichnet werden konnte. Dahinter verbirgt sich eine allerdings sehr verschleierte Vorgeschichte. — [2]) Grohmann (p. 111, n. 824) schreibt: „Auf den sogenannten faloušek des Backofens." falous bedeutet den „Ort hinter dem Ofen". — [3]) „Da hast Du, Ahne, ein beinernes, gib mir dafür ein eisernes." Ob nicht baba (Ahne, Großmutter) eines von den Seelchen sein sollte, welche unter dem Ofen seßhaft waren. Vgl. Lippert: Christentum, Volksglaube und Volksbrauch, p. 466, 469, 485. — [4]) Aus Kloster bei Münchengrätz. — [5]) Ganz wie oben. Nur heißt es nicht babo (Ahne), sondern liško (Fuchs). Doch kann für liško auch myško (Mäuslein) genannt sein, wo wir wieder das „Mäuslein" im Egerlande und Voigtlande vergleichen können. Dagegen der ganze Brauch und Spruch ist dem in Kamnitzerneudörfel-Markersdorf sehr ähnlich. Denn Eisen und Stahl sind stark verwandt, aber doch wohl keine bloße Übersetzung. — [6]) Grohmann, p. 111, n. 823. — [7]) Beinernen: neuen. — [8]) H. Ankert: Exk.-Klub, XX, 134. — [9]) F. Bernau: Dauba, p. 137. — [10]) Aus Jungbunzlau. Grohmann, p. 169, n. 1196. — [11]) Aus Prag. Grohmann, p. 169, n. 1197. — [12]) Grohmann, p. 169, n. 1194. — [13]) Perthen & Böhm: Algersdorf, p. 541; Bernau: Dauba, p. 125.

Um vor Zahnschmerzen[1]) behütet zu sein, muß man sich morgens beim Waschen zuerst die linke Hand abtrocknen.[2])

Oder man muß sich alle Freitage die Nägel abbeißen, besonders am Charfreitage.[3])

Auch in Hinterpommern heißt es: Wenn man sich alle Freitage die Nägel an den Fingern beschneidet, so bekommt man nie Zahnweh.[4])

Gegen Zahnweh hält man Ringeltauben.[5])

Am Tage der hl. Rosalie (4. Septb.) werden Beifußwurzeln gesammelt und in ein Bändchen eingehüllt. Wer dieses unter dem Kopfe hat, dem tut kein Zahn weh.[6])

Wer am Ostersonntage vor Sonnenaufgang zum Bache geht und mit den Zähnen ein Steinchen vom Grunde desselben heraufholt und das Steinchen, nachdem er sich Haupt und Gesicht mit Bachwasser gewaschen, rückwärts über den Kopf wirft, der ist das ganze Jahr hindurch vor Zahnweh sicher.[7])

Wer will, daß ihm die Zähne nicht wehe tun, der nehme aus einem Baume, in welchen der Donner im Frühjahre das erste mal eingeschlagen hat, einen Span und mache sich aus demselben eine Zahnbürste und reinige sich damit die Zähne.[8])

Wer einen ausgerissenen Zahn in ein auf dem Kirchhofe befindliches Kreuz einbohrt, der wird vom Zahnschmerz auf immer befreit.[9])

Wenn Jemandem ein Zahn ausfällt, so steckt er ihn in die Spalte eines an einem öffentlichen Orte befindlichen Kreuzes oder wenigstens in das Postament eines solchen, und die Zähne werden ihm so lange nicht wehe tun, so lange der Zahn sich dort befinden wird.[10])

Wer „ungedanks“ auf einem Friedhofe einen Totenzahn findet und ihn Jahr und Tag, Tag und Nacht bei sich trägt und dann wieder an seinen Ort zurückbringt, der bleibt vom Zahnweh frei.[11])

Man geht nicht über die Totenbretter, welche über den Gräben liegen, weil man sonst Zahnschmerz[12]) bekommt.[13])

Wer ißt, wenn man zum Begräbnis läutet, der bekommt Zahnschmerz.[14])

Wer ein Messer in's Brot sticht, wird Zahnschmerz bekommen.[15])

Wer mit einem Messer oder einer Gabel in den Tisch sticht, auf dem das Brot liegt, der wird heftige Zahnschmerzen bekommen.[16])

Gegen den Zahnschmerz, der bereits vorhanden ist und vertrieben werden soll, werden verschiedene Mittel und Räte genannt, von denen

[1]) Der Sonderbarkeit wegen sei erwähnt, daß, wie Al. Dumas (Bragelonne, VIII, 132) erzählt, Philipp v. Orleans spät in der Nacht nicht mehr in den Park gehen wollte, weil er bei dem zunehmenden Monde für seine Zähne fürchtete. — [2]) Aus Wernstadt von H. Ankert: Exk.-Klub, XX, 134. — [3]) Urban, p. 26; Exk.-Klub, XX, 134 (aus Altohlisch). — [4]) Exk.-Klub, XX, 71; Knoop, p. 162. — [5]) Grohmann, p. 170, n. 1201. — [6]) Grohmann, p. 91, n. 683. — [7]) Grohmann, p. 46, n. 297. — [8]) Grohmann, p. 40, 169, n. 245, 1195. — [9]) Grohmann, p. 169, n. 1198. — [10]) Grohmann (p. 169, n. 1199) bemerkt hiezu: Dieser Aberglaube ist ein sehr allgemeiner. Deshalb sind in Böhmen die Wegkreuze häufig mit eingeschlagenen Zähnen ganz übersäet. — [11]) Dr. M. Urban, p. 26. — [12]) In der Braunauer Gegend dienen, wie mir däucht, gerade diese Totenbretter bei nasser Witterung als Stege über die Wassergräben. — [13]) Grohmann, p. 169, n. 1193. — [14]) Grohmann, p. 169, n. 1193. — [15]) Grohmann, p. 104, n. 741. — [16]) Grohmann, p. 104, n. 742; p. 226, n. 1607.

einige ekelhaft sind, manche geradezu gefährlich sein dürften. Denn ich denke mir, daß beispielsweise das Stochern mit einem verrosteten Nagel leicht zur Ursache einer Blutvergiftung werden könnte. Dagegen in manchen Mitteln haben wir wohl Bestandteile alter Volksweisheit zu begrüßen

Das einfachste und zuverlässigste unter den zahnschmerzstillenden. Mitteln soll es sein, wenn man morgens nach dem Aufstehen sich die linke Ohrgrube mit dem rechten Goldfinger, dagegen die rechte Ohrgrube mit dem linken Goldfinger kalt wäscht. So lange man diese Waschungen vornimmt, ist man vom Zahnschmerz befreit.[1])

Wenn Jemand Zahnschmerzen hat, so nehme er Judenkirschen und Wachs, mache daraus ein Küchlein, lege dieses auf ein heißes Eisen und stürze einen Topf darüber, der im Boden ein Loch hat. Über dieses Loch stelle einen Trichter und das enge Ende desselbe lege an den hohlen Zahn. Dann fallen Würmlein[2]) heraus und der Schmerz hat für immer ein Ende.[3])

Natterwurz, Bertram und gebrannter Alaun, von jedem gleich viel, wird pulverisiert und mit Honig vermischt und hievon eine Erbse groß in einen hohlen Zahn getan.[4])

Im südwestlichen Böhmen stecken die Mütter den Kindern ein Stückchen Nelkengewürz[5]) in den Zahn und bepacken die geschwollene Backe mit Watta, die mit Weihrauch angeräuchert worden ist.[6])

Man kaue Bertramwurzel oder stecke ein Stücklein hievon in den hohlen Zahn oder man kaue Myrrha mit Kornschnaps befeuchtet oder man nehme warmes Lavendelwasser in den Mund.[7])

Oder man siedet Wermut in Wasser und Wein und behält den Absud eine Zeit lang im Munde.[8])

Auch warmes Schöllkrautwasser vermag den Zahnschmerz zu stillen. Dazu wird im Mai gepflücktes Schöllkraut zerhackt, in ein Glas mit Wasser gefüllt und in die Sonne gestellt. Darauf wird das Wasser abgeseiht und warm in den Mund genommen.[9])

Auch warmes Kamillenöl hilft, wenn es in jenes Ohr geträufelt wird, auf dessen Seite der schmerzhafte Zahn ist.[10]) Ebenso glaubt man in Algersdorf, daß Kamillensaft, warm in's Ohr geträufelt, den Zahnschmerz stillt, welcher von kranken Backenzähnen verursacht wird. Doch muß der Saft in jenes Ohr getropft werden, auf dessen Seite sich der schmerzhafte Zahn befindet.[11])

Gegen Bluten des Zahnfleisches und lockere Zähne benützt man in der Leitmeritzer Gegend einen Absud von Salbei.[12])

---

[1]) Urban, p. 26. — [2]) Es ist — nach Urban — ein uralter Volksglaube, daß es ein „Wurm" ist, der im Zahne die heftigsten Schmerzen verursacht. Hieher gehört auch Grohmann's (p. 168, n. 1188) Bemerkung: In Böhmen wird der Zahnschmerz durch einen Wurm verursacht. Dieser Glaube ist sowohl bei Deutschen als Czechen vorhanden. Diesen Wurm zu entfernen oder zu töten, darin besteht hauptsächlich die Kunst, Zahnschmerzen zu heilen. — [3]) Urban, p. 25, 27. — [4]) Für hohle Zähne, von J. Simm aus J. Krause's Sammlung. — [5]) Gewürznelke. — [6]) Herr Prof. Dr. K. Bayer. — [7]) Urban, p. 25. — [8]) H. Ankert: Exk.-Klub, XX, 134. — [9]) Exk.-Klub, XX, 134; Urban, p. 26. — [10]) Urban, p. 26, 27. — [11]) H. Ankert: Exk. Klub, XX, 134. — [12]) H. Ankert: Exk.-Klub, XX, 134.

Ein gutes Mittel, um die Heftigkeit der Zahnschmerzen zu lindern, ist eine Abkochung von Schlehdornwurzel; das Wasser davon wird in den Mund genommen und wiederholt gespült.[1])

Hatte man eine Zahngeschwulst im Gesichte, so mußte man sich bei einem Fleischhauer ein bissel mageres Rindfleisch erbetteln, damit „das Wange“ einreiben und es dann einem schwarzen Hunde zu fressen geben. Da verlor sich die Geschwulst.[2])

Gegen Zahnweh, das von Verkühlung herrührt, wird Knoblauch oder Ysop in Essig gesotten und warm in den Mund gehalten.[3])

Wider Zahngeschwüre nimmt man Betonien, Salbei, Alaun, siedet sie zusammen in Weinessig und gibt die weinige Abkochung heiß auf das Zahngeschwür.[4])

Der mit Branntwein angesetzte Löffelkrautgeist ist ein beliebtes Mittel gegen Zahnschmerzen.[5])

Im Wolfersdorfer Buche von J. Krause[6]) wird als Mittel für „wackelnde Zähne“ angeraten: Warmer Essig, im Munde gehalten, steift die Zähne.

Vom Zahnweh befreit die Hahnenfußwurzel, wenn sie auf den kleinen Finger jener Hand gebunden wird, die der Seite des kranken Zahnes angehört.[7]) Auch in der Wernstädter Gegend werden gegen Zahnschmerz Blätter oder Wurzeln vom scharfen Hahnenfuß (Ranunculus acer) auf den kleinen Finger gebunden.[8])

Um ohne Eisen einen Zahn auszubringen, nimm „Anmoniacum“, gemischt mit Bilsenkrautsaft, und bestreiche damit den Zahn, so fällt er ohne Schmerzen heraus.[9])

Auch Grohmann[10]) versichert, daß das Bilsenkraut, das den Zahnwurm herauslockt, in Böhmen wider heftigen Zahnschmerz angewendet wird.

Ebenso empfiehlt J. Krause[11]) „vor faule Zähne“ Bilsensamen in den hohlen Zahn gelegt, verstreich' ihn mit Wachs und. bestreiche den Zahn — aber keinen anderen! — mit dergleichen Samen, so wird er ausfallen.

Oder nimm Roggenmehl und Springwurzelmilch, mache einen Teig daraus, tu es in den hohlen Zahn und laß es eine Weile darin liegen, so fällt er von sich selber heraus.[12])

Man schabe Hirschhorn, begieße das Abgeschabte mit Wein, mache einen Brei daraus und lege diesen auf den hohlen oder kranken Zahn. Wird gegen den Zahnschmerz helfen.[13])

Um den Zahnschmerz los zu werden, gießt man auch laues Wasser in eine Schüssel und legt eine Schere hinein. Alsdann wird unter freiem Himmel ein Gebet verrichtet, man wirft Haferkörner kreuzweis in die Schüssel, nimmt sie aber hernach wieder heraus und bestreicht sich damit das Gesicht, ohne sich abzutrocknen.[14])

---

[1]) J Simm in Manisch. — [2]) Exk.-Klub, XX, 71. — [3]) Dr. M. Urban, p. 25. — [4]) Urban, p. 26. — [5]) Urban: Pflanzen in der Heilkunde, p. 22. — [6]) Mitgeteilt von J. Simm in Manisch. — [7]) Urban, p. 27. — [8]) H. Ankert: Exk.-Klub, XX, 134. — [9]) J. Simm: Wolfersdorfer Buch von J. Krause. — [10]) p. 169, n. 1188. — [11]) J Simm in Manisch. — [12]) Wolfersdorfer Buch von J. Krause (J. Simm). — [13]) Grohmann, p. 168, n. 1187. — [14]) Urban, p. 25.

Vom Zahnweh wird befreit, wer den schmerzhaften Zahn mit dem Zahne einer Leiche in Berührung bringt und dazu drei Vaterunser betet.[1])

Gegen Zahnweh wird auch „Totenfett“ [2]) angewendet.[3])

Von Zahnschmerzen, so glaubt man zu Unterwürschnitz im Voigtlande, kann man sich befreien, wenn man bei dem Genusse des Abendmahles hinter dem Altare in eine Semmel beißt, die man sich mitgenommen hat.[4])

Anders in Hinterpommern. Wenn man, wie es dort heißt, an Zahnweh leidet, so lege man einen Bissen Brot auf den kranken Zahn, gehe dann an einem Sonntage vor Sonnenaufgang zu einem Ameisenhaufen und speie dort das Brot aus. Dann gehe man still und ohne sich umzusehen, nach Hause, und die Zahnschmerzen sind fort, sobald die Ameisen das Brot verzehrt haben.[5])

Hiemit zu vergleichen ist eine „Heilung durch Sympathie“, welche Herr J. Simm in Manisch seiner Mutter nacherzählt. Wenn ich, schreibt er, meine selige Mutter gefragt habe, warum sie keine Zahnschmerzen habe, so hat sie mir wiederholt Folgendes erzählt: Ich habe die Zahnschmerzen verbannt. Als ich im 18. Lebensjahre war, so hatte ich tagelang so heftige Zahnschmerzen, daß ich hätte fast wahnsinnig werden mögen. Da sagte meine Dienstfrau zu mir: Suche Dir heute einen Ameisenhaufen, aber nicht in der Nähe unseres Wohnhauses. Morgen früh, bevor die Sonne aufgeht, gehst Du hin, nimmst Dir einen Bissen Brot mit und wenn Du bald bei dem Ameisenhaufen bist, so kaue den Brotbissen, tu ihn in den Ameisenhaufen hinein und verstreiche die Höhlung; dann bete ein Vaterunser und gehe nach Hause, ohne daß Du Dich nach dem Ameisenhaufen umsiehst. Das hatte meine Mutter getan und hatte seither nie über Zahnschmerz zu klagen. Wenn ein Zahn so weit schlecht war, so konnte sie ihn mit den Fingern herausnehmen.[6])

Wer gar zu arge Zahnschmerzen hat, der suche sich auf dem Friedhofe einen Sargnagel, mache aus einem Splitter desselben einen Zahnstocher und stochere dann so lange um den kranken Zahn, bis er blutet. Der Zahnschmerz hört dann wohl auf, aber dieser Mensch wird dann binnen kurzer Zeit alle Zähne verlieren.[7])

Auch Spänchen, die man von Wegkreuzen oder Heiligenstatuen nimmt und in die hohlen Zähne steckt, bannen den Zahnschmerz, wobei man jedoch fünf Vaterunser und fünf Ave zu den fünf Wunden Christi zu beten hat.[8])

Den Zahnschmerz soll es auch beheben, wenn man den kranken Zahn mit einem Stückchen (Sprüssel, Sprößlein) aus Holunder- oder Haselnußholz oder Bertramwurzel ausstört, bis es blutet und dann das

[1]) Urban, p. 26. — [2]) In meiner Heimat sagte man: „Menschenfetten“ und behauptete, daß es die Totengräber in die Apotheken verkaufen. In Wirklichkeit dürfte ein Patient, der vom Apotheker „Menschenfetten“ verlangt, wahrscheinlich kaum anderes als „Schweinsfett“ bekommen. Solch ein Wahnglaube stammt wohl noch aus einer Zeit, in welcher die Henker und Abdecker allerlei Kram verkauften und den Ärzten und Badern die Nahrung schmälerten. — [3]) Dr. Rob. Kammel: Exk.-Klub, XXI, 197. — [4]) Köhler, p. 412. — [5]) Knoop, p. 162. — [6]) J. Simm in Manisch (18. Juni 1905). — [7]) Grohmann, p. 169, n. 1200 — [8]) Urban, p. 26.

„Sprüssel" unter der Dachtraufe vergräbt oder es in den Stamm der Staude oder des Baumes (Lärchenbaumes), aus dem es genommen ist, wieder einfügt und die Stelle mit Erde verstreicht.[1])

In einem alten Heilbüchlein heißt es: Man gehe im Frühjahre, wenn der Saft in die Bäume tritt, zu einem jungen Holunder- oder auch Weidenbaum von kaum einer halben Armdicke, löse von diesem auf der Abendseite, aber mit dem Gesichte nach Morgen gewendet, von oben nach unten ein Stück Rinde los, welches aber hängen bleiben muß, schneide dann aus dem Stamme derart ein Spänchen heraus, daß man es wieder gut einsetzen kann. Mit diesem Spänchen steche man in das Fleisch des schmerzenden Zahnes, bis es blutet und setze das mit Blut befleckte Spänchen wieder in den Baumstamm ein, hierauf lege die Rinde darüber und verbinde sie oben und unten mit einem etlichemal zusammengedrehten Faden von rotem Garne, so daß sie wieder an den Stamm wachsen könne. Der „böse" Zahn wird nun nie wieder schmerzen. Also kann man die Zahnschmerzen durch „Verschneiden" oder „Verbohren" vertreiben.[2])

Unter der Überschrift „Vom Zahnwehe" findet sich in den „Verborgenheiten der Natur"[3]) folgendes Rezept. „Gehe, wenn Dir ein Zahn schmerzt, zu einem Holzapfelbaume, wohin Du nicht wieder zu kommen gedenkst. Schneide dessen Rinde überzwerch auf und schneide Dir einen spitzigen Span heraus. Mit diesem stochere das Zahnfleisch, daß es blutet. Alsdann tue diesen Span wieder in den Baum und verbinde ihn. So wird Dir in Deinem Leben kein Zahn wieder wehe tun."

Der Drahtzieher vom Kreibitzer Passe hatte unbändig Zahnangst und ging deshalb zum „Gründ'schen Bittner". Dieser stellte ihn unter ein Bild des gegeißelten Heilandes und gab ihm ein Pflöcklein in die Hand. „Das Holzpflöckchen da haltet sogleich an den bösen Zahn und stochert darin herum, bis es blutet. Hernach fahrt damit über alle Zähne, oben und unten, dreimal hin und her!" Das tat der Mann. Dann nahm Bittner das Pflöckchen und suchte mit den Fingern[4]) an der Bilderrahme ein Klünslein oder Wurmlöchlein. In dieses Löchlein stieß er das Pflöckchen, brach es dann ab und verspündete es mit Tropfwachs von einer Kirchenkerze. Die Zahnangst des Drahtziehers war wie weggeblasen.[5])

In ähnlicher Weise heißt es im Wolfersdorfer Buche von J. Krause: Gehe an einem Freitage früh vor der Sonne zu einem Weidenbaume, der nicht zu alt ist. Und an der Seite gegen Aufgang der Sonne wird mit einem Messer die Rinde etwas aufgeschnitten und vom Stamme ein Splitter herausgeschnitten. Mit demselben muß man das Zahnfleisch bei dem bösen Zahne sticheln, bis der Splitter etwas blutig wird. Alsdann wird der Splitter an dem Stamme, wo er ausgeschnitten war, wieder eingelegt, die Rinde darüber getan und mit der Erde, die unten an der Wurzel ist, überstrichen. Und also wird man es verwachsen lassen. Dieses muß drei Freitage nacheinander geschehen. Es hilft. Probatum.[6])

[1]) Urban, p. 26. — [2]) Dr. M. Urban: Pflanzen, p. 9. — [3]) p. 107, n. 22. — [4]) Das geschah wohl deshalb, weil der Gründ'sche Bittner erblindet war. — [5]) A. W. Stellzig: Nordböhm. Tour. Ztg., I, 206. — [6]) J. Simm in Manisch.

Im Voigtlande vertreibt man den Zahnschmerz, indem man in's Freie geht, den Zweig eines Baumes, ohne ihn abzuschneiden, zuspitzt und damit in dem kranken Zahne so lange stochert, bis Blut herauskommt, worauf das blutige, zugespitzte Ende in die Rinde des Baumes festgesteckt wird, so daß von dem Zweige ein Öhr sich bildet. Das hilft gegen Zahnschmerz. Der Zahnschmerz soll aber wiederkommen, sobald Jemand den Zweig herauszieht. Dergleichen umgebogene Zweige, die zum Teil mit dem Stamme wieder verwachsen sind, kann man in der Umgegend von Reichenbach vielfach sehen.[1])

Zahnschmerz wird im Voigtlande auch „vernagelt“. Man macht von Bäumen, in welche der Blitz eingeschlagen hat, Holzstifte und schlägt dieselben unter Beobachtung gewisser Formeln — am liebsten an einem Charfreitage — vor Sonnenaufgang in einen Baum. Gleichzeitig werden durch den Holznagel auch Gegenstände eingeklemmt, welche von dem Kranken herrühren, wie Haare und Anderes.[2])

Ein anderes Mittel gegen Zahnschmerz besteht im Voigtlande darin, daß man in einen gelben Weidenstrauch fünfmal spuckt und dann in eine schwache Rute fünf Knoten knüpft. Wenn die Rute verdorrt, dann hört auch der Zahnschmerz auf.[3])

Auch ekelerregende Mittel werden empfohlen. So heißt es im Egerlande: Man nehme die Schenkel von einer Feuerkröte, schäle das Fleisch sauber ab und reibe die Zähne damit ein.[4])

Oder man nehme Ohrenschmalz und lege es sofort auf den schmerzenden Zahn.[5])

Ein Rat aus Braunau in Böhmen besagt: Um sich vom Zahnweh zu helfen, jage man eine Katze über geackerte Felder, aber immer querüber, bis sie zwischen den Beinen schwitzt. Mit dem Schweiße bestreiche man den kranken Zahn, und der Schmerz ist für immer vorüber.[6])

„Vor die Zahnfäule“ nimmt man Borax für 6 Heller und Rosenhonig für 12 Heller. Beides wird mitsammen gemischt und mit der Mischung werden die Zähne eingerieben. Und wenngleich dabei etwas verschluckt wird, es schadet nichts.[7])

Früher wurde zum Vorteile der Zähne auch häufig ein „Aderlaß“ angeraten. So heißt es in einer alten „Laßtafel“: „Für das Zahnweh. Zum Wehtagen die Zähn', merk' wohl, unter der Zunge man lassen soll, damit der Schmerz Dir wird gestellt, so Du mir anders folgen willst.[8]) — Für das Zahnweh und (den) Hauptfluß. Unter der Zunge Adern zwo, machen die Zähn' und Beller froh; des Hauptfluß's Weh, der Kehlen Dein durch die Laß zu vertreiben sein.“[9])

Auch geheimnisvolle Buchstabenreihen werden gegen den Zahnschmerz empfohlen. Ich werde deren nur drei namhaft machen.

Zu Reichenbach im Voigtlande schrieb man auf einen Zettel, den

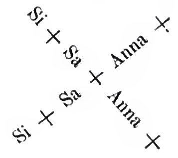
---

[1]) Köhler, p. 414. — [2]) Köhler, p. 413, 414. — [3]) Köhler, p. 414, 432. — [4]) Urban, p. 27. — [5]) Urban, p. 27. — [6]) Grohmann, p. 170, n. 1202. — [7]) J. Simm: Wolfersdorfer Buch. — [8]) Der „Reim“ lautete ursprünglich ohne Zweifel: „gestillt: willt“ (willst). — [9]) M. Urban: Exk.-Klub, XXI, 180, 181.

man elf Tage am bloßen Halse trug und am zwölften Tage in's Wasser warf, beifolgende Zeichen:[1])

Amachaborum
Amachaboru
Amachabor
Amachabo
Amachab
Amacha
Amach
Ama
Am
A
In † † †

In Westböhmen schrieb man auf einen Zettel:



Diesen Zettel band man um den Hals, warf ihn nach neun Tagen in's Wasser, und es tat kein Zahn mehr weh.[2])

Um Zahnschmerz augenblicklich zu stillen, soll auch folgendes Mittel helfen. Man schreibt 16 Buchstaben in folgender Weise auf:

R	C	M	E
R	M	W	E
R	C	M	R
R	R	W	E

Alsdann nimmt man einen neuen Nagel und sticht ihn in den bösen Zahn, daß Blut daran bleibt. Mit diesem Nagel sticht man nun durch jeden Buchstaben und fragt jedesmal: „Tut Dir der Zahn weh?" Und der Andere muß allemal Antwort geben und „Ja" sagen, so lange bis Du den Buchstaben triffst, daß der Schmerz aufhöre. Und wenn Du den rechten Buchstaben triffst, so sagt er: „Nein". Dann laß den Nagel in diesem Buchstaben stecken und verbohr[3]) es in einem Baum gegen Niedergang der Sonne.[4])

[1]) Köhler, p. 410, 411. Das Wort nimmt immer um einen Buchstaben ab. — [2]) Urban, p. 28; Schlesinger's Mitt., XVI, 237. — [3]) Herr Aug. Kögler in Freudenberg hat mir genau denselben Gebrauch mitgeteilt, doch die Buchstaben sind sehr verschieden. Insbesondere steht überall A für R. Außerdem gibt es eine Umstellung in der dritten Reihe.

A	C	M	E
A	M	W	E
A	M	C	A
A	A	W	E

— [4]) J. Simm: J. Krause's Sammlung.

Sehr ähnlich klingt eine Mitteilung von Aug. Kögler in Freudenberg, dem ein alter Nachbar erzählte, daß der alte Kaiserbauer in Gersdorf — der Großvater der heutigen Besitzerin — einmal einem Nachbar die Zähne „versendet" hätte. Da hat er die vier Buchstaben x, c, b, a an die Stubentüre geschrieben, hat auf jeden Buchstaben dreimal mit dem Hammer geschlagen und dabei jedesmal gefragt: „Tut der Zahn noch weh?" Da hat er jedesmal „ja" gesagt, bis beim letzten Buchstaben, da hat er gesagt: „Ein Bissel haben die Zähne aufgehört." Da hat der Kaiserbauer gesagt: „Da werden wir es vernageln." Da hat er einen neuen Nagel genommen und hat denselben in das a hineingeschlagen. Hiezu muß nachträglich[1]) noch bemerkt werden, daß er, während er die Schläge auf die Buchstaben machte und schließlich den Nagel einschlug, beständig Sprüche murmelte, die aber von den andern nicht verstanden wurden.[2])

Die hl. Apollonia, welcher in Böhmen drei Kirchen geweiht sind, wird als Schutzpatronin gegen Zahnweh angerufen.[3])

Bei Zahnschmerzen betet man zur hl. Apollonia; bei der Geburt fleht die Mutter zur hl. Margaretha.[4])

Insbesondere hat mir Herr Aug. Kögler aus Freudenberg folgendes Sprüchlein mitgeteilt, das vielleicht nur als Bruchstück gelten kann. „Heil'ge Apollonia, lind're meinen Schmerz, Ich verehre dir dafür auch ein wächsernes Herz." [5])

Auch in Norddeutschland wurde die hl. Apollonia als Helferin angerufen. „S. Apolonia nimpt de Wehedage der Tenen wech, wenn se darumme gebeden wert, dat se ydt höret, we se nicht schlöpt edder aver veldt gereiset ys." [6])

Im Spegel der Sachtmödicheit (Lübeck 1487) heißt es: „S. Appolonia, vele Gnade hefſtu macht, — Du bist weldich dach vnde nacht — Auer dat Tenen wehe, in aller gnade, — Sta vns by fer vnde spade." [7])

Gebet wider Zahnweh und andere Schmerzen. O Jungfrau und Märtyrin Apollonia![8]) Die Du gern Deinem Bräutigam Christo zu lieb durch grausame Backenstreich alle Zähn Dir ausschlagen lassen und aus Antrieb des h. Geistes Dich selber selbst zum Brandopfer Gott dem Herrn hast wollen aufopfern, als den Abgöttern einige Ehr erzeigen und also von Christo abweichen: ich bitt, Du wollest durch Deine Fürbitt mir dergleichen Vereinigung mit Christo erhalten und in meinen Schmerzen entweder Linderung zuwegen bringen oder solches Feur göttlicher Lieb in mir erwecken, damit ich alle Pein mit Geduld übertragen könne. Amen." [9])

Hieher gehört auch, was mir Herr Aug. Kögler in Freudenberg am 23. Juni 1905 mitgeteilt hat. Als ich — so schreibt er — ein kleiner Junge war, vielleicht neun oder zehn Jahre alt, da kam zu uns öfter eine alte Tante, ich glaube, es war meiner Großmutter Schwester.

---

[1]) Schreiben v. 2. Juli 1905. — [2]) 10. Juli 1905. — [3]) Reinsberg-Düringsfeld: Festkalender, p. 46. — [4]) Grohmann, p. 150, n. 1089. — [5]) Schreiben v. 2. Juli 1905. — [6]) N. Gryse Spegel. Bartsch, II, 427. — [7]) Bartsch, II, 427. — [8]) Die hl. Apollonia (9. Feb.) trägt außer der Martyrerpalme gewöhnlich eine glühende Zange mit einem Zahne. Detzel, II, 93. — [9]) Scheible: Schaltjahr, IV, 178.

Diese blieb immer über Nacht und lehrte uns Kinder allerlei Sprüchel und Gebetel. Einmal war sie wieder da, und ich hatte sehr viel Zahnschmerzen. Da saß sie bei mir im Bette und sagte: „Jetzt werden wir etwas machen, das wird Dir helfen.“ Sie holte eine kleine Brotschnitte, rieb sie auf beiden Seiten tüchtig mit Salz ein, machte drei Bissen davon und dann mußte ich sagen: „Mir tun die Zähne weh, hilf, heil'ge Dorothee[1]), die Zähne sein mir locka, hilf, Du heil'ge Opla!“[2]) Dann mußte ich solch einen scharfgesalzenen Bissen essen und zu den zwei Heiligen ein Vaterunser beten. Und das wiederholte sich dreimal. Beim letzten Vaterunser war ich glücklich eingeschlafen, worüber die alte Tante eine große Freude hatte. Am anderen Tage sagte sie zu mir: „Siehst de, Gust, es hat doch geholfen!“

Was vorausging, bot vielerlei Bemerkenswertes, steht aber doch weit zurück hinter den Segnungen und Weihesprüchen, deren Inhalt zum Teil auf uralten Heidenglauben zurückgeht, wenn auch größtenteils in verchristlichter Form.

Man geht dreimal um ein Wasser und spricht dreimal: „Ik güng üm einen Brunnen un weente. Dann kem Mutter Maria un frög: Wat weinst du? Donn sed' ik: Ik hevv Tenweih. Donn sed' Mutter Maria: Nimm drei Sluck Water ut dissen Brunnen un die Weihdag' is ut.“ [3])

Gegen den Zahnschmerz. „Ich nem den Schmerz, wie ihn Gott Vater seinem Sohn am Kreutze genommen.“ Im Namen † † †[4]) Ganz ähnlich im Egerlande. Man legt den Zeigefinger der rechten Hand auf den kranken Zahn und spricht: „Ich nehme den Schmerz, wie ihn Gott der Vater seinem Sohne am Kreuze genommen hat.“ Im Namen Gottes u. s. w.[5])

Petrus stand unter einem Eichbaum. Da kam unser Herr Christus und sprach zu ihm: „Was fehlet Dir, Du bist ja so traurig?“ Da sprach Petrus: Warum soll ich nicht traurig sein, meine Zähne wollen mir verfaulen.“ Sprach unser Herr Christus: Geh hin in den Grund, — Nimm Wasser in den Mund — Und spuck es wieder in den Grund.“ Im Namen u. s. w.[6])

Sankt Petrus stund unter einem Eichenbusch. Da sprach unser lieber Herr Jesus Christus zu Petrus: „Warum bist Du so traurig?“ Petrus sprach: Warum soll ich nicht traurig sein, die Zähne wollen mir im Mund verfaulen.“ Da sprach unser lieber Herr Jesus Christus zu Petrus: „Petrus, geh hin im Grund und nimm Wasser in den Mund und spei es wieder aus im Grund. Im † † †“. Dies bete dreimal.[7])

[1]) Die hl. Dorothea (6. Feb.) trägt im Bilde einen Korb mit Rosen und Äpfeln. Detzel, II, 302—304. Nach der Legende wurde Dorothea anläßlich ihrer Marterung mit Knütteln und Stäben ins Gesicht geschlagen. Daher kommt es wohl, daß sie auch gegen Zahnschmerz angerufen wurde, wovon ich aber sonst nirgends eine Nachricht finde. Julius Feifalik (Volksschauspiele aus Mähren) hat zahlreiche Dorotheenspiele veröffentlicht (p. 81—166), außerdem einen Anhang (p. 213—217). Zu St. Thomas in Prag hat die hl. Dorothea eine uralte Kapelle, und es ist auch behauptet worden, daß dort vor Zeiten Dorothea-Spiele aufgeführt worden sind. — [2]) Ohne Zweifel eine Verkürzung aus „Apollonia“. Sonst sagt man in der Zwickauer Gegend bisweilen „Oppel“. — [3]) Bartsch, II, 427, n. 1982. — [4]) Birlinger, I, 448. — [5]) Urban, p. 27. — [6]) Kuhn, II, 205, n. 583. — [7]) J. Simm aus J. Krause's Sammlung. Fast genau so in Scheible's Schaltjahr, V, 655, 656.

Man spricht: „Als Petrus mit dem Herrn Jesus auf der Erde wandelte, blieb Petrus unter einem Eichenbusch stehen. Da sprach der Herr zu Petrus: „Warum bist Du so traurig?" Petrus erwiderte: „Warum soll ich nicht traurig sein, da mir möchten die Zähne im Munde faulen." Da sprach Jesus: „Geh hinab in den Grund, nimm Wasser in den Mund und speie es wieder in den Grund! Dazu helfe usw. Amen." Man nehme nun kaltes Wasser in den Mund und laß es ein Vaterunser lang drinnen. Dies muß dreimal geschehen.[1])

Maria und ihr liebes Kind — die stritten sich um einen Ring, — der Ring ist verschwunden: — der Fluß im Zahn soll auch verschwinden.[2])

De hillige St. Jost toch öwer dat mehr — Und wehnede so sehr. — „Jost, wat schad dy?" — „O herr, mine thenee dohn my we!" — Jost, ick wil se dy segnen. — Der worme sindt negen: — de söte worm, — de grise worm, — de grawe worm, — de brune worm, — de witte worm; — Alle de ik nicht benömen kann, — de schal de Herr Christus benömen. — Nemet jy water in den mundt — Undt spyet de worme vp de grundt. Im Namen u. s. w.[3])

Man spreche leise zu dem Kranken: Der Herr Jesus warne die Zahnwüthigen, — darinnen waren Würmer, — drei weiße, drei schwarze, drei rothe, — Er nahm die andern zwei und schlug sie damit todt. — Das sag' ich Dir zu Buße.[4])

Ich fur auf einen Acker, — da fand ich drei Wörmer, — der einer war weiß, — der ander war schwarz, — der dritte war roth: — deine Zahnschmerzen seien von Stund an todt.[5])

„Ich tödte den Wurm † † †. Ich löse die Nerven, wie der Sohn Gottes vom Kreuze gelöst worden ist im Namen Gottes u. s. w. Tobia. Reko. Amen." [6])

Man geht an einen Holunderstrauch, faßt ihn mit der Hand derjenigen-Seite an, wo einem die Zähne weh tun, und sagt: „Meine Zähne thun mir weh, — Ein schwarzer, ein weißer, ein rother,[7]) — Ich wollte, daß sie sich verbluteten. — Im Namen Gottes des Vaters." — Weiter nichts, aber dreimal.[8])

Gott gegrüßt seist Du Monden, Du bist so hoch und leuchtst so schön, ach, lieber Monden, ich tu Dir's klagen, daß die Würmer meine Zähne nagen. Im Namen Gottes Vaters † † † Amen. Und dies dreimal gesagt, mache drei Kreuze über den Zahn. Im Namen Gottes † † †." [9])

Der neue Mond am Himmel, der grüne Baum in der Erde, Gott gebe, daß mir kein Zahn mehr schwillt noch schwiert, so lange bis kein neu Licht mehr am Himmel werde, das zähl' ich mir zur Buß ꝛc.[10])

Mond, Du spitest Dich, meine Zähne schwitzen mich, spitzst Du Dich heut oder morgen, meine Zähne sollen nicht mehr schwitzen ꝛc.[11])

---

[1]) Urban, p. 28. — [2]) Bartsch, II, 426, n. 1980. — [3]) Aus einem Hexenprozesse vom Jahre 1630. Bartsch, II, 427. n. 1981. — [4]) Bartsch, II, 428, n. 1983. — [5]) Bartsch, II, 428, n. 1984. — [6]) Urban, p. 27, 28. — [7]) Offenbar ist an drei Würmer zu denken. — [8]) Kuhn, II, 205, n. 584. — [9]) J. Simm aus J. Krause's Sammlung. — [10]) Geilsdorf im Voigtlande: Köhler, p. 408. — [11]) Geilsdorf im Voigtlande, p. 407.

Wilkam du neues Manslicht, — Ich still mi an di den riten Tenen nicht. — Es sollt nich riten, — Es sollt nich spliten, — Es sollt nich kellen, — Es sollt nich schwellen.[1])

Sei mir wilkommen, du helles Licht, — Mir riten die Tähnenwedag und die Gicht, — Sie sollen nicht riten, — Sie sollen nicht spliten, — Sie sollen nicht wehthun. Im Namen Gottes u. s. w. — Dreimal stillschweigend bei Mondschein gebraucht.[2])

Du neuer Mond, du neues Licht, — Du hilfst gegen Zahnweh und Gicht. Im Namen ꝛc. — Man hat dabei über der kranken Stelle mit der flachen Hand zu schlagen.[3])

An den Mond gesprochen: Guten Abend, nige Schin, — Ik klag di mine Qual und mine Pin. Ik bidd' di, nimm Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. — Dreimal gesprochen.[4])

Ich sehe das neue Licht mit beiden Spitzen: — Gott der Herr gibt, daß meine Zähne fest sitzen. — Dreierlei Fleisch eß ich nicht, — Katzen, Ratzen und Fledermäuse, — das ist meinen Zähnen keine Speise. Im Namen u. s. w. — Dies wird an den neuen Mond, wenn er scheint, gesprochen.[5])

Etz saich 'n Noimund met zwe spetzen — Gott helf, daß mir maine Zähne weder hitzen nou schwitzen — weder garen nou schwaren. — Im Namen der heil. Dreifaltigkeit Gott Vater, Sohn und heil. Geist.[6])

Mond, ich sehe Dich mit zwei Spitzen, ich bitte Dich, daß mir meine Zähne nicht schmerzen, bis ich Dich sehe mit drei Spitzen. — Es werden drei oder fünf oder sieben Vater unser gebetet.[7])

Ich sehe den Mond[8]) mit drei Spitzen, — Meine Zähne sollen weder hitzen noch schwitzen, — Weder gären noch schwären, — Bis ich einen Mond seh' mit drei Spitzen. — Im Namen u. s. w.[9])

Beim Neumonde sagt man bei den Czechen: Der Mond ist neu, — Und Gott ist gut, — Mögen mir meine Zähne nicht weh thuen, — Bis er wieder dreihörnig sein wird.[10])

Man spaltet die Rinde eines jungen Obstbaumes, biegt dieselbe zurück und schneidet dahinter ein Splitterchen weg, stochert mit diesem so lange an dem schmerzenden Zahne, bis er blutet, und spricht: „Avtbom, ik klag di, — dat Tenweihdag' plagt mi. — Nimm düsse Pin von mi, — den irsten Vagol di.“ Im Namen Gottes u. s. w. — Inzwischen bringt man das blutige Splitterchen wieder an seinen Ort hinter der Rinde und geht dann weg. So bekommt man nie wieder Zahnweh.[11])

Wenn jemand Zahnschmerzen bekommt, so sage er, wenn der Mond abnimmt, folgende Formel: „Der Mond (Mondlein) schwindet, er geht von uns, Würmlein, geh weg und schade mir nicht mehr“,[12]) worauf die Zahnschmerzen aufhören werden.[13])

---

[1]) Neukloster in Meklenburg: Bartsch, p. 428, n. 1985 a. — [2]) Bartsch, p. 428, n. 1985 b). — [3]) Aus Benediktenwert bei Mummendorf in Meklenburg: Bartsch, p. 428, n. 1985 c. — [4]) Bartsch, p. 429, n. 1986. — [5]) Bartsch, II, 429, n. 1987. — [6]) Aus Hainspach: Grohmann, p. 169, n. 1191. — [7]) Urban, p. 27. Ebenso Schlesinger's Mitt., XVI. 237. — [8]) Neumond und Vollmond waren schon bei den Indiern heilkräftig. Schlesinger's Mitt., IV, 81. — [9]) Kuhn, II, 205, 206, n. 285. — [10]) Übersetzt aus dem Czechischen: Grohmann, p. 169, n. 1192. — [11]) Bartsch, II, 429, n. 1988. — [12]) Übersetzt aus dem Czechischen. — [13]) Grohmann, p. 168, n. 1189.

Mittelst eines rostigen Nagels ritzt man das Zahnfleisch und spricht: „Mit di, verrustig Nagel, — Still ik dat Tenweih in dat Gagel. — Tenweihdag' si still, — dat is Gottes des Vaders, des Soehns und des heiligen Geistes sin Will.“ [1])

Die Glocken klingen, — Sie müssen singen, — das Evangelium Sanct Johannes wird gelesen: — Damit das Zahnweh wird verwesen. — Im Namen u. s. w.[2])

Man geht an einen Fluß, nimmt Wasser in den Mund, speit wieder in den Fluß und betet den Spruch: „Ich gehe zu dem Wasserfluß, — still meinen Zähnen böses Blut, — die eine ist weiß, — die zweite ist schwarz, — die dritte ist roth, — Morgen sind sie alle drei todt.“ [3]) — Im Namen u. s. w. — Dies thut man drei Abende nach Sonnenuntergang oder drei Morgen vor Sonnenaufgang, und jedesmal betet man den Spruch dreimal.[4])

Man nehme einen noch ungebrauchten Nagel, stochere mit ihm das Zahnfleisch blutig und schlage ihn dann in eine Kellerwand gegen Sonnenaufgang, so daß ihn weder Sonne noch Mond bescheinen können, und zwar mit drei Hammerschlägen. Beim ersten Schlage spreche man: „Zahnschmerz fliehe“, beim zweiten: „Zahnschmerz weiche“, beim dritten: „Zahnschmerz gehe!“ [5])

„Dieses, was ich hier gefunden, — stille ich in Jesu Wunden.“ Mit der Hand niederstreichend: Im Namen Gottes ꝛc.[6])

„Heute komme ich und böte diesen Fluß, ein Scheerwurm und das böse Geblüte, ein schwarzer, ein weißer, ein rother. Es kommt die Mutter Gottes und schlägt sie alle drei todt im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes, Gottes des heiligen Geistes.“ [7]) Diesen Spruch muß man vor Sonnenaufgang dreimal allein an einem fließenden Wasser herbeten, man muß mit der Hand das Wasser dahin schippen, wohin es fließt, und hiebei den Mund aufmachen. Kommt man zu der Stelle: „Im Namen Gottes“, so nimmt man eine Hand voll Wasser in den Mund und spült sich damit aus. Dies wiederholt man bei jeder Person der Dreieinigkeit, also insgesamt neunmal.[8])

Der Kranke muß niederknien, und es wird ihm eine Schüssel voll Hafer auf den Kopf gegeben. Dabei spricht man: „Es waren zwei Brunnen, — Einer aus Bier, der andere aus Wein; — Was aus dem Menschen ist, — Soll in den Menschen gehen; — Was aus dem Wein ist, — Soll in den Wein gehen; — Was aus dem Bier ist, — Soll in das Bier gehen. — Was Böses in den Zähnen steckt, — Soll in die beiden Brunnen versenkt werden.“ [9]) Der Kranke steht auf, wirft die Schüssel mit dem Hafer vom Kopf in einen Brunnen und sagt: „Auch meine Zahnschmerzen fallen mit in die Tiefe.“ [10])

---

[1]) Aus Vollhagen in Meklenburg: Bartsch, II, 429, n. 1989. — [2]) Bartsch, II, 429, n. 1990. — [3]) Auch hier handelt es sich wohl um drei Würmer. — [4]) Bartsch, II, 430, n. 1991. — [5]) Bartsch, II, p. 430, n. 1992. — [6]) Aus Mecklenburg: Bartsch, II, 430, n. 1993. — [7]) „Amen“ wird fortgelassen. — [8]) Bartsch, II, 206, n. 587. — [9]) Die Absicht ist, den „Wurm“ aus dem Zahne in den Brunnen zu bannen. — [10]) Grohmann, p. 168, n. 1190.

Zahnschmerzen, stehe still, ich bitte um Gottes Wille. Wie Christus der Herr auf Erden ging, war er krank und verwundt; wie er aber im Himmel kam, war er frisch und gesund. Im Namen † † †. Dies wird dreimal gesprochen.[1])

Zahnschmerzen zu versenden, nimm zwei Strohhalme, welche ein Knie haben, in jede Hand einen und nun wird an jeden Backen einer angelegt. Und sprich diese Worte: „Du heiliger Altar und Stein, darauf lege ich alle Zahnschmerzen und Pein, sie sollen nicht mehr schwitzen, nicht mehr schwellen noch schwiren[2]), bis die Mutter Gottes noch einen Sohn gebäret. Die Zahnschmerzen sollen nicht mehr weh tun, nicht groß werden, bis vergehen Himmel und Erde. Das helfe Dir im Namen † † † Amen." — Dieses wird dreimal gesprochen.[3])

Zahnschmerzen zu stillen. Pereat canis annalis! Es sterbe der jährliche Hund. † † †.[4])

Oete, boete — Krähenfoete — honigblatt — gôd is dat. — Pusten und Kreuze machen.[5])

Meine Zähne thun wieh — Meine Zähne thun sehr wieh — Meine Zähne thun ungeheuert wieh — Meine Zähne thun gor ne mêi wieh.[6])

Es war am 15. Juni 1905, als ich den Beschluß faßte, die vorliegende Sammlung anzulegen. Wir saßen abends im Garten und ich erzählte Herrn Pfarrer Löw von dem lustigen Zahnspruche Winkler's. „Mir hilft es leider nicht", sagte ich und sprach die Worte in keiner anderen Absicht, als um auf ihre Spaßhaftigkeit aufmerksam zu machen. Aber so sonderbar es sein mag, wahr ist es doch und ein sehr sonderbarer Zufall, daß ich nach einer kurzen Weile keinen Zahnschmerz weiter verspürte. Und dieser Schmerz ist auch bis heute (23. Juni) noch nicht wiedergekehrt. Der Glaube war's gewiß nicht, der bei mir geholfen hat. Denn ich habe es eben für einen lustigen Spruch gehalten. Und derselben Ansicht bin ich noch jetzt. Aber ich sehe nicht ein, warum ich über einen Zufall, der für mich ganz angenehm ist, schweigen soll.

Rosenzauber.

Die Sage geht, daß Königin Rodanthe —
Bedrängt von Freiern und gehemmt zu flieh'n —
Ein Stoßgebet, sie gnädig zu entzieh'n
Der Schmach und Schande, an die Götter sandte.

Wie nun der Frechen Lust in Sturm entbrannte,
Und schon die Blicke voll Begierde glüh'n,
Da seh'n sie eine Rosenstaude blüh'n,
Wo stolz von ihnen sich die Keuschheit wandte.

Hört Ihr den Wunderreim nicht widerhallen
Im Märchen von der Königin Almosen,
Der finst're Blick verwandelt es in Rosen — —?
Nun laßt des Bildes dunkle Hülle fallen:
Entzückend ist sein Zauber; wer nicht rein,
Der fühlt ihn nicht und glaubt an Zauberei'n.

Dr. Karl Bayer.

---

[1]) J. Simm aus J. Krause's Sammlung. — [2]) d. i. schwären. — [3]) J. Simm aus J. Krause's Sammlung. — [4]) Bartsch, II, 430, n. 1994. — [5]) Kuhn, II, 206, n. 586. — [6]) Vom Gastwirt A. Winkler in Jonsbach.

Der Tod des Herzogs Julius Franz von Lauenburg.

Von C. Jahnel.

Am 25. September 1689 hatte der Herzog Julius Franz[1]) in seinem Schlosse Reichstadt sieben Herren vom Adel aus der Nachbarschaft[2]) zu einem ernsten Geschäft um sich versammelt; sie sollten mit Unterschrift und Siegel das Testament bekräftigen, das er an diesem Tage verfaßte. Zum Dank dafür hat er sie dann „bei den Kapuzinern traktiert und recht lustig gemacht". Dieses vergnügte Ende des Werks läßt erkennen, daß den Herzog, der eben erst das 48. Lebensjahr[3]) überschritten hatte, nicht trübe Todesgedanken veranlaßt hatten, „bei gesundem Leibe und Vernunft" zur Abfassung seines Testaments zu schreiten. Nur hausväterliche Fürsorge bewog ihn dazu. Er plante „schon lange, alle Wochen, ja täglich" eine Reise in sein weit entlegenes Stammland, nach Niedersachsen, und wollte daher sein Hauswesen für alle Fälle ordnen und sichern.

Was ihn zu der Reise antrieb, spricht er in dem Testament offen aus; er war entschlossen, „zur Erhaltung seines fürstlichen Stammes durch Schickung des Allerhöchsten ad secunda matrimonii vota zu schreiten und den Ehestand zu erwiedern" (-erneuern).[4])

Vor nahezu acht Jahren war Julius Franz Witwer geworden, ohne daß ihm seine Gattin[5]) einen männlichen Erben hinterlassen hatte; darum mahnten ihn seine Räte zur Wiederverheiratung. Er, dessen erste Gattin als die schönste Brünette im Reiche gefeiert worden war, solle nun als zweite Gemahlin die schönste Blondine in deutschen Landen heimführen, Katharina Barbara, die Tochter des Markgrafen Friedrich VI.

[1]) Die folgende Darstellung beruht auf dem reichen Bestand an Akten, Briefen 2c., die das Königl. Bayer. Geheime Hausarchiv in München in dem Faszikel: „LXII Sachsen-Lauenburgische Acta" in zahlreichen Konvoluten enthält; für diese Arbeit kommen hauptsächlich die Konvolute 1, 5 bis 8 in Betracht. Exk.-Klub, XXIV, 150. — [2]) Es waren die Grafen Hartwig Nikolaus und Karl Joachim v. Breda, Erbsassen zu Spandau, ersterer Herr auf Lämberg, kaiserl. Rat, Kämmerer, Hoflehen- und Kammerrechtsbeisitzer i. K. B., letzterer Herr auf Laukowetz und Kurowoditz; die Hauptleute des Leitmeritzer Kreises Graf Joh. Balthasar v. Clari zum Sperbersbach, Herr auf Schnedowitz und Rosendorf, kais. Rat, Kämmerer, Hoflehen- und Kammerrechtsbeisitzer, und Georg Borziwoj Audriczky v. Audricz, Herr auf Radaun; Freiherr Aegidius v. Jonghen, Herr auf Altaicha, röm. kais., wie auch kgl. Maj. zu Spanien über ein deutsches Regiment bestellter Oberst; der Hauptmann des Bunzlauer Kreises, Baron Franz Albrecht Kropatsch „v. Krymlaw und Hohenstall", kais. Rat; der Oberstallmeister Adam Ferd. v. „Rackhell" auf „Roßlau". Der letztere gehörte wohl der in der Lausitz und Schlesien beheimateten Familie v. Rackel oder Räckel an; seine sehr undeutliche Unterschrift ist vielleicht v. Röckl zu lesen. Er ist wohl identisch mit dem Träger desselben Vor- und Zunamens, der am 27. Dez. 1664 das böhm. Inkolat erhielt (Graf Meraviglia-Crivelli: Der böhm. Adel, p. 251). — [3]) Geboren am 16. Sept. 1641 in Prag. (Wo ich nicht eine andere Quelle angebe, sind die biographischen Daten dem verdienstvollen Werke: „Dr. Ch. Häntle: Genealogie des Stammhauses Wittelsbach, 1870" entnommen). — [4]) Daß der Herzog das Testament nur als ein wegen der Fährlichkeiten der Reise veranlaßtes, interimistisches ansah, erhellt aus dessen Bestimmungen; für den Fall, daß ihm von seiner zukünftigen Gattin ein oder mehrere Söhne geboren würden, widerruft er nämlich die Verfügungen über seinen Allodialbesitz und behält sich das Recht vor, nach Belieben seiner Gattin Geschenke zu machen. — [5]) Maria Hedwig Auguste war als älteste Tochter des Pfalzgrafen Christian August bei Rhein (Sulzbach) und der Gräfin

von Baden-Durlach,[1]) so riet man ihm u. a. Aber er zögerte lange, eine zweite Ehe einzugehen, die zweifellos nur eine durch die Rücksicht auf den Fortbestand des Hauses bedingte Konvenienz-Ehe gewesen wäre. Wir kennen den Grund dieses Zauderns; es war ein Liebesverhältnis zu einem zwar adeligen, aber ihm nicht ebenbürtigen Fräulein.

Wohl bald schon nach dem Tode der Herzogin war an den herzoglichen Hof zur Aufsicht über die der Mutter beraubten jugendlichen Prinzessinnen die Komtesse (Anna) Polyxena Wrschowetz (Werschowetz) oder Wrschowitz[2]) — gewöhnlich „Fräule Gräfin" genannt — gekommen, die es verstand, sich eine sehr einflußreiche Stellung in der Familie zu erwerben. Die Prinzessinnen sagten von ihr, sie habe nach dem Tode der Mutter ihnen als getreue Hofmeisterin vorgestanden und des Vaters Hofoekonomika mit Fleiß und Vorsicht geführt. Das Vertrauen der beiden Mädchen hat die Komtesse in so hohem Maße gewonnen, daß man erklärte, sie habe sie „fasziniert", womit man ausdrücken wollte, die Prinzessinnen hätten ihr blindlings gefolgt. Zumal die ältere war ihr ganz ergeben, war, wie Spötter sagten, „werschowiziert".

Zu dem Herzog war die Komtesse auch in intimere Beziehungen getreten. Das behauptete nicht nur niedriger Klatsch; sondern zwei Männer, die dem Herzog nahe gestanden hatten, haben von seinen Beziehungen zu der Komtesse als von einem ernst zu nehmenden Verhältnis gesprochen. Der Oberstburggraf Graf Adolf Wratislaw von Sternberg eröffnete nach dem Tod des Herzogs dessen Schwiegervater „in gehorsamer Konfidenz", es sei durch Geistliche „penetriert" worden, daß

Amalia Magdalena von Nassau-Siegen am 15. April 1650 geboren. Am 13. Juni 1665 war sie zu Sulzbach per procura mit dem Erzherzog Sigmund Franz v. Österreich vermählt worden, der aber bereits 12 Tage später vor vollzogenem Beilager in Innsbruck starb. Die jungfräuliche Witwe vermählte sich am 9. April 1668 in Sulzbach mit Julius Franz und starb am 23. Nov. 1681 in Schlackenwerth, wo sie begraben wurde. (Die Angabe bei P. v. Kobbe: Gesch. d. Hzgtums Lauenburg, 3, 91, sie sei in Hamburg gestorben, ist wohl unrichtig). Sie halte dem Herzog fünf Kinder geboren, von denen jedoch (J. W. Imhoff: Notitia Procerum 1693, 210) drei im zartesten Alter starben: eine Tochter kam 1669 tot zur Welt; Maria Anna Theresia, geb. 18. Sept. 1670, starb am 25. Dez. 1671; ein Sohn starb 28. Okt. 1673 „an der Schwelle des Lebens" (vor der Taufe, sagen andere Genealogen; L. A. Cohn: Stammtafeln z. Gesch. der eur. Staaten, gibt obiges Datum als Geburts-, den 4. Nov. als Todestag an). Nur zwei Töchter überlebten die Mutter: Anna Maria Franziska, geb. 13. Juni 1672, und Franziska Sibylla Augusta, geb. 21. Jan. 1675. Daß die durch den Druck hervorgehobenen Namen die Rufnamen der Prinzessinnen waren, ergibt sich daraus, daß sie mit diesen von ihrer Umgebung bezeichnet wurden und sie selbst bei Unterschriften stets diesen Namen ausschrieben, die andern aber meist abkürzten. — [1]) v. Kobbe a. o. O. 3, 91. Der Ratgeber soll Matthäus Merian in Frankfurt a. M. gewesen sein. Vielleicht war es Mathias Merian, in dessen Stammbuch sich Julius Franz i. J. 1652 einschrieb (Vaterl. Archiv f. d. H. Lauenburg 4, 136). — [2]) Ich vermute, daß die Komtesse der Familie des Jaroslaw Sekerka von Sedczitz angehörte, der 1665 das Grafendiplom mit dem Titel Wrschowetz erhalten hat. (C. v. Wurzbach: Biogr. Lexikon 58, unter der falschen Schreibung Wřesowitz). Ihre Mutter lebte noch i. J. 1690. Ihr Bruder war kais. Kammerherr und lebte von seiner Gattin getrennt, was man ihm „sehr widrig aufnahm". Er war vielleicht der Graf Karl v. Wrschowetz auf Ledau, der dem Nachlaß des verstorbenen Herzogs 1500 fl. schuldete. Außerdem besaß die Komtesse zwei Schwestern, von denen die eine „Miedl" (wohl Koseform für Marie) genannt wurde. Alle Geschwister erfreuten sich großer Zuneigung der Prinzessinnen.

der Herzog mittels einer mit eigenem Blute unterschriebenen Obligation nicht allein quoad utile, sondern sogar quoad matrimonium sich gegen die Komtesse verbindlich gemacht habe. Julius Franz hatte ihr also nicht nur materielle Sicherstellung, sondern sogar die Ehe versprochen. Der Pfalzgraf konnte hierauf „ganz im Vertrauen" erwidern, diese verbindliche Blutverschreibung sei eine offene, ihm schon längst mit sehr genauen Umständen zu Schlackenwerth bekannt gemachte Sache. Von vielen werde sie für eine der vornehmsten Ursachen geschätzt, die den Herzog von der intendierten Vermählung mit der jetzigen Königin von Spanien abgehalten und verschuldet haben, daß er, als hernach die Heiratsalliance mit der Prinzessin von Holstein vollzogen werden sollte, wodurch der Komtesse alle Hoffnung, selbst Mutter seiner (des Pfalzgrafen) Enkelinnen zu werden, in den Brunnen gefallen sei, sein Leben habe so schnell und unvermutet einbüßen müssen.[1])

Aus diesen herben Worten hört man heraus, welch' schwere Verdächtigungen nach dem Tode des Herzogs gegen die Komtesse erhoben wurden; aber soviel Intriguen, Bosheit, ja Uebeltaten die Personen ihr nachsagten, deren auf die Verheiratung der Prinzessinnen gerichtete Pläne mit dem Widerstand der Komtesse zu kämpfen hatten, es hat doch niemand gewagt, den Verdacht offen auszusprechen, daß Polyxena unmittelbar den Tod des Herzogs veranlaßt und verschuldet habe.[2])

Julius Franz ist, nach den uns erhaltenen Berichten über seine Krankheit, eines natürlichen Todes gestorben. Vielleicht haben Aufregungen infolge der Auseinandersetzungen mit der Komtesse die Kata-

[1]) Briefe aus Prag, 11. März und Sulzbach, 16. März 1690. — Der Pfalzgraf hielt sich mit den Prinzessinnen von Anfang November 1689 wochenlang in Schlackenwerth auf. — Die Königin von Spanien, von der er spricht, ist Maria Anna, Tochter des Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz, die am 28. Aug. 1689 per procura, am 14. Mai 1690 in Person König Karl II., den letzten Habsburger auf dem Throne Spaniens, heiratete. — Ein Beweis der vertrauten Beziehungen des Herzogs zur Komtesse ist es wohl auch, daß er ihr, wie sein Diener J. E. Senft am 1. Juli 1690 berichtete, die sonst geheim gehaltenen Rezepte zu einem Wunderbalsam, einer Granattinktur und zu Rubinglas mitgeteilt hat. Sie soll die Rezepte aber ihrem Bruder gegeben haben, der sie sehr „divulgierte". — Daß der Herzog alchemistische Neigungen hatte, ist bekannt; v. Nackel erwähnt in Briefen mehrfach einen „kleinen Doktor", der mit dem Apotheker in Schlackenwerth Goldpulver bereitete (v. Kobbe a. o. O., 3, 90). Vielleicht sollte letzteres zur Herstellung der (etwa 1680 von Joh. Kunkel zuerst erzeugten) Rubin- oder Rotgläser dienen, die der Herzog anfertigen ließ, wie sich aus einem Brief eines mir nicht näher bekannten Joannes Carolus de Wald an den Pfalzgrafen Christian (aus Schlackenwerth vom 3. Jan. 1690) ergibt, worin der Briefsteller sagt, er habe dem Herzog sonderliche und gewisse Arkana „besonders wegen des Rubinfloß und den schönsten Krystallen und anderer Gehaimbnussen" anvertrauen wollen, die viele Unkosten erspart hätten. — Im Schloß zu Reichstadt gab es viele solcher Rubingläser. Als die Prinzessinnen im März 1690 dort weilten, nahmen sie der Teilung halber eine Schätzung der Gläser vor und taxierten das Lot davon auf 1 Taler. Die Prinzessin Augusta nahm eines an, dessen Wert auf 300 Dukaten angeschlagen wurde. Der Bischof von Leitmeritz, dem die Prinzessinnen viel zu danken hatten, scheint die Gläser aber nicht allzuhoch geschätzt zu haben; denn als ihm die Mädchen ein solches Rotglas nebst 1 bis 2 Dutzend Servietten schenkten, hat er sich öffentlich darüber „mocquiert." — [2]) Im Herzogtum Lauenburg erregte der unerwartete Tod des Herzogs allerdings den Verdacht, letzterer sei vergiftet worden. Im Ratzeburger Stadtbuch vermerkte ein Schreiber, man habe von dem Tode „nicht ohne Argwohn beigebrachten Giftes" gehört. (Vaterl. Archiv, 4, 205).

strophe, die in seiner körperlichen Verfassung begründet gewesen zu sein scheint, so rasch, schon am fünften Tage nach Abfassung des Testaments, herbeigeführt.

Noch am 28. September abends um 10 Uhr — so hören wir — hatte er sich „auf seiner Residenz zu Reichstadt" in guter Disposition zur Ruhe begeben. Aber am 29. früh zwischen 5 und 6 Uhr wurde er von einer starken Alteration so heftig angefallen, daß infolge zugleich auftretender schwerer „Herzbrechungen" und überaus großer Hitze sofort Kräfteverfall eintrat. Gegen Mitternacht ließ er seinen Beichtvater, einen Kapuziner, zu sich berufen, von dem er „die christlichen Rechte" empfing. Schon wenige Stunden darnach, am 30. morgens zwischen 1 und 2 Uhr, führte ein starker „Stick- und Schlagfluß" einen „sanften Tod" herbei.[1])

Mit Julius Franz war der letzte männliche Sproß[2]) der sachsen-lauenburgischen Linie des askanischen Hauses gestorben, das seit der Zeit Herzog Bernhards v. Askanien (1180) nur mit kurzer Unterbrechung (1203—1227) im Lehensbesitze von Lauenburg gewesen war. Von seinen Geschwistern lebte nur noch Maria Benigna Franziska, die i. J. 1651 den Fürsten Oktavius Piccolomini geheiratet hatte und seit 1656 Witwe war. Die in Nachod residierende Dame befand sich in Vermögensverfall und kam mit ihren Nichten wegen Forderungen, die sie an den Nachlaß des Bruders stellte, in Prozeß. An ihr konnten die verwaisten Mädchen wohl keinen Halt finden. Einen nähern Verwandten mütterlicher Seite, der ihnen mit Rat zur Seite hätte stehen können, besaßen sie in dem Herzog Ferdinand August zu Sagan, Fürsten v. Lobkowitz;[3]) aber er weilte damals nicht in Raudnitz, sondern in Augsburg am kaiserlichen Hofe, der dort die Wahl des Kronprinzen Joseph zum römischen König, die am 24. Jänner 1690 erfolgte, vorbereitete. Die jungen Waisen waren daher in den ersten Tagen nach dem Tode des Vaters ganz auf den Beistand der Komtesse und der Beamten angewiesen. An der Spitze der letzteren stand neben Oberstallmeister v. Rackel der Hofrat v. Steinhoff.[4]) Diese beiden

[1]) Ein anderer Bericht sagt kurz, der Herzog sei an einem „Cathar" gestorben. Auch der obige Bericht macht es, wie mir Herr Dr. A. Marian zu erklären die Freundlichkeit hatte, dem Arzte nicht möglich, die wahre Todesursache anzugeben; vielleicht war es ein Gehirnschlag, der ein Lungoedem zur Folge hatte, oder ein Herzkrampf, Verkalkung der Arterien, ein asthmatischer Anfall, es läßt sich nicht mehr bestimmen. — Durch obige Angaben ist das Datum des Todes, wie es das Reichstädter Pfarrbuch (Exk.-Kl., XXIV, 150) und Häutle geben, bestätigt; alle anderen Angaben sind also irrig. — [2]) Und auch der ausgezeichnetste Fürst seines Hauses, sagt v. Kobbe (a. o. o. 3, 90) von ihm. Er habe in einem Geiste gewirkt, der wohltätig für das durch innere Unruhen und fremde Kriege zerrüttete Land (Lauenburg) sein mußte. Ein Zeitgenosse, Herzog Rudolf v. Braunschweig, habe von ihm geurteilt, er sei ein echter, biederer deutscher Fürst. — [3]) Der Herzog war der Sohn der Schwester ihres mütterlichen Großvaters Christian August, der durch ihr Festhalten an der augsburgischen Konfession bekannt gewordenen Auguste Sophie, die 1653 den Fürsten Wenzel Eusebius v. Lobkowitz geheiratet hatte und 1682 gestorben war. Er ist wohl mit Julius Franz eng befreundet gewesen; denn als er die Nachricht von dessen Tod erhielt, schrieb er an Christian August, er habe einen Freund verloren, „dergleichen wenige anzutreffen". — [4]) Johann Wilhelm v. Steinhoff wußte sich später das Vertrauen des Pfalzgrafen Christian zu erwerben, so daß dieser ihm am 2. Jan. 1690 für die Zeit, während der er im Dienst der Prinzessinnen tätig sein und nur für ihn (den Pfalzgrafen) korrespondieren werde, eine Partikularrekompense von 100 Rthlrn. zusagte. Er fiel später bei der Prinzessin

meldeten noch am 30. September dem Pfalzgrafen den Tod seines Schwiegersohns, und am folgenden Tage unterfertigten die Prinzessinnen einen mit Tinte schwarz umrandeten, von anderer Hand geschriebenen Brief an den Großvater, der außer steifen, ihren Schmerz schildernden Redensarten, die mitgeteilten Angaben über die Krankheit des Verstorbenen enthält. In diesen Briefen wurde — es erscheint auffallend, da es den Großvater interessieren mußte — nicht mitgeteilt, daß Julius Franz ein Testament hinterlassen habe, in dem die Töchter zu Universalerbinnen des Allodialvermögens im Deutschen Reich [1]) und in Böhmen nebst den Schuldforderungen an Lauenburg eingesetzt wurden und das das „Ersuchen" an Kaiser Leopold enthielt, er möge, obwohl die Prinzessinnen gemäß der erneuerten kgl. Landesordnung N. 16, ihre „vogtbaren" [2]) Jahre erreicht hätten, und es also unnötig sei, sie mit Vormündern zu versehen, doch „die Oberkuratel" über sie übernehmen. Ich will, so ordnete Julius Franz an, daß meine fürstlichen Prinzessinnen und lieben Töchter ohne der röm. kais. Maj. allergnädigstes Vorwissen und Einwilligung ihren Stand nicht verändern und sonsten, was von größerer Konsideration und Wichtigkeit sein möchte, nicht vornehmen sollen, inmaßen ich der tröstlichen Zuversicht lebe, daß die röm. kais. Maj., zu dero allergetreuesten Diensten ich mein Gut und Blut zu öftern aufgeopfert, auch noch dato und stündlich aufzuopfern bereit und willig bin,[3])

Franziska in Ungnade, wohl, weil er ihr bei der Erbteilung nicht in allem willig war, und fürchtete damals seine Stellung zu verlieren; sie nahm ihn aber später doch in ihren Dienst und bewilligte ihm sogar eine Zulage von 100 Tlrn. und einem Faß Wein. (Nachricht hievon in einem Briefe vom 16. Juni 1690.) Die Verwaltung der herzoglichen Güter bei Reichstadt scheint beim Tode des Herzogs Friedrich v. Reichenfelß geführt zu haben, denn er bat in einem Schreiben vom 18. Nov. 1689 den Pfalzgrafen, er möge ihn bei den Prinzessinnen schützen, damit er wie bei Lebenszeit des Herzogs allein in Reichstadt zu wirtschaften und Oberhauptmann Krimmer nicht einzugreifen habe; er habe die Herrschaft Zeit seines Hierseins um ein Ziemliches erhöhet. Krimmer, der die Güter bei Schlackenwerth verwaltet zu haben scheint, dürfte später doch auch für Reichstadt maßgebend geworden sein, denn Steinhoff nannte ihn am 26. April 1690 „den me inconsulto reformierten Reichstädter Hauptmann". —
[1]) Der Herzog rechnete dazu auch das Land Hadeln, was aber beim Kaiser keine Zustimmung fand; letzterer ordnete vielmehr am 5 Okt. 1689 an, daß Hadeln ebenso wie Lauenburg zu sequestrieren sei. — [2]) Die vogtbaren Jahre erreichten Prinzessinnen mit zurückgelegtem 15. Jahre. Franziska stand beim Tod des Vaters schon im 18. Lebensjahr; Augusta fehlten nicht ganz 5 Monate zu 15 Jahren. Es war daher auch die Rede davon, daß Franziska die „Tutel" über die Schwester übernehmen solle; ehe das aber erfolgte, war Augusta schon volljährig. — [3]) Der Herzog hatte sich als „Cadet" schon in jungen Jahren dem Kriegsdienst gewidmet. Bereits in der Schlacht bei St. Gotthard am 1. Aug. 1664 erwarb er sich „bedeutenden Kriegsruhm" (v. Kobbe 3, 91. Montecuccolis Relation über die Schlacht nennt ihn jedoch nicht). Im kaiserlichen Dienst erhielt er am 17. März 1676 das Patent als General über die Kavallerie, am 6. März 1682 das Obersten-Patent auf ein neu zu errichtendes Kürassier-Regiment (jetzt Drag.-Reg. Nr. 9). 1683 nahm er als Kommandant des rechten Flügels an dem Feldzug gegen die Türken in Ungarn (Arch. f. öst. Gesch. 4, 283, 293) und an den Kämpfen vor Wien teil und wurde, ersichtlich dafür, am 22. Sept. 1683 zum Feldmarschall ernannt (Vaterl. Archiv 6, 38, 42). Im Dienste des Reichs hat er sich als General-Leutnant im Juni 1676 an den Kämpfen der Reichsarmee bei Philippsburg beteiligt und darauf nach Erkrankung des Reichsfeldmarschalls Markgraf Friedrich v. Baden-Durlach das Kommando der Reichstruppen übernommen. (Österr. mil. Zeitschr. 1844, 3, 156). Noch 1681 wird er Reichs-General-Leutnant

über meine lieben Töchter allergnädigst Protektion und Schutz zu halten, auch dieses letzten Willens und Testaments Exekutor zu sein, geruhen werde, worumben ich denn dieselbe nochmalen alleruntertänigst imploriere.

Hätte Christian August von dieser testamentarischen Bitte seines Schwiegersohnes gewußt, so wäre ihm manche Mühe, Sorge und — wie es scheint — auch eine ihn recht unlieb treffende Enttäuschung erspart geblieben. Mit rührender, unermüdlicher Hingabe suchte der 67 Jahre alte Herr die Interessen seiner Enkelinnen [1]) zu wahren, und es hätte ihm — seine Briefe lassen es erkennen — große Befriedigung gewährt, wenn seine großväterliche Autorität noch durch die eines Vormunds gesteigert worden wäre. Kaum hatte er die Nachricht vom Tode des Schwiegersohns erhalten, so richtete er schon (am 4. Oktober) ein Schreiben an den Kaiser, in dem er bat, ihm die Vormundschaft über die Enkelinnen zu konfirmieren. Am kaiserlichen Hof in Augsburg wußte man aber schon am 8. Oktober von der Bitte des Herzogs an den Kaiser. Ersichtlich weil noch keine amtliche Bestätigung dieser Meldung vorlag, beantwortete der Kaiser am 13. Oktober die Bitte des Pfalzgrafen ausweichend und versicherte nur, er werde es sich jederzeit mit gnädigster Sorgfalt angelegen sein lassen, für die Prinzessinnen zu sorgen. Selbst nachdem die am 18. Oktober von den Statthaltern von Prag abgesandte landtäfliche Abschrift des herzoglichen Testaments in Augsburg eingetroffen war, verging noch einige Zeit, ehe der Kaiser offiziell seinen Entschluß kund tat, das Oberkuratorium über die Prinzessinnen zu übernehmen. Das erfolgte am 9. November durch die Ausfertigung einer Reihe von Schreiben und Befehlen. Dem Pfalzgrafen sandte der Kaiser einen Auszug aus dem Testament; seine Versicherung, daß er dem Ersuchen des Herzogs willfahren werde, war eine klare, die Bitte des Pfalzgrafen ablehnende Antwort. Die böhmischen Statthalter erhielten den Auftrag, in Stellvertretung des Kaisers die Oberkuratel über die Administration der Güter zu führen; den Prinzessinnen sollten sie in dieser Beziehung Rat und Hülfe gewähren.

Gleichzeitig ließ der Kaiser durch den böhmischen Oberstkanzler Grafen Franz Ulrich Kinsky an die Herzogin Maria Anna zu Sagan ein Dekret richten, durch welches er sie, auf ihre berühmte Tugend und Sorgfältigkeit reflektierend, wegen des Vertrauens und der Verwandtschaft, die sie mit den Prinzessinnen verbanden, damit beauftragte, die letzteren bis zu ihrer Standesveränderung, d. i. Verheiratung zu erziehen; sie solle ihnen mit wohlanständigen Ratschlägen an die Hand gehen und bedacht sein, daß die Mädchen weder in ihrer Standesveränderung, noch in anderen wichtigen Sachen etwas ohne des Kaisers Vorwissen vornehmen. Die Herzogin und ihr Gatte hatten sich ersichtlich schon vorher zur

---

genannt (v. Kobbe, a. o. O. 3, 91; Exk. Klub XVI, 145). Im Testament nennt er sich noch: der röm. kais. M. General-Feldmarschall und über ein Regiment Kürassiere bestellter Obrister. — [1]) Er war eifrigst besorgt, ihnen das Allodialvermögen ungeschmälert zu erhalten, ja sogar die Reichslehen, die er als feudum oblatum ansah, das die weibliche Erbfolge zulasse. Schon die Sicherung des beweglichen Vermögens war nicht einfach. Die Vermögensstücke, Kostbarkeiten &c. waren zerstreut in Reichstadt, Schlackenwerth, Wolfenbüttel und im Herzogtume, wo auch noch 15000 Rtlr Zollgeld unerhoben lagen.

Übernahme der heiklen Aufgabe bereit erklärt, denn ebenfalls am 9. Nov. richtete der Kaiser auf Wunsch des herzoglichen Paares an den Bischof von Leitmeritz, Grafen Jaroslav von Sternberg, den Vetter des Oberstburggrafen, das Ersuchen, er solle sich zu den Prinzessinnen begeben und dazu helfen, daß alles, was er (der Kaiser) ihnen durch die Herzogin und den Grafen Joh. Reichard v. Walmerode (der zu dem Behufe am selben Tage eine Instruktion erhielt) kommunizieren lassen werde, desto füglicher in die Wege geleitet werde. Es ist Mitte Dezember geworden, ehe der Graf v. Walmerode und der Bischof bei den Prinzessinnen eintrafen[1]) und diese sich auf ihren Vortrag „sehr wohl“ erklärten.

Damals waren die Prinzessinnen nicht mehr in Reichstadt, sondern in Schlackenwerth. Nachdem nämlich der Pfalzgraf am 2. Oktober die Meldung vom Tode seines Schwiegersohns erhalten hatte, hatte er sofort seinen Geheimsekretär Franz Ludwig Brentzer[2]) nach Reichstadt abgesandt. Dieser kam am 7. dort an und wurde von den Prinzessinnen in einem ganz schwarz verfinsterten Audienzzimmer empfangen. Die Schwestern, zu deren Seiten die Komtesse Wrschowetz[3]) und ein anderes Fräulein standen, nahmen aus seinen Händen das Beileidschreiben des Pfalzgrafen entgegen und dankten diesem noch am selben Tage in eigenhändigen Briefchen[4]) mit der Bitte, der Großvater möchte doch zu ihnen kommen. Diese Bitte kam dem Wunsche des Pfalzgrafen entgegen; freudig sagte er zu und ließ durch seinen Hofjunker (Kavalier) Marquard Leopold Schütz von Pfeilstatt,[5]) der am 13. in Reichstadt ankam, melden, daß er die Enkelinnen in Schlackenwerth besuchen werde. Dahin mußten nämlich die Prinzessinnen sich demnächst begeben, da ihr Vater im Testament bestimmt hatte, sein Leichnam solle ohne Verzögerung und „übriges“ Gepränge, jedoch seinem fürstlichen Stande gemäß bei seinen Eltern und seiner Gemahlin in der dazu vor der Residenzstadt Schlackenwerth erbauten Kapelle beigesetzt werden.[6])

Den Leichnam des Herzogs fand Brentzer schon am 7. „im Sarge verwahrt“; der Tote war wohl in den Kapuzinerhabit gehüllt, den er sich auf seinem Sterbelager als Totenkleid gewünscht und zu dem man das Tuch aus dem Raudnitzer Kapuzinerkloster geholt hatte. „Je ehender, je besser“ sollte mit einer kleinen Begleitung die Überführung

[1]) Der Graf, der am 10. Dez. von Prag abgereist war, war am 13. noch nicht, am 17. aber schon bei den Prinzessinnen angelangt. Es ergibt sich das aus Briefen des Appellationsrats Freiherrn Heinrich Julius von Blum in Prag, der den Pfalzgrafen in ständiger Korrespondenz über die Vorgänge in Prag, Wien ꝛc. unterrichtete. — [2]) Dessen Instruktion datiert vom 3. Oktober. — [3]) Diese ließ der Pfalzgraf, der also wußte, welche Rolle sie spielte, besonders grüßen, was sie sehr „konsolierte“. — [4]) Die Briefe der Prinzessinnen sind mit recht ungelenker Schrift in deutscher Sprache geschrieben. Am Hofe ihres Vaters war es ersichtlich ganz deutsch zugegangen; es heißt auch, daß der Vater den Töchtern „allzeit die Franzosen und Italiener mißraten“ habe. — [5]) Dieser hatte bereits am 8. Oktober eine Instruktion zur Reise nach Böhmen erhalten; er sollte dem Amtmanne und Rentschreiber in Schlackenwerth, sowie dem Hofrat und Oberstallmeister in Reichstadt versiegelte Befehle übergeben, der Versiegelung der Schriften, Sekretarien und Preziosen beiwohnen und die Sachen mit versiegeln. — [6]) Die Kapelle war von Herzog Julius Heinrich erbaut, der in seinem Testamente (Prag, 20. April 1660) bestimmte, er wolle in der „bereits zu bauen angefangenen Kapelle“ beerdigt werden. (Landtafel, 3. olivenfarb. Kaufquat. vom 8. Feb. 1666, Lit. G. 15).

nach Schlackenwerth erfolgen, doch verzögerte sie sich wegen „Einrichtung des Sarges“ bis über den 18. hinaus und hat wohl erst gegen Ende des Monats stattgefunden, etwa zur Zeit, als die Prinzessinnen, begleitet von der Komtesse, nach Schlackenwerth reisten. Am 30. Oktober Nachmittag 3 Uhr kamen sie „glücklich und gesund“ dort an und konnten wohl schon am 3. November den Großvater, der mit großem Gefolge kam,[1]) in ihrem Schlosse begrüßen. Um die Beisetzung des Toten feierlich zu gestalten, wurde ein gewisser Joh. Jakob Reinfels mit der Anfertigung eines Castrum doloris beauftragt.[2]) Aber es währte noch lange, ehe die Trauerfeier stattfand; fast möchte man glauben, man habe, nachdem die in Schlackenwerth Versammelten wieder auseinander gegangen waren, des Toten ob der Aufregungen, die die folgenden Monate brachten, ob der Wahl unter den an die Prinzessinnen herantretenden Freiern, der Verheiratung der jüngeren, der Streitigkeiten zwischen den Schwestern über die Erbteilung vergessen. Am 2. Mai 1690 schrieb der Rektor der Piaristenschule zu Schlackenwerth, P. Klemens, daß zwar das Castrum doloris in ihrer Kirche vollkommentlich aufgerichtet stehe; man höre aber noch nichts Gewisses, wann der actus exequiarum geschehen solle. Es hat noch über vier Monate gedauert, ehe die Beisetzung erfolgte. Schlackenwerth war inzwischen der Prinzessin Augusta, nunmehr schon Markgräfin von Baden, zugefallen. Diese kam, begleitet von der alten Markgräfin von Baden,[3]) ihrer Tante, und dem Bischof von Leitmeritz, von Lobositz dort am 28. Juli an. Prinzessin Franziska, um deren Gunst in jener Zeit Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, ihr nachmaliger Gatte, persönlich warb, gedachte erst am 24. August von Raudnitz dahin abzureisen. Gleichzeitig rüstete der Pfalzgraf Christian zur Fahrt von Sulzbach nach Schlackenwerth, um an den Exequien und dem dies depositionis teilzunehmen. Da er am 1. September schon dort war, dürften in diesen Tagen die sterblichen Überreste des letzten Lauenburger Herzogs vom askanischen Stamme endlich zur sogenannten ewigen Ruhe bestattet worden sein.

Im Traume.

Von A. Paudler.

Der Name „Theresia Fliegel aus Kamnitzerneudörfel“ ist vor ungefähr einem Jahre durch viele Zeitungen gegangen. Ihr Neffe, der bei ihr wohnte, war von einem tollwütigen Hunde gebissen worden und eine Zeit später an Wasserscheu gestorben. Durch dieses Unglück hatte sie

[1]) Am 3. Nov. schrieb der Pfalzgraf nur noch eine Meile von Schlackenwerth entfernt einen Brief. — [2]) Er war vom Oberstlandhofmeister Grafen Joh. Franz v. Wrbna (Würben) hiezu empfohlen, der am 15. Dezember dem Pfalzgrafen für die Berücksichtigung der Empfehlung dankte. — [3]) Es war das Maria Franziska, geb. Gräfin Fürstenberg-Heiligenberg, die Witwe des Markgrafen Leopold Wilhelm v. Baden, kais. Feldmarschalls († 1. März 1671), der durch seine erste Ehe mit Gräfin Silvia Katharina, geborene Gräfin Caretto v. Milesimo, verwitwete Gräfin von Czernin, in den Besitz von Lobositz gekommen war.

nicht nur die Stütze ihres Alters eingebüßt, sondern auch ihre Habseligkeiten, welche aus sanitären Gründen verbrannt wurden. Der Abgeordnete G. Nowak hat die Angelegenheit sogar im Reichsrate zur Sprache gebracht, und die Geschädigte hat, wie mir gesagt wurde, in der Tat vom Staat eine Entschädigung erhalten. Auch ist es ja nicht mehr als billig, daß, wer zu Zwecken des allgemeinen Wohles oder Gesundheitszustandes über Verfügung der Behörden einen Schaden erlitten hat, aus den öffentlichen Geldern schadlos gehalten werde. Dieser Grundsatz sollte gesetzlich festgelegt werden.

Theresia Fliegel ist bereits 78 Jahre alt, beschäftigt sich aber noch immer sehr kräftig und rege mit Feldarbeiten und besitzt eine wahrhaft staunenswerte Heiterkeit, obwohl sie wie selten Jemand durch das Schicksal schwer heimgesucht worden ist. Was ich erzähle, sind keine Geheimnisse des Privatlebens, sondern öffentlich bekannte Tatsachen, von denen die meisten in den Zeitungen standen. Schon vor vielen Jahren wurde ihr eine Schwester vom Blitze erschlagen. Später hat der Blitz einen ihrer Brüder getötet, der das väterliche Haus besaß. Auch dieses Haus ist nach einigen Jahren durch einen Blitz eingeäschert worden und schließlich, als es wieder aufgebaut worden war, in fremden Besitz übergegangen. Vom tollen Hunde habe ich schon gesprochen. Das ist viel Unglück für ein Menschenkind. Ich muß aber noch hinzufügen, daß ihre Mutter, welche zehn Jahre älter wurde, als jetzt die Tochter ist, durch sechs Vierteljahre blind war, bis sie durch eine Operation in Zittau das Augenlicht wieder bekam. Während ihrer Blindheit soll sie viel gesungen haben und insbesondere jeden Tag ein Lied, das ihr eine Frau,[1]) welche ihr im Traume erschienen war, dreimal vorgesagt hatte, bis sie es singen konnte und fortan fleißig sang. Dieses Lied lautete:

Süßes Hoffen und Vertrauen
Ist die beste Medizin,
Tu nur allzeit auf Gott vertrauen,
Laß das Trauern fahren hin.

Durch[2]) das eitle Wollustleben
Kommt man nie zur Himmelfreud,
Und wenn Dir Gott ein Kreuz tut geben,
Ist's ein Zeichen zur Seligkeit.

Ich bedenke mich nicht, meine Vermutung auszusprechen, daß die alte Frau das Lied vielleicht in ihrer Jugend gehört, aber seither völlig vergessen hatte, bis sie im Traume des Wortlautes und der Melodie wieder inne wurde.[3]) Vielleicht glückt es einem der geschätzten Leser,

---

[1]) Ich habe nicht weiter nachgefragt, aber diese „Frau" kann nach dem ganzen Zusammenhange auch eine Heilige oder die Mutter Gottes selbst gewesen sein. Denn unsere Leute sind in solchen Dingen sehr zurückhaltend. Wegen ähnlicher Träume und Erscheinungen hat man ehedem nicht selten Kapellen und Kirchen erbaut. Aber man darf hiebei nicht ohne Vorsicht an Trug und Täuschung glauben. Die meisten der Beteiligten mögen guten Glaubens gewesen sein. In solchen Dingen gebührt die Untersuchung ganz vorzugsweise der Psychologie und wohl auch der Physiologie. — [2]) Die Sängerin sagte: „und." — [3]) Ueber „Dichtung im Traume" habe ich schon früher (Exk.-Klub, XXVII, 84) gesprochen. Dort handelte es sich jedoch um einen ganz anderen Fall, da die Dichterin in der Tat ein Gedicht im Traume verfaßte, nicht aber sich bloß an ein fremdes Gedicht erinnerte.

dem Liede in irgend einer Sammlung zu begegnen und dadurch meine Vermutung, die sich auf Sprache[1]) und Inhalt gründet, vollauf zu bestätigen. Übrigens wird sich nicht leugnen lassen, daß das ganze Lied und insbesondere der Schluß desselben für eine Blinde durchaus passend war. Immerhin besteht die Möglichkeit, daß die Greisin in Erinnerung kirchlicher Wendungen und Liederweisen die wenigen Zeilen in ihrer Art und Weise zusammengestellt hat.[2])

Anhangsweise will ich nur noch ein anderes Lied anfügen, das die blinde Frau während ihres Leidens gern zu singen pflegte, dessen aber Ther. Fliegel, welche mir die beiden Lieder selber mitgeteilt hat, sich nicht mehr vollständig zu erinnern vermochte.

Gott Lob und Dank! der Tag ist hin,
Wo ich so müde gewesen bin.
Meine Arbeit, die habe ich heute gemacht,
Der Feierabend ist schon gemacht.
Ermunt're Dich, mein Geist,
Fang wieder an zu leben,
Die dunkle Nacht ist hin,
Der frische Morgen bricht an.
Gott hat mir diesen Tag
Zu meinem Heil gegeben,
Daß ich ihnen[3]) noch länger dienen kann.
Wer weiß es nicht, ob dieses
Der letzte meiner Tage,
Ob ich morgen werd'
Noch am Leben sein.
Sonne, großes Licht,
Dich[4]) seh' ich heute noch scheinen
Vielleicht zum letzten Mal.[5])

Eichwaldiana.

(Elegien eines Naturfreundes.[6])

Hochsommertage im Erzgebirge 1902.

Von Rudolf Korb.

Schon manche Jahre war die Natur nicht so herrlich, wie in dem regen- und gewitterreichen Sommer des Jahres 1902. In der feuchten Wärme entfaltet die Natur ihre größte Pracht. Wie von weichen, warmen

---

[1]) Bedenklich macht mich der Ausdruck: „laß das Trauern fahren hin.“ Dabei könnte man wohl an eine Laiin der Dichtkunst denken. — [2]) Vor einigen Jahren hat anläßlich eines Christbaumfestes, bei welchem aus Gründen, deren Erörterung hier unterbleiben soll, kein Lehrer bei der Vorbereitung der Lieder und Vorträge behilflich war, eine schlichte Frau aus unserm Dörfchen eine Dichtung zusammengestellt und durch ihr Töchterchen vortragen lassen, welche in der Hauptsache aus Reminiszenzen bestand, aber für die Gelegenheit sich vortrefflich eignete und insbesondere einen äußerst rührenden Schluß besaß, der seinen Eindruck auf rührsame Herzen unmöglich verfehlen konnte. Ich habe mir davon eine Abschrift geben lassen, welche ich gelegentlich zu veröffentlichen gedenke. — [3]) Vielleicht „ihme“; der Sinn ist jedenfalls „ihm“. — [4]) Von mir ergänzt. — [5]) Die Sänger nehmen es mit Sinn und Ausdruck nicht gar so genau. So vererben sich oft schwere Fehler und Härten. — [6]) Vgl. Exk.-Klub, XXIV, 209—217. Einzelnes aus diesem Aufsatze ist in der Leitmeritzer Zeitung vom 11. September 1905 und in den Mitteilungen des Bundes Heimatschutz veröffentlicht.

Armen fühlen wir uns umfangen. Die ganze Färbung und Stimmung in der Landschaft ist eine andere. Die Vegetation ist von der größten Üppigkeit, es wächst und grünt, als wollte es sich selbst übertreffen. Alle harten Übergänge sind verschwunden, ein zarter Nebelflor verbindet alles und tönt es zur wohltuendsten Harmonie ab. Das Grün ist heller und lichter und es scheint, als ob ein steter Frühling herrsche. Von allen Seiten rieselt und plätschert es, und das viele Wasser belebt Wald und Flur in herzerquickender Weise.

Als ich vor mehreren Jahren in St. Blasien im südlichen Schwarzwalde weilte, regnete es eine Woche hindurch fast ununterbrochen. Die Schönheit und Großartigkeit der Landschaft während dieser Zeit bleibt mir eine unvergeßliche Erinnerung, der wenige Erinnerungen an im Sonnenlicht prangende Landschaften gleichkommen; unzählige Wasserfälle stürzten von den steilen Bergwänden herab, ein unaufhörliches Rauschen und Tosen erfüllte den Wanderer mit Schauern des Entzückens. Ursprüngliche Kraft und Wildheit fand wieder einmal in der Natur einen unvermittelten Ausdruck. Man vergaß, daß man in der Gegenwart lebe, in der Zeit der gebändigten, gezähmten, geradlinig regulierten Natur.

Fließendes Wasser gehört zu dem größten Schmucke einer Landschaft, und es kann daher das mehr und mehr um sich greifende Überbauen der Bäche in den Orten und selbst außerhalb derselben nicht scharf genug verurteilt werden. In Folge der Wasserversorgung der Städte und Dörfer verschwinden ohnehin ganze Bäche dadurch, daß das Wasser unmittelbar aus den Quellen in Leitungsröhren oder ausgemauerte Kanäle geleitet wird.

Wie so viele Jahre zuvor, wählte ich auch im Sommer des Jahres 1902 das am Fuße des Erzgebirges in Böhmen gelegene Eichwald zu einem längeren, der Erholung von Berufsgeschäften gewidmeten Aufenthalte. Der erste Tag war ein feuchtschwüler Hochsommertag, an dem sich nach der drückenden Hitze des Vormittags ein heftiges Gewitter entlud, das ein großartiges Naturschauspiel darbot. Als ich den nächsten Tag an einem sonnenhellen Nachmittage das erste Mal in diesem Jahre den Promenadenwald betrat, war ich ganz entzückt von dem herrlichen Anblick, der sich mir bot. Die Natur ist und bleibt die allergrößte und wunderbarste Zauberin. Der nordwestlich vom Kurhause gelegene Promenadenwald war bis zum Jänner des Jahres 1898 ein die ganze weite Talsohle des Flößbaches erfüllender, großartiger Forst. Da raste im Jänner des genannten Jahres vom Kamme des Erzgebirges her ein furchtbarer vernichtender Sturm nieder und in wenigen Stunden war der ganze große Forst, an dessen Entstehen Jahrhunderte gewirkt hatten, erbarmungslos niedergelegt. Alle die unzähligen Riesen des Waldes, mehrhundertjährige Tannen und Fichten waren zusammengebrochen und niedergestürzt und die mächtigen Wurzelgebilde aus der Erde gerissen, so daß sie mit dem mitgerissenen Erdreich und den umwachsenen Steinen in die Lüfte ragten. Wohl blutete bei diesem Anblick dem Naturfreunde das Herz, denn einer der herrlichsten Wälder des Erzgebirges war vernichtet. Es dauerte lange, ehe alle gestürzten Stämme aufgearbeitet und weggeschafft waren. Der Wald-

boden war verwüstet, zerfahren und zerstampft. Nur einzelne Buchen und die am Rande gestandenen Fichten und Tannen waren erhalten geblieben und zeugten von der einstigen Pracht und Großartigkeit. Vielfach lag der gelbe Sand und Kies des Bodens nackt zu Tage und das Ganze gewährte das Bild einer argen Zerstörung.

Da heutzutage in der Forstwirtschaft das Nadelholz, um es zu schnellerem Wachstum zu bringen, sehr dicht gepflanzt wird, so ist der Anblick, den die herangewachsenen Tannen- und Fichtenwälder gewähren, zumeist ein trauriger und düsterer, das Sonnenlicht kann nicht bis zum Waldboden vordringen, derselbe ist dicht von Nadeln bedeckt, kein Unterholz gedeiht, kein Grün erfreut den Blick. Wird nun der Wald abgeholzt und neu aufgeforstet, so starrt uns in der ersten Zeit der Waldboden grau und öd entgegen. Aber nach kurzer Zeit hat sich das ganze Bild wie mit einem Zauberschlag geändert: eine üppige Fülle an unzähligen Pflanzen, an Sträuchern und Blumen tritt dem erstaunten Auge entgegen, und kaum können wir begreifen, woher all die Keime kamen, die sich im goldenen Sonnenlichte auf das reichste und üppigste entfaltet haben. Der dichte Hochwald war das Grab all der Sträucher und Pflanzen und nun sind sie von der Sonne wachgeküßt auferstanden zu neuem und reichem Leben, welches das Auge des Beschauers mit der größten Lust wahrnimmt. Dieser trotz aller menschlichen Gegenwirkung unerschöpfliche Reichtum der Natur muß in uns zuweilen ein banges Gefühl vor ihrer Langmut erregen. Und obwohl der Promenadenwald mit seinen gigantischen Bäumen nicht jenen traurigen Wäldern glich, wie sie die moderne „intensive" Forstwirtschaft hervorbringt, sondern zwischen den himmelhoch ragenden Stämmen auch dem Unterholze zu seinen Füßen ein fröhliches Leben gönnte, so war doch die ganze weite Waldfläche nach dem Windbruche nahezu ebenso wüst und öd, wie der Boden eines geschlagenen modernen Waldes. Und nun haben die letzten Jahre und vor allem der regenreiche und feuchtschwüle Sommer des Jahres 1902 den ganzen weiten Waldschlag in einen förmlichen Zaubergarten verwandelt, der, zwischen hohen Waldbergen eingebettet, im hellen Sonnenscheine ein glanzvolles, berauschend schönes Bild bot. Rosenrot und goldgelb sind die vorherrschenden Farbentöne unter den Blumen. Die rosenroten Weidenröschen (Epilobium angustifolium L.) gehören zu dem schönsten Schmucke der Waldschläge; zwischen dem goldig und rötlich schimmernden, in dichten Massen den Boden deckenden Schwingelgrase wiegen sie leise die sanft rosaroten, reizvoll gebildeten Blüten an den schwanken Stengeln und treten nicht nur auf Schlägen, sondern auch an Waldrändern in überreicher Zahl auf. Bescheidener erscheint daneben das Bergweidenröschen (Epilobium montanum L.) mit seinen blaß lila Blüten. Goldgelb leuchten uns das strahlende Kreuzkraut (Senecio silvaticum L.), die schöne Lysimachia (Lysimachia vulgaris L.), die massenhaft wuchernde Goldrute (Solidago virga aurea L.) und das Johanneskraut (Hypericum perforatum L.) entgegen. Eine ganz besonders schöne gelbe Schmetterlingsblüte hat die Springbalsamine (Impatiens noli tangere L.). Sie gehört zu den die Flora der Eichwalder Wälder

charakterisierenden Pflanzen. Auf feuchterem Waldboden gedeiht ihr Kraut in solcher Üppigkeit, daß es das Aussehen eines Kleinstrauches annimmt und mit seinen hellgrünen Blättern große Flächen dicht bedeckt; dabei verbreitet es einen ganz eigenartigen starken Duft. In dichten Beeten stehen die verschiedenartigsten Hohlzahn- (Galeopsis) und Lamium-Arten nebeneinander. Sie blühen rot und violett, gelb und weiß. Zu ihnen gesellt sich der seltene, rötlich blühende Katzenschwanz (Chaeturus Marrubiastrum Rchb.). Wirklich schön ist der rotblühende Hohlzahn (Galeopsis pubescens Bess.); nie hätte ich geglaubt, daß diese sonst unscheinbare Pflanze einen solchen Reiz entfalten kann, eine solche Blütenfülle, eine solche leuchtende Farbe, eine solche Üppigkeit. Besonders reizvoll war der Anblick einer solchen Galeopsis-Pflanze, die auf einem vermoderten Baumstumpfe stand und auf diesem fruchtbaren Grunde sich zu einem schön geformten riesenhaften Strauße entwickelt hatte. Die Beete dieser Pflanzen sind von Hummeln, Wespen und anderen Insekten am meisten umschwärmt, und dies mag auch nach den Lehren der Naturwissenschaft ein Grund für ihre kraftvolle Entwicklung sein. Von gelben Blumen vervollständigen das löwenmaulartige Leinkraut (Linaria), das Schöllkraut (Chelidonium), die Königskerze (Verbascum) und verschiedene Pippau-(Crepis)- und Habichtskraut (Hieracium)-Arten das Bild einer goldenen Au. Weiß und leicht rosa angehaucht blüht in Dolden die Schafgarbe (Achillea). Für die zarteren Töne in diesem farbenreichen Bilde sorgen der anmutige hellrote Storchschnabel (Geranium), der sich auf Steingerölle aus seinen zerschlitzten grünen und roten Blättern ein reizvoll wirres Nest schafft, das Vergißmeinnicht, das auch jetzt noch an einem kleinen Bache in hellem Blau erblüht, der gelbe Hasenlattich (Lactuca muralis Gärtn.), der auf hohen, weit verzweigten blätterarmen Stengeln seine kleine Blüte dem Sonnenlichte entgegenhebt, die Sternmiere (Stellaria), welche ihre winzige schneeige Blume an rankenden Blättern nur einem schärferen Beobachter enthüllt.

Was an Gräsern, an Blattpflanzen, an strauchartigen Kräutern und Sträuchern hier in strotzender Fülle wuchert, spottet jeder Beschreibung. Die Schattierungen des Grüns sind von der allergrößten Mannigfaltigkeit; vom satten Dunkelgrün zum leuchtenden Hellgrün geht es durch alle Farbennüanzen, Ampferstauden ragen bronzefarbig dazwischen hervor, die gereiften Gräser schimmern goldig und silbern im Sonnenlichte, wie Aehrenfelder des Waldes, die der leiseste Windhauch zu sehnendem Reigen und Wogen bringt. Unter ihnen ist es das zierliche, fein verästelte Rispengras, das an vielen Stellen in Massen wächst und wie eine leichte, lose Wolke über dem Boden schwebt. Neben dem Rispengras ist es das Schwingelgras, welches auf Waldblößen weite Flächen bedeckt und ihnen jenen Schimmer verleiht. Die Gräser wachsen zu einer Höhe von mehreren Fuß empor. Wie ein dichter, weicher Pelz bedecken Blattpflanzen den Boden; Himbeer- und Brombeersträucher, verwilderte Geisblattarten, der traubige Hollunder und andere mehr bilden undurchdringliche Dickichte.

Überläßt man die Natur auch nur kurze Zeit sich selbst, so ist sie es, die alle Schäden und Wunden, die der Mensch in seiner Selbstsucht

der Schönheit der Erde schlägt, heilt und alles Häßliche verdeckt und mit der Patina der Schönheit überzieht. Und dies muß uns ein wenig Trost sein gegenüber der fortschreitenden Verwüstung der Erde durch Menschenwerk.

Viele der geschilderten Pflanzen kommen aller Orten vor, aber es ist nicht das Was, sondern das Wie, welches zumeist entscheidend ist. In allem und jedem tritt uns eine verschwenderische Fülle an Arten, Formen, Farben entgegen, ein volles Entfalten zu kraftvollem Leben, eine wogende, schwellende, strotzende Üppigkeit: sobald in diese Wildnis die Sonne ihre goldenen Strahlen wirft, dann ist das Auge fast geblendet von der gleißenden Pracht. Blaue Nebelschatten steigen an den Rändern empor und verbinden das wogende Blumen- und Pflanzenfeld mit den dunkeln Massen der angrenzenden und in der Ferne sichtbaren Wälder.

Fast unsichtbar und verdeckt von der verschwenderischen Fülle all dieser Pflanzen stehen die neu angepflanzten Fichtenbäumchen in dieser Wildnis; sie sind die jungen Riesen unter den anderen Pflanzen, die jetzt in wilder Lebenskraft an das Sonnenlicht drängen, um in der Nachbarschaft jener, sobald die letzteren herangewachsen sein werden, ihr sicheres Grab zu finden: nur wenige Jahre und eine Pflanze nach der andern, ein Strauch nach dem andern verdorrt, sobald die dichten Fichtenstämme den ganzen Waldboden wiederum mit undurchdringlichem Schatten bedeckt haben.

Wenn man jetzt diesen Zaubergarten durchwandelt, genießt man nach Süd und Nord einen herrlichen Ausblick. Nach Süden blicken wir durch das Eichwalder Tal auf die Basaltkegel des Mittelgebirges, aus welchem sich der schön geformte Donnersberg hervorhebt. Dieser schöne Blick ist für das Erzgebirge charakteristisch; wenn wir auf seinen Kämmen und Talhängen, durch seine breiten Wäldermassen wandern, grüßen uns in lichtem Blau die wundervollen Formen des Mittelgebirges, und der Gegensatz zwischen dem ernsten Erzgebirge und dem heiteren Mittelgebirge erhöht den tiefen Eindruck einer solchen Wanderung.

Aber hier tritt bereits etwas ein, was das harmonische Lustgefühl an dem Anblicke der Landschaft stört. Nur zu oft liegen ekle Rauchmassen auf den Gefilden, die sich zwischen dem Erzgebirge und dem Mittelgebirge ausdehnen, und bringen in das Bild einer reinen und unentweihten Schönheit einen häßlichen Mißklang; nur selten noch können wir uns der ungetrübten Schönheit dieses Bildes erfreuen, es müssen ganz besondere Luftverhältnisse vorliegen, welche den eklen Rauch überwinden und uns das herrliche Bild wieder einmal in seiner ursprünglichen Reinheit und Schönheit schauen lassen.

Dieser ekle Rauch zerstört jede landschaftliche Stimmung und wandelt das Wohlgefühl, das die Seele füllt, die sich in den Genuß all der Herrlichkeit versenkt, in eine widrige, ja schmerzliche Empfindung. Wenn wir aber einen der wenigen glücklichen Tage getroffen haben und die Fernsicht nach dem Mittelgebirge rauchfrei ist, so freuen wir uns auch aus vollem Herzen an den Kunstwerken, die fürstliche Freigebigkeit in dem Eichwalder Tale geschaffen. Es ist dies die St. Marienkirche[1]),

[1]) Vgl. Die St. Marienkirche in Eichwald bei Teplitz von Rudolf Baron Gottesheim in der Leipziger Illustrierten Zeitung vom 6. Dezember 1900.

die in märchenhafter Schönheit auf einer Waldwiese in Ober-Eichwald erbaut worden ist und deren schlanker Turm aus dem Grün des Tales uns entgegenwinkt. Es ist dies weiter der reizende Rokoko-Pavillon, der das Kurhaus Theresienbad gegen den Wald zu abschließt oder vielmehr es mit demselben verbindet, und der einen feenhaften Anblick gewährt, wenn aus ihm ein Meer von elektrischem Lichte zur Nachtzeit in den Wald herausstrahlt.

Auch nach Norden ist die Szenerie prachtvoll abgeschlossen: über Hochwald weit hinaus durch einen mächtigen Gebirgsrücken, der mit steilem Abfalle zum Kamme des Erzgebirges hinzieht. Doch auch hier ist es die dem Auge glücklicher Weise verborgene Eisenbahnstation Eichwald, die nur zu oft durch eklen Kohlenrauch sich bemerkbar macht.

Einen ganz besonderen Schmuck bildet in den Eichwalder und den weiter am südlichen Abhange des Erzgebirges zwischen Eichwald und der alten Bergstadt Graupen gelegenen Wäldern das schöne Unterholz. Nicht zum Nachteile der Schönheit dieser Wälder ist es, daß die den Hochwaldbestand bildenden Weißbuchen, Tannen und Fichten zum Teil in Folge von Windbrüchen und des Herausschlagens einzelner Bäume so weit von einander stehen, daß die Sonnenstrahlen in das Waldinnere eindringen können und hier ein dichtes, stellenweise undurchdringliches Unterholz geschaffen haben. Den Hauptstamm dieses in seltener Fülle und Kraft wuchernden Unterholzes bildet der traubige Hollunder (Sambucus racemosa L.). Bereits im August ist dieser Strauch über und über mit Trauben aus roten Beeren bedeckt. Dieser Strauch wächst mit einer tropischen Schnelligkeit. Er bildet einen Wald im Walde und gewährt einen reizenden Anblick. Er ist zu einer Besonderheit der Eichwalder Forste geworden. Zu demselben gesellt sich von Blumen das staudenartig zu einer Höhe von mehreren Fuß wachsende Hain-Kreuzkraut (Senecio nemorensis L.), das in solchen Massen gedeiht, daß es größere Flächen in sein Gold taucht. Hiezu kommt an feuchteren Stellen die bereits genannte Springbalsamine.

Diese herrliche Waldbildung tritt uns am augenscheinlichsten entgegen, wenn wir durch die nach Nordosten gelegene Schlucht zur Waldwiese unterhalb des Eisknochens und dann um den Judenberg herum an dem Talgrunde Malts vorbei zum Forsthaus Schweißjäger den Weg nehmen. Auf diesem Wege war es auch, wo wir auf der Waldstraße zwischen dieser Wiese und dem Maltsgrunde am Rande des Hochwaldes auf einer von der Sonne voll beschienenen Stelle einen Flor von Stiefmütterchen (Viola tricolor L.) fanden, der ganz den Eindruck machte, als wäre hier ein künstliches Beet angelegt worden: in solcher Fülle und seltener Farbenpracht prangten diese lieblichen Blumen. Ein vermoderter Erdhügel war über und über mit Farnkräutern bedeckt, die ihn wie aufgeschlagene und niedergesenkte Fächer umhüllten; dazwischen blühten Weidenröschen, es war eine Gruppe, als ob ein Parkgärtner seine Hand im Spiel gehabt hätte. Unmittelbar an der Waldstraße begleiteten uns durch lange Strecken ganze Blütenbeete der gelben Waldnessel (Galeobdolon luteum Huds.).

Einer der schönsten Spaziergänge in Eichwald ist der Weg auf der Straße gegen das Forsthaus Schweißjäger hinan und unter dem Vogelherde durch die Waldschlucht zurück. Diesen Spaziergang an einem der vielen Morgen des Sommers 1902 gemacht zu haben, an welchem ein leiser, weicher Regen niederrieselte und linde, ja schwüle Lüfte uns umfingen, war ein auserlesener Genuß. Die Üppigkeit des Wachstums spottet jeder Beschreibung, und auch der Forstmann muß voll befriedigt sein, wenn er die überlangen, kerzengrade in die Luft ragenden Jahrestriebe der jungen Fichten und Tannen erblickt.

Aus dem grünen Talgrunde zu unserer Rechten, über welchem die Waldstraße zur Höhe steigt, streben uns hoch überragende Weißbuchen und Eichen empor, die zu den schönst gewachsenen Bäumen gehören, die ich jemals gesehen. Auf dem höchsten Punkte des Weges angelangt, genießen wir ein herrliches Waldpanorama: weich und sanft, wie in wollüstigen Träuen schwimmend, erscheint alles rings umher; zu unsern Füßen breitet sich auf weitem Hügelhange ein mächtiger Buchenwald aus, weiterhin fallen unsere Blicke auf die nach allen Seiten aufsteigenden Bergrücken; Wald, Wald und wieder Wald, alles getaucht in das Geriesel und die zarten blauen und weißen Gewitternebel eines schwülen Hochsommertages. Eine schier unbegrenzte Werdekraft und Werdelust rings umher! Welche überwältigende Fülle der Vegetation! Das Gefühl eines unendlichen Reichtums an Kraft und Schönheit überkommt uns. Dann bricht die Sonne hervor und streut über all diese Herrlichkeit blitzendes, glitzerndes Gold und ihre Strahlen entzünden in den Millionen von Regentropfen ein farbenreiches Gefunkel. Eine für all die berückende Schönheit empfängliche Seele segnet den feuchtschwülen Sommer, der uns all diese Herrlichkeit gebracht.

Aber nur wenige sind es, die diese Empfindung hohen Erdenglücks mit uns teilen. Denn selten nur hören wir Äußerungen, aus denen hervorgeht, daß Sinn und Verständnis für all das vorhanden ist. Die meisten betrachten alles nur vom Standpunkte der Gesundheitspflege und jammern über die Nässe. Wenn wir die wahrhaft Leidenden selbstverständlich ausnehmen, so ist dieses stete Gejammer und Gewinsel über das Wetter höchst widerwärtig. Aber hie und da bricht sich doch die Erkenntnis Bahn, wie schön das ist, und in mehreren Tageszeitungen war zu lesen, wie ganz besonders schön selbst in städtischen Parkanlagen die Vegetation des Sommers 1902 war.

Eine der widerwärtigsten Erscheinungen der Gegenwart, die Papierpest, grassiert leider auch hier, und es ist unbegreiflich, wie man die Schönheit eines Waldes, einer Wiese durch das Hineinwerfen von Papieren schänden kann. Diese Unsitte ist eine allgemeine, und als ich vor Jahren vom Inselberge in Thüringen herab den Weg beim Dreiherrenstein vorbei nahm, war um denselben herum eine ekle, mächtige Papierhalde aufgestapelt. Ja, sogar solche, die sich zu den Gebildeten zählen, machen sich dieser Unsitte schuldig. Namentlich die von den Kur- und Sommerfrischen-Verwaltungen aufgestellten Bänke sind die Mittelpunkte dieses Unfuges. Hiebei wirken die verschiedenartigsten Papier-

sorten mit. Der Eine hat sein Gabelfrühstück oder seine Reisezehrung in Papier eingepackt und läßt zum Danke für den Genuß der schönen Natur diese Hülle an den schönsten Punkten zartsinnig zurück. Dann gesellt er auch noch Wursthäute und Eierschalen zu dieser sinnvollen Erinnerung an seine Gegenwart. Hat er die durstige Kehle mit Wein befeuchtet, so zertrümmert er nicht selten die Flasche an einem Stein und läßt die Scherben zurück. Ein Anderer liest seine Zeitung auf einer Bank im Walde und schleudert sie, nachdem er sie gelesen, boshafter Weise in die schöne, grüne Welt hinein. Auch so mancher weiblichen Handarbeit haben die Papiere als Umhüllung dienen müssen und sind nun wenig willkommene Zeichen weiblichen Fleißes.

Manchem mag es kleinlich erscheinen, sich dadurch die Freude an der Vollkommenheit der Natur stören zu lassen, und doch ist es schwer, über solche widerwärtige Empfindung hinauszukommen, und selbst in der Erinnerung werden wir sie nicht ganz los. So trübt meine Erinnerung an die berühmten Aussichtspunkte des Trippsteins in Thüringen und des Gebhartsberges bei Bregenz die Verunreinigung durch die auch dort in reichem Maße abgelagerten Papiere. Diese widrige Empfindung dürften viele mit uns teilen.

Wir haben von Jugend auf gegen diesen Unfug angekämpft und die ästhetische Polizei für den Wald ausgeübt, indem wir im Lauf der Jahre unzählige Papiere vergraben, verbrennen und auf andere Weise wegschaffen ließen. Aber schlägt man dieser Hydra einen Kopf ab, so wachsen ihr hunderte nach. Den Kur- und Sommerfrischenverwaltungen fehlt für diese Art von Reinlichkeit nicht selten das Verständnis; ja die Art und Weise, wie die Wege gereinigt werden, vergrößert noch das Übel, indem von den Wegen aller Unrat und vor allem die Papiere in den Wald und die Wiesen hineingekehrt werden. Besser bestellt ist es in dieser Richtung in den Anlagen der Städte und größeren Kurorte. Hier hat man zur Steuerung des Übels Körbe aufgestellt und verfügt auch über das hinreichende Aufsichtspersonale. Solche Körbe fanden wir auch in den Waldungen in der Umgebung des „weißen Hirsch“ bei Dresden.

Einer der schönsten Punkte in den Bergen bei Eichwald ist der „Wolfstein“. Derselbe liegt im Westen an dem Wege von Eichwald über die Biliner Brettsäge nach dem Bergstädtchen Niklasberg. Niklasberg ist berühmt wegen seiner Lage. Am Ende eines ungemein tief zwischen die Berge eingeschnittenen Tales gelegen, macht es ganz den Eindruck eines Ortes in den Hochalpen. Der Weg von Eichwald nach Niklasberg führt ununterbrochen durch den Wald und steigt stark an. Die Wälder haben hier nicht den Charakter der oben von uns geschilderten, sie sind viel düsterer, ernster und ohne jedes Unterholz. Von der Bezirksstraße nach Niklasberg führt ein Waldweg links abseits, und nicht leicht ist mitten in den dichten Wäldern der Wolfstein zu finden. Er besteht aus mehreren hellroten Porphyrkuppen und stürzt nach Süden mit einem Trümmerfelde von Steinblöcken steil ab. Eine Holzhütte zum Schutze für Jäger steht auf einer Porphyrbank; ringsumher hat der Wald den ganzen Platz unter seine Fittiche genommen, nach Süden und Westen blicken wir

mitten aus einsamem, tiefem Wald auf das leuchtende Land hinaus, das zwischen dem Erz- und Mittelgebirge gelegen ist; hier herrscht die größte Einsamkeit und Weltvergessenheit, und ungestört kann man hier träumen und brüten. Der Blick in das Land hinein und auf die blauenden Mittelgebirgsberge, sowie nach rechts und links auf die unermeßlichen Wälder des Erzgebirgs ist nicht ganz frei, aber deshalb nur um so schöner. Einen ganz besonderen Reiz hat es, hier die Vormittags- und Mittagsstunden eines schwül brütenden Hochsommertages zu verbringen. Von der drückenden Schwüle fühlt man nichts auf diesem Punkte und genießt doch ganz den Zauber des träumerischen vor sich Hindämmerns in einer in Licht und Hochsommerduft gebadeten Landschaft. Eine gewisse wollüstige Schläfrigkeit überkommt uns und wir sehen den von Blume zu Blume im heißen Mittagsstrahl taumelnden Schmetterlingen und Insekten mit halbgeschlossenen Augen zu; der Glanz der Sonne und der Landschaft hat nichts grell Stechendes, sondern ein gleißendes Blinken an sich, in welchem alle Farbentöne in einen sanft goldigen Schimmer sich lösen, und hier thronen wir tief verborgen über der im Mittagstrahl leuchtenden Welt. Wir ziehen eine solche durch den Wald halb verschleierte Aussicht den Aussichtspunkten weit vor, von welchen man ringsherum eine ganz freie Fernsicht genießt. Wir sind daher auch Gegner des Übermaßes an Aussichtstürmen und Aussichtswarten.[1]) Fort mit all dem Künstlichen aus der erhabenen Schönheit der Natur. Damit wird heutzutage ein abscheulicher Unfug getrieben, und gerade die Gebirgsvereine, von denen man doch glauben sollte, daß sie Vereine von Naturfreunden sind, gehen mit Leidenschaft darauf aus, womöglich jede Bergspitze und jede Bergkuppe mit einem Aussichtsturme zu verunstalten. Und was dann davon unzertrennlich ist, das ist eine Bierwirtschaft oder sonst eine Stätte für leibliche Genüsse. Der Wein-, Bier-, Speise- und Tabakgeruch ist dann auf das engste mit dem Genusse eines solchen Aussichtspunktes verbunden. Wer ohne das an der Schönheit einer Landschaft, einer Fernsicht sich nicht mehr erfreuen kann, dem fehlt überhaupt der rechte Sinn für den Genuß der Natur. Und das ist ja wohl bei den meisten der Fall. Schopenhauer behauptet von den Frauen, daß ihnen das Reich der Kunst und des Schönen verschlossen sei. Warum gerade den Frauen? Man kann dies wohl von den meisten Menschen sagen und vor allem kann man behaupten, daß den meisten der Sinn für die Natur, für die wunderbare, geheimnisvolle Schönheit derselben vollständig verschlossen ist. Und ist es denn nicht — um auf die Fernsichten zurückzukommen — wie auf dem Gebiete der Kunst, so auch auf jenem des Naturgenusses eine Erhöhung, ja oft erst eine Schaffung des Genusses, wenn die Einbildungskraft zur Tätigkeit angespornt und angeregt wird? Wenn ich alles klar und treu vor mir sehe, werde ich nicht zur Selbsttätigkeit angeregt. Und geradeso,

[1]) Über die Aussichtstürme, sowie über die Tätigkeit der Gebirgsvereine hat der Herr Verfasser schon früher gesprochen, bei welcher Gelegenheit wir auch unsere Vorbehalte gemacht haben (Exk.-Klub, XVII, 1, 10, 11). Jedesfalls werden auch die Inhaber anderer Ansichten aus den hier vorgebrachten Behauptungen manch ein fruchtbares Samenkorn gewinnen können. Sch.-L.

wie schon die Antike in dem Tempel zu Olympia Zeus bis an die Decke ragend bildete, und wie die heutige Kunst durch das Abschneiden des Bildes im Rahmen von diesem uralten Gesetze Gebrauch macht, so ist es doch wohl auch mit der Naturschönheit. Auf eine der Porphyrkuppen des Wolfsteins hat irgend wer mit Lackfarben den Namen Wolfstein mit großen Buchstaben hingeschmiert. Jeder, der Empfindung für das Schöne hat, wird dies verurteilen müssen. Diese Ungehörigkeit ähnelt jener, die darin gelegen war, daß die Venusgrotte auf dem Hörselberge in Thüringen als solche auf einer Tafel mit weithin sichtbaren Lettern bezeichnet worden ist.[1])

Der Wolfstein ist nicht leicht zu finden. Die Wälder, in denen derselbe gelegen ist, gehören zur Herrschaft Kosten. Die fürstliche Forstverwaltung gestattet die Bezeichnung der Wege an den Bäumen nur in beschränktem Maße. Im allgemeinen kann das nicht getadelt werden. Wer das richtige Gefühl für die Schönheit und Unberührtheit der Natur hat, wem die echte und rechte Wanderlust eigen ist, auf den werden die bekleckften Bäume und Steine vielfach einen widerwärtigen Eindruck machen. Noch abscheulicher sind im Walde die an den Bäumen angebrachten Blechtafeln, auf welchen alle möglichen Aussichtspunkte in Kilometern genau angegeben werden.

Wer wahre Freude und Verständnis für die Natur hat, den verletzt all dies künstliche Machwerk. Solches Menschenwerk in der erhabenen Reinheit und Unberührtheit einer Gebirgslandschaft kann nur störend wirken. Das ist für jene Leute, die ohne tieferes Verständnis für die Natur und ihre geheimnisvolle Schönheit von einem Aussichtspunkte zum andern rennen, einen flüchtigen Blick auf die Aussicht werfen, jammern, wenn sie nicht ganz frei oder klar ist, dann Wurst und andern Proviant aus der Tasche ziehen, sich den Freuden des Magens hingeben und zum Gedenken die fetten Papiere an dem schönen Orte zurücklassen. Alles der Bequemlichkeit des Reisepöbels zu Liebe zu appretieren und zuzurichten, ist ein widerwärtiges Beginnen. Sich frei in der Natur zu ergehen und einmal das Schöne auch selbst zu suchen und zu finden, ist ein ganz anderer Genuß, und einige Mühe und Anstrengung ist eine ganz besondere Würze, wie im Leben überhaupt, so auch auf diesem Gebiete. Hören wir, was hierüber Ernst Rudorff sagt. In seiner Schrift: „Der Schutz der landschaftlichen Natur“ (Berlin 1892) heißt es auf Seite 25: „Es kommt ja gar nicht darauf an, daß Jeder in einer Gegend jeden hübschen Punkt, jeden auffallenden Ausblick, jede malerische Verschiebung der Berge und Täler kennen lernt, sondern darauf, daß die Seele überhaupt, sei es an dieser oder jener Stelle, von dem frischen Atemzug unentweihter Natur getroffen wird. Das reinigt, das belebt, das gibt dem Geiste neue Schwingen. Und nichts tut wohler, als endlich einmal des

[1]) Hierüber schreibt August Trinius in seinem Thüringer Wanderbuch (2. Band, 1888, auf Seite 8) Nachstehendes: „Unsere aller Übersinnlichkeit abholde Neuzeit hat sich daran gemacht, oben auf dem Hörselberge gründlich einmal mit der Poesie aufzuräumen. Vor dem Hörselloch prangt jetzt ein schön in Landesfarben angestrichener Pfahl, dessen Tafel die Inschrift: „Venushöhle“ zeigt.“

Gängelbandes der planierten Promenadenwege, der peinlich genauen Wegzeiger los und ledig zu sein, und — um mit Eichendorff's Wort zu reden — sich selbst die schöne Welt entdecken zu dürfen." Und in seinem „Heimatschutz" (Leipzig und Berlin, zweites Tausend, 1901, Seite 57 und 58) schreibt er: „Natürlich gewordene, ordentlich, aber nicht elegant gehaltene Wege und mit Maß angebrachte Wegweiser sind gewiß im Gebirge, wie im freien Lande willkommen. Doch auch auf diesem Gebiete bringt es das offizielle Touristentum dahin, daß überall des Guten zu viel geschieht, daß die Erinnerung an beflissenes Wesen den Wandernden, der einfältige Natur sucht, nirgends verläßt. Und wenn gar auf Schritt und Tritt schwarz auf weiß darum gebettelt wird, man möge doch nur ja diesen so und so bequemen, kurzen, mit schattigen Ruheplätzen versehenen Weg einschlagen, um den oder jenen Aussichtspunkt zu erreichen, auf dem natürlich ein Hôtel oder eine Wirtschaft steht, so schielt das Interesse der Gastwirte, die auf ihre Rechnung kommen wollen, so fatal neben der Menschenfreundlichkeit her, daß unser Glaube vollkommen Schiffbruch leidet."

Ebenso verwerflich ist eine andere Unsitte, von der man mehr und mehr hört. Das ist das Fassen und Bezeichnen der Quellen der Flüsse und Bäche.[1]) Wir können die Nachrichten über ein solches Beginnen immer nur mit der größten Entrüstung und einem wahrhaft schmerzlichen Gefühle lesen. Gibt es denn keinen Sinn für Poesie und Romantik auf der Erde mehr? Muß denn alles profaniert und prostituiert werden? Erst jüngst lasen wir die Nachricht, wornach man im sächsischen Erzgebirgsvereine mit der Absicht umgeht, die Quelle der Zschopau demnächst zu fassen und zu schmücken. Als ob man die Natur schmücken könnte; sie! Die für immer unerreichbare Meisterin in der Schönheit will man schmücken! Von Jugend auf verbinden wir mit einer Quelle einen unendlich wohltuenden und poetischen Gedanken. Es ist schon traurig genug, daß so viele Quellen wegen der Wasserversorgung der Städte und Dörfer gefaßt werden müssen; dadurch wird ja doch all' der Zauber, der um eine im kühlen Waldesschatten entspringende Quelle gewoben ist, zerstört. Ohne Notwendigkeit dies zu tun, ist einer der vielen nahezu unbegreiflichen Vandalismen gegen die Natur. Die Münchener „Fliegenden Blätter", welche diesen Vandalismus gegen die Natur zuweilen geißeln, haben hiezu ein ganz ausgezeichnetes und vortreffliches Bild gebracht. Eine Quelle stellt es dar, wie ihre ursprüngliche Erscheinung war und wie sie als Gesundbrunnen in der Gegenwart gefaßt und „geschmückt" ist.

Zu den Quellen, die derart prostituiert worden sind, gehört auch die Quelle der Saale. Die Granitwand, aus der die Saale hervorquillt, ist mit einer Syenittafel versehen, die in goldenen Buchstaben nachstehende Inschrift zeigt: „Quelle der Saale, gefaßt von den Städten Münchberg, Schwarzenbach u. s. w. 1869." [2]) Auch die Quellen der Spree

---

[1]) In unsern Augen gilt als wichtigste Forderung die Erhaltung der Quelle. Was etwa zu ihrer Pflege geschehen kann, die Beantwortung dieser Frage wird von den Umständen und der Umgebung der Quelle abhängen. A. P. — [2]) Vgl. A. Trinius, Durch's Saalthal, Minden, S. 9.

sind leider bereits überbaut. Der österreichische Riesengebirgsverein plant die Ausführung eines monumentalen Bauwerkes über der Elbequelle.[1])

In dieses Gebiet gehören auch die Bismarcksäulen und Bismarcktürme. Bismarck selbst, der ein wahrer und echter Naturfreund war, der in den Forsten von Varzin und des Sachsenwaldes am liebsten weilte, wäre mit diesem Beginnen nicht einverstanden. Ist denn der Sinn für die Ursprünglichkeit und Einsamkeit der Natur, für ihre Beschaffenheit, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist, ganz und gar verloren gegangen? Muß denn jeder Bergeshöh' der Stempel menschlicher Tätigkeit aufgedrückt werden? Es gehört ja zu den herrlichsten Empfindungen und zu den größten und edelsten Genüssen, wenn wir einen Ort betreten, wo alles dem Weben und Wirken der Natur allein und ausschließlich überlassen geblieben ist, wo alles Menschenwerk weitab liegt, wo die Unberührtheit, die Jungfräulichkeit und die unendliche Einsamkeit uns die reinste Offenbarung des Göttlichen in der Natur fühlen und ahnen läßt. Von diesem Standpunkte aus erscheint uns auch der Bau der Jungfraubahn ein frevelhaftes Beginnen.

In höchst bedauerlicher Weise behandelt man auch altehrwürdige Burgruinen. Ohne Pietät für die überkommene Gestaltung werden dieselben umgebaut und hergerichtet und dann muß eine Wirtschaft hinein kommen. So hat man auf dem Schloßberge bei Teplitz eine gewaltige Burg aufgebaut und in den Räumen, die alte Rittersäle vorstellen sollen, eine große Gastwirtschaft eingerichtet. Rudorff sagt hierüber in seinem Heimatschutz: „Ruinen müssen, wenn nicht durch eine angeklebte Wirtschaft, so doch wenigstens durch eine Flaggenstange dem Empfinden der „gebildeten Gesellschaft“ näher gerückt werden. Ja kürzlich ist man in Schwaben so geschmackvoll gewesen, gar einen eisernen Aussichtsturm in das Burggemäuer des Hohenhöwen hinein zu pflanzen, der dann zum großen Jubel der Umgegend feierlich eingeweiht wurde.“ Und hören wir, was Trinius in „Durch's Saalthal“ über die Leuchtenburg in Thüringen schreibt: „Für mein inneres Empfinden — ich sehe von der ganz wundervollen Aussicht dabei ab, welche sich von ihrem Hauptturme aus eröffnet! — ist die Leuchtenburg nur — um das unschöne Wort auch mal zu gebrauchen — eine „Distanz-Schönheit“. Sie erfreut, begeistert von Weitem und lockt mächtig als Reiseziel. Tritt man aber hinein, ist man doch bedenklich ernüchtert. Wenigstens uns ging es damals so, als noch ein „Hof-Traiteur“ mit goldblitzendem Wappen droben als gebieterischer Herrscher mit starker Faust und kraftvollem Worte hauste und in amerikanischer Reklamesucht die volle Vorderfront des Hauptgebäudes mit Riesenlettern seines Firmenschildes bedeckt hatte. Es soll jetzt droben wieder wohltuender zugehen, aber die störend sich breit machenden Anbauten, welche dem Wirtschaftsbetriebe dienen, stehen doch sehr im Gegensatze zu erhoffter Burgromantik.“ —

Aber vielleicht zerstört man in vielen Fällen die alte Schönheit, ohne auf seine Rechnung zu kommen, denn die Konkurrenz ist eine sehr große, und wenn die Neugierde derjenigen, die auf die Reklame herbei-

[1]) Vgl. Leipziger Illustrierte Zeitung vom 22. Jänner 1903.

gelaufen kommen, gestillt ist, dann beginnt das Gejammer über den mangelnden Besuch. Wo sollen aber die vielen Menschen herkommen, um all' die Sommerfrischen, Luftkurorte, Heilanstalten, mit Wirtschaften versehenen Aussichtstürme und Burgruinen zu füllen?

Aus vielen dieser Bestrebungen, die angeblich aus Liebe zur Heimat und zur Natur hervorgehen, blickt der Pferdefuß des materiellen Erwerbes heraus. Die Tätigkeit der Mehrzahl der Gebirgsvereine geht Hand in Hand mit jener der Fremdenindustrie; diese ganze Tätigkeit hat schließlich zur Folge, die Landschaft der Reste ihrer Ursprünglichkeit zu berauben. Reste sind es ja ohnehin nur, schon in Folge der Entwicklung der modernen Verhältnisse des Erwerbslebens. Mit einem tief schmerzlichen Gefühl muß es uns erfüllen, wenn wir die grausamen Verwüstungen sehen, mit welchen überall und zu allen möglichen Zwecken die Natur heimgesucht wird, die uns das Bild einer aus tausend Wunden blutenden Dulderin gibt. Die Regulierung der Wildbäche und Flüsse, die Ausnützung der Wasserkräfte durch Anlage elektrischer Werke, die Kanalisierung der Ströme, die Errichtung von Talsperren, die Wasserleitungen, der Straßen- und Eisenbahnbau, die Anlage von Fabriken, der Kohlenbergbau, die Kommassation (Verkoppelung), alles das wirkt zusammen, um von Tag zu Tag die Landschaft ihrer Ursprünglichkeit und damit ihrer wahren Schönheit zu entkleiden. Aber das sind Notwendigkeiten, die wir mit kühler Resignation hinnehmen müssen. Dagegen sollte der Tätigkeit der Fremdenindustrie und der Gebirgsvereine, soweit dieselben nicht den Schutz der Natur zum Zwecke hat, sondern lediglich deren Erschließung — wie der widerwärtige Ausdruck lautet — verfolgt, Einhalt getan werden.

Um ein weiteres Beispiel zu nennen, ist es ein wahrer Vandalismus, Höhlen und wilde Gebirgsschluchten durch Sprengungen für die Bequemlichkeit des Reisepublikums zuzurichten. So „erschließen" in Garmisch bei Partenkirchen Pionniere durch Sprengungen die dort befindlichen Höllentalklunzen. Für diese Erschließung will die Alpenvereinssektion 20.000 Mark verwenden. Der badische Schwarzwaldverein verwendete für die Erschließung des Wutachtales von Bad Boll bis Ewattingen den Betrag von 23.300 M. Die wildromantische Wutach wird von vier eisernen Stegen überbrückt. Die Aareschlucht-Gesellschaft in Meiningen ließ einen Tunnel neben der Schlucht in das Felsenmassiv hineinführen; an allen interessanten (!) Stellen werden Zugänge ausgebrochen. Vom Standpunkte der Freude an der Natur und der Wertschätzung derselben sind dies durchaus verwerfliche Unternehmungen. Die von Gott gezogenen Linien sollen durch diesen Vandalismus zerstört werden, damit der Reisepöbel mit Bequemlichkeit die Schluchten in Augenschein nehmen kann; damit er alles betasten und beschnüffeln kann, sollen Jahrtausende alte Gebilde der Zerstörung überantwortet werden. Sollte nicht schon eine gewisse Ehrfurcht vor solchen wunderbaren Gebilden der Schöpfung davor behüten, Hand an sie zu legen?

Es würde uns zu weit führen, auf alle Auswüchse der Fremdenindustrie näher einzugehen. In der Schweiz feiert sie ihre wildesten

Orgien und man könnte Bücher füllen mit all dem rohen Vandalismus von Abgeschmacktheiten, der aus schnöder Gewinnsucht gegen die herrlichen Offenbarungen der Natur verbrochen wird. Aus der Bevölkerung selbst müßte die Reaktion gegen dieses Treiben hervorgehen und man müßte sich dahin vereinigen, Orte, sie mögen noch so schön sein, nicht zu besuchen, die der Fremdenindustrie verfallen sind. —

Daß auch das Erzgebirge bei Eichwald nur mehr wenig Ursprünglichkeit an sich trägt, ist nur zu begreiflich, wenn erwogen wird, daß zwischen dem Erz- und Mittelgebirge das große Braunkohlenbecken gelegen ist und in Folge dessen sich hier eine großartige Fabriksindustrie entwickelt hat.

Die Armut der Tierwelt ist schon eine alte Folge der Entwicklung der Verhältnisse und der Art und Weise des Betriebes der Forstwirtschaft. Wird doch all den armen Tieren von der modernen „intensiven" Forstwirtschaft mit allem Eifer und großem Erfolge nachgestellt, und nur der Jagdlust ist es zu verdanken, daß in den Forsten Hirsch und Reh und auf dem flachen Lande Hase und Rebhuhn nicht schon längst zu den ausgerotteten Tieren gehören. Und doch gehört zur Schönheit und zum Wesen einer Landschaft nicht nur die Pflanzenwelt, sondern auch ein reiches Tierleben. Kaum daß man noch dem reizenden Eichhörnchen das Leben schenkt; auf Fuchs, Otter, Marder, Iltis und Wiesel wird erbarmungslos Jagd gemacht. Wir gehören zwar nicht zu den Optimisten, welche hoffen, daß in der fortschreitenden Ausrottung der Tierwelt von selbst ein Wandel eintreten werde, aber zuweilen schlägt sich der Mensch hiebei doch mit eigener Hand und es kann dies zum Motiv werden, einzelne dieser Tierarten zu schonen und zu schützen. So ist es zweifellos, daß die 1902 in einzelnen Gegenden Böhmens verheerend aufgetretene Mäuseplage auch in der rücksichtslosen Verfolgung einer Reihe von Tierarten, welche die natürlichen Feinde dieser Nager sind, ihren Grund hatte.

Erfreulich ist es dagegen, daß in der Gegenwart die öffentliche Meinung mit Nachdruck und Erfolg für den Schutz der sogenannten nützlichen Vögel und insbesondere der Singvögel eintritt, und die Zahl derselben ist immerhin eine noch große.

Im Hochsommer und im Herbste herrscht in den Wäldern eine große Stille, nur vereinzelt hört man den Lockruf eines Vogels oder die Warnungslaute der verschiedenen Drosselarten, selten nur den Ruf der Elster und des Eichelhähers und das Lachen des Spechtes. Von ganz besonderem Reize war es aber, als ich ganz unvermutet in der Stille der unermeßlichen Wälder den lieblichen, fast flüsternden Gesang einer Spechtmeise (Kleiber) vernahm, der wie eine halb verklungene Erinnerung aus Frühlingstagen das Ohr traf. An schwülen Augustabenden hört man nicht selten aus dem Wald heraus den Ruf des Waldkauzes.

Groß ist im Orte die Zahl der Schwalben und in der nächsten Nähe des Kurhauses die der Bachstelzen, Rotschwänzchen und Finken. In Scharen erblickten wir bereits Ende August im Buchenwald die Drosseln. Den Dohnenstieg kennt man glücklicher Weise nicht in den böhmischen Wäldern.

Die Vögel finden hier einen ungewöhnlich reich gedeckten Tisch: der traubige Hollunder kommt, wie bereits erwähnt, in kolossalen Massen als Unterholz vor und ist über und über mit den roten Beeren bedeckt, und da der Mensch hiefür keine Verwendung findet, bleiben sie den Vögeln, wogegen andere Beerenarten unter den Menschen viele Abnehmer finden und von denselben für die Vögel nur wenig erübrigt.

Prachtvolle Vögel sind die Spechte; der Bunt-, der Grün- und der Schwarzspecht erfreuen das Auge durch den Glanz ihrer Farben. In Folge der modernen Art der Bewirtschaftung der Wälder, insbesondere des Kahlhiebs leiden sie an Wohnungsnot und sind daher nicht häufig. Zahlreich sind dagegen Baumläufer und Tannenmeisen. Die Tannenmeise ist die kleinste unter den Meisen. Sie ist ein überaus liebliches Vögelchen, und wie Mäuschen huschen sie im Herbste in kleinen Flügen im Walde umher.

Eines Tages war ich vom Glücke begünstigt, und über einen einsamen Promenadenweg setzte in graziösen Sprüngen eine Hirschkuh. An Rehwild ist kein Mangel.

Herrlich ist der Anblick der Ebereschenalleen an den Waldstraßen, wenn ihre Beerenfrüchte in leuchtendem Korallenrot erglänzen und von den lichten Waldwiesen sich wirkungsvoll abheben. Unangenehm berührt es, daß Kurgäste auf ihren Spaziergängen die Büschel mit den roten Beeren in Massen abreißen, um sie dann, zu Hause angelangt oder schon auf dem Wege, achtlos fortzuwerfen. Was auf dem Baume das Auge erfreut und der Vogelwelt in harten Wintermonaten zur kärglichen Nahrung dient, wird so zwecklos verwüstet.

Von den vielen schönen Punkten, an denen die nähere und weitere Umgebung Eichwald's so reich ist, sei noch der nach Graupen und der Rosenburg führende „Schwellenweg“ und das in Sachsen gelegene königliche Jagdschloß „Rehefeld“ genannt. —

* * *

Schon sind die trüben Fluten des Industrialismus, der die Ebene erfüllt, in die einsamen Waldtäler des Gebirges eingedrungen, schon hat der Eisenbahnbau im Waldgebirge sein Zerstörungswerk vollführt, schon prostituiert die Fremdenindustrie mehr und mehr alles das, was einem edlen Gemüte an der Natur lieb und teuer ist; und wie die Trümmer einer versinkenden Schönheitswelt erscheint uns mehr und mehr das, was einst so schön und herrlich war und zu der Seele bald in tränenweichen Tönen, bald mit den starken Sturmeslauten des Großen und Erhabenen sprach.

Was wird aus dem Schiffbruch des Schönen und Gemütvollen auf Erden gerettet werden? Auch dies ist eine große Frage der Zukunft.

Sommerseligkeit.

Blüht am Hag das Röselein,
Ist es Sommerszeit.
Bin im Freien ich allein,
Wird das Herz mir weit.
Blicke nach den Blümelein,
Die am Wege steh'n,
Lasse von den Lüftelein
Lieblich mich umweh'n.

Lausche auch dem Vögelein,
Das am Hage singt.
Wie der Sang so wunderbar
An das Ohr mir klingt.
Schmetterling und Käferlein
In der Nähe sind,
Fliegen um das Röselein,
Um das schöne Kind.

Und hinab zum Städtchen klein
Jetzt mein Blick sich senkt.
Seh' ich recht? Ein Mägdelein,
Das sein Hütlein schwenkt?
Ja, es ist mein Schätzelein,
Das zum Hage eilt.
Röselein und Schätzelein!
„Sommerseligkeit!"

Liebenau, Juli 1905. Josef Fischer.

Johann Georg Ottho.

Der Familienname Otto, nach früherer Schreibweise Ottho oder Otho, sagt uns, daß wir aus deutschen Landen stammen und daß schon unser Ur-Urahn' als freier vielleicht adliger Mann, Herr und Gebieter über Land und Leute war.[1]) Der Adelsbrief unseres Ahnen Johann Georg ist das einzige noch vorhandene Dokument, das auch flüchtig der Verdienste seiner Voreltern (ohne sie namentlich anzuführen) und derer seines Vaters gedenkt. Johann Georgs Vater stand als Wachtmeister, später als Leutnant im kaiserlichen Regiment des Grafen Sparr und fiel in einem Gefechte gegen die Schweden zwischen Habelschwert und Glatz. Weder sein Todesjahr noch sein Vorname wird genannt.[2])

In Nordböhmen oder im angrenzenden Lausitzer oder sächsischen Lande mag Johann Georgs Wiege gestanden sein. Wahrscheinlich wird Rumburg seine Vaterstadt gewesen sein, denn schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts waren Otto's als Bürger dort ansässig, und aus den alten Grundbüchern dieser Stadt erfahren wir, daß ein Georg Börrens am 4. Juni 1619 ein Haus nebst Garten aus der Verlassenschaft des „seeligen Jacob Ottho" kauft.[3]) Leider wird in diesem Kaufvertrage keiner der Erben genannt. 1639 kauft ein Zacharias Otto in Rumburg ein kleines Haus. Er übte das Bäckergewerbe aus und scheint sich dabei

---

[1]) Otto, Odo, Otho, Udo, Oudo stammt aus dem altdeutschen Ot, d. h. Gut, also so viel wie Herr von Besitztum. — [2]) Otto Christoph v. Sparr, Oberst des Brandenburger Regimentes „Alt-Sparr" seit 1649. Er diente jedoch schon 1626 in kais. Diensten unter Wallenstein und wurde 1637 Oberst. Das Regiment Alt-Sparr gilt heute als Stammregiment des k. u. k. Inft.-Rgmt. Alt-Starhemberg Nr. 54. Es ist fraglich, ob dieses Regiment auch jenes ist, in welchem Johann Georgs Vater diente. Sein Todesjahr dürfte 1631 oder 1632 sein. 1631 fallen die Schweden nach der Einnahme von Frankfurt a/O. das erstemal in Schlesien ein. Das Jahr darauf verjagen die mit den Sachsen und Brandenburgern verbündeten Schweden unter Arnim die von Maradas befehligten kaiserlichen Truppen aus Schlesien. — [3]) Alte Grundbücher v. Rumburg, Bd. 4, fol. 13.

gut gestanden zu haben, denn 1648, 1671 und 1675 begegnen wir wieder bei Kaufverträgen seinem Namen, und noch 1738 existiert ein Johann Georg Otto, Bürger und Ratsverwandter zu Rumburg, welcher dort ein Grundstück kauft.

Auch der an Johann Georg verliehene Adelsname „Ottenfeld“ bekräftigt die Annahme seines Herkommens, denn im nördlichsten Teil von Böhmen und dem angrenzenden sächsischen Landesteile gibt es viele Ortsbenennungen mit „Otten“; mehrere Ottendorf, ein Ottenberg u. s. w. Schon zu Ende des XVI. Jahrhunderts wählte sich der Neugeadelte ein Prädikat, das meist ein wirklicher oder fingierter Ortsname war, und da Johann Georg zur Zeit seiner Nobilitierung sich noch keines Landbesitzes erfreuen konnte, so wählte er den fingierten Ortsnamen „Ottenfeld“, der ja zu dem Familiennamen Otto sehr gut paßte. Trotzdem war dieser Adelsname nicht glücklich gewählt; es existierte in Böhmen schon seit 1578 eine Adelsfamilie mit dem Prädikate v. Ottenfeld (Lávyn v. Ottenfeld), deren Fortbestand bis Ende des 17. Jahrhunderts nachweisbar ist, und die sich ebenso wie die „Otto v. Ottenfeld“ oft nur mit ihrem Prädikat benannten, so daß wohl schon damals manche Verwechslung vorgekommen sein mag.[1]) Auch in Deutschland bestand eine Familie v. Ottenfeld und auch bürgerliche Ottenfeld gab's in Schlesien und in Böhmen. (Unter diesen eine zahlreiche Familie jüdischen Glaubens.)

Über Johann Georgs Jugendjahre ist nichts bekannt, und wieder ist es der Adelsbrief, der uns berichtet, daß er unter dem Altwlanger'schen Regiment zu Fuß 36 Monate als Leibschütze gedient und während dieser Zeit die Belagerung von Magdeburg (1631) und Neu-Brandenburg (1631), sowie die Schlacht von Leipzig (richtiger Breitenfeld 5. Sep. 1631) mitgemacht habe „und etliche Wunden an seinem Leibe empfangen, sich aber trotzdem weiter in kaiserliche Kriegsdienste begeben und im Ullfeld'schen Regiment zu Roß unter des Rittmeisters Kotzen Kompagnia als Fourier 12 Monate lang geritten, sich also verhalten, daß er bei seinem Abschied rühmliche Attestation erlangt“. — Johann Georg blieb aber weiter in kaiserlichen Diensten u. zw. im Kammer- und Zolldienst zu Rumburg in Böhmen und versah diese Stelle durch 18 Jahre mit Geschick und großer Umsicht, und wie im Adelsbrief gesagt wird, „daß er bei den vielmaligen feindlichen Einbrechungen die Zollintraden gesperrt und die Gelder in vielen Tausenden Gulden allzeit erhalten und salviret habe.“ Von 1646 ab leistet er dem Staate noch viele nützliche Dienste, indem er den Untertanen mit Rat und Tat beistand, ihre verwüsteten Wohn-

[1]) 1578 27. Febr. wird Lawín in den böhmischen Ritterstand mit dem Prädikate v. Ottenfeld erhoben; da er kinderlos war, wurde sein Name und Stand zweien seiner Verwandten Namens Oscín verliehen, die sich nun auch Lawín v. Ottenfeld nennen. — In den Kirchenmatriken zu Troppau ist ao. 1674 29./7. die Kopulation eines Friedrich Wenzel Ottenfeld, Bürger und Barbier zu Polnisch-Neustadt, Sohn des † Wenzel Ignaz Ottenfeld, Bürgers und Ratsverwandten, mit der Jungfrau Dorothea Achtzenicht eingetragen. — Nach den Kirchenmatriken zu Kolin wird 1747 3./10. ein Franz Ottenfeld aus Kaurzim gebürtig mit Katharina Kaletus verehelicht. Sein Sohn Franz, bürgerlicher Töpfer in Kolin, wird ebendort 1770 20./2. mit Dorothea Krezek verehelicht und zeugt mit dieser eine zahlreiche Kinderschar.

stätten und Felder wieder in Ordnung zu bringen. Insbesondere tat sich Johann Georg in seiner Eigenschaft als Mitglied der Reformations-Kommission hervor. Soweit gibt der Adelsbrief Nachricht von seinem Wirken. — Die Rumburger Stadtbücher und andere amtliche Dokumente geben weitere Details an, so daß wir uns über das Leben und Schaffen dieses Mannes ein beiläufiges Bild gestalten können.

In den Rumburger Stadtbüchern wird er in einem Kaufvertrage schon 1639 „wohlbestallter Freiherrlich Pötting'scher Hauptmann" genannt und in einem zweiten Kaufvertrag 1642 als Sr. kais. Majst. Zolleinnehmer bezeichnet. Er unterschreibt sich stets „Johann Georg Ottho" und erst seit 1657, als er in den Ritterstand erhoben wird, „Johann Georg Otto v. Ottenfeld". 1663 wird er in den Rumburger Stadtbüchern schon als „Joh. George Otto v. Ottenfeld auf Schürgiswalde, Ober-Hauptmann[1]) von Rumburg", angeführt. Alle Eintragungen in diesen Stadtbüchern sowie in den Kirchenrechnungen (Liechtenstein'sches Archiv Rumburg) tragen bis 1666 sein Signum. — Um 1647 war er auch gräflich Mannsfeld'scher Amtshauptmann, so daß jener nördlichste Gebietsteil von Böhmen, Rumburg (Pötting'scher Besitz), Schluckenau und Hainspach (Mannsfeld'scher Besitz), seiner Verwaltung unterstand.[2])

Nach dem Abzug der schwedischen Truppen, der sich so langsam vollzog, daß erst 1650 der letzte feindliche Soldat böhmischen Boden verlassen, begann vor allem die Rekatholisierungs-Kommission mit aller Macht und Gewalt ihr unheilvolles Werk. Der ganze Norden Böhmens war vorwiegend protestantisch geworden und die durch die Drangsal des langen und unbarmherzig geführten Krieges ohnehin dezimierte und verarmte Bevölkerung mit derselben Strenge und denselben Mitteln wie 25 Jahre früher die oberösterreichische Bauernschaft vor die Wahl gestellt, ihren Glauben abzuschwören oder die Heimat zu verlassen. — Johann Georg, wahrscheinlich selbst ein überzeugter Katholik und überdies als getreuer Beamter, besonders unter dem Drucke seines Herrn, des Grafen Mannsfeld, eines fanatischen Protestantenhassers, stehend, anderseits auch durch tätlichen Widerstand seiner Untergebenen aufgestachelt, vollführte mit voller Strenge, vielleicht auch Härte, die ihm gewordenen Befehle. Schon 1651 werden Klagen wider ihn geführt und ihm der Verlust seiner Stelle angedroht. Am 1. Juli 1653 weilt Johann Georg in Prag und verfaßt einen langen Bericht an die Statthalterei.[3]) In diesem Berichte sagt er: „Nachdem ich den 29. allerjüngst verruckten Monats Juni dieses fortlaufenden 1653ten Jahres hier angelangt, um meinen vergangenen[4]) Sohn, wohin er sich etwan gewendet, nachzufragen, so hab ich mir nebst diesem Ursach genommen, Ihro Gnaden den Herrn Reformationskommissarien den Progreß der Reformation in der Herrschaft Rumburg, Schluckenau und Hainspach umbständlichst zu referiren." — Johann Georg rühmt sich in diesem Berichte,

[1]) Hauptmann, d. h. Amtshauptmann = Domainendirektor, dem aber damals auch eine bedeutende justiziäre und politische Gewalt anvertraut war. — [2]) Stadtbücher von Rumburg. — Landesarchiv Prag — [3]) K. k. Statthalterei-Archiv Prag. R. $\frac{19}{18}$ I. — [4]) geflüchteten.

„900 und etliche 70" zum Katholizismus zurückgeführt zu haben, „welches aber nicht allein durch gute Worte, sondern auch durch scharfe Strafen zu erreichen war." Er schildert seine Reisen in der Umgebung mit dem Pater Berk und sagt, wie störrisch und ungebärdig das Landvolk sich verhalte, so daß er diese Reisen nur in Begleitung von 30 Mann Musketieren und etlichen zu Pferd unternehmen könne, scharfe Nachtwachen halten müsse, daß das Volk am meisten gegen ihn aufgebracht sei, daß er in Oberhennersdorf in Lebensgefahr gewesen sei und er sowohl mit Weib und Kind und seiner geringen Habe in steter Gefahr sei.

Dieser sein eigener Bericht würde genügen, ihn in die Reihe jener Glaubensmänner zu stellen, die mit den schärfsten Zwangsmaßregeln Tausende der katholischen Kirche und wie sie meinten, auch der kaiserlichen Sache zuführten, aber ebensoviel Tausende kräftiger und zäher Menschen erbarmungslos aus der Heimat und dem Lande wiesen, aus jenem Lande, das der furchtbare Krieg so entvölkert hatte, daß noch 100 Jahre später die wieder aufblühende Industrie unter dem Mangel an Arbeitskräften zu leiden hatte. Doch Johann Georg scheint menschlicher gefühlt und auch gehandelt zu haben. Die Gründung von Neu-Gersdorf, eine Wegstunde von Rumburg, aber schon auf sächsischem Gebiete gelegen, war hauptsächlich sein Werk.[1]) Jedenfalls nicht mit Zustimmung der kaiserlichen Behörden und anderer Machthaber, setzte er sich mit der Churfürstlichen Kammer in Verbindung und erwirkte für die aus der Rumburger Gegend ausgewiesenen Protestanten das Ansiedlungsrecht in jenem Gebiete. Auch seine Tätigkeit als Gutsherr in Schirgiswalde wird in der Geschichte dieses Städtchens rühmlichst erwähnt, und so dürfen wir uns ihn wohl als Kind jener harten, gewalttätigen Zeit, als eifrigen Beamten, aber auch als humanen Menschen vorstellen, der nicht nur den Samen der allein seligmachenden Kirche in seiner Gemeinde gesät, der auch werktätig und opferfreudig mitgearbeitet hat, die materielle Lage seiner Untergebenen zu heben und zu fördern.

Zwei unscheinbare Dokumente bezeugen auch dies. Das alte Gedenkbuch der Gemeinde Schossendorf (bei Leipa) enthält eine Eintragung,[2]) daß am 6. August 1665 zu Neudörfel zwischen dem Wohledlen und gestrengen Ritter Johann George dem Ältern von Ottenfeldt und einigen Bauern ein Vergleich geschlossen wurde, nach welchem ein von Altersher gebrauchter Fußsteig aufgelassen, dafür aber Herr Johann Georg v. Ottenfeld aus „Eigenem" einen neuen und besseren für ewige Zeiten zu freiem Gebrauche gegeben.

Das zweite Dokument ist eine — Klage.[3]) Das Domkapital von St. Petri zu Bautzen klagt in sehr beweglicher und umständlicher Weise gegen Johann Georg von Ottenfeld als „Erbsaß" auf Schürgswalde, daß er willkürlich in einem Forste Bauholz fälle und sogar auf einem Stück Boden, das noch dem Kapitel gehöre, einen Bau aufführen lasse; die hohe Statthalterei möge daher

[1]) Wolkan: Geschichte der Gegenreformation in Nordböhmen, V, 38—42. — [2]) Altes Gedenkbuch von Schossendorf. — [3]) K. k. Statthalterei-Archiv Prag, Faszikel Otto v. Ottenfeld.

sogleich einschreiten und derlei „Attentate abschaffen". In diesem Schriftstücke wird von dem Walde in stilistisch so verschleierter Weise gesprochen, daß man auf die Vermutung kommt, daß dieser Wald gar nicht dem Domkapitel gehörte, und was den Bau anbelangt, so war dies die Wiederherstellung der zerfallenen — Schule.

Um all seiner Verdienste wegen verlieh Kaiser Leopold I. an Johann Georg am 1. Oktober 1657 den neuen böhmischen Ritterstand mit dem Prädikate „von Ottenfeld".[1]) Der Adelsbrief lautet: „Wir Leopold von Gottes Gnaden zu Hungarn, Böheimb, Dalmatien, Kroazien und Slavonien König, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgund, Markgraf zu Mähren, Herzog zu Lutzenburg und Schlesien zu Steyer, Kärten, Crain und Würtemberg, Markgraf zu Lausitz, Graf zu Habsburg, Tyrol und Görtz ꝛc. Bekennen öffentlich mit diesem Brief und thuen kund allermänniglich. Nachdem die königliche Würde, durch ihr vollkommen Wesen gleich die Sonne das Erdreich aller Menschen Stand erleuchtet, und je mildiglicher Sie ihre Gnaden unter diejenigen austheilet, je mehr und höher die Glorie ihres erlauchten Throns dadurch gezieret und ausgebreitet wird, Wir auch aus derselben königlichen Höhe und Würdigkeit darzu Wir durch die gnadenreiche Vorseh- und Schickung des Allmächtigen kommen, auch angeborner Güte und Mildigkeit je und allezeit geneigt und gewogen seyn, allen und jediglicher Unserer Erbkönigreich Fürstenthümer und Länder Getreuen und Unterthanen Ehr und Würde Nutz aufnehmen und beste Wohlfart zu befördern und zu betrachten so wird doch vornehmlich Unser königliches Gemüth begierlicher und desto mehr gewogen, denen Unser Gnad und Sanftmüthigkeit mitzutheilen und ihren Namen, Stamm und Wesen zu erheben deren Voreltern und die in einem ehrlichen Tugendlichen Wandel und ehrbaren Stand herkommen, sie auch alle adelichen guten Sitten, Tugenden und Geschicklichkeiten sowohl aller getreuen Dienstbarkeit gegen Uns Unsere Erbkönigreich, Fürstenthümer und Landen befleißen, denselben anhangen und sich darinnen nach Unseren sonderlichen gnädigsten Willen und Wohlgefallen aufrichtig, redlich und standhaftig beweisen und erzeigen, mit Unseren sonderlichen königlichen Gnaden zu begaben, zu zieren und zu ersehen, auch Sie zu höherem Standt und mehren Ehren zu würdigen und zu erheben.

Wann wir dann gnädigst angesehen wahrgenommen und betrachtet solche Ehrbarkeit Redlichkeit, adeliche gute Sitten, Tugend, Vernunft und Geschicklichkeit, damit vor unserer königlichen Maj. der ehrbare Unser lieber getreuer Johann Georg Otto sonders berühmt worden, wir nit weniger zur königlichen Gemüth gezogen, die getreuen emsigen und nützlichen Kriegs- und andere Dienste, so Wail. Unsern Vorfahren Christmildigsten Angedenkens, seine Voreltern und sein Vater, als welcher sich unter die Kriegsdienste unter des Obrist Sparres Regiment, als ein Wachtmeister, nachmals Lieutenant gebrauchen lassen, gehorsamt geleistet, und in dessen Bedienung sich also tapfer und mannhaft gehalten, daß er

[1]) Prag, Landtäflich. Instrumentenbuch 552 J. 23. Wien, Adelsarchiv, Band 67, Pagina 59 der Saalbücher.

solche Tapferkeit indeme er zwischen Glaz und Habelswerth durch einen tödtlichen Schuß auch mit vergießung seines Bluts rühmlich contestirt hat, wie ingleichen auch er Johann Georg Otto, selbst seines Vaters Fußstapfen rühmlichen nachzufolgen, Wail. Unsern Hochgeehrtesten Herrn Vater Ferdinando tertio Römischen Kaiser, glorwürdigsten Andenkens zu Kriegs- und Friedenszeiten alltreugehorsamste fleißige Dienste zu erweisen sich befließen, indem er Anfangs unter dem Altwanglerischen Regiment zu Fuß, sechsundreißig Monath für einen Leibschützen gedienet, unterwehrender Zeit verschiedene blutigen und gefährlichen Occasionen der Magdeburg und Neubrandenburgischen Belägerung und occupirung, wie auch der darauf vor Leipzig erfolgten Schlacht, mit solcher Mann und Standhaftigkeit beigewohnt, auch mit Vergießung seines Blutes etliche Wunden an seinem Leibe empfangen, seine männliche Kühnheit aber weiters zu erzeugen, sich unter dem Ullfeldischen Regiment zu Roß unter des Rittmeisters von Kotzen Compagnia vor einen Fourirer begeben, und unter denselben zwölf Monate lang geritten, sich auch also verhalten daß er darüber bei seinem Abschied rühmliche Attestationes erlangt, damit er aber gleichwohl von unseres hochlöblichsten Erzhaußdiensten nit aussetze, hat er sich in den Kammer und Zolldiensten zu Rumburg in Böhmen an der Granizen achtzehn Jahr lang mit solchem treuen Fleiß gebrauchen laßen, daß er sonderlich in deme guten Nutzen geschaffet, daß bei vielmaligen, der feindlichen schwedischen Einbrechungen, und da meisten Orten die königlichen Zoll Intraden gesperret, und gar die Gefälle denen Zollbeamten Gewaltthätiger weiß hinweg genommen, herentgegen die Gelder in viel Tausend Gulden allezeit erhalten und salviret, selbige denen Grenz-Zollcomißarien wirklich zu Handen gebracht, und ordentlich verreitet, und dann von Anno sechzehnhundert sechs und Vierzig bis anhero in seinen Diensten und Beruf, denen Landesinwohnern und Unterthanen bei der Wirtschaft und sonst auch nützliche Dienste erwiesen, wie nit weniger bei bei der reformations Commißion solchen Eifer und Dexteritaet erzeuget, daß Wir darob ein sattsames gnädigstes Begnügen haben, allermaßen er dann Uns noch weiters alle Getreue eifrige gehorsamste Dienste zu prästiren erbietig ist, solches auch wohl thun kann, soll und mag. Hirumben und damit er Johann Georg Otto solch seiner getreuen Diensten und Wohlverhaltens halber sich zu erfreuen und noch mehrers Unsere königliche Gnad empfinden möge.

Als seyend Wir umb oberwähnter und anderer Ursachen willen nicht unbillig bewogen worden ihme Johann Geörgen Otto mit mehrerer königlichen Gnaden zu begaben, und haben diesenach ihme sammt seinen ehelichen Leibeserben Mann- und Weiblichen Geschlechts in den Stand und Grad des neuen Ritterstandes, und der rechtedelgebohrenen rittermäßigen Lehns und Turniergenossen zugeselt, zugefügt und verglichen und zu mehrer Gezeugniß und Gedächtniß solch unserer Gnad und Erhebung ihme in den Stand und Grad des neuen Ritterstandes haben Wir ihme das hernach folgende Wappen und Kleinod gnädigst conferiret und ertheilt, als mit Namen, einen mit seinem Spitz unter sich gekehrten Spiegel, welcher mit einer perpendicular Lienie in der Mitte, in zwei gleiche Theile

abgetheilet der hintere Theil in Roth oder Rubinfarb, der vordere weiß oder Silberfarb in solchen füttigen Spickl ein gegen der Rechten gewendter gewaffneter Arm in der Faust ein zweischneidiges Schwert mit seinem vergoldten Kreuz und Knopf haltend zu sehen, der untere hintere Theil nebenst dem Spickl ist weiß oder Silberfarben auf welchen ein gegen der rechten Hand aufstehender blauer Löw zusehen, mit aufgerissenem Rachen roth ausgeschlagener Zunge vorgeworfenen vorderen Branken, und mit dem über den Rücken gewundenen doppelten Schweif in dem vorderen Feld aber so blau oder lasurfarben stehet, abermal ein gegen der linken Hand gewendter weißer Löw gleichfalls mit vorgeworfenen beeden vorderen Branken aufgerissenem Rachen, roth ausgeschlagener Zunge mit seinem über den Rücken gewundenen doppelten Schweif, obsolchem Schilde ein freier offener adelicher Thurniershelm, auf der Linken mit weiß oder Silberfarben und blau oder Lasurfaben, auf der Rechten gleichfalls mit weiß und roth, oder Rubinfarben Helmdecken, und darob einer königlichen guldenen Kron gezieret, aus welcher ein einfacher gegen der rechten Hand gewendter schwarzer Adler bis auf die Brust, mit beeden ausgeschwungenen Fliegeln sich erzeiget, mit aufgethanem Schnabel, roth ausgeschlagener Zunge und mit einer königlich guldenen Krone gezieret.

Allermaßen solch adeliges Wappen und Kleinod in der Mitte dieses Unseres königlichen Briefes gemahlet und mit Farben eigentlich ausgestrichen ist. Verleihen und geben ihme Johann Geörgen Otto seinen ehelichen Leibeserben Mann und Weiblichen Geschlechtes das vorgemeldte Wappen und Kleinod nebenst Erhebung Sie in berührten Stand und Grad der Rechtedelgebohrenen rittermäßigen Lehns und Turniersgenossen. Bewilligen, gönnen und lassen ihme Johann Geörgen Otto seinen ehelichen Leibeserben und derselben Erbeserben Mann- und Weibspersonen zu, daß sie obstehendes adeliches Wappen also führen und gebrauchen, sich auch hinfüro von Uns und sonsten jedermänniglich in allen ihren Reden, Schriften, Tituln und Insiegl neben Ihrem Tauf und Zunahmen von Ottenfeld nennen und schreiben, auch benebens sich der rothen Wachssieglung gebrauchen sollen, können und mögen. Meinen setzen ordern und wollen daß nun hinfüro er Johann Geörg Otto von Ottenfeld, seine ehelichen Erben Mann- und Weiblichen Geschlechtes, recht edelgebohrne rittermäßige Lehns und Turniers Genossen sein und vor männiglich aller Orten und Enden davor geehret, gehalten, erkennet und geschrieben werden solle, darzu alle und jede adeliche Ehr, Würde, Vortl, Freyheit Recht und Gerechtigkeit haben sollen, mit Beneficien auf hohen und niederen Thomstiften, Ämter und Lehen, Geist- und Weltlichen zu empfahen, zu haben zu halten und zu tragen Lehen und alle andere Gericht zu besitzen, Urtheil zu schöpfen und Recht zu sprechen, dessen alles würdig, theilhaftig und empfänglich seyn, auch an allen Orten und Enden darzu gelaßen und genommen werden, und dessen allen neben obgemeldten adelichen Wappen und Kleinod deren sich der Adel in unserem Erbkönigreiche Böhmen, Fürstenthümern und Ländern gebraucht, in allem und jeglichem ehelichen redlichen Sachen und Geschäften, es sey zu Schimpf und Ernst, in Streitten, Stürmen, Schlachten, Kämpfen, Gefechten, Gestechen, Ritterspielen, Feld-

zügen, Turniren, Panieren Gezelt aufschlagen, Insigln, Petschaften, Kleinodien, Begräbnißen, Gemälde und sonsten an allen und jeden Orten und Enden nach ihren Ehren Nothdurften Willen und Wohlgefallen zu gebrauchen genießen sollen und mögen von Jedermänniglich ungehindert.

Und gebieten darauf allen und jeden Unserer Königreich, Fürstenthümer und Länder Innwohnern Unterthanen und Getreuen was Würden, Standes Amtes oder Wesens die sein Ernst und festiglich mit diesem Briefe und wollen, daß Sie oftgenannten Johann Geörgen Otto v. Ottenfeld seine ehelichen Leibes Erben und deroselben Erbes Erben Mann und Weibs Personen nunhinfüro in ewige Zeit, als andere Unserer Erbkönigreich Fürstenthümer und Länder vor rechtedelgebohren rittermäßige Lehens und Turnier-Genossen, erkönnen, halten und annehmen zu lassen, würdigen, ehren und an oberzählten Unseren Begnadigungen, Begabungen und Freyheiten nicht irren noch hindern, sondern Ihme, seine ehelichen Leibes Erben und derenselben Erbeserben dieses alles geruhlich gebrauchen, genüßen dabey verbleiben lassen, darwieder nicht thun noch andere solches thun verstatten, als Lieb einem jeden sey Unsere schwere Straf und Ungnad, und darzu eine Pöne nehmlichen fünfzig Mark löthiges Goldes zu vermeiden, die ein jeder so ofter freventlich hinwieder thäte, Uns halb in Unsere königliche Kammer und den anderen halben Theil öfters gedachten Johann Geörgen Otto v. Ottenfeld seinem ehelichen Leibes Erben und derselben Erbes Erben, so hinwieder beleidiget wurden, unnachläßlich zu bezahlen verfallen seyn solle, doch Anderen die vielleicht dem vorgeschriebenen Wappen gleich führten, an ihren Wappen und Rechten unvorgreifen und unschädlich. Zur Urkund dieses Briefes besiegelt mit Unserem anhangenden königlichen größern Insiegel dergeben ist auf Unseren königlichen Schloß zu Prag den ersten Monatstag Oktobris im sechzehn Hundert sieben und fünfzigsten Unserer Reiche des hungarischen im dritten und des böhmischen im Andern Jahr.

Leopold.

Joannes Hartvigus Comes de Nosstitz
Ris Bae S. Cancellarius.

Ad mandatum Sac. Rae Majestatis proprium Franz Graf v. Pötting d. Pachta.

Merkwürdigerweise existieren an zwei Stellen und verschiedenen Orten Nachrichten über unsern Ahn Johann Georg und seine Söhne, die ihnen schon vor 1657 den Namen „von Ottenfeld" geben. Es ist dies zunächst das Gedenkbuch der alten Schützengilde zu Rumburg. In diesem (aus dem XVII. Jahrhundert stammend) sind auch die Schützenkönige der ehemaligen Armbrustschützen verzeichnet, und 1648 anläßlich des großen Festschießens zur Feier des Friedensschlusses war Schützenkönig: „Johann G. Otto von Ottenfeld, Hauptmann von Rumburg". 1654 abermals ein Festschießen und hier figuriert sein Sohn „Balthasar David Otto v. Ottenfeld" als Schützenkönig. — Ferner schreibt die Kirchenchronik von Mittel-Thiemendorf bei Lauban: „Ao. 1653 bei Neugründung der hiesigen (katholischen) Pfarrei ist das Dominium Mittel-Thiemendorf im Besitze der Grafen v. Ottenfeld". Jener, im Berichte an die Statthalterei zu Prag erwähnte „vergangene" Sohn Johann

Georg's wird wohl sein ältester Sohn, auch Johann Georg genannt, gewesen sein, denn dieser taucht in diesem Jahre (1653) plötzlich in Mittel-Thiemendorf auf und lebt dort als Burggraf, d. h. Verwalter dieses dem Grafen Nostitz gehörigen Gutes und führt auch die Vormundschaft über seinen unmündigen Sohn. Daß man Johann Georg Otto und seine Söhne vor der Erhebung in den Ritterstand (1657) schon „von Ottenfeld" nannte, mag nur dahin zu erklären sein, daß die Eintragungen in den beiden erwähnten Chroniken erst später erfolgten und die darin bezeichneten Personen mit ihrem mittlerweile erhaltenen Adelsnamen angeführt wurden, oder daß Johann Georg der Ältere, vielleicht auch schon sein Vater, den Adelsbrief eines comes palatinus besaßen.

Am 18. November 1659 kaufte Johann Georg von Johann Sigmund von Nostitz, Heinrich v. Rechenberg und Melichor Heinrich v. Luttitz das im Leitmeritzer Kreis gelegene Gut Schürgiswalda samt allen Appertinentien um 10.900 Reichstaler.[1])

Schürgiswalda (Schirgiswalde) mit noch zwei kleinen Dörfern bildete eine Enklave, die bis 1814 zu Böhmen gehörte und ungefähr 1 Fahrstunde nördlich von Schluckenau schon in sächsischem Gebiete liegt. 1626 hatte das Domkapitel von St. Petri zu Bautzen das Schloß (den sogenannten Oberhof) und den größeren Teil von Grund und Boden gekauft. Johann Georg erwarb den sogenannten „Niederhof", ein langgestrecktes, schmuckloses Gebäude, mitten im Orte, mit einem kleinen Bräuhause. Der Niederhof steht heute noch und mag sich in seinem ursprünglichen Aussehen nur wenig verändert haben.

Der Verfasser einer Geschichte der Stadt Schirgiswalde, Kantor Franz Adolf Stoy, hat die Tätigkeit Johann Georgs geschildert[2]) und erzählt von ihm: „Gegen das Jahr 1659 war das Gut Schirgiswalde (Niederhof) im Besitze eines Johann Georg v. Ottenfeldt, der im Dienste des Grafen Pötting auf Rumburg und des Grafen von Mannsfeld auf Schluckenau und Hainspach stand. Dieser Herr v. Ottenfeldt war ein sehr menschenfreundlicher Gutsherr, dessen ganze Lebenstätigkeit dem Wohle seiner Untertanen gewidmet war. Er war es, welcher die durch den 30jährigen Krieg fast zerstörte Kirche, Pfarrei und Schule mit Hilfe der 3 eingepfarrten Orte wieder in den Stand setzen ließ und zu diesem Baue 10000 Stück Ziegel schenkte. Auf seine Verwendung hin wurde Schirgiswalde 1665 von dem Kaiser Leopold I. zur Stadt erhoben und den Bürgern verschiedene Freiheiten erteilt. Im Jahre 1660, den 1. September legte er den neuen Ort „Neuschirgiswalde" an. In der nur noch zum Teil erhaltenen Gründungsurkunde heißt es: „Demnach nächst Göttl. Verleihung von dem Wohl-Edlen Gestr. Fest und Mannhafften Herrn Johann Georg Otto von Ottenfeldt, auff Schürgißwalde undt der Hochgräfl. Pöttingischen Herrschafft Rumburg, wie auch HochGräfl. Mannßfeldischen Herrschafften Schluckenau undt Hainsbach Wohlbestalten Herrn Hauptmann Auf den fiebig, So zu dem Guth Schürgißwalde gehörig, Ein neues Dorff aufferbauet und mit Wirten besezet worden." Nach

[1]) Landtäfliches Instrumentenbuch 313 lit. F 11 p. v. — [2]) Geschichte der Stadt Schirgiswalde von F. A. Stoy.

seinem Tode kam das Gut wieder an den Grafen Sebastian v. Pötting auf Rumburg zurück.[1]) Der schreckliche 30jährige Krieg, welcher von 1618—1648 in Deutschland wütete, hatte mit seinen Drangsalen auch den Ort Schirgiswalde nicht verschont. Kirche, Schule und Pfarrei, sowie die meisten Wohnungen der Ortsbewohner waren zu Ruinen geworden und der ganze Ort fast entvölkert. Auf die untertänige und dringende Bitte des damaligen Gutsherrn, Johann Georg Otto von Ottenfeld, dem die Hebung des Ortes aus so trauriger Lage sehr am Herzen lag, wurde Schirgiswalde von dem römisch-deutschen Kaiser Leopold I. am 19. Februar 1665 zur Stadt erhoben. Die Urkunde lautet: Wir Leopold von Gottes Gnaden erwöhlter Römischer Kaiser, zu alle Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Hungarn, Böhemb, Dalmatien, Croatien und Sclavonien König, Ertzherzog zu Oesterreich, Marggraff zu Mähren, Herzog zu Lützemburg und in Schlesien und Marggraff zu Laußnitz. Bekennen öffentlich mit diesem Brieff und thuen khund, Allermenniglich, wiewohl Wir auß Kaiser- und Königlicher höhe und Würdigkeit, darein Unß der Allmechtige Gott gesetzet hat, allzeit geneigt sein, aller und Jeder Unserer Jinwohnern und Unterthanen Ehr, Nutz Auffnehmen, und bestes zu befördern, so ist doch Unser Königliches Gemüth, billig mehr geneigt die Jenigen mit Kaiser- und Königlichen Gnaden und Freyheiten zu bedencken und zu begaben, welche sich in steter gehorsamber und getreuer, Dienstbarkeit gegen Unß erzeigen und gebrauchen laßen. Wan Unß nun der Ehrenveste Unser lieber getreuer, Johann Georg Otto von Ottenfeldt unterthänigst zu erkennen geben, wie daß Er ein Güttel mit Namen Schürgißwalda, welches zwar in Unserem Erb Königreich Böhaimb gehörig, allein davon ein Meil weegs in dem Ambpezirckh deß Marggraffthumbs Ober-Laußnitz gelegen, und weilen Er dan solches zimblichen Wüst, bevorab Kirchen, Schuelen und Pfarrhauß ganz ruinirt befunden, und selbigen nun in etwas wiederumb auffzuhelffen gedencke, Unß unterthänigist gebetten, Wir geruheten gnädigst zu etwelcher wiederumb auffhelffung deren, biß in Grundt verderbten armen Unterthanen besagtes sein Güttel Schürgißwalda Erstliche mit Einem Wochen Marckh alle Freytag, dan Jährlichen mit Drey Jahrmarckhtsfreyheyten, nemblichen den Ersten auff den Sontag Laetare, den anderen auff den Ersten Sontag nach Margaretha, und den Dritten Sontags vor Galli Allergnädigst zu begnaden, Unß ingleichen auch gehorsamst angesuchet und gebetten, daß Wir solchen Fleckhen und Dorff Schürgißwalda zu deßelben mehrern Auffnehmen und beßerung zum Marckht zu erheben und mit Marckhts Gerechtigkeiten gnädiglich für zu sehen, und zu begaben geruheten. Und Wir nun gnädigst wahrgenomben, und angesehen, erwehntes Johann Georgen Otto von Ottenfeld, unterthänige zimbliche Bitte, auch die getreue und gehorsambe Dienste, so Unß und Unserm hochlöblichsten Ertzhaus Er zuleisten und zuerweisen, gehorsambst erbiettig ist, auch

[1]) Dies ist nicht richtig, da Otto's Söhne das Gut an Frau v. Pachta verkauften, die es später an Andere weiter vergab. Wahrscheinlich wurde das Gut durch den Hauptmann des Grafen Pötting verwaltet, da Frau v. Pachta nie in Schirgiswalde weilte.

wohl thun mag und soll. Alß haben Wir mit wohlbedachtem Muth, gutem Rath, und rechtem wissen obbemelten Fleckhen zu einem Markh gnädiglich erhebt, und gewürdiget, auch denen Unterthanen, so ietzo daselbst wohnhafft sein oder khünfftiglich sich niederlaßen werden, Marcks und Burgersfreyheit, Gewohnheit, und Recht mitgetheilet; wie dan auch alle und Jede darinnen dato befindliche, oder ins künfftig sich allda seßhafftmachende Handtwercks Leuthe, Zunfftmeßig sein, und an welchen orth es Ihnen weitres belieben wirdt, sich in Zunfft und Zeche einlaßen können, und angenohmben werden sollen. Gönnen und erlauben Ihnen auch, daß Sie Einen Wochenmarckh alle Freytag, und dan die Jahrmarckhte, als den Ersten auff den Sontag Laetare, den andern auff den Ersten Sontag nach Margaretha, und den Dritten Sontags vor Galli auch mit Erckhauff und Verkhauffung Roß- und Rindt Viechs oder gewohnheit nach außrueffen, und halten mögen. Ueber dies haben Wir Ihnen auch hernachgeschriebenes Wappen mit Nahmen Einen Schilt auff dessen Grundt eine Ringmauer in welcher ein offenes Thor mit einem Schloß Gatter und auff beeden Seiten Zwey runthe Thürme mit Ihren Schuß Löchern, und Zinnen zu sehen, in der Mitte dieses Schilts erzeiget sich ein mit dem Spitzen unter sich über der Porten gewendter, in der Mitte gleich abgetheilter Spickhel dessen hintere halbe theil Roth: und der fordere Weiß ist, in der Mitte dieses Spickhels, ist ein gegen der Rechten Handt gewendter gewaffneter Armb mit der Faust ein Zweyschneidiges Schwerdt haltend mit guldenen Knopff und Creutz haltend zusehen, daß hintere Feldt nebenst dem Spickhel ist Weiß, daß fordere aber Blau oder Lasurfarb, zu Ihrem Marckh Insigel von Neuem verlihen und geben."[1])

Im Jahre 1660 am 17. Juli hat Johann Georg auf dem Leitmeritzer Kreisamte den Erbhuldigungseid geleistet und kaufte am 23. Jänner 1665 von Wolf Ernst von Weißbach die beiden kleinen Güter Schoßendorf und Neudörfl (westlich von Leipa) um 3900 fl. Rhn.[2])

Nur geringe Kunde gaben uns die noch erhaltenen alten Akten und Eintragungen über seine familiären Verhältnisse. Wahrscheinlich hat sich Johann Georg erst verehelicht, als er den Ruheposten eines kaiserlichen Zolleinnehmers in Rumburg einnahm. Es dürfte dies um das Jahr 1632 gewesen sein. Seine Kinder werden wohl alle dort zur Welt gegekommen sein. Doch sind leider die Kirchenmatriken jener Zeit bei dem großen Brande von 1720, der das damals noch größten Teiles aus Holz gebaute Rumburg einäscherte, zu Grunde gegangen. Die Matriken von Schirgiswalde beginnen erst mit 1678, und nur die Geburtsmatriken von Schluckenau nennen an drei Stellen Johann Georg, seine erste Frau, einen seiner Söhne, sowie eine Tochter.

Seine erste Frau hieß Esther Kern. Sie muß eine verwitwete Möller gewesen sein, als Johann Georg sie heimführte, da in jenem Kaufbriefe, in welchem drei Brüder Ottenfeld das väterliche Erbgut Schürgiswalda an ihren vierten Bruder Balthasar David verkaufen, auch ihres „Herrn Stiefbruders Daniel Balthasar Möllern" Erwähnung getan wird.

---

[1]) Nun folgt in ausführlicher Weise die ganze Marktordnung. — [2]) Landtäfliches Instrumentenbuch 315, Nr. 21.

Die erwähnten drei Eintragungen der Schluckenauer Matriken sind folgende: I. Den 15. Juny 1659 ist von Schlukenau ain Kind getauft mit Namen Mathïas. Der Vater heißet Friedrich Rheinitzfeldt und die Mutter Dorothea. Die Taufpathen sind gewest: Herr Elias Friedrich von Kreibitz, Herr Balthasar Müldner, Bürgermeister von Schluckenau und Jungfrau Anna Sybilla, des Herrn, Herrn Johann Georgen Otten v. Ottenfeld von Rumburg dero Zeit Hauptmann von Rumburg Schluckenau und Hainßbach Eheleibliche Dochter. — II. Den 5. May 1660 getauft ein Kind Anna Sophia des Mathäus Bogatzen zu Schluckenau Tochter. Pathen sind gewest: Johan Georg Otho v. Ottenfeldt aus Schörgeswalde, Hauptmann, und Frau Esther Ottin v. Ottenfeldt auf Schörgeswalde. — III. Ao. 1661. 16. Januari Getaufet ein Töchterlein des Matheus Bogatzen. Pathen waren: Herr Balthasar Otto v. Ottenfeldt aus Schirgswalde, Ihre Kais. Köngl. Majestät Jägermeister. Daniel Balthasar Möller, Kornstoßer in Hainspach und Frau Esthera Ottin v. Ottenfeldt.

Was den Stiefsohn Daniel (auch David) Balthasar Möller anbelangt, so bringt Lahmer's Gedenkbuch der Stadt Schönlinde einen Bericht des Pfarrers Höfner aus Schluckenau an den Kardinal Harrach vom 17. April 1651. Dieser Bericht ist in lateinischer Sprache geschrieben und führt in mehreren Punkten alle Details an, welchen Widerstand die Protestanten in seiner Pfarre gegen die Rückkehr zum Katholizismus leisten. Im Punkt 5 sagt er: „Es hält sich in der Gemeinde ein unkatholischer, aber nicht untertäniger Bürger auf, genannt Balthasar Möller alias Schwartz, er ist ein Häretiker schlimmster Sorte, gibt keine Hoffnung, ihn zu bekehren und es ist wünschenswert, ihn zu entfernen.[1]) Wenn dieser Balthasar Möller identisch mit dem Stiefsohne Johann Georg's ist, was allen Anschein hat, so hat der guter Pater Benediktiner-Pfarrer seine Hoffnung, ihn zu bekehren, doch zu früh aufgegeben. Als so schlimmer Häretiker wird er wohl kaum als Pate bei einer katholischen Taufe zugelassen worden sein.[2])

Aus der Ehe Johann Georg's mit Esther gingen nachweisbar vier Söhne und eine Tochter hervor. Johann Georg, der älteste Sohn, dann Balthasar David, nach diesem Johann Christoph und als Jüngster

[1]) Lahmer: Schönlinde, p. 93. — [2]) Auch Daniel (David) Balthasar Möller ist seinem Stiefbruder Balthasar David v. Ottenfeld später nach Brandeis a. E. gefolgt und hat sich dort ansässig gemacht. Am 30. September 1687 stellt der Brandeiser Bürger und Ratsmann Herr Balthasar „de" Möller an den dortigen Magistrat die Bitte, seine Grundstücke, Felder und Gärten an seine „Schwägerin", die Frau Margaretha Isabella v. Ottenfeld, geb. v. Wiesenberk, verkaufen zu dürfen. — Die Möller sind eine alte Rumburger Bürgerfamilie gewesen, und zur Zeit Johann Georgs war ein Hanns Möller ältester Stadtrichter und eine Zeit lang auch Hauptmann von Rumburg. Er scheint das Haupt dieser Familie gewesen zu sein. Außer ihm existierten noch um 1620—1640 ein Christoph, Mathias und Gregor Möller (vielleicht seine Söhne oder Brüder). — Der auf der Brandeiser Herrschaft als Hofjäger, später als Forstmeister bedienstete Johann Ludwig von Müller (rekte Möller; dieser Name wird merkwürdigerweise immer in Müller, Myller, Mibler verstümmelt und wieder eben so oft in Möller berichtigt) wird wohl ein Sohn des Stiefsohnes Joh. Georg's gewesen sein. Er war mit Ursula v. Mermeth verehelicht und stand in regem, verwandtschaftlichem Verkehr mit seinen vier Onkeln Ottenfeld und deren Kindern.

Johann Friedrich. Die Tochter Anna Sybilla dürfte wahrscheinlich zwischen Balthasar und Johann Christoph einzureihen sein. Frau Esther dürfte bald nach 1661 gestorben sein, und Johann Georg heiratet trotz seiner meist schon erwachsenen Kinder noch einmal (wahrscheinlich in Rumburg) die Witwe Anna Weicker(in) auf Kießdorf. Diese Ehe war jedenfalls kinderlos,[1]) da in den vielen noch vorhandenen Prozeßakten der vier Brüder Ottenfeld contra ihrer Stiefmutter nur diese für sich einen Anteil an dem Erbe beansprucht und nie auch eines Kindes gedacht wird. In diesem langjährigen Prozesse werden überhaupt als Erbnachfolger nur die vier Brüder Ottenfeld genannt, ebenso bei dem Verkauf des väterlichen Gutes Schirgiswalde an Balthasar David v. Ottenfeld, so daß die Vermutung gerechtfertigt erscheint, daß um 1667 die Schwester Anna Sybilla nicht mehr lebte und auch andere Kinder nicht vorhanden waren.

Diese zweite Ehe Johann Georg's war nicht von langer Dauer. Am 2. August 1666 signiert noch Johann Georg die Rumburger Stadtbücher und Kirchenrechnungen und am 20. Mai 1667 bitten die vier Brüder (seine Söhne) Ottenfeld in einer Eingabe an die Statthalterei in Prag um Aufhebung der gerichtlichen Sperre über den väterlichen Nachlaß,[2]) und gleichzeitig bittet der „älteste“ Bruder Johann Georg, ihm die Vormundschaft über den jüngsten Bruder Johann Friedrich zu übertragen. Johann Georg ist am 2. März 1667 gestorben. Er scheint, vielleicht durch einen Schlaganfall der Sinne beraubt, monatelang dahingesiecht zu sein, denn alle Anzeichen sprechen dafür, daß er kein Testament hinterlassen.[3]) Es wäre zu verwundern, daß er, der in seinem Berufe von so peinlicher Gewissenhaftigkeit war (wie die vielen exakt geführten Kirchenrechnungen im Liechtensteinischen Archiv zu Rumburg beweisen), nicht zu rechter Zeit über seine Habe letztwillig verfügte. — Wie schon erwähnt, sind die alten Rumburger Kirchenmatriken verbrannt, die Stadt selbst mag gleich nach dem Brande von 1720 neu erbaut, sich auch verbreitert haben, und der alte ehemalige Friedhof wurde aufgelassen, so daß auch ein Leichenstein nicht nähere Kunde von seinem Sterben gibt.

Mögen diese wenigen, mühsam gesammelten Nachrichten das Andenken an Johann Georg Otto wieder wachrufen, zu mindest bei jenen, die von seinem Stamme, von seinem Blute sind und die in seinem rastlosen und opferwilligen Wirken, in seinem energischen Streben nach Besserem, einen Leitfaden finden für ihr eigenes Tun.

Schon die letzten Lebensjahre Johann Georg's sah die Familie nicht mehr vereint. Wahrscheinlich ist Anna Sybilla schon vor ihres Vaters Hintritt verstorben, Johann Georg der älteste Sohn hat sich in die Lausitz gewendet und verwaltet dort das Gut Mittel-Thiemendorf der verwitweten Gräfin Anna Eleonora v. Nostitz, Balthasar David scheint

[1]) Die Witwe (Ottenfeld geb. v. Dornfels verw. Weiker) verheiratete sich — laut den Prozeßakten — mit Dirix v. Bruck und Rotenberg, Registrator im königl. Obersteueramt zu Prag. Statth.-Archiv Prag, Fasz. Otto v. Ottenfeld. — [2]) Akt im Statthalterei-Archiv. Faszikel Otto v. Ottenfeld. — [3]) Eine Stelle in dem angeführten Gesuche weist auf eine „unlängst“, also schon früher gemachte Eingabe hin (dieses Schriftstück leider nicht mehr vorhanden), in welcher die Brüder Ottenfeld offenbar näheres über den Tod ihres Vaters berichten.

schon um 1657 in Brandeis an d. Elbe gewesen zu sein, um dort unter Führung des damals berühmten Jägers Hanns Conrad Paudler das Jägerhandwerk zu erlernen, und der jüngste Sohn Johann Friedrich studierte um 1665 auf dem Jesuitengymnasium in. Gitschin. Johann Christoph scheint der einzige gewesen zu sein, der seinem Vater in der Bewirtschaftung seines Gutes Schirgiswalde geholfen haben mag, denn Johann Georg hat seine Stelle als Amtshauptmann von Rumburg, Schluckenau und Hainspach bis an sein Lebensende innegehabt, daher er nur zeitweilig seinen Landsitz aufsuchen konnte.

Nach des Vaters Tod teilten nun die Brüder das Erbe und richten zu diesem Zwecke an die Statthalterei folgendes Gesuch:[1])

„Hoch- und Wohlgeborne, Wohlgeborne, Wohledle, Gestrenge, gnädige undt hochgebiettende Herrn.

Außß dem von unß Gebrüdern unlängst eingereichten Memorial ersehen Euer Excell. undt Gnaden mit mehrern, waß gestalt unser seeliger Vatter Todes verblichen und dessen auf unß gefallene Erbschaft bies dato in der Sperr verbleibet.[2])

Wann dann unter unß Gebrüder der jüngste Johann Friedrich bies dato unmündig undt also die Sperr ehe und bevor solcher bevormundet inhalt Novellen H. h. 5 nicht eröffnet werden kann, nun aber solche Vormundschaft mier alß eltisten Bruder gebühret.

Alß gelanget an Euer Excell. undt Gnaden mein Dienstschuldiges, gehorsambes Bietten, mir gegen anerbottener Caution meines vätterlichen Erbtheils und sonsten praestitis praestandis solche Vormundschaft zu conferiren und die diesorths gewönliche Relation an die königl. Landtafel gnädig ergehen zu lassen. Wobey mich gnädiger gewöhriger Resolution empfehle und verbleibe Euer Excellenz und Gnaden dienstschuldig gehorsambster

Johann Georg Otto v. Ottenfeldt m. p.
undt im Nahmen des unmündigen Bruders
Balthasar Davidt v. Ottenfeldt m. p.
Johann Christoph v. Ottenfeldt m. p.

Praesentatum: 20 Maij 1667.

Am 2. Juni 1667 dto. Prag erliegt schon die Relation zur königlichen Landtafel, daß dem Johann Georg Otto v. Ottenfeld die Vormundschaft über seinen unmündigen Bruder Johann Friedrich übertragen wird.[3])

Laut Kaufkontrakt dto. Drahobus vom 6. Dez. 1667 werden Schößendorf und Neudörfel für die Erben um 5000 fl. Rhn. und 100 fl. Schlüsselgeld an die Fürstin Anna Magdalena verw. Herzogin zu Sachsen, Engern und Westphalen, verkauft.[4]) Schürgißwald bleibt noch vorläufig in ihren Händen und Verwaltung des Bruders Johann Christoph, obwohl am 29. Juni 1667 ein Kaufvertrag vorliegt,[5]) nach welcher „Ritter Balthasar David v. Ottenfeldt auf Wessec Ihro Röm. kais. Majest. Forstmeister zu Prag, von seinen Brüdern

---

[1]) K. k. Statthalterei-Archiv, Faszikel Otto v. Ottenfeld. — [2]) Dieses Memorial ist leider nicht mehr vorhanden, es hat jedenfalls über den Tod Johann Georg's des Vaters Näheres berichtet. — [3]) Statthalterei-Archiv, Faszl. Otto v. Ottenfeld. — [4]) Landtäfl. Instrum.-Buch, 317. F. 20. p. v. — [5]) Landtäfliches Instrumentbuch 317, lit F. 11. p. v.

Johann Georg auf Mittel-Thiemendorf, Johann Christoph auf Schürgiswalde und Johann Friedrichen das väterliche Erbgut Schirgiswaldt cum appertinentien um 36.000 fl. Rheinisch kauft. — In diesem Kaufvertrage wird etwas oberflächlich alles angeführt was zu dem Gute gehörte. Außer dem Städtlein war noch ein Dorf, genannt Müdorf, zinspflichtig, ferner 2 Meierhöfe, Bränhaus, Äcker, Wiesen, Waldungen, Teiche, verschiedene Gerechtsame, „anwesende und verloffene" Untertanen u. s. w. Bei den Zahlungsmodalitäten wird auch des „Herrn Stiefbruders Davidt Balthasar Möllern" Erwähnung gethan, indem auch diesem in drei Raten (je 2000 fl., 1400 fl. und 1400 fl.) 4400 fl. zufallen.

Doch scheint dieser Kauf nur ein Scheinkauf gewesen zu sein, um die Erbteilung zu erleichtern, da sowohl in jenem Kaufkontrakt von 1674, in welchem Schirgiswalde an Frau v. Pachta verkauft wird, wie in den vielen Akten die von einem sogleich beginnenden Prozeß gegen diese Käuferin veranlaßt waren, stets sämtliche 4 Brüder Ottenfeld unterzeichnen.

Schon lange vor diesem Rechtsstreite mußten jedoch die 4 Brüder im Prozeßwege den pekuniären Ansprüchen ihrer Stiefmutter nachkommen. Auch dieser Streit zog sich von 1669 bis 1674 hin und endigte zum Nachteil der Brüder.

Bald nach dem Tode Johann Georg's heiratete (1868) seine Witwe Anna den Prager Patrizier Dirix (v. Bruck u. Rotenberg), zieht sogleich alle Rumburger Liegenschaften ein und verkauft sie. Am 3. Jänner 1669 ergeht an die 4 Brüder Ottenfeld die Aufforderung, sich an einem zu bestimmenden Tag und Ort mit der Anna Dirixin ob des hinterlassenen Vermögens in gütlicher Weise zu vergleichen. Aus diesem Akte geht hervor daß die Anna Dirixin sich auf einen Ehekontrakt stützt und schon mehrfache Versuche gemacht hat, sich mit den Stiefsöhnen gütlich abzufinden. Schon am 22. desselben Monats wird anbefohlen, daß diese Zusammenkunft der streitenden Parteien am 7. Februar um 2 Uhr nachmittags in „meiner, des Grafen Kolovrat Behausung stattzufinden habe zwecks gütlicher Austragung des Erbstreites zwischen der Edlen und tugendsamen Frau Anna Dirixin Witwe des Johann Georgen v. Ottenfeld und ihrem Gegenpart". — Am 24. April bedankt sich Balthasar David v. Ottenfeld als Mandatar seiner Brüder, zur Ordnung des Verlassenschaftsstreites zwischen den Brüdern Ottenfeld und „unserer Frau Stiefmutter" Frau Anna Dirixin, bei der jüngst stattgehabten Kommission, für die ihnen erteilte Frist von 3 Wochen, bittet aber dieselbe um 14 Tage zu verlängern, da seine Brüder nicht alle hier sind, daher nicht rechtzeitig rückantworten können insbesonders der „älteste" Bruder in Schlesien sei jetzt nach Breslau verreiset. — Den Brüdern scheint es aber mit diesem Ausgleich nicht ernst gewesen zu sein, zum mindesten taten sie Alles, um die Sache zu verschleppen, denn schon am 20. Mai erhebt Balthasar David auch im Namen der Brüder Vorstellungen gegen die Ansprüche der Stiefmutter, sagt auch darin, daß dieselben vielfach auf nicht ganz rechtliche Auslegung des Ehe-Kontraktes durch den Rat von Rumburg beruhen, und fordert die dortigen Dokumente einzusehen.[1])

[1]) Sämtliche Akten im Statthalterei-Archiv, Faszl. Otto v. Ottenfeld. — Rumburger Grundbücher, Bd. IV.

Am 6. Juli beschwert sich die Klägerin über die 4 Brüder, da sie zu der angesagten Kommission nicht erschienen sind; am 5. September sendet Balthasar David ein vom Dr. Joh. H. Proxe unterzeichnetes Zeugnis, daß er seit geraumer Zeit an „Quaranta" leide und das Haus nicht verlassen kann; am 20. Oktober werden alle 4 Brüder zu einer neuerlichen Kommission zitiert; am 8. November wird anbefohlen, für den 17. Dezember die letzte Tagsatzung, in der Sache der vier Brüder gegen ihre Stiefmutter, einzuberufen. — Balthasar David, der mittlerweile als Forstmeister nach Brandeis a. E. versetzt wurde, bevollmächtigt zu dieser Kommission den Georg Syrgansky und ist dieses Schriftstück schon von Brandeis 15. Dezember 1669 datiert.

Auch diese „letzte" Auseinandersetzung scheint zu keinem Resultat geführt zu haben, denn der nächste noch vorhandene Akt datiert vom 16. November 1671, in welchem den 4 Brüdern (alle mit vollem Namen benannt) eine 6wöchentliche „Dilation" erteilt wird zur Ordnung der Sache gegen ihre Stiefmutter „zuvor Ottenfeld jetzt Dirixin". Aus diesem Aktenstücke ist zu ersehen, daß sie als Abfindung 1500 Reichstaler begehrt. — Vom 7. April 1673 erliegt ein ähnliches Aktenstück, und erst am 9. April 1674 scheint der Streit sein Ende gefunden zu haben, denn an diesem Tage ergeht der Auftrag, das Urteil wie gewöhnlich zu publizieren, daß in Sachen der „Anna Dirixin, verwittwete Weikerin auf Kießdorf" die Gebrüder Ottenfeld verurteilt seien, ihr 1000 Reichstaler zu bezahlen.

Es mögen in diesem Prozesse wohl manche Akten fehlen, doch geht aus den noch vorhandenen (alle im Statthaltereiarchiv zu Prag) klar hervor, daß nach Johann Georg nur die 4 Söhne — Johann Georg, Balthasar David, Johann Christoph und Johann Friedrich — zurückblieben, an welche sich die Stiefmutter wenden konnte. Dieses Moment ist hervorzuheben, da in einem Schriftstück über den Verkauf des väterlichen Gutes Schirgiswalde plötzlich ein fünfter Bruder (Wenzl Sylvester v. Ottenfeld) eingeschoben wird, dessen Existenz später in einem Stammbaum, der in aller Form legalisiert und bekräftigt wird, (als Franz Wenzl) eine scheinbare Bestätigung findet.

Am 21. Oktober 1673 dto. Prag verkauft Balthasar David von Ottenfeld, Sr. Majestät wohlbestallter Forstmeister der königl. Herrschaft Brandeis, an Frau Mechtildis Pachtin[2]) geb. von Heistern sein erbeigentümlich von allen und jeden Ansprüchen befreites und im Leitmeritzer Kreis gelegenes Gut Schürgiswalde cum appertinentien um 30.000 fl. Rheinisch.

Unterschrieben ist dieser Kaufkontrakt folgend:

Mechtildis Pachtin geborne v. Heistern.
Ferdinand Ernst Freiherr v. Buckau.

Balthasar David v. Ottenfeld.
Wenzl Sylvester Smrczka v. Minichau.
J. G. v. Ottenfeldt.
Johann Christoph v. Ottenfeldt.
Johann Friedrich v. Ottenfeldt.

---

[1]) Landtäfliches Instrumenten-Buch 390, lit M. 4. p. v. — [2]) Gräfin Pachta v. Rayhofen.

Dieser sehr ausführlich behandelte Kaufvertrag ist in seinem vollen Wortlaute eingetragen in dem landtäflichen Instrumentenbuche „Pam. Morské Barwy 5 od 1672 do 74" Nr. 390 sub lit. M. 4 p. v.

Wo und ob die Originale existieren, ist unbekannt.

Im Archiv des böhmischen Landesmuseums zu Prag, Faszikel Otto v. Ottenfeld, befindet sich eine „alte Abschrift" des gekürzten Wortlautes des Kaufvertrages ebenfalls vom 21. Oktober 1673.

Extrakt. Moratorium Indultum, in Summa keine Exeption.

Balthasar David v. Ottenfeld, S. M. Forstmeister in Brandeis, verkauft an Frau Mechtildis Pachtin geb. v. Heistern sein ihm erb-eigenthümlich gehöriges Gut Schirgiswalde sammt Brauhaus-Brautpfanne und daselbst befindlichem Beilaß um 30.000 fl. Rhn. an guter gangbarer Münze. Diese Summe ist, abzüglich der auf dem Gute haftbaren creditorien von 16.000 fl., baar zu bezahlen.

Die Namensunterschriften der Zeugen und Verkäufer sind in diesem Akte wie folgt eingezeichnet:

Mechtidis Pachtin geb. v. Heistern.	Balthasar David v. Ottenfeldt.
Ernst Freiherr v. Buchau	Sr. kais. M. Forstmeister in Brandeis.
Herr auf Pollerskirchen, kais. Rath u. Landrechts-Beisitzer in Mähren.	Wenzl Sylvester v. Ottenfeld.
	Johann Georg v. Ottenfeld.
	Johann Christof v. Ottenfeld.
	Johann Friedrich v. Ottenfeld.

Bei dieser Abschrift mag folgender Fehler unterlaufen sein: Der Zeuge der Käuferin fertigt gleich unter ihrer Unterschrift, der Zeuge des Verkäufers gleich nach dessen Signum. Der Schreiber mag dies vielleicht übersehen haben und schreibt statt Wenzl Sylvester Smrczka v. Minichau rasch Wenzl Sylvester v. Ottenfeld. Aus diesem Verkaufe entspann sich ein langjähriger Prozeß, viele Akten, die darauf Bezug haben, erliegen noch heute im Statthaltereiarchiv und im Archiv des böhmischen Landesmuseums, beinahe alle sind von den 4 Brüdern unterschrieben oder sie werden namentlich genannt, doch ein Wenzl Sylvester Ottenfeld wird niemals und nirgends wieder erwähnt. Auch muß auf jenes Dokument (vom 12. Sept. 1674 datiert) noch hingewiesen werden[1]), mit welchem der älteste Bruder „Hanns Georg v. Ottenfeld der Frau Mechtildis Pachta geb. v. Heistern mit seinem Gute Mittel-Thiemendorf bürgt, für die Gewähr des Gutes Schürgiswalda wegen der auf seinen Theil entfallenden Rate von 7500 fl. Rhn." Er bezeichnet in diesem Schriftstück die Rate von 7500 fl. ausdrücklich als „Quarte" des Kaufpreises, es können daher nur 4 Brüder gewesen sein und ein Wenzl Sylvester v. Ottenfeld hat nie existiert.[2])

Genau ein Jahr nach dem Verkaufe des väterlichen Erbgutes stoßen wir auf eine vom 30. Oktober 1674 datierte Klageschrift der 4 Brüder Ottenfeld gegen Frau v. Pachta. In diesem Akt[3]) wird die Nicht-

---

[1]) Staatsarchiv Breslau, Schw. J. III, 15. W. W. 213. — [2]) Von jenem Franz Wenzel v. Ottenfeld, der in dem angeführten Stammbaum figuriert, wird an anderer Stelle Erwähnung getan. — [3]) Archiv d. böhm. Landesmuseums Fasz. Otto v. Ottenfeld.

zahlung eines Teiles der Kaufsumme beanständet und der Antrag auf Rückkauf des Gutes gestellt, da „der Verkäuffer von einer Zeit auf die andere so zu sagen Bey der nasen herumbgeführet werde“. Signiert ist dieses Schriftstück von allen 4 Brüdern. Weitere 2 darauf bezügliche Akten vom 25. Dezember 1674 und 7. Jänner 1675, welche sonst kein besonderes Interesse bieten, sind ebenfalls von den 4 Brüdern unterfertigt sind.[1]) Ebenso 4 Stück Akten aus den Jahren 1674 bis 1677, aus welchen hervorgeht, daß mittlerweile Frau v. Pachta einen Teil des Gutes oder gewisse Rechte auf demselben einer Frau v. Walderode eingeräumt, gegen welches Vorgehen die Brüder Ottenfeld Stellung nehmen.[2]) Eine Eintragung in den Landtäflichen Büchern vom 7. Dezember 1676 sagt, daß: Frau v. Pachta geb. v. Heistern als jetzige Inhaberin von Schirgiswald hat gutwillig angenommen die Einführung des Georg Adalbert Jakobetz, Kammerling bei der böhm. Landtafel von der Anna Walderodin geb. de Wittin von Lilienthal, in die Güter und Gründe des Balthasar David v. Ottenfeld als damaligen Cessoris wegen nicht völlig entrichteter 4000 fl. Rhn.[3]) — Eine Juxta zu dieser Eintragung vom 1. Juni 1677 sagt, daß Balthasar David, Johann Georg, Johann Christof und Johann Friedrich, sämtlich Gebrüder v. Ottenfeld, gegen die Einführung der Frau Anna Walderode geb. de Witt in die Güter und Gründe des Balthasar David protestieren und bitten dies als nichtig aus der königl. Landtafel zu kassieren. Dieser Prozeß spinnt sich nun noch Jahre, und erliegen im Statthaltereiarchiv noch weitere 6 Stück Akten und kaiserliche Briefe, die sich mit dieser Sache beschäftigen. Frau von Pachta gab oder vererbte das Gut Schirgiswalde weiter an eine Frau Rosina Freiin von Przichovski geb. von Saar, denn gegen diese richten sich nun die Klagen der Brüder Ottenfeld. Wie und wann dieser Streit endigte, ist unbekannt, der letzte vorhandene Akt datiert von 1682.

Es ist nur zu bedauern, daß die Brüder dieses Gut in fremde Hände vergaben und nicht für bleibend im Familienbesitz erhielten. Der jeweilige Besitzer von Schirgiswalde mag durch die vom Stammlande getrennte Lage wohl manche Unannehmlichkeiten, aber auch viele Vorteile gehabt haben. Die Eintreibung der Steuern scheint von Seiten der österreichischen Behörde lässig und gewissermaßen nur pro forma betrieben worden zu sein. 1809 trat Österreich diese Enklave an Sachsen ab, doch kümmerte sich dieses, von den Stürmen der Napoleonischen Zeit beschäftigt, gar nicht darum, und nach der Schlacht von Leipzig, in welchem die meisten früheren Friedensschlüsse umgestoßen wurden, war natürlich von einer Oberhoheit Sachsens über Schirgiswalde keine Rede mehr. Erst 1845 kam es definitiv an Sachsen, und so regierten die guten Bürger des Städtchens sich und zwei hinzugehörige Ortschaften (Neuschirgiswalde und Petersdorf) durch 36 Jahre selbst und bildeten

[1]) Archiv d. böhm. Landesmuseums, Faszk. Otto v. Ottenfeld. — [2]) Akten im k. k. Statthalterei-Archiv, Faszl. Otto v. Ottenfeld. — [3]) Landtäflich Instrumenten-Buch, A. 22.

eine förmliche Republik. Während dieser Jahre hatte Schirgiswalde weder Steuern, noch irgendwelche Landesabgaben zu entrichten und keine Rekruten zu stellen. Von der Gemeindesteuer war die Grundherrschaft befreit und alle Robotarbeit für sie wurde genau so ausgeführt wie eh' und bevor.

Johann Georg der Älteste saß auf seinem Gute Thiemendorf, das er mittlerweile gekauft, Balthasar David hat als kaiserlicher Forstmann rasche Karriere gemacht und zog auch seine jüngeren Brüder Johann Christoph und Johann Friedrich in diesen Beruf, denn damals galt dieser noch als ein gut adelig Handwerk und mag durch seine glänzende Außenseite alle die schweren Nachteile verdunkelt haben, welche später Enkel und Ur-Urenkel bitter empfinden mußten. —

Wie wir aus allen angeführten Dokumenten ersehen, hinterließ Johann Georg vier Söhne und jeder derselben gründete nun eine Familie; in vier Hauptlinien und in der Folge in viele Nebenlinien zerteilt hat sich der Name Otto von Ottenfeld bis heute erhalten und die Träger dieses Namens haben zumeist mit merkwürdiger Zähigkeit an ihrem Stammlande Böhmen gehalten.

Aus der Familienchronik der „Ottenfeld". R. v. Ottenfeld.

Die Böhm. Kamnitzer Wirtshäuser.[1])

Mitgeteilt von Karl Fleck in B. Kamnitz.

Das Lied wurde in Kamnitz Anfang der 40er Jahre, und auch später, sehr gesungen nach der Melodie „Doktor Eisenbart".

1.

Was fang' ich armer Schlucker an,
Die Gelder sind verzehret,
Der letzte Heller ist vertan,
Der Beutel ausgeleeret.
Nun seh' ich es ganz hell und klar,
Daß ich ein Bruder Lumpus war,
O Jerum, o jerum, o jerum jemine.

2.

Bei Helzeln[2]) und Flecken[3]) war ich oft,
Wenn Harfenmädchen spielten,
Ich küßte manche unverhofft,
Wenn sie nach Andern schielten;
Und taten sie nach meinem Sinn,
Da warf ich manchen Zwanz'ger hin. O Jerum.

---

[1]) Dieses Lied hab' ich in meinen Knabenjahren von den Burschen unseres Dorfes oft singen hören, aber natürlich nur jene Strophen behalten, welche mir bekannte Wirtshäuser berührten. (Vgl. Paudler: Nordböhm. Volkslieder, p. 46). Übrigens glaub' ich, daß das Lied von Schauspielern herrühren mag, die es im Theater sangen. Wenigstens habe ich im Leipaer Theater zum Saal vom Komiker der Maschek'schen Truppe ein ganz ähnliches Lied singen hören, worin von der „Finke", der „Ratte", vom „letzten Pfeng" und anderen Leipaer Wirtshäusern die Rede war. A. P. — [2]) Das ist bei Eduard Helzel, Fleischhauer. — [3]) Gasthaus „zur Sonne".

3.

Bei Helzel Gutteln[1]) auf dem Ring,
Da kauft ich mir Pom'ranzen,
Bei Knoth Natz'n[2]) hört ich Wunderding,
Ich ging zu Helzel Franzen[3])
Und da schon alles schlief im Roß,
So eilt' ich 'nauf zur alten Post.[4]) O Jerum.

4.

Bei Schaasten Natzen[5]) habe ich
Die Würste stets verzehret,
Bei Neudörfeln,[6]) da habe ich
Pistolen ausgeleeret.
Komm nicht mehr hin, 's Bier ist zu schlecht,
Er tauft zu sehr, der dicke Hecht.
O Jerum, o jerum, o jerum Jemine.

5.

Bei Samson[7]) trank ich stets Liqueur,
Bei Hoppenmicheln[8]) Fischper[9]),
Und steht mein Hütchen gleich die Quer,
So schlug ich dennoch Zither.
Das alles ist nun jetzt vorbei,
Denn die Saiten sind entzwei. O Jerum.

6.

Beim Buchbinder,[10]) da haben's mich
Fast alle Tag getroffen,
Und wenn ich in die Scheere[11]) kam,
Da war ich stets besoffen.
Boutellen, Bier und Punsch, adje —
Jetzt sauf ich nichts als bittern Thee. O Jerum.

7.

Im letzten Pfennig[12]) haben mich
Die Gensdarmen aufgehoben,
Ins Rathaus haben's mich geführt,
In Arrest hinein geschoben.
Da hab' ich g'sessen vier Tag drinn —
Im letzten Pfennig komm'ch nicht mehr hin. O Jerum.

8.

Zu Pieschen[13]) an die Henne 'naus
Bin ich sehr oft gewandert,
Da hab ich manchen Rausch gehabt,
Jetzt überlaß ich's Andern.
Und kommt dann einer nach mir hin,
Bezahlet, was ich schuldig bin. O Jerum.

---

[1]) Gotifried Helzel, Kaufmann, sein Sohn Josef, Gasthaus „zum Adler". — [2]) Ignaz Knote, Fleischer, hatte seinen Schank in der Spitalgasse, gegenwärtig Besitzer Moritz Hecksch, Destillateur. — [3]) Gasthaus „zu drei Karpfen", neue Gasse. — [4]) Gasthaus bei Gebrüder Schiffner, Roßmarkt, jetzt kein Gasthaus mehr. — [5]) Ignaz Katschinka, Fleischer und Gasthaus „zum blauen Löwen". — [6]) Personalschank zum „grünen Kranze", jetzt Besitzer Josef Beutlich, Fleischhauer, unterer Mühlgraben, jetzt kein Gasthaus mehr. — [7]) Gasthaus „zum Nordpolfahrer". — [8]) Gasthaus „zum Bär" unter den Lauben. — [9]) Patuckenbier. — [10]) Bier- und Weinschank, jetzt Besitzer Robert Bürger neben „Hotel Stern"; kein Schank mehr. — [11]) Besteht nicht mehr als Gasthaus. — [12]) „Letzte Pfennig" noch mit dem alten Namen, hinter der Kapelle. — [13]) Altes Holzhaus. Sonntag war immer Harfenmusik. Seit dem neuerbauten Saale heißt es „zur Wartenburg".

9.

Auf Markersdorf zum Liebchen [1]) naus
Ging ich einmal wallfahrten.
Weil mich die Hitz' und Staub geniert,
Blieb ich in Knechtels Garten,[2])
Und Abends spät bei Mondenschein
Ging's recht fidel und lustig heim.
O Jerum, o jerum, ꝛc.

10.

Hinunter in das Tetschner Bad
Bin ich gar oft kutschieret,
Das Bodenbacher Bier hat mich
Auch öfters duschinieret (!).
Jetzt führt mich nichts mehr an den Ort,
Die Silberzwanz'ger flohen fort. O Jerum.

11.

Als ich noch im Wohlstand lebt',
War ich in Eurer Mitte;
Da nun dieses nicht mehr ist,
Verläßt mich auch Brigitte.
Sie fuhr dann fort mit Schawl und Hut
Nach Schwoike [3]) auf ein Bauerngut. O Jerum.

12.

Adje ihr lieben Wirtshäuser,
Jetzt stell ich auf die Mösen,[4])
Und fang' ich keine Mösen mehr,
So bind' ich lauter Besen.
Haben's Zeit, besuchen's mich, ich bitt',
Ich stell' auf Knipsens Mösenhütt'.[5]) O Jerum.

13.

Als ich noch im Wohlstand war,
Stand jedes Herz mir offen,
In der Liebe hab' ich sogar
Die Heiden übertroffen.
Klopf' ich jetzt an, heißt's: Bleib zuhaus!
Drum ist auch jetzt mein Liedchen aus.
O Jerum, o jerum, o jerum jemine.

Anhang. Ein Schullied, welches bei uns in Böhm. Kamnitz unter meiner Schulzeit in der zweiten Knabenklasse vom Herrn Lehrer Anton Grund [6]), der 1853 als Aushilfe bei Herrn Lehrer Gloger wegen dessen Krankheit war, im Duett für Alt und Sopran einstudiert wurde, lautet wie folgt:

---

[1]) Richtig bei Liebschen in Kamnitzerneudörfel (jetzt Donath). Sch.-L. — [2]) Gartenschänke. — [3]) Schwoyka bei Bürgstein, bekannt durch einen weit berühmten Tanzsaal. Sch.-L. — [4]) Meisen. Sch.-L. — [5]) Knipsens Meisenhütt, sogenannter Knipsjakob. — [6]) Herr Lehrer Anton Grund war früher Unterlehrer in Schönlinde, ging 1852 vom Schulfache weg und betrieb in Kamnitz ein Strumpfwaren-Geschäft, wobei er eben wegen der Krankheit des Hrn. Lehrers Gloger 1853 hier Aushilfe leistete, bis dann Herr Gloger einen Gehilfen erhielt, und zwar Hrn. Gottfried Schnabel, welcher von Preschkau hereinkam.

1.

Sink', o Körnlein, denn hinab
In das stille, kühle Grab,
In das Beet voll Erde.
Erde streu' ich auf dich her,
Bis, mein Körnlein, ich nichts mehr
Von dir sehen werde.

2.

Aber, Körnlein, habe Mut,
Sieh, du liegst ja sanft und gut,
Hast bald ausgeschlafen,
Blickst dann aus dem Grab hervor,
Blühst als Blume schön empor,
Bist ganz neu geschaffen.

3.

Ich auch sinke einst hinab
So wie du in's kühle Grab,
Mich auch deckt die Erde;
Aber herrlicher noch ruft
Aus der düstern, finster'n Gruft
Mich des Schöpfers Werde.

Weihnachtsgebräuche.

Von A. Paudler.

Im Laufe der Jahre ist mir eine große Zahl von Weihnachtsgebräuchen bekannt geworden, welche im nördlichen Böhmen vorkommen. Insbesondere habe ich ihrer viele aus dem Leipaer Bezirke erfahren, die mir so ziemlich alle von meinen Schülern mitgeteilt worden sind. Andere hab' ich in meiner eigenen Heimat selbst erfahren und selber miterlebt.

Es wird Zeit, daß ich diese Meldungen und Erfahrungen vor die Öffentlichkeit bringe. Da aber die Gesamtheit mit allen Einzelheiten und Abänderungen, wie sie nachgewiesen werden können, ziemlich viel Raum beanspruchen würde, so beschränke ich mich für diesmal auf jene Gebräuche und Volksmeinungen, welche in meinem väterlichen Hause üblich waren und es teilweise noch sind.

Der heilige Abend war erschienen, die Weihnachtskuchen[1]) waren gebacken, die Stube war gewaschen und mit Sand sowie mit Stroh bestreut.[2])

Wenn in der Dämmerung das erste Licht angezündet wurde, da war es ein feierlicher Augenblick. Jeder forschte nach dem Schatten

---

[1]) Jetzt werden lieber Weihnachtsstritzel gebacken. — [2]) Das war wohlgetan. Denn zu jener Zeit verkehrte bei uns, namentlich vor einem Festtage, viel Volk, das gewöhnlich viel Schnee und Schmutz in die Stube brachte. Das Stroh wurde am heiligen Tage entfernt, der Sand erst am „Mittelfeiertage“ (St. Stephanifest). In neuerer Zeit pflegt meine Schwägerin statt des Strohes geringe Teppiche auszubreiten, aber mir ist es immer, als ob das Stroh feierlicher und weihnachtsmäßiger gewesen wäre. So groß ist die Macht der Gewohnheit, die Macht des Jugendeindruckes. Aber die Decken sind jedesfalls bequemer und überdies nicht so feuergefährlich wie das Stroh.

seines Kopfes, denn „wessen Schatten keinen Kopf hat, der stirbt im Laufe des Jahres". Übrigens suchten wir, als wir etwas älter waren, dem Glücke nachzuhelfen und uns vorsichtiger Weise jedesmal so zu stellen, daß der Kopf des Schattens auf eine Wand fallen, nicht aber durch ein Fenster sich davonstehlen oder durch den Schatten einer andern Person sich verdecken lassen sollte.

Es folgte die Besorgung des Viehes. Das Vieh bekommt am heiligen Abende recht satt zu fressen. Auch bekommt jede Kuh eine halbe Nuß, dann Brot und ein Stückchen Rindfleisch, wenn auch das Stückchen nicht größer als ein Daumenköpfchen ist. Manche Kühe fressen das Fleisch, manche aber nicht.[1]) Schließlich bekommen die Kühe, welche noch nicht benannt sind, am heiligen Abende auch ihren Namen, indem man ihnen denselben in's Ohr schreit. Diese Namen sind meist den Farben oder auch den Blumen entnommen: „Braune, Strieme, Blässe, Schecke, Nelke." Die Farbennamen entsprechen den Farben der Kühe.[2])

Die Hühner werden am heiligen Abende mit Weizen gefüttert, damit sie auch einen Festtag haben.

Zum Abendessen sollen neunerlei Speisen sein, darunter Mohnsuppe, Hirse — davon werden sie reich und haben Geld —, Schwammsuppe — davon stehen die Kleider schön —, auch Heringe, gekochtes Obst, Apfelschnitte,[3]) Äpfel und Nüsse. Manchmal wird auch Salz und Brot gerechnet, damit die Neunzahl herauskommt. Bröselein und Schalen bleiben auf dem Tischtuche liegen, werden mit demselben zusammengerafft und früh unter die Bäume des Gartens gestreut. Wenn das geschieht, so soll es im nächsten Jahre viel Obst geben.

Nach dem Abendessen folgen verschiedene Spiele und Befragungen der Zukunft.

Junge Leute setzen sich „in die Stube"[4]) mit dem Rücken gegen die Türe und werfen einen „Latschen" (Pantoffel) rücklings über den Kopf. Wenn die Spitze des Schuhwerks gegen die Türe liegt, so kommen sie fort[5]) und heiraten.

Es wird auch Blei gegossen und in's Wasser geschüttet. Aus den Figuren, die sich im Wasser aus dem Blei gebildet haben, wird auf die Zukunft geschlossen. Mädchen suchen das Gewerbe und den Stand ihres künftigen Ehemannes aus den phantastischen Bleigebilden zu erraten, wobei natürlich Witz und Einbildungskraft eine große Rolle spielen.

Beim „Rupperhorchen"[6]) gehen zwei oder drei junge Leute zum

---

[1]) Ich muß gestehen, daß ich, als ich zuerst von diesem Fleischfüttern, das der Natur des Rindviehes so sehr entgegen ist, Nachricht erhielt, mich sehr darüber gewundert habe und es nicht glauben wollte. Endlich mußte ich es doch glauben, als mir versichert wurde, daß das Fleischfüttern in unserm eigenen Hause vorkommt. — [2]) In neuerer Zeit kommen jedoch auch andere Namen von absonderlicher Art in Gebrauch. So hatten sie bei uns eine Kuh, welche sie den „Postmeister" nannten, weil sie aus dem Stalle eines Postmeisters gekauft worden war. Eine andere Kuh hieß die „böhmische". Mit letzterer pflegte mein Bruder, wenn sie nicht recht folgen wollte, in ihrer Muttersprache zu reden: Já ti dám! Mehr wußt' er selber nicht czechisch zu sprechen. — [3]) „Aeppelbissel". — [4]) d. h. auf den Fußboden, ei'n dråden. — [5]) In Bauerhöfen deutet es auch auf einen andern Dienst. — [6]) Nachbarhorchen.

Fenster eines Nachbarhauses, wobei sie sich irgend einen Wunsch denken und auf das horchen, was in der Stube gesprochen wird. Wenn sie ein „Ja" hören, dann wird der Wunsch in Erfüllung gehen; hören sie aber „Nein" sagen, dann wird der Wunsch unerfüllt bleiben. Mädchen nehmen wohl auch drei Erbschlüssel und klimpern mit denselben, gewöhnlich in der Nähe eines Zaunes. Dann lauschen sie, ob sie nicht irgend eine Stimme, einen Laut vernehmen.[1]) Denn von der Seite, auf welcher es pfeift oder ein Hund bellt, kommt der Freier. Wer am heiligen Abend etwas stiehlt, der hat, wie es noch aus früheren Zeiten überliefert ist, Glück im Stehlen. Und wenn sie auch nur ein „Klinkebändel" wegschnitten, es half. Das wurde namentlich von den „Buschgängern" (Holzfrevel) beobachtet. Seitdem aber der Holzfrevel abgestellt worden ist und wenn er einmal vorkommt, streng bestraft wird und dem Täter schlimme Folgen aller Art zuzieht, dürfte wohl dieser Aberglaube völlig geschwunden sein.

Eine andere Frage nach dem Glück geschah in folgender Weise: Man schöpfte im Finstern und mit geschlossenen Augen drei Löffel Wasser aus dem Ofentopfe, und dieses Wasser wurde dreimal umgemessen. Wurde des Wassers mehr, so bedeutete es Glück. Wird dessen weniger, so wird es, wie man glaubte, mit dem Schöpfenden zurückgehen. Wir Kinder hatten gewöhnlich zu tun, um unsere drei Löffel zustande zu bringen. Unser Vater aber hat jedes Jahr mehr als drei Löffel herausgebracht. Mein Bruder Franz soll im Jahre 1902 fast fünf Löffel voll gehabt haben, was eine wirklich auffallende Vermehrung zu sein scheint; gleichwohl ist er im Verlaufe des Jahres mit dem Erfolge nicht zufrieden gewesen.[2])

Der „Zwiebelkalender" wurde auch bei uns versucht, ohne daß dieser Name genannt worden wäre. Eine Zwiebel wird halb zerschnitten, und daraus werden nun zwölf Schalen gemacht, in welche man Salz gibt. Jede Schale bezeichnet einen Monat. Worin sich nun am Morgen Wasser befindet, das sind nasse Monate, die andern Schalen dagegen bezeichnen trockene Monate.

Um zwölf Uhr in der heiligen Nacht wird, wie eine alte Überlieferung behauptet, alles Wasser auf der Welt in Wein verwandelt.[3]) Aber es dauert nur einen Augenblick. Einer oder Eine wollte sehr klug sein und hatte während der Mitternachtsstunde in einer Tour Wasser geschöpft und gekostet, um ja den rechten Augenblick nicht zu versäumen. Und richtig. So geschah es. Das Wasser war Wein. Aber eine Stimme rief: „Itz bi ich Wein, und Du bist mein!"

---

[1]) Genau weiß ich diesen Brauch nicht, bin selber nie dabei gewesen. Aber meine Mutter war, wie sie erzählte, in der Christnacht mit andern Mädchen nach Markersdorf gegangen. In der Nähe der „alten Straße" wurde geklimpert. Da geschah ganz in der Nähe ein so lauter Pfiff, daß die Mädchen fast zu Tode erschraken. Und gerade in jener Gegend war meines Vaters Geburtshaus. — [2]) J. Grimm (Myth., p. 558) schreibt: „Ohne Rücksicht auf bestimmte Brunnen wird aus dem bloßen „Wassermessen" teure oder wohlfeile Zeit, Abnahme oder Zunahme der Güter erforscht, je nachdem das in ein Gefäß gegossene Wasser steigt oder fällt. Das scheint mir ein Gebrauch des hohen Altertums." — [3]) Vgl. A. Paudler: Das Weinwunder. Exk.-Klub, XVI, 328, 329.

Über Nacht findet am heiligen Abende die Christbescherung statt, welche der „Herr Christ“ besorgt. Es gab einen Christbaum und andere Geschenke, aber nur für die Kinder. So war es in meiner Jugend. Gegenwärtig wird der Christbaum schon abends angezündet.

An keinem „hehren Tage“, also auch nicht am Weihnachtstage darf man die Stiefel schmieren, sonst kommen die Ratten in's Haus. Jetziger Zeit hat dieser Glaube nichts mehr zu bedeuten, da das Schuhzeug nicht mehr geschmiert, sondern gewichst wird, was durch keinen Brauch verboten ist.

Das sind so ungefähr die Weihnachtsgebräuche, deren ich mich aus meiner Knabenzeit erinnere. Sie finden sich in sehr ähnlicher Weise, doch in viel größerer Zahl durch ganz Nordböhmen. Ich möchte nur noch hinzusetzen, daß unser Vater an einen Teil dieser Gebräuche und Volksüberlieferungen wirklich glaubte und ihre Wahrheit anerkannte. Wenn nichts daran wäre, so könnte, wie er meinte, das Wasser bei dem Wassermessen sich nicht vermehren, und das „Brautrampfel“, welches von Jahr zu Jahr älter wurde, müßte längst verschimmelt sein, wie man es bei jedem andern Brote sehen kann, das schon nach einigen Wochen verschimmelt ist. Aber bei all dieser Gläubigkeit an ein Höheres bewahrte er eine Ruhe, um die er zu beneiden war. Als er schon ziemlich bei Jahren war, hatten sie einmal beim Säen zwei Beete übersehen, was für jeden Landwirt eine unangenehme Sache ist und überdies als eine böse Vorbedeutung gilt. „Heuer müssen wir alle beide sterben; wir haben zwei Beete ausgelassen.“ So sagte er mir, als ich zum Besuche heimkam. Aber dabei blieb er so ruhig, als ob es sich um einen Ausflug nach Tetschen oder Rumburg gehandelt hätte, nicht aber um eine Reise, von der es keine Wiederkehr gibt. Es freut mich, diesem Berichte beifügen zu können, daß die Vorbedeutung sich nicht erfüllte. Vater und Mutter haben trotz der „ausgelassenen Beete“ noch durch Jahre gelebt.

Ich kann mich nicht erinnern, daß zur Zeit meiner Knabenjahre — also vor ungefähr einem Halbjahrhunderte — in meinem Geburtsorte Kamnitzerneudörfel ein Weihnachtsspiel, ein Hirtenspiel, ein Dreikönigsspiel aufgeführt worden wäre. Dagegen erzählte unser Vater, daß dergleichen Spiel noch in seiner Jugend zu Markersdorf (Freudenberg) geschah. Er selbst hatte dabei den Petrus gespielt, dessen Sprüchlein wir natürlich sehr bald auswendig gelernt hatten.

Die Achtung und Aufmerksamkeit, welche neurer Zeit dem Volkstümlichen gewidmet wird, hat es mit sich gebracht, daß mancher Altgebrauch hie und da wieder auflebt, und hat es wohl auch veranlaßt, daß seit einigen Jahren in Kamnitzerneudörfel wieder ein Christspiel aufgeführt wird. Es gehören dazu acht Personen: drei Engel, der hl. Christ, der hl. Nikolaus, der hl. Josef, der hl. Thomas und der hl. Petrus. Wie mir aber däucht, wäre nur ein Engel notwendig, statt der beiden anderen Engel könnten zwei Hirten auftreten. Denn es ist sonderbar, daß zwar Worte vorhanden sind, welche den Hirten zukommen, jedoch, wie es scheint, vom hl. Josef gesprochen werden. Jedesfalls handelt es sich um irgend ein Mißverständnis. Aber wann und durch wen es veranlaßt worden ist, kann ich bisher nicht sagen.

Das Spiel, dessen Text Marie Knobloch für mich niedergeschrieben hat, mag irgendwoher aus der Nachbarschaft eingeführt worden sein, dürfte aber die Kenner solcher Spiele durch eine ganz merkwürdige Besonderheit befremden. Es fehlt nämlich der Knecht Ruprecht (Rumperus), der sonst eine so beliebte Figur gewesen ist. Und die Ursache? Bei den ersten Aufführungen haben sich die Kinder vor dem Knecht Ruprecht so unmäßig gefürchtet, daß sich die Spieler genötigt sahen, auf den Ruprecht fortan zu verzichten, wofür dann der hl. Thomas in das Spiel aufgenommen wurde. Ich meine, diese einzige Tatsache spricht mehr und deutlicher als ein ganzes Buch über die Veränderungen im Familienleben und in der Kindererziehung.

Engel: Guten Abend will ich euch geben, von Gott ein langes Leben; jetzt stelle ich euch aber vor, daß der heilige Christ stets[1]) vor der Tür, er bringt mit sich einen schönen Abend von lauter Gold und edel Gaben, sogleich das kleinste Kindelein soll seinen Eltern fromm und gehorsam sein. — Heiliger Christ, komm auch herein!

Heiliger Christ: Vom hohen Himmel bin ich hergekommen und habe mir stets[2]) vor genommen von Mädchen und von jungen Knaben, die ich stets[3]) vor Augen habe, sogleich das kleinste Kindelein soll den Eltern fromm und gehorsam sein. — Nikolaus, du getreuer Knecht, komm auch herein und bericht' mich recht!

Der hl. Nikolaus: Wenn ich dir sollt' die Wahrheit sagen, hätt' ich gar viel anzuklagen; wenn die Kinder in die Schule gehn, bleiben sie auf den Gassen stehen, wenn sie die Eltern etwas heißen, so tun sie schnurren und wiederbeißen.

Der heilige Christ: Ei, ei, das sind gar böse Kinder, die mich sehr betrüben; hätt' ich's mir vorgenommen, wär' ich nicht in's Haus herein gekommen!

Nikolaus: Wärst du draußen geblieben!

Der heilige Christ: So will ich meine Mühe wieder sparen und will wieder gegen Himmel fahren. — Heiliger Josef, komm auch herein, wiege mir mein kleines Kindelein!

Der hl. Josef: Gott grüß das Kindlein hoch geboren, vor allen Englein auserkoren, ich will verehren mit Andacht, Lob und Preis ist seine Allmacht. (Singt): Um halber Mitter Nacht die Hirten erwachen, sie kunden nicht schlafen vor Rennen und Laufen, ihr Hirten, seid's froh dem Krippelein zu. — Dort auf jener Seite kniet ein alter Mann, er neigt sich mit dem Haupte[4]) und bet' das Kindlein an. Das Kindlein ist so nette, kann[5]) Maler malt's a so, es hat doch auch kein Bette, nur ein klein Wischlein Stroh. Ach, Vater, liebster Vater, das Kindlein ständ mir an und wenn ich's könnt gewinnen, ein Lämmlein wagt ich dran.[6]) — Thomas, komm auch herein!

Der hl. Thomas:[7]) Vom Himmel bin ich herabgekommen und habe mir stets vorgenommen von Mädchen und von kleinen Knaben, die ich stets vor Augen habe. Sie geh'n zum Essen, sie komm' vom Essen, aber immer auf das Gebet vergessen. Abends, wenn sie schlafen geh'n, kann[8]) Gebet aus ihrem Munde geht. Christus, Christus, hätt' ich die Gewalt wie du, ich schlüge mit Händen und Fäusten zu. — Petrus, Petrus, komm auch herein!

Der hl. Petrus: Petrus, Petrus bin ich genannt, ich trage die Schlüssel in der rechten Hand, ich schließe den Himmel auf und zu, wer hinein will, der muß beten und Buße tun.

Zum Schlusse singen Alle zusammen: Stille Nacht, heilige Nacht!

Dreikönigsingen.

Zu den alten Weihnachtsbräuchen, bei welchen das Ansingelied eine große Rolle spielt, gehört das Dreikönigsingen, mit welchem auch das Anschreiben der Buchstaben C + M + B + verbunden war. Schon

---

[1]) steht. — [2]) [3]) Wahrscheinlich: jetzt. — [4]) Der Raum läßt „Seite" erwarten, eine alte Form für „Haupte". — [5]) Kein. — [6]) Offenbar sind es die Worte eines Hirten an seinen Vater. — [7]) Spricht mit grober Stimme. — [8]) Kein. Die Form „kann" ist ausheimisch.

in früheren Jahrgängen war davon wiederholt die Rede. So veröffentlichte Joh. Semsch das Auschaer Dreikönigspiel[1]) und J. Kampe berichtet aus Hirschberg vom Dreikönigansingen durch Lehrer mit Sängern.[2]) Eine größere Arbeit über das Ansingelied in Deutschböhmen hatte zur Folge, daß ich einige Dreiköniglieder mit Noten nach dem Vorsingen aufzeichnen konnte. Das Dreikönigsingen mit dem Anschreiben obiger Buchstaben mag früher Pflicht der Lehrer, welche die Kirchenmusik leiteten, gewesen sein. So hat Herr Oberlehrer Heinrich Urban noch in den Jahren 1863 und 1864 im Kirchspiele Ober-Wernersdorf bei Starkstadt beim Dreikönigaufschreiben folgendes Lied gesungen:

Ein Kind geboren zu [: Bethlehem :],
Es freuet sich Jerusalem. Alleluja, Alleluja.

Drei Könige kamen am [: Sabbath her :],
Gold, Weihrauch und Myrhen brachten sie daher. Alleluja, Alleluja.

Sie gingen in das [: Haus hinein :]
Und grüßten das Herz-Jesulein. Alleluja, Alleluja.

Seit Jahrzehnten besteht dieses Ansingen durch Lehrer mit Sängern nicht mehr, dagegen hat sich das Anschreiben der drei Buchstaben hie und da bis in die 1860ger Jahre erhalten. Herr Franz Wunsch, der älteste Lehrerpensionist in Leitmeritz, welcher schon im Jahre 1845 im Schuldienste war, berichtet, daß das Dreikönigsingen in der Aussiger und Töplitzer Gegend schon damals nicht mehr bestanden hat. Dasselbe dürfte schon um jene Zeit auch in der Leitmeritzer Gegend der Fall gewesen sein. Ich selbst stamme aus einer Lehrerfamilie, aber ich hörte von diesem Brauche nie etwas. Dagegen bestand das Anschreiben noch in den 1850ger Jahren. In der Saazer Gegend aber bestand der Brauch des Dreikönigsingens noch um diese Zeit, denn Herr Verwalter Eduard Schmidt in Leitmeritz, geboren in Holletitz bei Saaz, tat als Sängerknabe damals noch mit und meinte: „Für uns Buben war das ein Vergnügen; auch erhielten wir dafür ein Geldgeschenk.“

Derzeit wird dieser alte Brauch wie so manche andere von ärmeren Kindern fortgepflanzt. Das geht schon aus dem Auschaer Dreikönigspiel hervor. Doch muß gesagt werden, daß wir es da eigentlich mit zwei Bräuchen zu tun haben, die jedenfalls früher neben einander bestanden haben: dem Dreikönigsingen und Anschreiben durch Lehrer mit Sängern, und dem Dreikönigspiel, ausgeführt von ärmeren Leuten oder Kindern aus dem Volke.

In Leitmeritz besteht der letztere Brauch noch jetzt und wird in einzelnen Häusern der Vorstädte von Kindern ausgeführt. Die drei Könige, von welchen der eine im Gesichte und an den Händen schwarz gefärbt ist, tragen mit Sternen verzierte weiße Hemden, dann Kronen auf dem Kopfe. Einer hält einen Stab in der Hand, auf welchem ein Stern glänzt. Bei den Worten des nachfolgenden Liedes: „Da stand der Stern schon über dem Haus“, wird er emporgehoben.

---

[1]) Erk.-Klub, XVIII, 68—70. — [2]) Erk.-Klub, VIII, 52, 53.

I.

Wir kommen daher im schnellen Lauf
[: Schier 13 Täge, schier 100 Meilen. :]

Wir zogen wohl über den Berg hinauf,
[: Da schaute Herodes zum Fenster heraus. :]

Herodes sprach im trotzigen Sinn:
[: „Wo wollt ihr heiligen 3 Könige hin?“ :]

„„Nach Bethlehem steht unser Sinn,
[: Nach Bethlehem zum Jesukind.““ :]

„O hl. 3 Könige bleibet bei mir,
[: Ich will euch geben Wein und Bier. :]

Ich will euch geben Stroh und Heu,
[: Ich will euch heut' noch ganz befreund'n.“ :]

Wir zogen noch über den Berg hinauf,
[: Da stand der Stern schon über dem Haus. :]

Wir gingen in das Haus hinein,
[: Da fanden wir Jesu im Krippelein. :]

Knieend singen sie weiter:

Wir fielen darnieder auf unsere Knie
[: Und brachten Herrn Jesu sein Opfer hin. :]

Weihrauch und Gold brachten wir hin,
[: Daß Jesu unser gedenken sollt. :]

II.

Es zieh'n aus weiter Ferne
Drei Könige einher;
Sie kamen von den Bergen
[: Und fuhren über's Meer. :]

Und selig sind die Scharen,
Geschmückt ist das Geleit,
Die Sterne glänzen helle
[: In sonnenlichter Weit'. :]

Sie bringen viel Geschenke
An Myrte, Weihrauch, Gold.
Wem wollen sie es bieten,
[: Wem sind sie gar so hold? :]

Ein Kind liegt in der Krippe
So wunderschön und klein;
Es ist das schönste Kind auf Erden
[: Im gold'nen Sonnenschein. :]

Nachdem die Sänger ein Geschenk erhalten haben, sprechen sie:

Habet Dank! Habet Dank für euere Gaben,
Die wir von Euch empfangen haben.
Und wenn wir aufs Jahr wieder rüm ginga,
Da werden wir euch in Frieden finna.

Joh. Haudeck.

Das heil. Dreikönig-Spiel in Falkendorf.

Aus den „Falkendorfer Gedenkblättern“ des Herrn Direktors Wenzel John in Gablonz.
Mitgeteilt von Emil Neder in Höflitz.

(Dieses Spiel wurde am Abende vor dem Feste der h. drei Könige aufgeführt, das letztemal in Losdorf im J. 1842).

Großer Engel: Gelobet sei Jesus Christus herein was uns erlaubt möcht sein. Ein Gedicht von den hl. drei König's es ist zwar etwas wenig's, wir werden es machen nicht gar lang mit einem schönen Lobgesang. in Credo in Credo.

(Er rufet Maria und Josef und den kleinen Engel herein — diese singen beim Eintritt): In Gloria, in Gloria, in Exelsis in Deo,[1]) alle-alleluja.

Herodes (kommt herein und geht auf und ab): Blitz, Donner, Hagel, Feuerflamm, Nebel Rauch und Finsternis, lauft ihr Wolken all zusammen, daß die Sonne weichen muß. Lasset Feuerstrahlen blitzen, werft, ihr Götter, Pfeil herab; Venus tu die Waffen spitzen und schlag unsern Feind ins Grab. Geschwind Saturnus, mach dich auf, Jupiter, wenn du bist noch droben, laß den Keulen ihren Lauf. — Macht euch mit mir auf die Bahn, zu stecken aus die Siegesfahn.

---

[1]) Richtig: Gloria in excelsis Deo. Sch.-L.

Es wird viel Blut herunter regnen, mit allen Unglück, heil entgegen, zu beschützen unser Land und König; die Bestürzung ist nicht wenig. Herodes ist ein starker Held, er marschiert gegen den Feind ins Feld. Ich weiß nicht was ich denken soll von einem neuen König ist alles voll. Ein großer Schrecken nimmt mich ein, daher wird mir willkommen sein; er erbittert meine Brust so sehr, essen, trinken kann ich nicht mehr. So schwör ich auch bei Zepter und Kron, das Land verbleibt mein Eigentum. Ich will meine Kron kein andern geben, soll es kosten gleich mein Leben. (Er setzt sich auf einen Stuhl).

Drei Könige (singen draußen): Ein Kind geboren zu Betlehem alleluja, alleluja, es freute sich Jerusalem, alle-alleluja. —

Herodes: Trabant, du getreuer Diener.

Trabant: Was befehlen euer Majestät?

Herodes: Geh' eilends hin nach Betlehem, frag die Leut, was das Geschrei bedeut?

Trabant: Was euer Majestät wird schaffen u. befehlen soll alles in Eil vollzogen werden. (Er spricht zur Tür hinaus): Wohl edle Herren der Gestalt, mein König verlangt euch zu sehen bald. (Er stellt sich hinter Herodes).

Drei Könige (kommen herein und singen): Drei Könige von Saba kommen daher alleluja, alleluja, Gold, Weihrauch und Mirrhen bringen wir her alleluja, alleluja.

Herodes: Seid alle willkommen, ihr Freunde mein, wo kommt ihr her, wo zieht ihr hin, wisset ihr nicht, daß ich König Herodes bin?

Alter König: Euer Majestät verzeihen uns, wir kommen daher wohl nicht umsonst; den neu gebornen König suchen wir heim, wir wissen nicht, wo er wird zu finden sein.

Mohr-König: Dieses hab ich mir vorgenommen, nicht eher wieder nach Haus zu kommen, bis daß ich finde den Juden König, mein Verlangen ist nicht wenig.

Kleiner König: Seinen Stern haben wir gesehen und fleißig Achtung drauf gegeben. Euer Majestät sagen sie uns doch jetzt wo der neu geborne König sitzt.

Herodes: Ihr sucht bei mir einen neuen König, davon weiß ich wahrhaftig wenig. Hier bin ich König, sonst kein andrer; ziehet weiter hin und wandert. Wenn ihr aber den neuen König findt, sogleich mir auch die Nachricht bringt, auf daß ich auch hinkommen kann, und das heilige Kind möge beten an.

Alter König: Das wollen wir tun ohne Scheu.

Mohren-König: Wir werden wieder einkehren alle drei.

Kleiner König: Euer Majestät, leben sie ohne Sorgen frei.

Herodes: So reiset hin nach linker Hand, die Straße ist jedem Mann bekannt, und kehret wiederum bei mir ein, ihr sollt meine liebwertesten Freunde sein. (Die drei Könige gehen hinter Herodes zu Maria u. singen):

Drei Könige: „Der Stern stehet still und zeigt uns an, daß wir in diesem Haus das Kind sollen beten an. (vor Maria knien sie nieder und opfern).

Alter König: Grüß dich Gott, König, hochgeboren über alle Könige auserkoren; nimm an von mir dies klein Geschenk, in der Sterbestunde mein Gedenk.

Mohren-König: Du bist von mir gar hoch geehrt, hast mir auf Erden viel Gutes beschert; nimm an von mir das klein Geschenk, in der Sterbestunde auch mein gedenk.

Kleiner König: O liebes Kind, ich bet dich an, verlaß mich nicht in meiner Not, gib mir auch das täglich Brot.

Maria: Großen Dank sollt ihr Könige alle haben für euer Geschenk und Liebesgaben, da das Kind nach diesem Leben wird euch allesamt den Himmel geben.

Drei Könige: Ach wenn wir doch könnten das Kindlein verehren alle Stunden, so lassen wir es schon regieren und ihm aufsetzen eine Kron'.

Kl. Engel zum kl. König: Hör du König vom Orient, Gott hat mich zu dir gesendt. Von Herodes, dem Tyrann'n, was ich dir will zeigen an. Bei Herodes sollt ihr nicht kehren ein, er meint es nur gut auf den Schein. Drum reiset hin nach rechter Hand, Gott wird euch schützen zu Wasser und Land.

Alter König: So wollen wir uns machen wieder auf und nach Jerusalem richten unsern Lauf.

Kleiner König: Nein, ach nein, mir erschien ein Engel im Schlaf, ganz hell, klar und fein, Herodes trägt einen falschen Mut, er will sich waschen in unserm Blut; so folgen wir doch dieser Engelstimme.

Alter u. Mohren-König: Ja, ach ja, so reisen wir hin nach rechter Hand, er wird uns schützen zu Wasser und Land. (gehen ab.)

Großer Engel zu Josef: Erschreck nicht Josef du getreuer Vater mein, du auserwählter Bräut'gam der zarten Jungfrau rein. Hör an den Unterricht, weil Herodes der Bösewicht, ausschickt seine Soldaten, das Kindlein Jesu zu töten lassen, drum geh eilends und geschwind, nimm Maria und das Kind, und fliehe in das fremde Ägypterland, auf daß ihr werdet nicht erkannt.

Josef zu Maria: Komm Maria, du edle Braut, welcher Gott sein Sohn vertraut, diesen willst du lassen töten? Komm, laß ihm sein Leben retten. O Maria, du edle Jungfrau rein, jetzt mußt du noch eine Tugend sein.

Maria zu Josef: Deine Rede ist mir in mein Herz gegangen, ich habe davon einen Stich empfangen, da man sucht das liebe Kind, zu töten wieder so geschwind. Drum wollen wir uns nicht lange verweilen, über Berg und Tal hin eilen, fliehen in das fremde Ägypterland, auf daß wir werden nicht erkannt. (gehen ab.)

Herodes: Ich sinne wohl schon hin und her, das sind mir doch gar neue Mär. Wo find man zwei König in einem Land, das wär, mein Eid, eine große Schand. Ich will ferner König sein und mir begehren die Krone mein, ich will ihn lassen töten, bald soll er nicht 2, 3 Jahr alt werden. Ich warte stets schon mit Verlangen diesen neugebornen König zu empfangen. Ich werde mich auch nicht länger verweilen, sondern alle Kinder töten lassen und aufreiben; Trabant, du getreuer Diener mein!

Trabant: Was befehlen euer Majestät?

Herodes: Geh eilends hin nach Betlehem und töte alle kleinen Knäbelein, die 2 und 3jährig sein; hau, schneid und stich, wenn dich auch die Mutter herzlich bitt, so wirst du mir keins verschonen und ihm das Leben schenken; sonst laß ich dich ohne alle Gnad aufhängen.

Trabant: Was Euer Majestät wird schaffen und anbefehlen, soll alles in Eil vollzogen werden. Ich werde meinen Fleiß auch sparen nicht bei großen Schaden und Unglück, ich lasse mich finden alle Zeit, bin stets fertig und bereit; ich will es gar nicht denken, daß ich einem will das Leben schenken. Alle die sich 2 und 3jährig nennen, müssen sterben unter meinen Händen.

Herodes (zieht den Säbel): Ich werde sehen alsobald wie du gebrauchest die Gewalt. Unterdessen gehe ich zur Liebsten mein, die wird wohl auch traurig sein.

Trabant (zieht den Säbel, geht hinaus und spricht): Also hurtig und geschwind junges Weib gib her dein Kind, heut ist bei mir keine Gnad, ich schneid dir auch die Gurgel ab (steckt das Kind an den Säbel). Also frischen Mut und frisches Blut (kommt herein), heute habe ich viel helfen schlachten, es gab dabei viel zu betrachten.

Herodes: So hast du alles ausgericht, was dir mein Befehl verpflicht!

Trabant: Ja, mein König, mein Beweis sich sehen laßt, dies ist auch ein solcher Gast. Die Weisen haben uns betrogen, sind eine andre Straß gezogen.

Herodes: Du hast getan wohl recht und gut nunmehr ist gestillet meine Wut.

Kl. Engel: Hör du Wüterich und Tyrann, was dir Gott läßt zeigen an. Das unschuldige Blut nunmehr von dir fordern tut. Gott streckt aus über dich seine Hand, du mußt werden ein Höllenbrand. Pack dich weg von dieser Statt weil Gott von dir ein Abscheu hat.

Herodes: O Murdio, o bittrer Tod, ich sterbe an der bestimmten Not (er ersticht sich).

Trabant: O mein König, was tust du, hast du dich erstochen? so bleibt dir nichts ungerochen.

Alle: Gelobet sei die hl. Dreifaltigkeit, alleluja, alleluja, von nun an bis in Ewigkeit, alleluja, alleluja.

Anhang.

Das Faschingsfest in Falkendorf. Eine Anzahl zumeist junger Leute durchziehen gemeinschaftlich das Dorf. In ihrer Mitte führen sie einen mit Stroh umwundenen Kameraden, den sogenannten „Bären“. Diese wandelnde Strohpuppe finden wir bei den alten heidnischen Festen auch. Hier wurde sie an die Malstange oder den Malbaum gehängt. Weil die Burschen bei diesem Zuge als Hauptsache das Einsammeln von Gaben betrachten, so hält sich der gebildetere Teil der Jugend den Veranstaltungen fern, so daß die Beteiligung von Jahr zu Jahr schwächer wird.

Todaustragen in Falkendorf. Am ersten Sonntage nach Ostern (weißer Sonntag) wurde noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Todaustragen oder Todaustreiben gefeiert. Die Mädchen

trugen eine Strohpuppe durch das Dorf und sangen, während die Burschen dieselbe mit Wasser bespritzten: „Heute treib mer'n Tod aus, die alten Juden in's Seehaus, die Jungen steckn m'r in den Kasten, die Mädl müssen 14 Tag fasten.“ — Bei dem Hause Nr. 16 warfen die Burschen die Puppe in den Graben.

Das Austragen der Sommerdocke (Sommerpuppe): Zu Beginn des Sommers tragen die Mädchen eine Puppe in den Häusern umher und besingen die Hausfrau und andere Personen, wofür sie ein Geldgeschenk erhalten.

Baujahre der Bensner Stadtkirche.

Damit die Sache nicht in Vergessenheit gerät, will ich Ihnen noch vor Schluß des Schuljahres mitteilen, daß man heuer im Frühjahre anläßlich der Verlegung der Stiege im Garten der Bensener Pfarrei eine prachtvoll erhaltene Steintafel gefunden hat, die aus der Zeit der vandalischen Verwüstung der Bensener Grabdenkmäler herrührt und im Garten jahrhundertelang als Stufe benützt wurde, ohne daß jemand eine Ahnung hatte, was ihre Unterseite barg. Diese Steintafel ist derjenigen ähnlich, welche den unteren Abschluß des in der Salhausenkapelle in Bensen befindlichen großen Epitaphs Wolfs von Salhausen und seiner Familie bildet. Sie ist etwa 1 *m* lang, $^3/_4$ *m* breit, hat an ihrer oberen Langseite würfelförmige Ornamente, unten links und rechts schön ausgeführte, leider aber etwas beschädigte Engelsköpfe sowie ein reiches Kartuschenwerk von Masken, Fruchtgehängen und Blättern im Stile der Renaissance. Die Steintafel enthält keine geschichtlichen Notizen, nur den Spruch: PSALM 90: LERE VNS BEDENCKEN DAS WJR STERBEN MVSSEN AVFF DAS WJR KLVGK WERDEN. [1]) Aus diesem Funde läßt sich schließen, daß wohl auch noch andere Teile der künstlerisch so hoch stehenden Salhausendenkmäler in der Umgebung der Kirche sich vorfinden mögen. Ein sehr schön ausgeführtes Rittertorso, besonders in der Ziselierung seiner Rüstung, der sich nördlich von der Kirche in der Mauer eingemauert vorfindet, ist in diesen Heften wohl schon früher erwähnt worden.

Bei Gelegenheit der Auffindung obiger Steinplatte habe ich mir auch die Bensener Kirche etwas genauer angesehen und dabei folgende, meines Wissens noch nicht vollständig veröffentlichte Jahreszahlen vorgefunden, die sehr schön eingemeißelt sind und die ich dem Alter nach anführen will:

1511, in sehr großen, etwas rohen Ziffern, ganz oben am dritten Pfeiler von Osten, Nordseite der Kirche. Damals hatte Trczka von Lipa Bensen, das arg vernachlässigt war, von den Wartenbergen gekauft. 1483 war das Fundament zum hinteren Kirchenchore gelegt worden (Chronist Schlegel); jedenfalls ist 1511 dieser Kirchenchor erst vollendet worden, was obige Jahreszahl besagen soll.

Rechts über dem Tore der Südseite an dem ausgewölbten Gesimse

---

[1]) Psalm 90, 12. Sch.-L.

befindet sich in gotischen Buchstaben die Inschrift: F. Cattharinna Elisabett pfeiff . . . , auch links vom Tore eine nun ganz unleserliche Inschrift in gleichen Buchstaben; deren Bedeutung ist mir unbekannt.

1517. Diese Jahreszahl ist am linken Pfeiler des eben genannten Tores eingemeißelt. Wenn diese Jahreszahl nicht später fälschlich eingemeißelt worden ist, wozu aber keine Vermutung vorliegt, so wäre der hintere Teil der Kirche nicht erst 1520, wie Schlegel in seiner Chronik sagt,[1]) sondern schon 1517 oder vielleicht noch ein Jahr früher zu bauen begonnen worden.

1696. Diese Jahreszahl findet sich an dem rechten Pfeiler, gerechnet vom genannten Eingangstor an der Südseite. Dabei steht in schön ausgemeißelter Schrift: Hae Columnae refectae sunt (d. h. 1696 sind diese Säulen wieder hergestellt worden).

1774 befindet sich ganz oben am ersten Ostpfeiler der Nordseite, vereint mit der Jahreszahl

1857. Im letzteren Jahre wurde mit der großen Renovierung der Bensener Kirche begonnen, bei welcher die vielen Grabdenkmäler gefunden worden sind. Was 1774 bedeutet, ist mir unbekannt. Die dabei stehenden Buchstaben: Jo. Tit. mögen den abgekürzten Namen des Baumeisters bedeuten.

1858. Diese Zahl steht ganz oben unter dem Dache eingemeißelt, über dem südlichen Tore. Sie bedeutet die Vollendung der Renovierung der Bensener Kirche. Einige Meter rechts von ihr befinden sich die Buchstaben G. D., vielleicht die Anfangsbuchstaben des Namens des Baumeisters.[2])

Einen äußerst wichtigen Fund machte ich jedoch in dem uralten, mit der Hand gezeichneten und färbig gemalten Bilde der Bensener Kirche aus einer Zeit, in welcher dieselbe noch von lauter Holzhäusern umgeben war und als ihr Dach noch eine ganz andere Gestalt hatte, als es heute hat. Auf diesem Bilde ist das Hauptdach des westlichen Teiles der Kirche viel höher dargestellt, als es heute ist, hat nicht die Form eines Walmdaches, wie heute, sondern besteht aus drei Teilen: der westliche bis zum Giebel mit Schindeln, der mittlere mit Ziegeln, der östliche wieder mit Schindeln gedeckt, auch der östliche älteste Teil der Kirche ist durchwegs mit Schindeln gedeckt. Die jetzt an die Südseite angebaute, im Jahre 1748 errichtete Sakristei ist auf dem Bilde noch nicht sichtbar, daher es eine Ansicht der Kirche vor diesem Jahre darstellen muß. Man findet übrigens heute noch die Spur dieses hohen hinteren Kirchendaches in einer sehr deutlich sichtbaren wagrechten Linie nicht weit unter dem Gurtgesimse des Bensener Kirchturmes.

Es ist nicht meine Aufgabe, die Geschichte der Bensener Kirche zu

[1]) Schlegel-Syrich sagt: „Anno 1520. Kirchvater Peter Froelich und George Schmidt und die Zimmerleute fangen um Pfingsten an der Kirche aufzubauen.“ (Schlegel spricht nur von den „Zimmerleuten“, welche das Dachgespärr bauten, nicht aber vom Mauerwerk. Sch.-L.). — [2]) Er hieß Gustav Dittrich. Wenigstens hat mir dieser erzählt, daß er bei jenem Baue beschäftigt war. Ich selbst habe bei jener Gelegenheit die alten Grabmäler mit großer Verwunderung gesehen. A. P.

schreiben, das kommt berufeneren Kennern der Geschichte Bensens zu. Ich wollte nur auf oben angeführte Daten aufmerksam machen, um sie der Vergessenheit zu entreißen. Im übrigen verweise ich auf J. Willomitzer's „Gotteshaus in Bensen",[1]) das für uns solange maßgebend bleibt, als nicht jüngere Forscher neueres Material aufgefunden haben und veröffentlichen.

Juli 1905. Josef Jarschel, Bürgerschullehrer in Bensen.

Archäologisches aus dem Klubgebiete.[2])

Von R. R. v. Weinzierl.

Im verflossenen Jahre wurde vornehmlich eine eingehende Durchforschung des Egergebietes vorgenommen, so auch, von Seiten des prähistorischen Inspektorates für die deutschen Landesteile in Böhmen im Auftrage und mit Subvention der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen zu Prag, der Ringwall auf dem Raubschlosse im Erzgebirge, sowie ein Teil des von der Steinzeit bis zur Spät-La Tène-Periode benützten Grabfeldes von Twerschitz an der Eger durchforscht. Hofrat Professor Dr. Laube-Prag hat eine eingehende Studie über die „alten Wege über das Erzgebirge" geliefert.[3]) Die Durchforschung des Ringwalles bestätigte die Annahmen Laube's, den Zusammenhang dieser Örtlichkeit mit dem Zinnbergbaue im XII. und XIII. Jahrhundert. Es wurden eine Anzahl Bergeisen, Tonlampen, verschiedene Eisensachen, darunter Armbrustbolzenspitzen und nebst einer großen Zahl von typischen, unglasierten Scherben auch zwei Sandsteingußformen für Stangenzinn gefunden. Das im Pochwerke unter den sogenannten Forellenteicheln gewonnene Zinn scheint hier in die übliche Handelsform umgegossen worden zu sein. Östlich vom Ringwall führt, beim „goldenen Brünnel" vorüber, der alte Talweg in's Land.

Die vorbereitende Grabung in Twerschitz, „beim roten Kreuz", ergab ein über Erwarten günstiges Resultat. Es wurden 5 spät-neolithische Skeletgräber mit Schnurkeramik, mit dem Pseudoschnurmotiv und Kupfer, sowie zwei Urnengräber mit Leichenbrand (Spät-La Tène) untersucht und ausgehoben. Nebst verschiedenen Streufunden aus diesen Kulturepochen besitzt das urgeschichtliche Zentralmuseum Grabfunde[4]) der Spät La Tène mit römisch-provinzialen Typen (Bronzespiegel, Schnallen, Nadeln aus Bronze, Lanzen, Messer, Scheren ꝛc. aus Eisen); eine Urne zeichnet sich durch die klassische Form, mit einem Doppelmäander verziert, aus. Dieses Grabfeld wird durch weitere Subventionen oben genannter Gesellschaft weiter durchforscht werden.

Im Klubgebiete wurden die Durchforschungsarbeiten fortgesetzt, so daß neuerdings ein reiches Material vorliegt. Von den planmäßigen Grabungen sind besonders jene von Prosmik, Lobositz, Gr. Czer-

---

[1]) Exk.-Klub, VI, 97—111. Sch.-L. — [2]) Die zu dem Aufsatze bestimmten zwei Figuren konnten nicht beigedruckt werden, da die zugehörigen Bildstöcke im Nachlasse des † Prof. A. Paudler bisher nicht aufgefunden wurden. Sch.-L. — [3]) Mitteilungen für Gesch. d. Deutschen i. B., XLI. Bd., Seite 451. — [4]) Jahresbericht der Museums-Gesellschaft Teplitz pro 1902, Seite 28, Taf. I, Fig. 2.

nosek und Libochowan zu erwähnen, welche wiederum wissenschaftlich wertvolle Resultate lieferten.

Prosmik. Hier wurden in der nächsten Umgebung des Ortes bronzezeitige Urnengräber mit Leichenbrand vom Lausitzer Typus (metallarm), sowie La Tène-Gräber untersucht. Von letzteren ergab eine Bestattung das Inventar eines wehrhaften Mannes, Schwert, Lanzenspitze und Eisenschmuck; Kulturgruben dieser Periode lieferten ein übereinstimmendes Materiale an Keramik und sonstigem Hausrate, wie im nordwestlichen Böhmen die gleichalterigen Siedelungen von Türmitz, Wicklitz, Teplitz, Langugest, Liquitz u. a.

Lobositz. Auf der Lößkuppe, südöstlich von Lobositz, konnten wieder neolithische Bestattungen, liegende Hocker, mit Schnurkeramik gehoben werden. Bei einer Bestattung wurde eine ganz vornehm dekorativ ausgestattete Urne, eine Topfamphora, gefunden, die auch im Materiale bedeutend von den bisher von dort bekannten schnurverzierten Grabgefäßen abweicht.

Gr. Czernosek. Im Laufe des verflossenen Jahres wurden mehrfache Grabungen in zwei Steinbrüchen vorgenommen. Bei Franz Parthe wurden die rechtsseitig liegenden Hocker 41, 42 und 43 mit südlicher Orientierung ausgehoben. Alle drei Gräber waren im Mergel gebettet, unter der neolithischen, auf dem Mergel auflagernden Kulturschichte. Grab 41 enthielt nebst einem Feuersteinmesser und Knochenpfriemen eine gehenkelte Topfurne, einen großen Topf (Gebrauchsgefäß) mit Handhaben und gerauhter Außenwandung; in diesem lag ein Becher mit Henkelöse. (Fig. 1, rechte Gruppe.) Der brauchbare Schädel ist dolichocephal und bildet eine wertvolle Bereicherung des bereits großen Schädelmateriales des urgeschichtlichen Zentralmuseums für Nordböhmen. Die Gräber 42 und 43 lieferten weder Beigaben, noch brauchbare Cranien. Grab 43 zeichnete sich durch eine kistenförmige Steinpackung aus. Die Herbstgrabung in diesem Steinbruche, an der Westseite, ergab mehrere Kulturgruben der jüngeren Steinzeit mit interessantem Fundmateriale, sowie Herdstellen der Nachbesiedelung aus der kelto-germanischen Epoche. Bei Nikolaus Parthe, östliche Begrenzung des Grabfeldes, wurden zwei Grabstätten mit liegenden Hockern, 44 und 46 $^{I}/_{II}$ untersucht. Das Grab 44 enthielt nebst einer Kindesbestattung eine Schale, eine Topfurne, einen gelochten Eberhauer und einen Knochenpfriemen. Die Orientierung war süd-westlich. Das Grab 46 $^{I}/_{II}$ enthielt dagegen zwei gleichzeitige Bestattungen und zwar die eines kräftig entwickelten Mannes von 20—25 Jahren (rechtseitiger Hocker), zu dessen linker Seite ein Kind von etwa 8—10 Jahren in der Bauchlage gebettet war. Diese nach Nord-Osten orientierte Doppelbestattung enthielt keine Beigaben. Unter besonders günstigen Momenten konnte eine photographische Aufnahme gemacht werden, die in Fig. 2 dieses interessante Doppelbegräbnis verbildlicht. Der auf dem Bilde rückwärts liegende Mann zeigt hoch aufgezogene Beine, so daß die Knie bis nahe zur Achsel reichen. Beide Unterschenkelknochen liegen einwärts, so daß die Füße über dem Becken zu liegen kamen. Das im Vordergrunde liegende Kind läßt über dem rechten

Kniegelenke des Mannes die zarten Rippen ersehen, während die Schenkelknochen und rechten Unterarmknochen über dem Fußende des Grabes zerstreut sind. Die Verschiebung entstand durch Senkung großer Deckplatten. Die Grabstelle liegt 0·40 *cm* über dem Mergel; die Toten wurden in stark holzaschehältiger Erde gebettet. Beide Schädel sind dolichocephal und sehr gut erhalten. Auf Fig. 1 ist noch eine Gruppe von 2 Gefäßen (links) zur Abbildung gebracht, die dem neolithischen Skeletgrabe Nr. 33 entstammen; beide Formen zeigen vollendet schöne Profilierungen. Außer diesen Bestattungen wurden auch tief eingelagerte bronzezeitige und La Tène-Kulturgruben ausgehoben, die in der nahezu 2 *m* mächtigen Kulturschichte des Steinbruches durch deutliche, horizontale Herdstellen und Einsenkungen der Nachbesiedelungen im Profile schon kennbar sind. Unter den zahlreichen Kulturgrubenfunden ist besonders eine bronzezeitige Ton-Plastik, die Nachbildung eines Pferdes, zu erwähnen. Auf dem östlichen Nachbarsteinbruche ist ein Skeletgrab (45) der La Tène-Periode, ohne Beigaben untersucht worden.

Libochowan. In dem letzten Berichte wurde von einem markomannischen Grabgefäße gesprochen, das dem urgeschichtlichen Zentralmuseum gewidmet wurde. Im verflossenen Jahre erbaute auf dem Nachbargrundstücke Herr Hans Weiß, Privatier, eine Villa und bei der Umzäunung wurde ebenfalls eine markomannische Bestattung gefunden. Der schlecht erhaltene weibliche Schädel, sowie das typische Gefäß mit dem charakteristischen Verzierungsmotiv (ohne Bodenmarke) wurden vom Grundbesitzer ebenfalls dem Zentralmuseum gewidmet. Auf dem großen Urnengrabfelde wurde 1904 nicht weiter geforscht, dürfte aber im nächsten Jahre ein größerer Abschnitt durchgearbeitet werden.

In Libochowan sind demgemäß alle Kulturen bis zur slavischen Invasion im VII. Jahrhunderte vertreten. Die bisherigen Forschungen des prähistorischen Inspektorates ergaben folgendes Resultat: Ansiedelung der älteren Kulturphase der jüngeren Steinzeit (Bandkeramik); spätneolithische Streufunde (fazettierte Hämmer, Beile); Typen der älteren Bronzezeit und eine große, noch nicht festzustellende Zahl von Urnenbegräbnissen mit Leichenbrand der lausitzer Epoche[1]); zahreiche interessante Übergangsformen, Typen und Verzierungsmotive der Hallstattperiode in den Urnengräbern[2]); La Tène-Bestattungen und Kulturgruben dieser Zeit mit spät La Tène-Keramik, endlich markomannische Bestattungen mit typischen Gefäßen, und bereits der ersten Herzogszeit angehörige Skeletgräber der Slaven mit Schläfenringen. Es erscheint also der Ort selbst, wie auch die nächste Umgebung, seit mehr als 5 Jahrtausenden ein wichtiger Besiedelungspunkt, in der lausitzer Epoche ein Kulturzentrum von Bedeutung gewesen zu sein, so daß also Libochowan, als Siedelung, auf ein hohes Alter rückblicken kann. Die alte Verkehrsstraße von Leitmeritz über Kamaik nach dem von Alters her fruchtbaren und geschützten Kessel von Libochowan war in allen Kulturphasen betreten.

---

[1]) Heger F.: Das Urnengrabfeld von Libochowan i. B. Mit 5 Taf. 4⁰. Wien, 1883. (Mitt. d. anthropol. Ges. Wien, XIII, 3/4). — [2]) v. Weinzierl: Urnengräber d. Hallstattperiode 2c. Mit 1 Taf. Teplitz 1902. (Tätigkeits-Bericht d. Mus.-Gesellsch. Teplitz pro 1901.)

Zwei bronzezeitige Depôtfunde, jener von Kamaik und jener vom Deblik, beweisen auch, daß dieser alte Weg bereits in der älteren Bronzezeit vom metallkundigen Händler begangen wurde, um in der steinzeitigen Niederlassung von Libochowan seine kostbare Ware abzusetzen. Besonders interessant ist der Depôtfund von Kamaik. Nördlich des Ortes wurden i. J. 1898 in der Waldparzelle „Lasken" im geschichteten Basaltgerölle in einer bronzenen, gehenkelten, mit getriebenen Buckeln verzierten Schale zwei Fußringe, zwei Armringe, ein großer, flacher Knopf, 28 kleine Knöpfe mit Öhr, 20 kleine Ringe und 6 Drahtspiralröhrchen gefunden. Alle Fundstücke zeichnen sich durch eine gleichmäßige, lebhaft grüne Patina aus. Die Schmuckringe sind mit einem linearen Ornamente reich dekoriert. Unweit dieser Fundstelle wurden in früheren Jahren Streufunde gemacht und zwar ein gedrehter Halsring und ein glatter Fußring. Dieser Fund ist dem dritten Jahrtausend vor Chr. zuzuweisen und besteht aus vorweg pannonischen Typen. Der vom Schreiber dieser Zeilen i. J. 1898 erworbene, hochinteressante Depôtfund befindet sich jetzt im urgeschichtlichen Zentralmuseum für Nordböhmen zu Teplitz.

Der zweite am Südabhange des Deblik gemachte Depôtfund von 20—25 Objekten ist größtenteils zersplittert, besteht in der Hauptmasse aus Bruch und besitzt hievon einen Teil F. Kindermann in Klein-Priesen.

Nicht ohne Bedeutung für die kelto-germanische Besiedelung, resp. für die nachchristliche Zeit derselben, ist der Fund von römischen Münzen auf dem oben bezeichneten Handelswege. Das Zentralmuseum in Teplitz besitzt einen Silber-Denar Vespasians, der bei Kamaik gefunden wurde. —

Außer diesen im Jahre 1904 im Klubgebiete ausgeführten Forschungsarbeiten, resp. planmäßigen Grabungen, wären noch eine ganze Reihe mehr oder minder wichtiger Funde, die dem Zentralinstitute gewidmet wurden, zu nennen. Ein reichhaltiges und wissenschaftlich gesichtetes Materiale besitzt das Institut aus Leitmeritz und dessen Umgebung, sowie auch von anderen wichtigen Siedelungen. Von Nieder-Eicht wurde dem Zentralmuseum von Seiten der Direktion der Aussig-Teplitzer Eisenbahn ein Bronze-Depôtfund überwiesen, der aus einem massigen, gedrehten Halsringe, 6 Armringen und einer ornamentierten Knopfscheibe besteht, Typen, die als der Hallstattperiode zugehörig zu betrachten sind.

Die Sammlungen des Teplitzer Museums wurden in ein neues Provisorium übersiedelt, welches die Stadtgemeinde in munifizenter Weise zur Verfügung gestellt hat, so daß die Abteilung für die Urgeschichte Nordböhmens (urgeschichtliches Zentralmuseum) besser und ungeteilt zur Geltung kommt.

Ich habe dich geliebt ....

Dein freudestrahlendes Gesicht...
O glaubst es oder glaubst es nicht?
Zuerst, als ich dein Aug' erblickt,
Wie war ich da beglückt, beglückt ...

Der Lenze kamen manch' ins Land,
Zerrissen ward das heil'ge Band,
Mein armes Herz ist stets betrübt;
Ich habe dich geliebt, geliebt.

Jul. Palme.

Die Freudenberger National-Garde.

Von August Kögler.

Als man im Freiheitsjahre 1848 in allen größeren Orten Nationalgarden zu errichten anfing, traten auch in unserer Katastralgemeinde Freudenberg-Markersdorf entschlossene Männer zusammen und es wurde sogleich mit der Bildung einer solchen Garde begonnen. Es dauerte gar nicht lange, so waren gegen 300 Mann beisammen. Oberkommandant war Franz Hickisch, Handelsmann aus Markersdorf, der später durch viele Jahre erster Bürgermeister der Katastralgemeinde war. Abrichter war Josef Kreibich, Strumpfwirker aus Freudenberg No. 151. Derselbe hatte viele Jahre beim Militär gedient und es bis zum Unteroffizier gebracht, wobei er sich viele militärische Kenntnisse erworben hatte.[1]) Die meisten Tage in der Woche wirbelten in den Abendstunden die Tambours durch's Dorf und brachten auf ihrem Rückwege schon die meiste Mannschaft mit sich. Denn es war ein Eifer unter den Männern, daß sie, sobald sie den Tambour hörten, alles stehn und liegen ließen, um ja nicht zu spät zu kommen. Der Exerzierplatz war der „Augarten" neben dem Bräuhause in Freudenberg. — Die Bewaffnung der Mannschaft bestand aus Flinten der verschiedensten Gattung. Die Unteroffiziere hatten nebst Gewehr noch einen kurzen Säbel. Die Offiziere trugen blanke Schleppsäbel. Alle trugen blaue Kappen mit weiß-roten Streifen.

Aus unaufgeklärten Gründen trennten sich die Freudenberger mit den Kamnitzneudörflern und errichteten eine eigene Nationalgarde. Der Exerzierplatz wurde nun auf die große Hauswiese des Feldgärtners Franz Pietschmann No. 60 in Freudenberg verlegt. Kommandant wurde der Abrichter Josef Kreibich; Hauptmann war Franz Josef Püsche, Ökonom und Holzhändler No. 163; Oberleutnant Florian Pompe, Ökonom No. 144; Leutnants waren Johann Peschke, Feldgärtner No. 169, und Otto Puhr, Ortsrichter aus No. 13, alle neu. Tambour war Josef Kindermann No. 176 und Franz Schimmel No. 5. Diese beiden leben heute noch. Zimmerleute waren Ignaz Walter No. 72 und Anton Peißig No. 162. Diese zwei waren nicht mit Flinten, sondern mit Äxten bewaffnet und hatten stets ihr ledernes Schurzfell um. Marketenderin war Marianne Lißnerin aus No. 32, welche die Garde bei allen Manövern und Ausrückungen begleitete und mit Schnaps und Semmeln versorgte.

Am Fronleichnamstage war das erstemal Kirchenparade. Bei Abgabe der Generaldecharge ging dem Bauerssohne Augustin Funke No. 130 sein Gewehr zu früh los, worüber ihm der Kommandant Kreibich eine

---

[1]) Noch will ich Ihnen mitteilen, daß der Kommandant Josef Kreibich derselbe war, wovon einmal im Exkursions-Klub erzählt wurde, daß er täglich ein Dutzend Strümpfe gemacht hat. (Exk.-Klub, V, 96). Gemacht hat er sie, wenn auch nicht täglich, weil das eine Unmöglichkeit wäre. Der Mann wohnte eine Zeit in meiner Nähe, daher weiß ich noch, was für lange Tage der Mann hatte. Früh um 5 Uhr saß er schon auf seinem Stuhle und wenn wir nachts um 1 Uhr schlafen gingen und zum Fenster hinaus sahen, so saß Kreibich stets noch auf seinem Strumpfwirkerstuhle. — Die Garde war sein Unglück. Durch das viele Gebummel und die Trinkereien war er von der Arbeit weggekommen, hatte sich dem Schnapstrunke ergeben, vernachlässigte seine Familie, ging zuletzt betteln und starb im Gemeindehause.

strenge Rüge erteilte. Darauf erwiderte jener ganz gelassen: „Nu, enner muß ju dan Ofang machen." Diese etwas gespassige Antwort, welche allgemeine Heiterkeit erweckte, wurde später durch viele Jahre noch gebräuchlich. Bald hieß es im Wirtshause beim Tanzen, bald mit den Kartengeben beim Spielen oder beim Nachhausegehen: „Es is wie bei der Garde mit dan Schießen: Enner muß dan Ofang machen!"

Welche Einigkeit und welch ein kameradschaftlicher Sinn die Truppe beseelte, das ersah man am besten, wenn es einem Mitgliede eine Ehre zu erweisen galt. Als der Gardist Ignaz Kühnel, Häusler und Witwer aus No. 160, seine zweite Frau Theresia Gubisch, Häuslerstochter von Kleinbocken, ehelichte, marschierte zu Mittag die gesamte Garde, mit ihren Offizieren an der Spitze, nach Kleinbocken, um das Brautpaar abzuholen. Wie erstaunten aber alle, als sie ein Stück hinter Freudenheim kamen und den langen Hochzeitszug erblickten, denn nebst den 60 Mann zählenden Hochzeitsgästen war auch die gesamte Garde von Kleinbocken im Zuge. Das war ein Aufsehen, denn so einen Hochzeitszug hatten sie im Dorfe noch nicht gesehen. Zuerst kam die Freudenberger Garde, dann kam die Kleinbockner Musikkapelle, dann das Brautpaar mit den Hochzeitsgästen und zuletzt die Garde von Kleinbocken. Da weder Braut noch Bräutigam mit Glücksgütern gesegnet waren, so konnte auch von keiner Seite auf eine Belohnung gerechnet werden, sondern man wollte nur zeigen, daß jeder Standesunterschied aufgehört habe und Arm wie Reich gleich geachtet würde. Der Hochzeitszug bewegte sich bis zum Richter Jörg-Bäcken, wo auf dem neuerbauten Tanzboden die Hochzeit stattfand. Die Garden marschierten bis auf's Freudenberger Bräuhäusel, wo ihnen der Bräutigam ein Faß Bier zahlte. Mehr zu tun war dem guten Manne nicht möglich. Bei solchen Gelegenheiten gab gewöhnlich der Hauptmann Franz Josef Püsche noch ein Faß zum besten.

Da man an manchen Orten schon Freiheitsfeste beging, so wollte auch die Freudenberger Garde nicht zurückbleiben, und es wurde beschlossen, auf dem 454 *m* hohen Freudenberge eines abzuhalten. Die zwei Gardenzimmerleute wurden beauftragt, die Bergkuppe zu einem Tanzplatze herzurichten. Alle Bäume und alles Strauchwerk, sowie die umherliegenden Steine wurden beseitigt, nur in der Mitte wurde ein 3 *m* hohes Fichtchen stehen gelassen, welches heute schon eine hübsche Fichte ist und sich von den später angebauten Bäumen unterscheiden läßt. Wie alles hergerichtet war, marschierte am nächsten Sonntage die Garde mit der Musikkapelle an der Spitze auf den Freudenberg, und Jung und Alt folgte dem Zuge. Es ging zwar den meisten der Atem aus, ehe sie den steilen Berg hinauf kamen, aber als alle oben waren und wieder zu Atem kamen und die Musik zu spielen begann, da schien sich alles zu verjüngen, denn 70jährige Frauen tanzten wie junge Mädchen. Die schwerste Arbeit war, das Bier auf einem Schubkarren den steilen Berg hinaufzuschaffen. Was das für Mühe und Anstrengung kostete, kann der am besten beurteilen, der diesen Berg einmal selbst bestiegen hat. Der Hofeschmied Ignaz Pompe aus No. 3 führte den Schubkarren, an jeder Seite ging noch ein starker Mann und half den Schubkarren heben. 12 Mann

zogen an einer langen Leine. So wurden die Bierfässer hinaufgeschafft. Bis in die Nacht dauerte der Jubel und das Tanzen, und viele Jahre später erzählte man noch immer wieder von dem Freiheitsfeste auf dem Freudenberge. — Als die Böhm. Kamnitzer Garde ihre Fahnenweihe hatte (20. Aug. 1848), rückte auch die hiesige Garde in ganzer Stärke nach Kamnitz. Die Weihe fand auf dem Marktplatze statt und war für die damalige Zeit großartig zu nennen. Aus der ganzen Umgegend waren die Garden hier und Tausende andere Leute. Als die Kamnitzer Garde kam, glaubten erst alle, ein Bataillon Militär käme anmarschiert. Zuerst kamen der Postmeister als Kommandant, der Bräuer als Major samt ihren zwei Adjutanten, alle vier hoch zu Roß, dann die mehrere hundert Mann starke Garde. Alle waren uniformiert. Waffenrock und Beinkleider waren von blauen Tuche und rot egalisiert. Alle hatten Tschako wie das Militär, Flinten mit Bajonetten und Patronentaschen. Auf dem Heimwege wurde auch von der Freudenberger Garde beschlossen, eine Fahne anzuschaffen. Es dauerte gar nicht lange, so wurde eine Sammlung durch's ganze Dorf eingeleitet. Dieselbe muß auch sehr ergiebig gewesen sein, denn die Freudenberger kauften eine Fahne, mit der sie sich sehen lassen konnten. Dieselbe war aus schwerem Seidenstoff, auf der Fahnenstange war eine vergoldete, durchbrochene Lanzenspitze, daran befand sich ein versilberter Löwe. Diese Spitze befindet sich heute auf der Fahnenstange des Veteranenvereines des Kirchsprengels Markersdorf. Fahnenträger war Franz Kreibich, [1]) Feldgärtner aus No. 151, ein Bruder des Kommandanten. Auch er trug einen blanken Schleppsäbel wie die Offiziere.

Nun begannen die Manöver. Da wurde nur noch an Samstagen in der Abendstunde exerziert. Ein kleines Manöver, wobei die hiesige Garde ausrückte, war in Windischkamnitz. Da waren nur ein paar Garden aus der Nähe. Eine war dabei, die hatten keine Flinten, sondern waren alle mit Lanzen bewaffnet. Ich konnte es aber nicht in Erfahrung bringen, aus welchem Orte sie war.

Bei dem großen Manöver, welches zwischen Losdorf und Binsdorf stattfand, war die Freudenberger Garde auch dabei. Das größte Manöver, welches überhaupt in der hiesigen Gegend abgehalten wurde, war bei Meistersdorf auf der sogenannten „Prouche". [2]) Da waren die Garden von weit und breit dabei. [3]) Bei Beratung der Gardekommandanten über die Aufstellung und Abhaltung des Manövers stellte es sich heraus, daß der Freudenberger Kommandant Josef Kreibich die meisten strategischen Kenntnisse besaß, denn er wurde von sämtlichen Kommandanten mit der Aufstellung und Leitung des Manövers betraut.

Bei diesem Manöver ereignete sich bei der Freudenberger Garde ein kleines Abenteuer, welches später oft zu Neckereien Anlaß gab. Der

---

[1]) Er hatte meiner Mutter Schwester zur Frau. Von seinem Hause war in dieser Zeitschrift öfters die Rede. A. P. — [2]) Ullrichsthal. Sch.-L. — [3]) Zu dem Manöver „auf der Prouche" bei Meistersdorf hatten sich die Garden von Kamnitz, Kunersdorf, Freudenberg, Steinschönau, Meistersdorf, Parchen, Blottendorf, Gersdorf, Arnsdorf, Wolfersdorf, Bocken, Markersdorf, Ebersdorf mit 10 Musikkapellen — im ann — eingefunden.

Feldwebel Bendel, Tischlermeister aus Kamnitzneudörfel, welcher als Zahlmeister den Kassenstand (nämlich auf ein Faß Bier, welches nach dem Manöver getrunken werden sollte) bei sich hatte, wurde mit noch drei Mann auf Vorposten geschickt. Wegen zu weiten Vorgehens an einer Stelle, wo sie den Feind nicht vermutet hatten, waren sie von demselben umringt worden und nur schnelle Flucht konnte sie noch retten. Den Gardisten Franz Krebs aus No. 161, welcher als letzter bei der Flucht war, hatte ein feindlicher Gardist beim linken Rockflügel erwischt und wollte ihn gefangen nehmen. Derselbe aber, ein starker, kräftiger Mann, wollte auch nicht allein in die Gefangenschaft. Er riß sich mit Gewalt los und entkam auch glücklich, aber sein linker Rockflügel, von seinem grünen, wahrscheinlich schon etwas mürben Tuchrocke, war in den Händen des Feindes geblieben. Wie der Gardist Krebs zu seinen Leuten kam, da ging es ihm wie seinerzeit dem hl. Martin, als er mit dem halben Mantel zurückkehrte: es spotteten und lachten alle, nur der Kommandant belobte ihn, daß er sich nicht habe gefangen nehmen lassen. Von diesem Manöver erzählten die alten Gardemänner gar oft und sagten: „Ja, auf der Prouche, da ging es heiß her, da hätten wir bald unsere Kriegskasse eingebüßt." Da neckten aber gleich solche, die nicht dabei waren: „Brüstet Euch nur nicht gar so sehr mit Euren Heldentaten auf der Prouche, denn Ihr habt ja dort den ganzen linken Flügel eingebüßt."

Als der verstorbene Dechant Josef Heller die hiesige Pfarrstelle erhielt und von Ebersdorf, wo er Pfarrer war, herauf kam, ging die Freudenberger Garde, gemeinschaftlich mit der Markersdorfer Garde, ihm bis Rotenhof entgegen; dabei hatte Franz Hickisch wieder über beide Truppen das Oberkommando.

Am Fronleichnamstage 1849 hatte die Garde wieder Kirchenparade und zugleich auch eine Kompagnie Infanterie vom Regimente Wohlgemut, welche damals hier einquartiert war. Bei Abgabe der Salven, welche abwechsend mit dem Militär stattfand, schoß die Garde diesmal vorzüglich. Als die Kirchparade vorüber war, hatten die zwei Hauptleute eine Besprechung. Unter anderen fragte der Hauptmann von der Infanterie, wer die Garde so gut abgerichtet hätte, und als Herr Püsche sagte, der Kommandant selber, so ging ersterer zum Gardekommandanten und belobte ihn öffentlich, daß die Garde noch besser geschossen habe als diesmal das Militär. Dann meinte er: „Wenn halt der Kommandant zugleich auch Abrichter ist, dann muß es auch klappen."

Diese Ausrückung am Fronleichnamstage 1849 war die letzte öffentliche Ausrückung. Obwohl sich bessergestellte Mitglieder schon nach städtischem Muster uniformiert hatten, so fing doch schon Lauheit an der Sache an, bis es endlich nach einiger Zeit mit der Garde ganz aufhörte.[1])

Heute werden davon noch sieben Mann am Leben sein; dazu gehören, wie schon oben angegeben wurde, die beiden Tambours, nämlich Josef Kindermann, Gasthausbesitzer „zum Eiskeller" (früher Bräuhäusel) in Freudenberg, und Franz Schimmel, heute Hausbesitzer in Markersdorf.

---

[1]) Mit der Verordnung von Wien am 31. August 1851 wurden alle Nationalgarden aufgelöst. Waffen, Fahnen und Trommeln mußten abgeliefert werden.

Die schöne seidene Fahne wurde, da sie ihren Zweck erfüllt hatte, der Kirche geschenkt. Als im Jahre 1870 der hiesige Veteranenverein von Sr. Exzellenz dem Grafen Thun von Bensen seine kostbare Vereinsfahne geschenkt bekam, da erinnerte man sich wieder der schönen Lanzenspitze von der Gardenfahne, und da dieselbe noch vorhanden war, so erhielt sie der Verein gegen ein kleines Gegengeschenk zurück, und so ziert sie heute noch die Fahne des Militär-Veteranen-Vereines des Kirchsprengels Markersdorf-Freudenberg. Nebst dieser Lanzenspitze dürften ein paar alte Donnerbüchsen, die hie und da in einer Rumpelkammer liegen, die ganzen Überbleibsel von der Gardenherrlichkeit noch sein. Daß der Fichtenbaum, der in der Mitte des Freudenberges steht und stärker und höher als die übrigen ist, dasjenige Bäumchen ist, welches damals zum Andenken stehen gelassen wurde, und worum sich Alt und Jung im fröhlichen Reigen drehte, dürfte heute schon wenigen mehr bekannt sein, und damit die Sache nicht ganz in Vergessenheit gerät und die spätere Generation erfährt, wie es in Freudenberg zur Gardenzeit gewesen, so habe ich die Sache, so gut ich vermochte, niedergeschrieben. Die Hausnummern sind alle von der neuen Numerierung.

Die heiteren Vorkommnisse aus der Gardenzeit erhielten sich am längsten und bildeten in späteren Jahren noch oft den Gesprächsstoff in Gesellschaften und boten Anlaß zu Neckereien. Weil im Anfang nicht genug Flinten aufzutreiben waren, so waren etliche nur mit großen Knütteln bewaffnet und exerzierten damit. Diese wurden später immer die „Prügel-Gardisten" geheißen. Zweimal kam es auch vor, daß der Hauptmann einige Mann kommandierte, welche einen Mann abholen mußten, der keine Lust zur Garde hatte. Einmal war es ein Wirtschaftsmann, welcher vom Felde geholt wurde, einmal ein Weber, welchen sie vom Webstuhle abholten.[1]) Wenn sie nur einmal in Reih und Glied gestanden hatten, so kamen sie dann von selbst.

Einem, der ein bischen leichtgläubig war, hatte ein Spaßvogel vorgelogen, daß auf den Samstag das erstemal Geld „gefastet"[2]) würde, da brauchten die Flinten nicht mitgenommen zu werden. Richtig kam der Mann Samstag ohne Flinte. Als die andern fragten: „Warum hast Du denn die Flinte nicht mitgebracht?" da sagte er: „Ich denke, mir foften heute emous Gald", was allgemeine Heiterkeit hervorrief.

Einem, der mit Leib und Seele Gardist war, wurde wieder Folgendes nachgesagt. Wie er einmal auf's Feld ackern fuhr und schon bald draußen war, da hörte er den Tambour heraustrommeln. Da sagte er zu seinen Kühen: „Schacken, hie rum, es gieht wieder heem, der Tambour trommelt zum Exerzieren, da wird nischt geackert."

Da heute die Gardisten bereits alle zur großen Armee eingerückt sind, so erinnert sich auch nur sehr selten noch jemand an diese Schnurren.

---

[1]) Diese Schilderung ist ganz richtig. Ich erinnere mich dessen noch genau, daß mein Vater sich viel zu wehren hatte, weil ihm der Betrieb seines Handwerkes nicht gestattete, Sonnabends und Sonntags in anderen Dörfern herumzuziehen. A. P. — [2]) gefaßt. Sch.-L.

Was der Sturm rauscht.

Still sitz' ich sinnend bei der Lampe Schein,
In meine Träume klingt der Sturm herein.
Er preßt sich prasselnd an die Fensterscheiben,
Ein wildes Heer scheint in der Luft zu treiben.

Es rauscht und braust und heult und dröhnt,
Die Bäume ächzen und der Strom erstöhnt;
Wie ausgetilgt das heit're Sterngewimmel,
Ein Bahrtuch schwarz, hängt tief der Abendhimmel.

Die Flammen zittern in dem Windgebraus,
Als hauchten sie ihr flackernd Leben aus.
Die gelben und die blauen Lichter alle,
Sie beugen sich dem Weltenodemschwalle.

Und es zerflattert mir mein Traumgespinn,
Muß immer lauschen nach dem Rauschen hin.
Seltsame Töne durch die Lüfte schwimmen,
Wie irr und wirr ein Chor von tausend Stimmen.

Und was mir tosend d'raus entgegengellt,
Ist alle Lust und alles Weh' der Welt!
Des Lebens Stimmen plötzlich mir erschallen:
„Auch stiller Träumer Du, bist mir verfallen!"

Prag. M. Werunsky.

Ein reisender Bruchschneider in Auscha.[1])

Von Josef Jarschel, Bürgerschullehrer in Bensen.

Die Anfänge der medizinischen Kenntnisse in unserem Sinne, d. h. der Wissenschaft von der Beschaffenheit und Tätigkeit des gesunden und kranken Körpers, reichen zurück bis auf den berühmten Arzt Hippokrates, der im 5. Jahrhunderte v. Chr. lebte. Seine Lehren waren bis in das späte Mittelalter ohne jede Kritik maßgebend. Ebenso galt der römische Arzt Galen durch Jahrhunderte als herrschende und unanfechtbare Autorität. Die veralteten Ansichten dieser beiden berühmten Ärzte wurden erst im 16. Jahrhunderte umgestoßen. Vesal war der erste, der in der Mitte genannten Jahrhunderts zuerst an Leichen medizinische Studien machte, was früher gänzlich verpönt war, ja sogar für den betreffenden Forscher hätte sehr gefährlich werden können, weshalb es höchstens ganz im Geheimen geschehen durfte. Die Heilung der Krankheiten war bis zu dieser Zeit, seit welcher die Anatomie des menschlichen Körpers erst genau studiert wurde, eine sehr unsichere und problematische. Dies galt besonders von den inneren Krankheiten, zu denen wir hier auch die Brüche zählen wollen. Es ist hier nicht der Ort, und der Verfasser ist auch nicht berufen dazu, näher in das Wesen der Brüche einzugehen, doch kann zur Orientierung und zum besseren Verständnis des Nachfolgenden nicht unerwähnt bleiben, daß die Heilung eines Bruches, d. h. eines widernatürlich hervorgetretenen Eingeweides aus seiner geschlossenen Körperhöhle, meist dadurch herbeigeführt

---

[1]) Zu vergleichen ist ein Attestat, das der Rat von Rochlitz am 27. Feb. 1691 dem Okulisten und Arzte Eisenparth aus Regensburg ausgestellt hat, wobei 12 Kuren, Augenheilungen und Bruchschnitte in Betracht kamen. Mitt. d. V. f. sächs. Volkskunde, II, 183, 184. Vgl. Ext.-Klub, XXV, 295. Sch.-L.

wird, daß man das vorgelagerte Organ in seine normale Lage zurück zu bringen sucht und dann durch ein lange Zeit zu tragendes Bruchband am Wiederhervortreten verhindert. Außerdem kann eine radikale Heilung auch durch eine Operation erzielt werden. Diese Operation, welche auf den Verschluß der Bruchpforte ausgeht, wurde, wenn auch in sehr roher Weise, schon im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit geübt, kam jedoch wegen ihrer meist ungünstigen Erfolge bei den Ärzten ganz in Mißkredit. Sie wurde daher meist nur von einzelnen herumreisenden Kurpfuschern, Charlatanen, Quacksalbern, die sich durch oftmaliges Kurieren allerdings eine gewisse Übung und Sicherheit darin erworben hatten, ausgeübt, und wenn wir bedenken, daß zu jenen Zeiten ein guter Arzt in größeren Orten selten, in kleineren gar nicht vorhanden war, sondern nur durch die üblichen handwerksmäßig herangebildeten Bader und Barbiere ersetzt wurde, so war ein solcher herumreisender, kurierender Bruchschneider, wie sich diese Heilkünstler nannten, für die entsprechenden Leidenden immerhin ein Segen.

Ein solcher Bruchschneider namens Muß, kam auch im Jahre 1713 nach Auscha, wo er sich aufhielt und an zwei Auschaer Bewohnern seine Bruchoperation vornahm. Er legte sich mehrere große Titel bei, wie es damals üblich war, so: Operator, Oculist, Medicinae Practicus, Chyrurgus, wohl aber nicht den Titel Doktor oder Professor, woraus zu schließen ist, daß er kein akademisch gebildeter Mann gewesen sein mag. Der Magistrat von Auscha stellte ihm nach einer in meinem Besitze befindlichen Abschrift folgendes Zeugnis aus, das für das Studium der damaligen Kultur und insbesonders der medizinischen Verhältnisse nicht uninteressant ist, wenn auch der Stil sehr holprig ist: „Attestation dem Herrn Muuhs, Bruchschneider. Wir Bürgermeister und Rath der Stadt Auscha im Königreich Böhmen, Leitmeritzer Kreis, gelegen, urkunden und attestieren hiemit vor jedermänniglich, insonderheit da es von nöthen sein möchte, daß vor uns erschienen der wohledle und kunstreiche Herr Johann Leonard Adrian Muuss, berühmter Operator, Oculist, Bruchschneider, wie auch Medicinae Practicus und Chyrurgus, von Erfurth aus Thüringen, und vorgebracht, wie daß er allhier in bekannter Stadt Auscha unseren Vorstädter Mitbürger namens Caspar Barthl, 36 Jahre alt, an einen Darm- und Wasserbruch, dann des Hans Georg Weidenwoch [1]) seinen kleinen Sohn, 5 Jahr alt, in Beysein etlicher Raths- und Bürgerpersonen mit göttlicher Hilfe dergestalt geschnitten und curirt, daß oberwähnter Caspar in 4 Wochen, dann der ander in 3 Wochen völlig restituirt und bis dato nicht mit den geringsten Schmerzen beladen wären, wessentwegen dann erwähnter Herr Operator mit einem beglaubigten Attestato dieser seiner glücklich verrichten Kur halber versehen sein wollte, mit angefügter Bitte, wir möchten ihm solches in forma probante ausfertigen lassen.

Wann dann um dieses Vorbringen auf Befragen oberwähnter curirter Caspar Barthl, als auch des Jungen leiblicher Vater Hans

[1]) Die Weydenwoch besaßen das Haus Nr. 5, böhmische Vorstadt, die Barthl Nr. 16, böhmische Vorstadt.

Georg Weydenwoch nicht allein confirmiret, sondern, daß sie beiden von diesem malo[1]) nunmehr gänzlich befreit und bis dato mit keinen Schmerzen incommodiert worden, gestanden und bekennet auch mehr erwähnter Herr Muuss deßhalben mit einem Attestato nicht zu entstehen selbst geziemend ersucht habe. Als thun wir eingangs ermelte der Wahrheit zu Steuer nicht nur hiemit oft erwähnte Cur attestieren, sondern auch alle und jede, was Standes, Dignitaet, und Condition derselbe sein möge, welchem dieser offene Brief zu lesen vorgezeigt werde und ersuchen in allen und jeden, völligen Glauben beizulegen, auf oft besagten Herrn Operarium Johann Leonard Adrian Muuss seiner approbiert(en) Kunst und anderen mehr glücklich gethanen innerlichen Kuren halber allen geneigten Willen und Beförderung zu erweisen. Welches wir gegen einen jeden nach Standesgebühr ihm wieder zu verschreiben erboten haben, dessen zu Handt wir mit unser der Stadt größerem Insigel bekräftigen lassen.

Anno 1713. Bürgermeister und Rath."

Aus dunkler Nacht.

Aus dunkler, rätselstiller Nacht
Taucht hold empor der lichte Tag,
Und wie mit einem Zauberschlag
Ist Feld und Wald und Flur und Hag
Zu neuer Lebenslust erwacht.

So quoll aus Deiner Augen Nacht
Für mich ein lichter Tag hervor:
Zerrissen ist der Nebelflor,
Des Glückes Sonne stieg empor
Aus Deiner Augen dunklen Nacht.

Hans R. Kreibich.

Zwei Leipaer Musiker.

Von Joh. Haudeck.

Zu den Leipaer Musikern von Bedeutung zählen auch die beiden Brüder Wenzel und Karl Studnitschka,[2]) welche in Leipa geboren wurden.[3]) Der Hervorragendere war Wenzel Studnitschka. Schon als vierjähriger Knabe war bei ihm ein ungewöhnliches musikalisches Talent zu bemerken, deshalb begann sein Vater Josef Studnitschka, welcher in Leipa Musiklehrer war, schon frühzeitig mit dem Klavierunterrichte, wobei er überraschende Fortschritte erzielte. Schon als siebenjähriger Knabe konzertierte Wenzel Studnitschka in Jungbunzlau und erhielt darüber ein glänzendes Zeugnis, das von den angesehensten Persönlichkeiten dieser Stadt unterzeichnet wurde. Er studierte hierauf am Leipaer Gymnasium[4]) und kam dann an die Universität nach Prag, um sich dem Rechtsstudium zu widmen. Obgleich er als Studiosus jederzeit die besten Fortschritte machte, bat er doch seinen Vater, sich ganz der Musik widmen zu dürfen. Deshalb nahm er Unterricht bei Meister Tomaschek,[5]) um sich in der Musiktheorie und besonders in der Kompositionslehre ausbilden zu können. Am

[1]) Übel, Krankheit. — [2]) Frau Johanna Gebhardt, geb. Studnitschka, schreibt: „Unser Name wurde in den Schuljahren immer „Studnitschka" geschrieben. Auch unser Vater schrieb sich so. Weshalb der Name später anders geschrieben wurde, weiß ich nicht." — [3]) Wenzel am 16. Juli 1815 und Karl am 20. Jan. 1825. — [4]) Hier war Dr. Caj. Watzel sein Studienkollege. Vgl. Exk.-Klub, I, 25; VIII, 200. Sch.-L. — [5]) Joh. Wenzel Tomaschek 1774 in Skutsch (Böhmen) geboren, berühmter Lehrer, trefflicher Pianist und Komponist in Prag. (Vgl. auch Exk.-Klub, VI, 192. Sch.-L.).

27. Februar 1841 trat er dann das erste Mal mit **Ole Bull**[1]) in einem großen Konzerte auf und erzielte so wie bei seinen späteren große Erfolge. Aufsehen erregte besonders seine ungewöhnlich große Technik, welche er mit der linken Hand entwickelte. Zuweilen brachte er auch seine eigenen Kompositionen zum Vortrage. Im Jahre 1843 erhielt er einen Ruf nach Rußland und wirkte dann viele Jahre als sehr geachteter und gesuchter Klavierlehrer in Moskau. Daselbst gab er auch zahlreiche Konzerte. Nach Moskau berief er im Jahre 1851 seinen um 10 Jahre jüngeren Bruder Karl. Auch dieser fand dort sein Glück und wurde ein sehr beliebter Klavierlehrer. Wenzel Studnitschka übersiedelte später nach Dresden, während sein Bruder Karl in Moskau verblieb. Anläßlich des Aufenthaltes unseres Kaisers in Moskau wurde Karl Studnitschka nebst fünf anderen Österreichern mit dem Verdienstkreuze ausgezeichnet. Er starb im Jahre 1887 in Moskau. Wenzel Studnitschka lebte bis zum Jahre 1895 in Dresden. Bei Besuchen seiner Vaterstadt Leipa wirkte er in Konzerten für wohltätige Zwecke gern mit. Im Jänner 1895 übersiedelte er nach Töplitz, woselbst er am 9. März 1895 starb.

Nach den freundlichen Mitteilungen seiner Schwester Johanna **Gebhardt**, Kommissärswitwe in Töplitz, besaß ihr Bruder Wenzel auch ganz ungewöhnliche Sprachkenntnisse, denn er beherrschte außer der deutschen Muttersprache noch Französisch, Englisch, Italienisch, Russisch und Czechisch, ja im hohen Alter lernte er noch die spanische Sprache, was ihm bei seiner geistigen Frische, welche ihm bis zur letzten Lebensstunde erhalten blieb, keine Schwierigkeiten bereitete.

Kinderreime.[2])

Außer den bereits mitgeteilten Kinderreimen fand ich noch folgende in hiesiger Gegend des nördlichsten Böhmens im Gebrauche:

1. Wenn ein Kind ein anderes im Hemde herumlaufen sieht, so wird gerufen: „Hemdepemper — Bier-Einschenker — Schenke nie zu viel ein.“ (Sofort verschwinden dann die nicht vollständig angezogenen Kinder).

2. Wenn ein Kind das andere raten läßt, in welcher Hand es etwas hält: „Pink, Pank — Der Schmied is krank, — Er leit in Schuppen — lo nie huppen[3]) — Muß 14 Tage Wasser schnuppen.“

3. Wenn Kinder die Finanzwache ärgern wollen: „Münzberg kom vu Sohland her — Mit a Hocke Sefe; — Begegnet ihm der Kommissär — Mit da langen Pfefe; — Münzberg mocht an Seitensprung — Fängt a on zu losen: — Wer will ene Hocke hon — Mog sich ene kofen.“

4. Wenn Kinder eine Schnecke sehen: „Schnecke, Schnecke, Schniere, — Weis' ma deine Viere.“

5. Wenn die Kinder ein „Sommerwürmel“ (Marienkäferl) zum Fliegen bringen wollen: „Sommerwürmel, fliege — Dein Vater is im Kriege — Deine Mutter is im Pommerland — Pommerland ist abgebrannt.“

6. Den Krähen rufen die Kinder zu: „Kro, Kro, dei Nast brennt.“

7. Die Beeren suchenden Kinder rufen im Chor: „Heidl pe pe — Die Teppe sein leer — Heidl pu pu — Die Teppe sein vul.“

---

[1]) Ole Bull, geb. 5. Feber 1810 zu Bergen (Norwegen), eigenartig-großer Violin-Virtuos der neueren Zeit, Autodidakt, bereiste die alte und neue Welt und feierte namentlich in Amerika seine größten Triumphe. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XXVIII, 320—321. Sch.-L. — [3]) Bis hieher in Kamnitzerneudörfel als Kinder- oder Wiegenlied üblich. A. P.

8. Wenn die heidelbeersuchenden Kinder in die Nähe des Dorfes kommen: „Kauft's, kauft's Heidelbeern, — Sie san ja nie zu teuer; — 's Seidel um en Dreier. — Sechs leere Teppe, — Sieben vule Keppe. — Wer kann mir denn das Ding verwehr'n, — Daß ich schreie Heidelbeern. — Alli, Alli, Albutt — Ich ho die Beeren verschutt."

Die Beeren suchenden Kinder singen in Lobendau: 1. „Ehren, Ehren, jitz kumma aus'n Beeren, — Bicke, Backe, leier, — 's Seidl kost en Dreier, — Picke, Packe, Hoberstruh, — Morne moch' mas wieder su." — Oder 2. in Hielgersdorf: „Ehren, Ehren, jitz kumma aus'n Beeren, — Ich hob gefluckt bis übern Rand, — Mei Voter hot's Frackl verbrannt."

Beim Auszählen: „Ene, tene, Tintenfos, — Gih in dr Schul und lerne wos."

Am 4. Fastensonntage (Tudsunntich) kommen Knaben früh mit hölzernen Säbeln, die rote Spitzen haben, in die Häuser und schreien: 1. „Tud aus, Tud aus — An Berge stiht a gruß' Haus. — Guckt a olda Frau zum Fenster raus, — Zählt ihre Hündel aus. — Dr erste is der Kopphon, — Dr zweite is der Schnopphon, — Dr dritte is der Haushon, — Und d'n vierten wemma naus jon. — Geld ei der Kosse, — Geld ei der Kosse — Und morne wemma fosten." — Oder 2. „Tud aus, Tud aus, — n Tud, den homma ausgetrieben, — n lieben Summa bring' ma wieder, — n Summa un n Maia. — Rosen rot, Rosen rot: — Die Frau is wie ein Engel, — Die wird uns wohl gedenken, — Un wird uns etwas schenken." — Dieses sogenannte „Tudaustreiben" ist nicht bloß hier gebräuchlich, auch in Zeidler gehen die Knaben, haben aber keine hölzernen Säbel, sondern eine aus Fetzen verfertigte Puppe an einer Stange, die beim Fenster des Hauses hineingehalten wird.

Am Gründonnerstag singen die Kinder in den Häusern: 1. „Heut kumma zun Gründonnerstag, — Als Jesus in seine Leiden trat. — Er hat gelitten Marter und Pein, — Drum soll er auch erlöset sein." (Dieser letzte Vers ist allerdings unverständlich, jedoch die Kinder singen so.) — Oder 2. „Heut kumma zun Gründonnerstag, — Gat ma wos in Bettelsack; — Loßt mich nie su lange stihn, — Ich will a Häusel waller gihn." — Oder 3. „Heut kumm ich zun Gründonnerstag; — Is er nie grün, so is er weiß, — Do kumma ich mit puren Fleiß." — Oder: „Gat ma, wos die Henne ....." (Es werden nämlich Eier gegeben.)

In Zeidler wird von den kleinen Knaben und Mädchen folgendes Weihnachtsspiel von Haus zu Haus aufgeführt. Zuerst kommt der Engel und sagt: „Ich bin ein Engel von Gott gesandt, — Ich komme hier in's Niederland; — Trag alle Kostbarkeiten! — Heiliger Krist, Heiliger Krist, komm auch herein!" — Dann kommt das Christkind und sagt: „Draußen steht ein gold'ner Wagen — Er ist geziert mit Gottesgaben — Er ist geziert mit Äpfel und Nüß — Daher bin ich der heilige Christ! — Petrus, Petrus, komm auch herein!" — Petrus kommt und sagt: „Ich trag die Schlüssel in der rechten Hand — Und schließe den Himmel auf und zu — Wer hinein will, muß beten und Buße tun! — Ruprecht, Ruprecht, komm auch herein!" — Ruprecht kommt und sagt: „Ruprech, Ruprech, Fladerwisch — Draußen is mrsch gar zu frisch — Muß in die warme Stube kommen — Muß seh'n, was die kleinen Kinder machen — Ob sie fleißig beten und singen — Sonst wird die Rute auf'n H...... rum springen!" [1])

Lobendau. Pfarrer K. Karafiat.

Dr. Daniel Thum †.

Am 14. August 1905 starb in Wien Herr J. U. Dr. Daniel Thum, Hof- und Gerichtsadvokat. Die Kanzlei, welche Dr. Thum mit Dr. Ant. Frank, dem Schwiegersohne Dr. Kajetan Felder's, durch lange Jahre gemeinsam hatte, zählte zu den größten und geachtetsten Wiens. Er selbst war Hausanwalt der Firma Ant. Dreher. „An allen großen Veranstaltungen der Residenz hatte der Verblichene tätigen Anteil." Auch bekleidete er durch eine Reihe von Jahren die Stelle eines Präsidenten

[1]) Reitliedchen, Fingerverslein, Zählverslein sind auch hier gebräuchlich. Verslein, um die Kinder (kleine) zum Lachen zu bringen, sind auch hier üblich.

des Raimund-Theatervereines. „Die kurze, gedrungene Gestalt mit dem markanten, spitzbärtigen Gesichte, das Gemütlichkeit und Klugheit ausdrückte, war in Wien überall bekannt.“ [1])

Der Chronist gesteht, daß er durch diese Todesnachricht überaus schmerzlich überrascht wurde. Daniel Thum war am 12. Dezember 1843 in Niemes geboren.[2]) Er gehörte durch sieben Jahre (1856—1863) zu unseren Mitschülern am Leipaer Gymnasium und war immer ein guter Freund und Kamerad. Nach der Gymnasialzeit habe ich ihn während der Ferien 1864 in Großroll besucht, dann jedoch durch vierzig Jahre nur einmal gesehen und gesprochen, wohl aber seit mehr als drei Jahrzehnten einen regelmäßigen Briefwechsel mit ihm unterhalten. Er war auch ein warmer Freund unseres Klubs, dessen Leistungen er zu schätzen wußte und jedes Jahr durch eine Überzahlung förderte.

Seit dreißig Jahren hat er mich immer wieder eingeladen, nach Wien zu kommen. Es kam nicht dazu, obwohl in den letzten zwei Jahren dreimal bereits der Tag meiner Abreise bestimmt war, da ich im Haus-, Hof- und Staatsarchiv einige Studien zu machen beabsichtigte. Aber fast im letzten Augenblicke mußte ich jedesmal absagen. So auch noch heuer im Frühjahre. Darauf fragte er, ob ich anfangs Juli daheim sei, und am 30. Juni schrieb er mir folgende Worte: „Lieber Freund! Ich komme diesen Sonntag früh mit dem Wiener Zuge in Leipa an und werde Dich aufsuchen. Sei so gut und bleibe zu Hause.“ Wirklich kam er Sonntag früh (2. Juli), und wir sahen uns durch einige Stunden, bis er gegen Mittag nach Niemes weiterfuhr.[3]) Er wollte, wie er sagte, seine Heimat noch ein letztes Mal besuchen, und ich hätte damals nicht geglaubt, daß er mit dieser Rede Recht behalten würde.

Dienstag folgte ich meinem Freunde nach Niemes, und wir verbrachten mit einander drei schöne Tage, indem wir unsere Jugenderinnerungen erneuerten, unsere seitherigen Erlebnisse austauschten, unsere Lebensansichten an einander maßen. Dr. Thum wußte gar viel und vielerlei zu erzählen. Schon als Rechtshörer war er mit einem Studiengenossen zu Fuß von Wien durch die Alpenländer nach Südfrankreich gewandert, später hatte er fast alle namhafteren Bäder Europas besucht und auch an einer Lustfahrt nach Spitzbergen sich beteiligt.[4]) Viel erzählte er auch vom Begründer der Postsparkasse, deren Errichtung wir abwechselnd lobten. Das Pikanteste war jedenfalls eine Mitteilung, welche sich auf König Alexander von Serbien bezog. Ich fühle mich aber doch nicht berechtigt, öffentlich davon zu erzählen, obwohl an der Wahrheit nicht zu zweifeln ist.

Mein Freund versicherte ferner, daß er, wenn er Kinder besäße, eine Familienchronik schreiben würde, wobei er besonders seines Groß-

[1]) Reichenbg. Ztg. v. 14. u. 16. Aug. 1905. — [2]) Die Parte irrt also ebenso wie die Zeitungsmeldung, daß Dr. Thum 63 Jahre alt war. Der Matrikenauszug, den mir Herr A. R. Pospischil vermittelte (4. Septb. 1905), meldet noch: „Vater: Daniel Thum, Seifensieder in Niemes Nr. 157. Mutter: Elisabeth, geb. Bitterlich aus Niemes Nr. 289.“ Der Vater war in der Folge Gutspächter auf Spörnig und noch später auf Groß-Roll. — [3]) Zuvor hatte ich ihm Glück gewunschen, weil ich in der Zeitung las, daß er Mitglied des Reichsgerichtes geworden war. — [4]) Vgl. Exk.-Klub, XIX, 275.

vaters sich freute, der in Niemes ein für seine Zeit sehr wohlhabender Mann gewesen war. Er versicherte außerdem, daß er, wenn er nicht durch Geschäfte verhindert wäre, sich schriftstellerisch beschäftigen würde. So hatte er einen Aufsatz über einen gewaltigen Hexenprozeß veröffentlicht, wobei es sich um einen Geistlichen handelte, der mit vielen Beschuldigten verbrannt wurde.[1]) Auch habe er wohl durch Zeitungsaufsätze diese und jene Entwicklung beeinflußt. Aber doch müsse ein Wiener sich wundern, wie Jemand in der Stille und ohne Lohn seine Zeit dem geräuschlosen Schrifttum sich widmen und beispielsweise eine achtzehnjährige Arbeit auf eine Chronik von Niemes verwenden könne. Das war eine Gelegenheit, unsere Ansichten über das Leben, seine Zwecke, seine Leiden und Freuden auszutauschen.[2]) Natürlich war er mit seiner Lebensarbeit sehr zufrieden, ich aber mit der meinigen auch. —

Wir fuhren nach Schwabitz und besuchten zuerst das Forsthaus und den Friedhof, dann den Meierhof Spörnig, wo Thum als Knabe gewohnt und die ziemlich entfernte Schule in Schwabitz besucht hatte. Diese Jugenderinnerung veranlaßte ihn zu der Bemerkung, daß er für die Schulkinder der Schwabitzer Schule eine Unterstützung stiften wolle.

Diese Absicht hat er ausgeführt. Denn Frau Louise Thum hatte die Liebenswürdigkeit, mir Folgendes zu schreiben: „Wien, 6. Oktober 1905. Wie Sie den Herzensguten ja so gut gekannt haben, hatte sich derselbe trotz aller Aufregungen, Sorgen und in dem großen Weltverkehr, in den ihn sein oft schwerer Beruf hineingeführt, ein warmes Herz und innig Fühlen für seine Heimat und die Zeitgenossen seiner Jugend bewahrt. Dies geht auch aus seiner letztwilligen Verfügung hervor, aus welcher ich Ihnen bezügliche Bruchstücke bekannt gebe. Er schreibt in seinem Testamente vom 15. Feber 1905: „Da ich es nie verstanden habe, mir ein mehr als bescheidenes Vermögen zu erwerben — sacri auri fames habe ich nie gekannt — so bin ich nicht in der Lage, größere Beträge öffentlichen Zwecken zu widmen. Ich verordne jedoch, daß ein Kapital von 20.000 K aus meinem Nachlaßvermögen zu einer Stiftung zu verwenden ist, die den Zweck haben wird, von den Erträgnissen jenes Kapitals arme, brave Kinder, die in Schwabitz, Böhmen, Gerichtsbezirk Niemes, die Schule besuchen, alljährlich am 1. November mit Winterkleidern, vor allem mit Stiefeln und Schuhen zu beschenken; hiebei sollen Kinder von Dienstleuten aus dem Meierhofe Spörnig unter gleichen Verhältnissen den Vorzug haben. Ich habe in der Schule zu Schwabitz meinen ersten und zwar sehr guten Unterricht von dem Lehrer Wenzel Meystrik und dem Pfarrer Franz Rotter genossen und will der Schwabitzer Schule mit der obigen Stiftung meinen Dank abgestattet haben." Der im Herrn Entschlafene hat die „Mitteilungen" des Leipaer Exkursionsklubs stets mit Interesse und Freude gelesen und

[1]) Ich glaube davon im „Altvater" gelesen zu haben. — [2]) Dieses Gespräch könnte gar wohl zu einem Buche ausgesponnen werden, das unter dem Titel de otio in ähnlicher Weise wie Cicero's „Freundschaft" oder „Greisenalter" den Gegensatz zwischen literarischer und geschäftlicher Tätigkeit behandeln würde. Doch solche Dialoge mögen wohl in unserer Zeit nicht mehr beliebt sein.

blieb dadurch immer im Kontakte mit seiner Heimat." — Von Spörnig fuhren wir über Oschitz nach Kriesdorf und mit der Bahn nach Reichenberg, besuchten die Hohenhabsburg und am nächsten Tage die Jeschkenkoppe, worauf wir mit der Bahn nach Gabel und Niemes zurückfuhren und bei seinen Schwägern, den Herren Dr. Barton und Bräuer Barton, einkehrten. Noch am Abende gingen wir auf den Friedhof, wo mein Freund die Gräber seiner Lieben aufsuchte und hernach die Wiederherstellung des Grabmales seiner Mutter anordnete. Am Morgen erfuhr ich, daß er der Stadtgemeinde Niemes einige Grundstücke geschenkt hatte, damit die Anlagen bei dem neuen Krankenhause erweitert werden könnten. Nach einem Gabelfrühstück fuhren wir aus dem Bräuhause auf den Bahnhof und von hier nach Leipa, wo ich auf dem Nordbahnhofe von ihm Abschied nahm. Er fuhr in einem Abteil erster Klasse. Sein Ziel war ein dänisches Seebad, nicht weit von der deutschen Grenze. Einige Tage später kam eine Karte mit folgenden Worten: „9/7. Herzlichen Gruß aus dem langweiligen, aber darum heilsamen herrlichen Fanö. Thum." Das war sein letzter Gruß. Ich habe von ihm nichts mehr gehört, bis ich in der Zeitung die Nachricht von seinem Tode las. Lieber Freund, ruh' in Frieden!

Daß ich aber solche Erlebnisse so ausführlich erzähle, möge mir verziehen werden. Es geschah, um zu zeigen, daß Dr. Daniel Thum ein echter Sohn Nordböhmens war, der auch mitten in den Geschäften und Genüssen der Reichshauptstadt seiner nordböhmischen Heimat treu und eingedenk geblieben ist. A. Paudler.

A. Kukuk †.

Abermals hat der Klub den Verlust eines treuen Förderers, eines großmütigen Gönners zu beklagen, der unsern Verein jährlich mit einer ansehnlichen Spende zu unterstützen pflegte. Am 11. September 1905 ist der Prager Großhändler Herr kais. Rat Anton **Kukuk** in Bad Wildungen gestorben. „Einer der hervorragendsten und trefflichsten Repräsentanten des Prager deutschen Kaufmannsstandes, ein Mann, der sich von kleinen Anfängen durch eigene Kraft, durch Umsicht, Fleiß und strenge Rechtlichkeit eine angesehene Stellung schuf und der sich nicht nur in der kaufmännischen und industriellen Welt des größten Ansehens erfreute, sondern seines jovialen, liebenswürdigen Wesens, sowie seines außerordentlichen Wohltätigkeitssinnes wegen in allen Kreisen der deutschen Gesellschaft Prags die größte Achtung und Wertschätzung genoß."[1]) — Herr Anton Kukuk war am 18. März 1826 zu Sackschen bei Dauba geboren und blieb lebenslang ein warmer Freund seiner nordböhmischen Heimat. Die Geschichte seines Lebens[2]) und Wirkens haben wir schon vor einigen Jahren in diesen Blättern veröffentlicht.[3]) Es bleibt nur zu bemerken, daß Herr Ant. Kukuk anläßlich der Vierteljahrhundertfeier am 7. Dezember 1902 zum Ehrenmitglied des Klubs erwählt wurde.[4]) A. P.

[1]) Vgl. Boh. v. 11. Sept. 1905. — [2]) Am 11. Sept. 1839 kam Ant. Kukuk mit seinem Vater nach Leipa, wo er bei Herrn Robert Heller als Kaufmannslehrling eintrat. Genau 66 Jahre später ist er gestorben. — [3]) Exk.-Klub, XXIV, 234—237. — [4]) Exk.-Klub, XXVI, 99.

Das erste Veilchen.[1])

Frühling war es. Stärlein sagte,
Daß es nun schon nicht mehr schneit.
Als ich mich in's Gärtchen wagte,
Waren Blümchen hingestreut.
Gott der gute, der sie schickte,
Hat viel Freude mir gemacht;

's erste Veilchen, das ich pflückte,
Hab' der Mutter ich gebracht.
„Dieses Blümlein hab' ich gerne",
Sprach sie, „schön ist dessen Kleid.
Liebes Kind, von diesem lerne
Demut und Bescheidenheit."

Über den Gänsweg in die Daubaer Schweiz.

Von Karl von Zimmermann.

Im Folgenden gestatte ich mir über einen am 23. August 1905 selbstfünft unternommenen Ausflug Bleiswedel-Gänsweg-Tschapkeule-Dauba-Neuschloß zu berichten, der in mehrfacher Beziehung Interessantes bot. In der „Stadtel-Gemeinde" Bleiswedel hatten wir schon Gelegenheit, hübsche Architekturbilder zu beobachten, einzelne Bauernhöfe und ganze Dorfstraßen mit Giebelhäusern, die sich ganz malerisch ausnahmen. Am Wege nach Skalken bewunderten wir den überaus reichen Doldenansatz in den Hopfengärten. Die Pflücke hatte teilweise schon begonnen; nach Menge und Güte muß die Hopfenernte hier vorzüglich sein, da an den höchsten Stangen noch die schwer besetzten Seitentriebe wie Fahnen nach allen Seiten in die Luft ragten. Im Vorübergehen verwandelten wir uns in Hopfenspekulanten, besprachen ganz ernsthaft die Marktlage und handelten miteinander, hatten aber in Skalken unsere Geschäfte schon vergessen, da wir uns wieder mit der fränkischen Bauart von Bauernhöfen, mit Ursprünglichem und Zugebautem, mit den uralten Weinstöcken an den Häusern und mit der Eignung ihrer Trauben zum Keltern oder zum Spatzenschießen zu beschäftigen hatten; auch der plattigbrechende Basalt vom Eichtberge (zwischen Graber und Auscha) lag da in schönen Stücken, dem wir übrigens schon als höchst praktischem Baustein an den Häusern von Bleiswedel begegnet waren.

In Skalken erwartete uns der vorher bestellte Führer, Herr Fleischer aus Sattai. Der Weg über den „Gänsweg" und die „Tschapkeule" nach Sattai-Dauba ist mit Karte und Kompaß, wenn man nur immer hübsch am Kamme bleibt, wohl auch ohne Führer zu finden; will man aber alles Sehenswerte ohne großen Zeitverlust besichtigen, läßt sich die Sache ohne kundigen Führer doch nicht machen. Wir brachen also von Skalken auf und strebten auf dem Gänsweg unserm Ziele zu. Hat nun der Gänsweg von dem am „Gänsberg" befindlichen, einer brütenden „Gans" ähnlichem Steingebilde seinen Namen oder hat unser Führer Recht, der zu Beginn des Weges die Bemerkung machte: „das ist der richtige Gansweg; immer im Zick-Zack und mehrere Steige neben einander, gerade wie die Gänse laufen"? Das Felsengebilde könnte dann nebenher oder nachher seinen Namen erhalten haben.

Nach etwa einstündiger Wanderung rechts vom Waldwege aufwärts

---

[1]) Aus einem Gedichtenbuche, welches der Glasgraveur Franz Rasche geschrieben hat. Vgl. Spitzberg-Album, p. 218.

kletternd, nachdem wir schon vorher die „Kühgründe“ nach Gebühr bewundert hatten, befanden wir uns auf der felsigen Hochfläche mit der brütenden „Gans aus Stein“. Die arme Gans ist übel zugerichtet! Regen, Wind und Frost hatten ihr wohl schon genug mitgespielt, nun haben unverständige, rohe Hände die obere Schale von Eisensandstein teilweise abgeschlagen, der sie ihre Erhaltung verdankte, um ein paar armselige Grottensteine für den Garten zu erjagen. War es ein Eselein oder ein Kameel, das die Gans so verstümmelte?

Zum Trost und zur Entschädigung fanden wir aber andere, viel merkwürdigere Naturgebilde um die Gans herum, die mich und meinen geologischen Reisegefährten in helles Entzücken versetzten. Fast alle aus dem harten Sandsteinfelsen der Bergkuppe hervorragenden Blöcke tragen auf ihrer Oberfläche sonderbare Erhöhungen, die wohl vorwiegend der schmelzende und wieder zusammenfrierende Schnee im Verein mit Sturm und Regen hervorgebracht hat. Was wir da fanden, sind die prächtigsten Reliefmodelle kühner Berglandschaften, an denen jeder „Geoplastiker“ lernen könnte. Das Berner Oberland, die Tauern, den Himalaya und die Anden kann man sich aus den auf den einzelnen Steinblöcken entstandenen Gebirgsmodellen heraussuchen, und die Erhebungen, die das bohrende und schleifende Wasser zurückgelassen hat, sind so beträchtlich (bis 25 *cm*), daß auch unsere vulkanischen Kegelberge nicht steiler und unvermittelter aus ihrer Umgebung hervorragen als diese Miniaturberge aus ihrem mütterlichen Felsblock. Wo die Felsenoberfläche eine geneigtere war, haben sich an Stelle der isolierten kleinen Felskuppen richtige „Karrenfelder“ gebildet, wie wir sie im Großen in den Kalkgebirgen finden. Auch diese Modelle von Karrenfeldern überraschen durch ihre Zierlichkeit und die Ähnlichkeit mit den Formen, die die Natur anderwärts im größten Maßstabe geschaffen hat. Die Gebilde sind so merkwürdig, daß es sich für jeden Naturfreund, sei er nun Geologe und Erdkundiger oder nicht, lohnen würde, einzig zu deren Besichtigung diese Stelle aufzusuchen! Der Felsen ist nach Nordwest geneigt und der Wetteranprall von West und Nord muß daselbst ein heftiger sein. Auch die benachbarte Vegetation trägt die Spuren davon, die gegenüberliegende Talseite aber zeigt nur die gewöhnlichen abgerundeten Sandsteinblöcke. Gegen Nordost erscheint der Wilsch mit seinem gegen Sterndorf in Terrassen abfallenden Sandsteinunterbau, ebenfalls ein geologisches Schaustück nicht gewöhnlicher Art.

Unser Führer machte uns beim Weiterschreiten aufmerksam, daß wir nun bald auf einem Seitenwege den sogenannten „Tropfstein“ erreichen würden. Wenige hundert Schritt davor machten einige von uns plötzlich Halt: wir hatten an einer verwitterten Felswand die Naturgothik entdeckt. An Stelle der sonst an Bankfugen zwischen den Sandsteinlagen häufig beobachteten rundlichen Löcher und Ausspülungen, die sich durch austretendes Wasser und Frostwirkung daselbst und aus der innern Struktur härterer Sandsteine ungezwungen erklären lassen, überraschte uns ein System von kleinen Kreuzgängen, Gewölben, Nischen und Seiten-

kapellen, alles im Spitzbogenstil, und als wir am „Tropfstein“ selbst uns einer Reihe von reichen maurischen Motiven gegenübersahen und so zwischen Straßburger Münster, Dogenpalast und Alhambra unsere Blicke wandern lassen konnten, beschlossen wir, der uns gebotenen seltenen Schaustellung auch einen offiziellen Namen zu geben und wir wählten den Titel: „die Baustile in der Erosion“ oder „die Natur als Baumeister in allen Stilarten“.

Der „Tropfstein“ hat seinen Namen daher, daß er fast nie tropft, in den letzten 33 Jahren nur dreimal.[1]) Im übrigen besteht er aus einer mächtigen, im Walde aufragenden Felswand, zum Teile überhängend, die fast in ihrer ganzen Ausdehnung mit größeren und kleineren Gruben und Löchern bedeckt ist, die riesigen Bienenwaben ähneln oder vielleicht einem weitmaschigen gehäkelten Tuche, das im Karlsbader Sprudel versteinert wurde. Diese zellenartige Verwitterungserscheinung ist wohl nicht selten tritt aber hier in besonderer Deutlichkeit und Zierlichkeit auf. Unter der überhängenden Wand findet sich eine Grube ausgehöhlt, die dem in früherer Zeit wohl reichlicher abtropfenden Wasser ihre Entstehung verdankt.

Vom Tropfstein wieder auf den Hauptweg zurückkehrend, gelangten wir alsbald auf die „lange Leite“, einen schmalen Steig auf einem Felsen-Kamm, an dessen rechter Seite die Felsen in steilen, wenn auch abgerundeten Terrassen zum „Mückenlochgrund“ abfallen. Auf der andern Seite des Grundes steigen die Felsen wieder in gleicher Steile und mächtig aufgetürmt empor. Die „lange Leite“, von der man für einen Augenblick die Tschapkeule zum ersten Male sieht, ist wohl die eindrucksvollste und wildeste Partie auf dem von unserem Führer eingeschlagenen Wege. Man kann sich recht gut auf eine Kammwanderung im Hochgebirge versetzt denken, wie es auch nicht an einigen Stellen gebricht, die an Schwindelfreiheit eine wenn auch nur recht mäßige Anforderung stellen. Auf diesem Wege fanden wir auch wieder einige durch Verwitterung entstandene Reliefbildungen auf Felsblöcken, konnten ihnen aber weder Zeit noch Aufmerksamkeit mehr schenken.

Die Vegetation auf diesen durch Wasserarmut unliebsam ausgezeichneten Felspartien hat unter der Dürre des vorigen Sommers anscheinend recht gelitten, andererseits zeigten sich die günstigen Wirkungen des heurigen feuchten Sommers an den üppigen Trieben der Kiefern und an den neuen jungen Blättern der eingesprengten Eichen. In feuchteren Vertiefungen scheinen sich auch Fichte und selbst Buche recht wohl zu fühlen, so daß das Gebiet nicht gerade den Eindruck der Ärmlichkeit macht.

Noch muß ich erwähnen, daß unser fünfblättriges Kleeblatt auch zwei eifrige Pilzsammler in seiner Mitte barg. Beide hatten ein Säckchen mitgenommen, um „in die Schwämme“ zu gehen und sie kamen selbst auf dem Höhenwege, dank der Feuchtigkeit der vorangegangenen Tage, auf ihre Rechnung, wenn sie auch in den tieferen, durch besonderen Pilzreichtum bekannten Gründen noch reichere Beute gemacht hätten. Jedes

---

[1]) Ich war zweimal dort, aber beidemal hat es getropft und wir haben die Tropfen gezählt. A. P.

schöne Stück wurde nach Gebühr bewundert und mußte die Runde machen. Die häusliche Belohnung durch ein schmackhaftes Schwammgericht wird durch 8—10stündiges Schleppen des Sackes wohl verdient worden sein!

Wir umgingen nun den massigen Tschirberg und kamen über den basaltischen Schloßberg, um den noch Spuren eines Burggrabens zu sehen sind, auf das Plateau, von dessen südlichem Rande die Tschapkeule weithin sichtbar emporragt. Ich hatte mir unter der Tschapkeule einen isolierten Basaltfelsen vorgestellt, etwa wie die „Weiße Frau" im Schwoikaer Gebirge, fand aber ein 5—6 *m* hohes Sandsteingebilde vor, das von der Witterung bereits stark angegriffen ist und sich maschenförmig von Eisensandstein durchsetzt zeigt. Zwischen den Maschen verwittert der Stein, die Sandkörner bröckeln ab, und der Felsen besteht an manchen Stellen tatsächlich nur mehr aus dem einem Fischernetze ähnlichen Maschenaufbau der durch Brauneisenstein verfestigten Sandsteinpartien. Man könnte auch an die turmähnlichen Torten denken, die beim Pfingstschießen der Leipaer Bogenschützen von den Frauen gespendet werden. In der näheren Umgebung haben manche Felsen diese Umwandlung schon im hohen Grade erlitten. Wir besichtigten noch die in den Felsen gehauene Zisterne und die winzige Höhle neben der Keule und mußten uns sagen, daß eine Versicherung des Plateaus durch ein Geländer wohl sehr angebracht wäre, um Unglücksfälle durch Abstürzen zu vermeiden.

Nun ging es rasch nach Sattai, wo ein ländlicher Imbiß eingenommen wurde. Schon von der Tschapkeule aus betrachteten wir mit Interesse die Berge um Dauba und es gefiel uns besonders der wohl nicht hohe, aber freiliegende und in seiner Bewaldung und Besiedlung so recht die Verkleinerung eines alpinen Gebirgsstockes darstellende Eichberg, einer der vielen dieses Namens. In Dauba war noch Gelegenheit zu einem verspäteten Mittagsmal und dann marschierten wir über Podlitz und Regersdorf in drei Stunden zum Bahnhof Neugarten, wo wir frühere Fahrgelegenheit hatten, als in dem sonst schneller zu erreichenden Hirschberg. Der „geologische Hammer" fand wohl keine Arbeit, aber dank der trefflichen Zusammensetzung unserer Wandergesellschaft gab es den ganzen Tag über zu beobachten und zu erklären, und ich habe einen Teil des Gesehenen und Gehörten in dieser Schilderung niederzulegen versucht.

Bruno Knesch.

Ein kleiner Beitrag zur Geschichte des Buchdruckes in Deutschböhmen.

Daß im Leipaer Augustinerkloster inmitten der Wirren des dreißigjährigen Krieges eine Buchdruckerei errichtet wurde, ist bekannt und öfter erörtert worden.[1]) Aber der Gründer dieser Druckerei war ein Ausländer, der Vläme Paulus Conopäus, dessen Schöpfung bald untergegangen ist. Ein gutes Jahrhundert später hat dann abermals ein Augustiner, jedoch ein Deutschböhme, in dem deutschböhmischen Kloster Stockau eine Buchdruckerei errichtet und einige Werke gedruckt. Der Name

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XXVII, 319.

dieses Mannes dürfte wie seine Wirksamkeit in weiteren Kreisen wenig bekannt sein, aber er verdient es, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Vor kurzer Zeit zeigte mir Herr Prior H. A. Walter ein altes Buch mit dem Titel: Urbarium ducalis coenobii Pivoniensis seu Stockensis. Anno 1753 erectum et impressum in conventu alte memorato. opera et typo P. Brunonis Knèz'e.

Dieses vollständig lateinische Buch ist also im Kloster Stockau gedruckt und hergestellt worden. Der Drucker aber war Bruno Knèz'e aus Reichenberg. Ich zweifle nicht, daß er zur Familie Knesch gehörte, welche noch heutigen Tages in Reichenberg besteht.[1]) Ich selbst erinnere mich aus jüngeren Jahren, daß ein Staatsanwalt-Substitut Namens Knesch, der aus Reichenberg war, in Leipa lebte und später Landesgerichtsrat in Oberösterreich wurde. Er war ein großer Freund und Kenner Horazischer Dichtungen und äußerte in meiner Gegenwart wiederholt, daß das gepriesene Wachstum großer Städte ein wahres Unglück für die Menschheit sei.

Der Ordenschronist Pachomius Kreybich [2]) berichtet: Bruno Knieže aus Reichenberg, der am 23. August 1733 [3]) die Gelübde ablegte,[4]) betrieb die Philosophie in Hohenelbe und vollendete die Theologie in Prag. 1747 war er Vorsitzender der Gürtelbruderschaft in Schopka, alsdann Konventual zu St. Benigna und zu Stockau, wo er, der Buchdruckerkunst kundig,[5]) die Memorabilien dieses Klosters wie auch Marianische Psalmen gedruckt hat. Er starb zu Hohenelbe am 10. Oktober 1757.

Das Psalmenbuch ist mir bisher nicht in die Hände gekommen. Dagegen das „Urbar" ist vorhanden, leider aber nur 96 Seiten, wogegen der Rest des offenbar umfangreichen Werkes bisher nicht aufgefunden werden konnte.[6])

Das Urbarienbuch erzählt die Schicksale des Klosters Stockau,[7]) sowie es auch die zugehörigen Ortschaften und ihre volkswirtschaftlichen Verhältnisse ziemlich ausführlich behandelt. Das Kloster Stockau war nicht nur sehr alt, sondern auch sehr geräumig, da es für 25 Mönche ausreichende Wohnungen hatte und außerdem eine Apotheke und eine Bibliothek besaß. Noch jetzt gleicht der verweltlichte Klosterbau mit seinen Mauertürmen einem Schlosse oder einer Burg. Auch besaß das Kloster eine Papiermühle, welche von dem ungemein schaffenseifrigen Prior Cyriakus Wotawa (1731—1734, 1737—1744, 1750—1754) gänzlich erneuert wurde. Unter demselben Prior wurden drei Urbarien angefertigt und beglaubigt, von denen eines an das Ordensarchiv in Rom' das andere in das Archiv zu St. Thomas in Prag gesandt wurde, während das dritte samt dem Original in Stockau verblieb.[8])

---

[1]) Unter den Mitgliedern des Reichenberger Gebirgsvereines wird auch Frl. Marie Knesch genannt (Jahrbuch f. 1903). — [2]) p. 225. — [3]) Er dürfte also um das Jahr 1712 geboren sein. Leider ist auch der Taufname nicht bekannt. — [4]) Am gleichen Tage gelobte Mathias Teübner aus Reichenberg, ein sehr begabter Mann, der 1740 als Lektor der Philosophie nach Stockau kam, aber bereits am 4. Feb. 1747 zu St. Thomas in Prag gestorben ist. — [5]) artis typographica gnarus. — [6]) In mehreren Klöstern sollen nur Bruchstücke vorhanden sein. — [7]) Daher „Memorabilien" bei Pach. Kreybich. — [8]) Hierin wird man wohl eine Veranlassung zum Drucke des Urbars suchen dürfen.

Über das Alter von Stockau hat es sehr verschiedene Ansichten gegeben. Hiebei spielte auch ein Schreibfehler des oft genannten Codex Thomaeus eine große Rolle, wonach Wanko v. Blazan dem Kloster St. Thomas in Prag am Tage vor Laurentius 1086 einen Jahreszins von 11 Schock Gr. verkauft hat, wogegen es richtig 1386 heißen muß und in der Überschrift der Eintragung auch wirklich so heißt.[1])

Von Bedeutung ist auch eine Abhandlung über den seligen Culmann, dem bei Tannawa zuerst eine hölzerne Bildsäule, dann aber eine steinerne Kapelle errichtet wurde. Am 4. März 1679 bezeugte der 98 Jahre alte Klosterwächter Urban Tiller, daß jährlich am hl. Ostertage zur Vesperzeit zahlreiche Verehrer des seligen Culmann zur Martersäule kamen, dem Seligen zu Ehren Stecken aus Haselstauden mit daran gemachten Kreuzeln mitbrachten und selbe an einen Fichtenbaum lehnten, der damals (1679) noch vorhanden war. Auch sei später bei der genannten Kapelle zu Ostern um die Vesperzeit eine deutsche Predigt gehalten worden. Man habe deutsche und czechische Lieder gesungen und dabei Wachslichter gebrannt.

Indem ich viel Anderes übergehe, kann ich doch nicht unerwähnt lassen, daß das Augustinerkloster Stockau für die deutsche Kolonisation Böhmens sehr verdienstlich gewirkt hat. Das bezeugen die deutschen Ortschaften, welche zum Kloster Stockau gehörten und wohl den Mönchen ihren Ursprung zu verdanken hatten, insbesondere Stockau,[2]) Münchsdorf, Glaserau, Waltersgrün, wahrscheinlich auch Fronau. Der Verfasser des Urbars versichert freilich, daß Glaserau früher Sklarz und Waltersgrün ehedem Walteř oder Waltiřow geheißen habe, was jedoch jedem Sachkundigen sofort als unwahrscheinlich vorkommen muß. Glaserau und Waltersgrün sind ohne Zweifel die ursprünglichen Namen, die czechischen sind nur Übersetzungen. So befanden sich die Deutschböhmen schon vor anderthalb Jahrhunderten bezüglich ihrer eigenen Geschichte in derselben Verblendung, in welcher sich manche noch bis zum heutigen Tage befinden.

Anhangsweise sei noch auf ein von mir schon bei früherer Gelegenheit [3]) erwähntes Buch verwiesen, welches die Augustinerklöster Germaniens in Kupferstichen enthält. Das Werk wurde bei Joh. Matthias Steidlin in Augsburg gestochen. Leider fehlt in dem Leipaer Exemplare der ganze Abschnitt über Böhmen samt der zugehörigen Karte. Am merkwürdigsten in diesem Kupferwerke ist mir der Grabstein des Heinrich v. Frimar (Wrimar), der sich im Augustinerkloster zu Regensburg befindet. Die Inschrift lautet: Einricvs mentis candore pvdicvs.

Das scheint mir eine geeignete Ergänzung zu sein zu den von mir mitgeteilten Nachrichten [4]) über den gelehrten Heinrich v. Frimar. A. Paudler.

---

[1]) Da es sich in neuester Zeit erwiesen hat, daß die meisten Urkunden, welche im Codex Thomaeus verzeichnet wurden, noch im Original vorhanden sind, so würde der Schreibfehler umso leichter erwiesen werden können. Aber es ist unnötig. — [2]) Im Dorfe Stockau sind die Holzwände mancher Häuser mit Schindeln verschlagen, was nicht selten einen ganz malerischen Anblick gewährt. Besonders eine Mühle hat mir aus dieser Ursache sehr gefallen. Vielleicht war es die ehemalige Klostermühle. — [3]) Exk.-Klub, X, 221. — [4]) Exk.-Klub, XXVII, 28—30.

Evangelische Pastoren, Organisten, Lehrer und Beamte in Deutschböhmen im Zeitalter der Gegenreformation.

In der im Jahre 1747 erschienenen „Umständlichen Nachricht von der Churfl. Sächß. Schrifftsäßigen freyen Zien-Berg-Stadt Altenberg u. s. w. und dem die benachbarten Ortschaften behandelnden Anhange, verfaßt „von M. Christoph Meißnern, Altenbergensi, Collegen bey der Creutz-schule in Dreßden", werden mehrere Persönlichkeiten genannt, die im 16. und 17. Jahrhundert längere oder kürzere Zeit in Deutschböhmen tätig waren, auch solche, die in Böhmen geboren, außerhalb dieses Landes wirkten. Im folgenden ist das auf sie Bezügliche größtenteils dem Wortlaute nach angeführt.

„Balthasar Thamm ist ausser allen Zweifel der erste Evangelische Pastor zum Altenberge gewesen; wenn er aber eigentlich angezogen, ist ungewiß. Er soll laut eines alten MS^ti zuvor zu Bensen in Böhmen gewesen[1]), und propter dominam generosam von dar nach Altenberg gekommen seyn. Vermutlich ist er durch den ersten Pirnischen Superintendenten M. Anton Lauterbachen zum Altenbergischen Pastorat gelanget; massen seiner in den Colloqu. Commensal. Lutheri also Meldung geschiehet, daß nehmlich der seel. Lutherus seiner Deposition als Decanus selbst beygewohnet, und ihn cum gravi paraenesi absolviret habe, als er noch bey schon gemeldetem vornehmen Theologo M. Anton Lauterbachen famuliret. Er kam auf Recommendation des damaligen Herrn Superint. Zenners in Freyberg als der andere Evangelische Pastor nach Roßwein anno 1541, woselbst er endlich nach einer langwierigen Krankheit anno 1564 seelig verstorben."

„Johann Faber, al. Fabri Dresdens. ist an. 1558 am Sonntage Invocavit gebohren und als Pfarr nach Leuckersdorf in Böhmen an. 1581 berufen worden. Anno 1586 ward er Schloßprediger zu Wesenstein, anno 1591 aber Pfarr in Altenberg; allwo er auch den 30. Junii 1613 im 55. Jahre seines Alters und im 32. seines Predigt-Amts seelig verstorben ist."

„Johann Roth, kam als exulirender Pastor von Neustädtel[2]) in Böhmen anno 1625 zu hiesigem Diaconat: soll Pastor in Sadisdorff worden seyn an 1633, st. an 1645."

„M. Wilhelm Vogel (von Salzungen an der Werra), war Diaconus zu Tetschen in Böhmen, vermählte sich 1610 d. 20. Februar mit einer Tochter des Valentin Witschel, Ratmanns, Schichtmeisters und Oberfaktors des Tiefen Stollens in Altenberg. Im Jahre 1611 ließ er auf den Tod seiner schon 1609 verstorbenen Schwiegermutter eine deutsche Trostschrift drucken „Psychophylakterion" betitelt ex v. Psalmi 119, „wie er denn nebst der deutschen Sprache auch selbst der Böhmischen sehr kundig gewesen, welches aus itzt gemeldeter Trost-Schrifft klärlich zu ersehen ist, an welcher er angezogenes Dictum in Hebräischen, Cyrill. Griechischen, Böhmischen, Lateinischen und Deutschen Versen zum Beschluß angehängt hat."

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XV, 297. Sch.-L. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XXIV, 325; XXV, 107. Sch.-L.

„Elias Rühel von Ortrant, ward anno 1587 Cantor zu Bensen in Böhmen und anno 1592 Cantor in Altenberg, war ums Jahr 1617 noch Cantor allhier."

„Balthasar Rösler, welcher a. 1605 d. 22. Dec. zu Heinrichsgrün, einem Flecken im Ellnbogner Creysse in Böhmen, gebohren worden, ward zuerst nach Anna- und Marienberg, im Jahre 1630 nach Gräßlitz, aber a. 1638 zum Marckscheider und Schichtmeister anno 1649 nach Freyberg zum Gegenschreiber und Marckscheider, endlich aber ao 1663 nach Altenberg zum Bergmeister, Marckscheider und Stollen-Factor beruffen. Einige wollen, er habe die sogenannten Hange-Compasse erfunden, welche denen Setz-Compassen also entgegenstehen, daß wo im Setz-Compaß Oriens stehet, im Hange-Compaß Occidens stehet und so vice versa. Er starb ao 1673 und liegt auf dem öffentlichen Gottesacker unter einem Leichenstein begraben."

„Christian Ehrenreich Misler ist a. 1615 d. 17. Nov. zu Frannstein gebohren, allwo er a. 1638 Organist geworden, von dar er a. 1640 nach Hartenstein, und eben in diesem Jahre kurtz vor Michaelis nach Niclasberg in Böhmen als Organist und Stadtschreiber beruffen ward. Er war ein frommer und fleißiger Mann, und wurde a. 1650 wegen der Evangelisch-Lutherischen Religion mit Weib und Kindern hierher nach Altenberg vertrieben. In diesen Trübsaalen hat er auch seinen gar feinen Bücher-Vorrath der Wuth und dem blinden Feuer-Eyffer seiner Verfolger aufopfern müssen. E. E. Rath allhier nahm ihn anno 1651 zum Stadt- und Gerichtsschreiber an, und damit er sein Auskommen desto besser haben möchte, so vertraute derselbe ihm auch zugleich das Organisten-, seiner Frauen aber das Mägdlein-Schul-dienst an, bis er endlich (nachdem er einsmahls gegen Abend einige ihm entflogene Rebhühner im sogenannten Bein-Hause aufsuchen wollen, und darauf krank worden) anno 1653 d. 26. Sept. im 38. Jahr seines Alters plötzlich, doch seelig verstarb. Er liegt am Kirch-Hof-Pförtgen begraben."

„Christoph Ulbricht, proavus autoris maternus, ein wegen der Evangelischen Religion aus Böhmen vertriebener, kam von Elbersdorff hieher, und ward nach eigenhändigen Verzeichniß am 3. Nov. 1655 in Herrn Christoph Werners seel. Richteramte in Herrn Elias Büttners Hause vom gesammten Rathe zum Stadtschreiber angenommen und den folgenden Sitz-Tag aufm Rathhause verpflichtet. Anno 1678 erhielt er seine Dimission, da er dann wegen seiner 22 Jahr und 8 Wochen lang treu geleistete Dienste sowohl, als Alters halben, besonders aber, weil er um der Religion willen besagter maassen entweichen müssen, auf gnädigste Churfürstl. Concession in dem Dresdnischen Männer-Hospital verpflegt worden ist, woselbst er d. 22. Nov. a. 1706 gegen 12 Uhr zu Mittage seelig gestorben und am 24. ejusdem begraben worden. . ."

„Thomas Crusius Aldenbergensis, war anfänglich Schulmeister zu Bensen[1]) in Böhmen; zog a. 1568 nach Fürstenwalde, woselbst er bis a. 1587 Pfarr gewesen, und als der andere Evangelische Prediger daselbst die formulam Concordiae unterschrieben hat. Mst von Bensen."

---

[1]) Ward 1565 Schulmeister in Bensen. Vgl. Paudler: Schlegel's Chronik, p. 45. Sch.-L.

„Valentin Wizschel jun. Aldenbergens. studierte in der Grimmischen Fürstenschule, ward Pfarr zu Niclasberg in Böhmen, und nachdem er wegen der Evangelischen Religion von dannen vertrieben worden, so gelangte er ao 1618 zum Diaconat in Erbisdorff, blieb auch bis a. 1521 dabey, da er sodann Pfarr zu Reinhardsdorff unter Pirn. Dioeces. ward, wofern ich aber selbst nicht irre, so ist es eben der, welcher a. 1638 nach Schmiedefeld, Bischoffswerd. Insp. vociret worden, woselbst er vermuthlich ao 1641 auch gestorben. Er ließ, wie schon oben gemeldet, auf seines Herrn Vaters Geburtstag zu Freyberg eine Deutsche Schrift unter dem Titul στεφανος γερόντων [Stephanos geronton] in 4. drucken ex Proverb. XVII v. 6. Der Alten Krone sind Kindes-Kinder, und der Kinder Ehre sind ihre Väter. Ingleichen ließ er eben daselbst in 4. von 7. B. drucken: Kurtzer Discurs auf 2 Fragen vom Abfall und gezwungenen Eyde, nebst einer Predigt vom Greuel der Verwüstung."

„M. Christian Misler hiesigen Stadtschreibers und Organisten Sohn ist eigentlich zu Niclasberg in Böhmen a. 1645 d. 9. Junii gebohren, aber doch vom sechsten Jahre seines Alters an in Altenberg erzogen worden. Im 16ten Jahre, nehmlich a. 1661 zog er auf das Gymnasium zu Freyberg. Nach 10 Jahren ward er in Leipzig d. 20. Maji a. 1671 deponirt und den 22. ej. drauff unter Lic. Joh. Oleario immatriculirt. Gleich das Jahr drauff d. 20. April promovirte er in Baccalaureum Philosophiae und a. 1675 d. 4. Febr. in Magistrum. Er war Facultat. Philos. Assessor und seit a. 1702 Collegii rubri Curator in Leipzig und ließ D. Dannhauers Dispp. Theol. in 4. a 1707, 12 Alph. und etliche Bogen stark zusammendrucken, Dadurch er sich sehr versteckte, maassen ihm die Exemplaria, weil er den Verlag selber gethan, meistens über dem Halse liegen blieben. Wie er denn auch sonst einen starken Bücher- sonderlich aber Disputations-Vorrath besaß, welcher nach seinem d. 26. Oct. anno 1724 erfolgten Tode, da man ihn auf dem rothen Collegio todt im Bette fand, öffentlich verauctioniret wurde."

Unter den Ludimoderatores s. rectores scholae des Städtchens Dippoldiswalde wird als 10. genannt „Simon Morgenstern, ein Böhmischer Exul, erst Cantor, hernach Rector und endlich Pastor in Possendorff, wo er nach 1½ Jahre verstorben."

Als 11. Pfarrer des Städtchens Glashütte wird genannt „Melchior Kittel, Pastoris Liebstadiensis filius und bisheriger 8jähriger Pfarrer zu Böhm. [illegible]-Chemnitz[1]) ward a. 1603 alsbald nach dem Anzuge von seinem Schwäher, M. Cademanno, Superint. zu Pirna,[2]) investiret; worbey die Kirche alle Unkosten getragen, auch zu dessen Abhohlung aus Böhmen Beytrag gegeben .... Ao 1610 ist er von denen von Bünau nach Sadisdorff vociret worden, weil ihn aber Rath und Bürgerschafft

[1]) „Dessen Erben noch letzlich a. 1646 (wie wohl tittulo oneroso und vermittelst ausgewürckter Commission) Melchior Kittel, Pastor zu Röhrsdorf, mit seinem Bruder George Kitteln, Ludimod. zu Ruppendorff, so ein paar schwierige Köpfe mögen gewesen sein, ein Stück Feld vor 120 fl. dem Pfarrguthe (zu Glashütte) cediret und abgetreten." — [2]) Vgl. Bülau, Geh. Geschichten, VII, 464—469. Sch.-L.

nicht weglassen wollen, so haben sie ihm eine freywillige gute Zulage gemacht, welche auch seinem Successori beständig verblieben . . . . ao 1639 ist offt ermeldeter Pastor Kittel endlich seel. verstorben und Dom. Septuag. in der Kirche vorm Altare nebst einem Epitaphio rühmlich zur Erde bestattet worden."

„M. Wolffgang Günther, zu Glashütte gebohren 1560, dessen Herr Vater Anton Günther, daselbst Pfarr gewesen: zog von der Schulen ao 1605 nach Wittenberg, wo er 6 Jahre fleißig studierte, auch so lange das Churfl. Stipendium genoß. Nach seiner Promotion in Phil. Mag. ward er a. 1611 nach Möglen, einem im Sächß. Chur-Creyße 2 Meilen von Annaburg gelegenen Städtlein oder Flecken, zum Prediger berufen: ao 1615 aber gelangte er wider alles Hoffen und Begehren durch geneigte Recommendation des Hochlöbl. Ober-Consist. zu Dreßden bey Christoph Freyherrn von Rädern, Herrn auf Friedland, Reichenberg und Seidenberg zum Pastorat in Friedland und zur Insp. gedachter 3 Herrschafften. Allein ao 1623 muste er ins Exilium wandern, worinnen er 2 Jahr zu Zittau zugebracht. Worauff er 1626 Pastor und Insp. zu Spandau in der Mittelmarck ward, resignirte aber und nahm die Vocation zum Pastorat in Herwigsdorff an: v. Friedr. Eckards Chron. von Herwigsdorff p. 56. † 1636 aet. 50. d. 16. Jan. conf. Vita et scripta ejus in M. Schröters Exul. Hist. p. 184 ssequ. — Fabricii Centifol. p. 119."

Als 4. Pfarrer von Lauenstein im Erzgebirge wird Fabian Starcke, Misenens., genannt, von dem es nur heißt: „kann vom hiesigen Pastorat a. 1559 nach Tetschen in Böhmen."[1])

Teplitz-Schönau. Rudolf Knott.

Aus Mitgliederbriefen.

Dresden, 11. April 1905. Herr Karl R. Fischer schreibt im ersten Hefte der „Mitt." (1905, p. 114/15): „Es ist eine auffallende Erscheinung, daß bei der Mehrzahl der Bücher aus dem 16., 17. und 18. Jahrh. die Titelblätter herausgerissen sind." — In einer Broschüre v. Matthias Kalina v. Jätenstein, Prag 1818: „Nachr. über böhm. Schriftst. u. Gelehrte, deren Lebensbeschreibungen bisher nicht bearbeitet sind", fand ich folgendes: „Die 21. Regel des Verzeichn. verbotener Bücher verordnete, daß alle böhm. v. J. 1414—1635 aufgelegten, von Religionsgegenständen handelnden Bücher nicht zu dulden seien. Diese Verminderung der vaterl. Bücher älterer Zeit verursacht, daß manche Werke uns nur nach ihren Titeln bekannt sind, daß von vielen die Titelblätter herausgerissen oder falsche Titel eingeklebt wurden, um sie gegen Verfolgung zu schützen, daß endlich viele Werke nur sparsam vorhanden sind, daher nur mühsam ausgeforscht werden können." — Obgleich hiedurch die Frage, warum man auch später erschienenen Büchern die Titelblätter entnahm, nicht gelöst ist, wollte ich wenigstens auf diese Stelle aufmerksam gemacht haben. Die Broschüre ist überdies auch weiter interessant, enthält unter anderen auch eine Lebensbeschreibung des Georg Handsch († 1595) und erschließt manches dunkle Gebiet.

Fr. Schmid.

[1]) Vgl. Exl.-Klub, VII, 17; XVIII, 9, 133. Sch.-L.

Tuhan, den 2. Juni 1905. Alte Kachel. Tierknochen. Herr Josef Dominka, Wagnermeister in Tuhan, übergab mir gestern abends eine bei dem soeben stattfindenden Neubaue des Hauses Nr. 20 in Tuhan bei der Ausgrabung des Kellerraumes in einer Tiefe von 4—4½ *m* gefundene Ofenkachel, welche ich in Anbetracht dessen, daß dieselbe keine Glasur besitzt und auf der Baustelle eines ziemlich alten Gebäudes unter einer aufgeschwemmten Sandschicht gefunden wurde, für älteren Ursprunges halte. Herr Dominka hat mir gestattet, diesen Fund, wenn er einer Beachtung für wert befunden werden sollte, mit der Bitte zu übersenden, denselben der Sammlung des Nordböhm. Exkursions-Klubs einzuverleiben.[1]) — Ferner übersende ich, meinem mündlichen Versprechen gemäß, den bei der Grundgrabung des eben im Bau begriffenen Ringofens in der Ziegelei des Herrn Petrovsky in Sackschen unter einer Lehmschicht von 4 *m* gefundenen fossilen Knochen, welchen ich für das Fesselbein eines vorsündflutlichen Tieres halte. Ein zweites Knochenstück hat Herr Petrovsky dem Herrn Oberlehrer Tietz in Töschen übergeben. Man könnte fast mit Sicherheit darauf rechnen, daß an der Fundstelle wenn nicht das ganze Knochengerüst, so doch noch mehr Knochenreste gefunden werden dürften.[2]) Franz Jos. Böhm.

Nieder-Gruppai, am 9. Juni 1905. Riesen-Eiche. Der Gefertigte sendet beiliegend ein Bild von einem „Baumriesen". Es ist eine Eiche.[3]) Dieselbe steht in Niederrokitai Nr. 34 bei dem Hause des Prokop Gröger. Die Eiche mißt oben unter den ersten Ästen 7½ *m*. Weiter unten ist sie bedeutend stärker. Dieselbe ist ganz gesund, sehr hoch und dürfte ein Alter von 400 bis 500 Jahren haben. Merkwürdig ist eine optische Täuschung. Wenn man 10 bis 15 Schritte von derselben steht, scheint sie gar nicht so stark zu sein. Erst wenn man bei derselben angelangt ist, bewundert man den Baumriesen.[4])

Anton Mauder, Oberlehrer in Nieder-Gruppai.

Bensen, 13. Juni 1905. Blitzschläge. Am 7. Juni tobte über Bensen ein heftiges Gewitter. In der Nähe der Fabrik Leonorenhöh wurden innerhalb 10 Minuten drei Pappeln von Blitzschlägen getroffen. Ein Naturfreund untersuchte alsbald die vom Blitzstrahl aufgestoßene Erde und fand, daß, entgegen seiner Vermutung, der elektrische Funke keinen der vielen Würmer getötet, sondern sie sogar zu erhöhter Lebendigkeit gebracht hatte. — Im Eichbergwalde bei Höflitz stand unterhalb des Rabensteines eine große Buche, deren Wurzeln zum Teil einen Felsblock umklammert hatten. Ein Blitzstrahl durchfuhr die Krone des Baumes, ohne einen Zweig zu beschädigen, zerschmetterte aber den als Stützpunkt dienenden Felsen, so daß dieser aussah, als ob er durch Dynamit gesprengt worden sei. Die Buche neigt seither stark zur Seite. Emil Neder.

Antonienhöhe (bei Franzensbad), 15. Juni 1905. Waidmannsetzen. Hundetragen. Drosselband. Goldene Stunde.

---

[1]) Ist mit dem besten Danke geschehen. Sch.-L. — [2]) Was die Ofenkachel anbelangt, wäre ich sehr gespannt, zu erfahren, wie alt dieselbe von Sachverständigen geschätzt wird. F. J. Böhm. — [3]) Das Bild kam in's Leipaer Museum. Sch.-L. — [4]) Vgl. Exk.-Klub, II, 198; XXVII, 149. Sch.-L.

Beifolgend einige Bemerkungen zu Heft II Ihrer „Mitteilungen". Zu Seite 195: Gegenzauber zum Waidmannsetzen findet sich in einem handschriftlichen Buche, das ich habe. Die betreffenden Stellen werden demnächst in meinem volkskundlichen Werke über Westböhmen (S. 329) erscheinen. — S. 198: Hundetragen ist uralte deutsche Rechtssitte, gehört unter die Ehrenstrafen und war mit einer symbolischen Prozession verbunden. Edle und Freie mußten ein bloßes Schwert eine gewisse Strecke weit tragen (Symbol, daß sie verdient hätten, enthauptet zu werden). Unfreie mußten einen Strick um den Hals, einen Besen oder Ruten, Hunde[1]), Sättel, auch Pflugräder eine Strecke weit in schimpflicher Prozession tragen. Hieher gehört auch das in Eger bekannte „Stein- und Flaschentragen" um den Markt. Jakob Grimm hat über derartige Strafen bereits in seinen „Rechtsaltertümern"[2]) gehandelt. — S. 205: Anbinden. Im Radgaugebiete (südl. Teil) pflegt man am Namenstage den Betreffenden scherzhaft zu „drosseln", am Halse zu würgen. Das Namenstagsgeschenk heißt: „Drosselband"! Das Gebäck an diesem Tage „Drossel-Ring". Würgen kommt auch in Baden vor. E. H. Meyer erklärt es als derbere Fortsetzung des bei der Taufe üblichen Einstrickens oder Einbindens eines Geschenkes um den Hals. — S. 222, 223: Goldene Stunde. Von privater Seite wurde mir mitgeteilt, daß die „goldene Stunde" im ganzen Komotauer Bezirke, ebenso im Kaadener sich findet. Alois John.

Leitmeritz, am 16. Juni 1905. Scriblita.[3]) Bitte, zur Kenntnis zu nehmen, daß im Glossarium von Diefenbach, S. 521, scriblita, scribilita[4]) mit strubli, streublein, bachen (gebacken), Küchlin, torte, straubentzen, wähen, wahen, Kröppel, keßkuoch, in desselben Novum glossarium, S. 332, mit bretsel, ring verdeutscht ist.[5]) Im Du Cange fehlt scriblita. Weiteres bei Schmoller-Fromm, 2, 803 f. unter Strauben fem. (Eine solche wohlgeschmalzene „krause Mehlspeise" lernte ich vor 50 Jahren bei Forstmeister Wessely in Krummau kennen). J. Peters.

Höflitz, 19. Juni 1905. Mühlenbrand. Sonntag, den 18. Juni 1905, früh 2 Uhr ist die uralte herrschaftlich Scharfensteinische Mühle in Kleinwöhlen niedergebrannt. Ich besitze Nachrichten über dieselbe seit 1432. Damals hat sie das Wasser weggerissen. Ebenso 1559 und 1741. Außerdem war sie schon 1585 und 1803 abgebrannt. Emil Neder.

Grottau, 20. Juni 1905. Spatzenköpfe. Zu den Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klub (XXI., XXIII. und XXVIII.

[1]) p. 715—718. Sch.-L. — [2]) Grimm sagt: „Edle Verbrecher trugen Hunde (p. 715). Grimm erwähnt auch zwei Redensarten: „Hunde führen bis Bautzen" und „Hunde führen bis Buschendorf", welches ein Dorf bei Nürnberg ist (p. 717). Es wird wohl kaum notwendig sein, nach einer anderen Deutung der Redensart zu suchen. A. P. — [3]) Zu „Mitteilungen", 28, 193. — [4]) Der Druckfehler seriblitas stand schon in der von mir benützten Quelle (Klimesch, p. 397). Das war wohl auch der Grund, daß ich die Bedeutung des Wortes nur vermuten konnte. A. P. — [5]) Jetzt habe ich das Wort auch bei Ambrosius Calepinus gefunden; scriblita i. i. genus cibi quod in circuitu ad restis modum torqueretur. Kuchen, Striblin gebachens." Ferner heißt es, dieses Gebäck unterscheide sich dadurch vom Kuchen (placenta), daß es ohne Honig gekocht und sehr heiß gegessen werde. A. P.

Jahrgang p. 394, 149, 127 und 234) werden vielfach die Erlässe über die Ausrottung des Sperlings ventiliert. Besagte Verordnungen wurden auch bei uns d. h. auf den dem Grafen Clam-Gallas gehörigen Herrschaften streng gehandhabt, und die Ablieferung von Spatzenköpfen in geharnischten Bescheiden vielfach republiziert. Jedes Haus hatte jährlich in zwei Raten „bey sonstiger ohnfehlbarer Straffe" 10 Spatzenköpfe zu bestimmten Terminen abzuliefern. Daß diese Zumutung nicht besonders viel zu den Freuden der Stadt- und Landbewohner beitrug, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, da jedes Schießgewehr streng verpönt war. Besonders hart wurden durch diese kaiserlichen Patente die am Waldesrande gelegenen Ortschaften Niederberzdorf (Dörfel), Spittelgrund und Paß betroffen, da dort infolge von vielen Raubvögeln der kluge Spatz sich nur zeitweilig, gleichsam zur Sommerfrische und während der Kirschenzeit aufzuhalten geruhte. Die armen Dorfbewohner sahen sich daher sehr oft gezwungen, ihren Bedarf an Spatzen aus den angrenzenden Neißedörfern und aus der Stadt Grottau zu decken. Zu allem Überfluß erschien am 15. November 1777 vom Reichenberger Wirtschafts-Oberamte noch nachstehender Erlaß: „Das Hochgräfl. Clam-Gallassche Wirtschaftsamt zu Grafenstein wird aus der kreisämtlichen Repartition dto. Jungbunzlau, den 30. Oktober 1777 des mehreren entnommen haben, wieviel Spatzenköpfe sowohl von Seiten der Hohen Obrigkeit, als auch von deren Unterthanen für das künftige Jahr 1778 in zweyen Ratis abgeführt werden sollen. Da nun zugleich die Hohe Verordnung erflossen, daß auch statt denen Spatzenköpfen die Köpfe von denen Maulwürfen angenommen werden würden, dahero wird das Hochgräfl. Wirtschaftsamt denen Maulwurffangern aufzutragen haben, daß selbe künftighin nebst denen Füsseln auch die Köpfe von denen abgefangenen Maulwürfen einzuliefern haben würden. Welche sofort statt 3 Spatzen-Köpfen beym kaiserl. Kreisamt abgeliefert werden können." J. Schubert.

Dresden-Plauen, 3. Juli 1905. Grabschrift. Zum Danke für Ihre liebe Gabe schreibe ich Ihnen aus Singularia Historico-Literaria Lusatica 21. Samml. Lpz. u. Bud. 1740 S. 661 folgende Grabschrift vom Görlitzer Nikolai-Kirchhof ab. Um den Stein: Craza. dedit. vitam. Zitta. et. Freiberga. dedere. — Ingenii. cultum. Lipsia et. Alma mihi — Reichenberga. uxorem. ast. Niems. Zodelavia. spartam. — Tum. quoque. Gorlicium. quod. dedit. et. tumulum. — Sie bezieht sich auf den Ihnen wohlbekannten Lichtner Pf. in Niemes 1621—1627.[1]) Eine ausführliche Lebensgeschichte steht Dietmann: Priesterschaft—Oberlausitz S. 192—194. Damit sage ich Ihnen gewiß nichts neues; lieb wäre es mir aber, wenn Sie in der 3. Zeile spartam mir erklären könnten. — Frind's Aufsatz über die Weihnachtskrippe hat mir viel Freude gemacht, dachte ich doch meiner Kinderzeit in Zittau, wo ich ein „theatrum mundi" mit staunenden Augen schaute. — Die Anfrage betreffs Christoph v. Dohna werde ich später zu beantworten suchen, wenigstens teilweise; mich interessiert nämlich Abraham v. Dohna, Freiherr auf Wartemberg und Kraschen, als Gesandter in Moskau 28. Apr.—10. Aug. 1597. Ihren schönen Aufsatz über Rud. Müller habe ich, obgleich

[1]) Vgl. Exk.-Klub, VIII, 131, 132. Sch.-L.

mir der Verstorbene ganz unbekannt war, mit Sorgfalt und herzlicher Teilnahme gelesen. Sehr dankenswert sind Ihre Mitteilungen aus dem Rosenthalschen Kataloge. Bitte mich unter die Abonnenten der „Mitteilungen“ aufzunehmen. Prof. Dr. Koch.

Lobendau, am 5. Juli 1905. Pettrich. Wiesner. Melzer. Franz J. Pettrich, sächsischer Hofbildhauer und Professor der Bildhauerkunst in Dresden, geboren zu Trebnitz am 29. August 1770, gestorben zu Dresden am 23. Jänner 1844, hat auch im nördlichsten Böhmen Werke seiner Kunst hinterlassen.[1]) So die wahrhaft herrlichen und einzig schönen vier Ölgartenstatuen auf dem Skt. Annaberge zu Lobendau, das Grabdenkmal des Philipp Jakob Menzel († 26. März 1805) in Schönau auf dem alten Friedhofe und in Zeidler auf dem alten Friedhofe drei Denkmale und zwar rechts von der Sakristeitüre zwei (des Josef Paul und der Maria Anna Paulin) und links von dem Haupttore eins (des Anton Josef Grohmann.) — Ich erwähne dies deshalb, weil in dem vom deutschen Vereine Germania entworfenen Lebensbilde Pettrich's von diesem Kunstwerken keine Erwähnung getan ist. — In dem Jahrbuche „Libussa 1857“ ist aus Wilhelm Kandler's Tagebuche folgende Anmerkung, die vielleicht auch andere Kreise interessiert, abgedeuckt: Bei der Gelegenheit kann man nicht unterlassen noch einiger andrer vaterländischer (d. i. böhmischer) Künstler zu gedenken, die in Italien in den letzten 10 Jahren starben: Konrad Wiesner,[2]) ein äußerst talentvoller Kupferstecher als einiger Gemälde, Displome und Ehrengeschenke, nach Zeichnungen des Direktors Ruben, der Slavenapostel Cyrill und Methudius nach den Statuen vom Em. Max und andrer mehr, wurde durch Vermittlung Kandler's von dem Direktor des königl. preußischen archäologischen Institutes auf dem Kapitol zu Rom Herrn Fr. Emil Braun, auf drei Jahre nach Rom berufen, um dort, nach Meisterwerken Michel Angelo's, Raffael's und des Giulio Romano, Stiche auszuführen. Wiesner führte als Probearbeit ein Gemälde Giulio Romano's, die h. Magdalena und das antike Schmuckkästchen, „La Cista“ genannt, in einem 9 Blätter enthaltenden Kontourenwerke aus, das eine vortreffliche Nachbildung des Meisterwerkes wurde. Eben wollte Wiesner das jüngste Gericht von M. Angelo stechen, als er, nach kaum achtmonatlichem Aufenthalte in Rom, unerwartet am Nervenfieber erkrankte, das in fünf Tagen, trotz aller ärztlichen Hilfe, sein Leben kostete. Wiesner war 26 Jahre alt. Er wurde auf dem deutschen Friedhofe, dem Campo Santo, zunächst vom Skt. Petersdome, beerdigt.“ — „Julius Melzer aus Bürgstein gebürtig — sonst heißt es aber überall in Reichenberg gebürtig[3]) — und seit 1850 im Genusse der Prof. Klar'schen Künstlerstiftung, starb in Rom, nachdem er mehrere Skulpturwerke ausgeführt. Melzer hatte 3½ Jahr in Rom gelebt und war 30 Jahre alt geworden. Auch er ruht auf dem Campo Santo.“ Pfarrer Karafiat.

[1]) Vgl. Exk.-Klub, IV, 123; X, 179, 180; XII, 34—38; XV, 112; XXII, 399. Sch.-L. — [2]) Über Konrad Wiesner vgl. Exk.-Klub, XIX, 351, 352. Sch.-L. — [3]) Wir haben immer Bürgstein als Geburtsort genannt. Vgl. Exk.-Klub, VI, 235; VIII, 267; XI, 124. Auch ist Exk.-Klub, X, 163, zu vergleichen. Sch.-L.

Prag, 9. Juli 1905. Wolfgangskapelle. Vor einigen Tagen fand ich bei der Durchsicht eines Aktenfaszikels aus den Jahren 1786—95 ein „Verzeichnis der Kirchen und Kapellen im Gabler Vicariate, welche nicht zu schließen sind“. Von der Kapelle St. Wolfgang in Gabel wird in diesem Verzeichnisse bemerkt, daß in derselben der Gottesdienst für die Spitalsleute stattfinde. Die Kapelle sei im „altgothischen Style“ erbaut und sei uralt. Wahrscheinlich stamme sie aus dem Jahre 1411, da das Kapellentürmchen ein Wetterfähnlein mit dieser Jahreszahl trage. — Ich weiß nicht, was ich über diese Angabe denken soll. Ein Wetterfähnlein aus dem Beginne des XV. Jahrhundertes wäre denn doch etwas ganz besonderes.[1]

J. Bergl.

Freudenberg, 17. Juli 1905. Bullermann. Bullerfuchs. Safran. Neben dem „Bullermann“, der auch bei uns zu Hause war,[2]) gab es bei uns auch einen „Bullerfuchs“, der alles, was im Hause fehlte, verlegt oder abhanden gekommen war — das hatte alles der Bullerfuchs geholt. Auch wenn der Wind etwas nahm, oder im Bache etwas fortschwamm, was nicht mehr zu erreichen war, so hieß es auch: „So hults da Bullafuchs“. — Bei uns gab es auch ein altes Wiegenlied: „Hulla, Bulla, Battelmohn“; manche sangen auch: „Huller, Buller, Battelmohn“. Ob dieses Wiegenlied auch mit dem Bullermanne, der verschiedenes brachte, oder mit dem Bullerfuchse, der alles holte, in Verbindung zu bringen ist, ich denke jedenfalls ja. Wenn wir als Kinder schon so wißbegierig für solche Sachen gewesen wären, vielleicht hätten unsere Großeltern etwas Näheres darüber gewußt, heute hält es schon schwerer. — Auch den kleinen Kindern, wenn sie nicht folgen oder Abends nicht einschlafen wollten, wurde gedroht, daß sie der Bullerfuchs holen würde. — Betreff des Safrans[3]) könnte ich Ihnen zweierlei (nach meiner Ansicht) bestätigen. Erstens, daß er bei uns angebaut worden sein könnte und zweitens, daß er eine tötliche Wirkung gehabt hat. Ich entnehme beides einem Schulaufsatze, den wir einmal in der Schule geschrieben haben. Er lautete: Ein armer Jude, der im Lande herumging, um Safran einzukaufen, hatte schon einige Pfunde zusammengebracht. Um den Schatz während der Nacht nicht zu verlieren, legte er ihn dicht unter sein Kopfkissen. Am andern Morgen, als er nicht aufstand und die Wirtsleute ihn wecken wollten, lag er tot im Bette, der Safran hatte ihn getötet. Sehr oft hatte ich darüber nachgedacht, wie es komme, daß der Jude im Lande herumging, Safran einzuhandeln, bis ich jetzt las, daß bei uns[4]) Safran wäre angebaut worden. Da doch in der Schule meistens nur belehrende Aufsätze geschrieben werden, so muß dieser Aufsatz aus einer viel früheren Zeit stammen, wo eben noch Safran ist gebaut worden, damit die Kinder auf die Schädlichkeit dieses Gewächses aufmerksam gemacht würden. Auch dürfte der Safran damals nicht so teuer gewesen sein, als heute, sonst könnte ein armer Jude nicht ein paar Pfund einhausieren.

August Kögler.

[1]) Vielleicht ist die 4 in 1411 verlesen worden. Sch.-L. — [2]) Vgl. Exk.-Klub, XXVIII, 193—195. — [3]) Vgl. Exk.-Klub, XXVIII, 197. — [4]) Die Erzählung von dem Safranjuden wird sich wohl auf eine andere Landschaft beziehen. Sch.-L.

B. Kamnitz, 18. Juli 1905. Verschnüren. Totenspruch. Erlauben Sie, daß ich mir gestatte, nachstehenden sogenannten Schnürspruch, der auf einem Neubau in B. Kamnitz (dem Bildhauer Herrn Hanel gehörig) zu mir beim „Schnüren" gesprochen wurde, einzusenden: „Sind Sie schön willkommen auf unserm neuen Bau, — Wir haben das Recht (oder die Bewilligung oder die Erlaubnis) von unsern Baumeister, Bauherrn, Polier, zu verschnüren. — Wir verschnüren Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen und auch andere edle (oder vornehme) Herren — Und da werden Sie sich auch nicht lange bedenken — Und werden uns auch etwas schenken, — Auf ein Glas Bier oder Wein, — Auf Ihre Gesundheit soll es getrunken sein." — Ein zweiter Spruch lautet: „Sie haben sich vergangen, drum werden sie gefangen, — Zahlen sie auf ein Glas Bier oder Wein, so sollen sie wieder entlassen sein." [1]) — Auch hörte ich dieser Tage einen sonderbaren Ausspruch über einen Toten, der begraben wird, nämlich da sagte ein Zimmermann: „Der fährt in's Niederland mit Brettern" d. h. er wird im Sarge in die kühle Erde gebettet.

Julius Fz. Kasper.

Leitmeritz, am 19. Juli 1905. Vom Christbaume. Krippe. Den anregenden Artikel „Über den Christbaum" [2]) habe ich mit Interesse gelesen. Auch mir will die Jahreszahl 1830 nicht recht in den Sinn. Da mich diese Frage fesselt, ließ ich mir von meinem Sohne[3]) eine diesbezügliche Monographie empfehlen: Alexander Tille, „Geschichte der deutschen Weihnacht" (1893). Einen guten, wenn auch knappen Auszug bringt Fr. Kluge's „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache" (ich besitze die 6. Auflage vom Jahre 1899). Tille sagt dort vom „Christbaum": „Ein mitteldeutsches Wort, das zuerst in Weimarer Verordnungen (Forst- und Jagdordnung 1755, Erlaß 1802) auftritt; frühester Literaturbeleg E. T. A. Hoffmann: Nußknacker und Mausekönig 1816. Dafür durch das 17./18. Jahrhundert in Straßburg „Tannenbaum". Vereinzelt „Lichterbaum" (bes. hessisch), auch „Zuckerbaum" (Fr. Jakobs 1840, Verm. Schriften 7, 8). Der von Goethe 1774 im Werther, in Jung Stilling's Heimweh 1793 erwähnte Brauch ist erst im Anfang des 19. Jahrhunderts gemeindeutsch geworden, tritt aber zuerst 1605 in Straßburg auf. Der Ursprung des Brauches wird im Paradiesspiel des 24. Dezembers (Tag Adam und Eva) gesucht; oder in einer christlich-arabischen Sage des 10. Jahrhunderts, daß in der Weihnacht die Bäume im Walde blühen; oder in dem Schmücken der Häuser mit Tannenzweigen zu Neujahr (bei Seb. Brandt und Geiler von Keisersperg) oder in dem Segenszweige, den der hl. Martin und Nikolaus führen." — Recht anregend wäre es auch, einmal festzustellen, wie weit die Sitte, Kindern eine Weihnachtskrippe (Praesepe) aufzubauen, zurückgeht. Wie mir mitgeteilt wurde, ist diese Frage noch unbeantwortet. An allgemeiner Literatur hierüber kenne ich in der Bibliothek meines Sohnes: Georg Rietschel, „Weihnachten in Kirche, Kunst und Volksleben" (Bielefeld und Leipzig 1902), Georg

[1]) Vgl. Exk.-Klub, VII, 171; XXIII, 78. Sch.-L. — [2]) Exk.-Klub, XXVIII, 318–320. — [3]) Hochschuldozent Dr. Franz Strunz (Wien-Brünn).

Hager: „Die Weihnachtskrippe (München; wenn ich nicht irre, 1901 erschienen), und Gedike „Über den Ursprung des Weihnachtsfestes“.

Käthe Strunz.

B. Kamnitz, den 31. Juli 1905. Goldberg. Schwedenmühle. Vor drei Jahren hatte ich das Vergnügen, Ihnen von den in Hasel am Goldberge zu findenden Basaltsäulen zu erzählen. Ich konnte mit keinen Angaben dienen, und als Sie Hasel mit mir vor zwei Jahren aufsuchen wollten, war ich aber leider bei der Waffenübung. Zweifelnd tun Sie derselben daher im „Neuen Kammweg“ Erwähnung.[1]) — Der gestrige Sonntag wurde nun von mir benützt, um die Säulenbildung noch einmal messend zu besichtigen. Geht man von Kamnitz auf den Kaltenberg, so sieht man rechter Hand, ungefähr 1/4 Stunde von der Straße entfernt, zwei Bergkuppen. Die untere, abgeholzte ist der Silber-, die obere, noch bewaldete der Goldberg. Geht man bei Winkler's Gasthaus am Fuhrwege von der Straße ab, so hat man den Silberberg in etwa 15 Min. erreicht. Hier werden Basaltsäulen gebrochen, die aber unregelmäßig gelagert und vielfach geborsten sind und darin nichts Besonders bieten. Ein Fuhrweg durch diesen Bruch um die Ostseite des Silberberges führt zu dem in 10 Min. erreichbaren Goldberge. Dessen Steinbruch weist nun das schöne Lager von Basaltsäulen auf; derselbe liegt auf der Seite gegen Hillemühle und ist daher vom Dorfe Hasel aus nicht zu bemerken.[2]) Der Steinbruch hat ungefähr eine Ausdehnung von 70—80 Schritten in die Breite. Seine prachtvollen Säulen stehen in einer zu dem Beschauer senkrechten Ebene unter einem kleinen Winkel gegen Westen geneigt. Ich habe die Länge derselben gemessen und fand 17—18 m. Diese Höhe wäre aber leicht noch um 10 m zu verlängern, wenn bei dem terrassenförmig angelegten Steinbruche die unterste Terrasse weiter bis zur zweiten, die diese Säulen aufweist, abgebaut würde. Die Säulen sind nicht geborsten und es wurde mir erzählt, daß oft schon solche von 4—6 *m* Länge gebrochen worden sind. Dieser Berg ist im Besitz des Hasler Ökonomen Ritschel. Über den Herrnhausfelsen stehen mir Daten leider nicht zur Verfügung, ich glaube aber kaum, daß der Goldberg hinter diesem zurücksteht[3].) — Haben Herr Professor schon etwas von der ehemals in Ober-Kamnitz befindlichen

---

[1]) Paudler: Der neue Kammweg, 174. — [2]) Vgl. Dr. F. Hantschel's Kammweg-Führer, 60. Sch.-L. — [3]) Am 5. August hatte ich das Vergnügen, mit Herrn Professor M. Müller die beiden „Fischberge“ (Goldberg und Silberberg) zu besuchen. Der Silberberg besitzt einen Steinbruch mit sehr schönen Säulenbündeln, die ein wenig an den Steinbruch bei der Station Politz-Sandau erinnern, aber viel weniger verwittert sind. Den rechtsseitigen Abschluß des Bruches bildet eine Mauer, welche künstlich aufgeführt zu sein scheint, aber bei genauerer Betrachtung als ein Naturgebilde aus lauter Säulenköpfen besteht. Der ganze Hügel besteht offenbar aus lauter Basaltsäulen und ist mit dunkeln Basalttrümmern bedeckt. Darunter gibt es dünne, sechseckige Platten, wie sie so schön und regelmäßig mir noch nirgends begegnet sind. Noch herrlicher und sehenswerter sind die riesenhohen, durchaus senkrechten Steinsäulen des Goldberges, welche den Vergleich mit den berühmten Basaltsäulen des Steinschönauer Herrnhausberges sich wohl gefallen lassen mögen. Freunde geologischer Bildungen sollten sich nicht bedenken, den Besuch der beiden Fischberge bei Oberhasel in ihr Wanderprogramm aufzunehmen. Namentlich mit der Begehung des Kammweges — zwischen Tannenberg und Kaltenberg — läßt sich der Besuch des Goldberges und des Silberberges sehr bequem verbinden. Keinen Naturfreund wird der Weg gereuen. A. Paudler.

„Schwedenmühle" gehört? Ich stieß dieser Tage an die noch deutlich wahrnehmbaren Überreste einer Mühle am Waldessaum gegenüber der „Wiesenmühle". Nach meinen hierüber eingezogenen Erkundigungen stammen dieselben von einer im 30jährigen Kriege zerstörten Mühle. Auch Mühlsteine u. dgl. sollen dort schon gefunden worden sein.

Max Müller, Gymnas.-Professor.

Schnauhübel, 10. August 1905. Oschitz kaiserliches Absteige-Quartier i. J. 1577. Die kaiserliche Rudolfinische Reise-Station, welche am 27. April 1577 (gemäß Mittlg. d. Nordb. Exk.-Kl. 1905, S. 234) erreicht und woselbst Nacht-Logis genommen wurde, ist ohne Zweifel Oschitz (statt des fehlerhaften Secznitz) gewesen. [1]) Aus dieser Feststellung läßt sich ein entsprechender Schluß auf die Reiserichtung einerseits von Jungbunzlau und andererseits nach Lindenau machen. A. Tscherney, Pf.

Berlin, am 30. August 1905. Gottfried v. Salhausen († 1675), der letzte Salhausen, der Schwaden besaß, hat in Herrn Pf. Tscherney (Schwaden, 269 u. f.) einen liebevollen Biographen gefunden. Leider versagten für die Jugendjahre des Mannes die Quellen. Eine kleine Lücke füllt da ein Bittgesuch aus, das Gottfried am 5./15. Dezember 1637 in Dresden an den Kurfürsten von Sachsen richtete. Er erzählt darin, er habe in seiner Unmündigkeit in den Ländern des Kurfürsten auf Partikularschulen und Universitäten den Studiis invigilieret und obgelegen. Als aber wegen der Ruinierung des väterlichen Gutes und dessen Pertinenzien die Kosten unerschwinglich wurden und der Kurfürst mit dem Kaiser zur Pazifikation geschritten sei (Prager Frieden, 30. Mai 1634), habe er sich eine geraume Zeit dem Kriegsdienst des Kurfürsten submittiert. Er habe niemals etwas gegen den Kaiser pecciert und es auch wegen seiner Minorität nicht tun können. Da er nun zu seiner Mündigkeit gelangt sei und sich mit seinen Brüdern wegen des väterlichen Erbes vergleichen wolle, so bitte er den Kurfürsten, er möge beim Kaiser vermitteln, damit dieser den zur Verkaufung seines Besitzes gewährten Termin von 6 Wochen auf 4 bis Monate verlängere. Der Kurfürst schickte am 20./30. Jänner 1638 diese Interzession ohne weitere befürwortende Empfehlung an den Kaiser ab. [2]) C. Jahnel.

Teplitz, 1. Oktober 1905. Das urgeschichtliche Zentralmuseum für das nördliche Böhmen erhielt vom Herrn Focke, em. Apotheker in Wien, aus dem Nachlasse seines leider zu früh verstorbenen Sohnes Herrn Dr. Friedrich Focke eine Reihe von interessanten Funden aus der Leitmeritzer Umgebung gewidmet. Darunter befinden sich Feuersteinartefakte, Steinbeile von Deutsch-Mlikoged, so auch der wissenschaftlich sehr wertvolle Skeletgrabfund eines Zonenbechers mit einem bandkeramischen Becher, als Beigaben einer Bestattung. Die seinerzeitige Publikation[3]) dieser Tatsache hat in Fachkreisen großes Interesse hervor-

[1]) Im Jahre 1569 gelangte Oschitz in den Besitz des Freiherrn Joh. v. Oppersdorf auf Böhm. Aicha. 1579 bis 1584 war Martin Winter v. Winter Oppersdorf'scher Hauptmann von Aicha, Friedstein und Oschitz (Schiller, B. Aicha, p. 18, 21). Es fragt sich also sehr, ob Oschitz 1577 „der Herren v. Bieberstein" genannt werden konnte. Sch.-L. — [2]) St.-Arch. Dresden: Genealogica, X, 31791, I. — [3]) Weinzierl: Importirte neolith. Keramik. Prähistorische Blätter, München, VIII, 6.

gerufen, umsomehr, da gerade jenerzeit der Streit entbrannt war, ob die Bandkeramik oder die Schnurkeramik an das Ende der Steinzeit zu stellen sei, ob die Zonenbecher noch als neolithisch anzusprechen sind. Mit diesem hochbedeutenden, von verläßlicher Hand gehobenen Funde von D.-Mlikoged ist ein neuer Beweis erbracht, daß die sogen. Zonenbecher bis in die Bandkeramik zurückgreifen, also als vorwiegend neolithisch anzusprechen sind, da die Bandkeramik die ältere Kulturphase der jüngeren Steinzeit bildet. — Ferner widmete Herr Focke eine angebohrte Steinaxt von Leitmeritz, viele Steinartefakte aus der Umgebung, eine große Anzahl sehr interessanter bandkeramischer Gefäßfragmente aus der Aktien-Ziegelei (Werk VI), verschiedene bronzezeitige und La Tène-Keramik; eine Urne aus den slavischen Gräbern von Deutsch-Kopist; eine Menge Kleinfunde von Groß-Tschernosek, worunter sich eine Daumenschutzschiene befindet u. a. m. R. v. Weinzierl.

Tichlowitz, am 8. Oktober 1905. Palme's Johannes-Statue. Aus Anlaß der Erbreiterung der österr. N.-W.-Bahn ist die vom sel. Herrn Pfarrer A. Palme in Neschwitz auf dem sogenannten „kleinen Metschken (Jungferstein)“ errichtete heil. Johannes v. Nepomuk-Statue wieder weiter zurückgesetzt worden, und zwar schon das drittemal. Das erstemal im Jahre 1866, wegen der neuzubauenden Bezirksstraße. Während dieses Baues kamen auch nach dem Friedensschlusse die ersten preußischen Gardejäger mit Gepäckwagen über Wernstadt, Reichen, Babutin, Niederwellhotten nach Tetschen, Bodenbach, Königswald, Tyssa, fanden daher in Folge des Straßenbaues für ihre Wagen ein sehr ungelegenes Terrain. Es wurde deshalb für das nachkommende Korps die Marschroute über Algersdorf, Bensen nach Tetschen gewählt. — Das zweitemal wurde der Heilige beim Bahnbaue im Jahre 1873 zurückgestellt, und jetzt (1905) wegen Anlegung des zweiten Geleises der Bahn.

Josef Gaube.

Niederpreschkau, am 9. Oktober 1905. Botanisches. Wie im Vorjahre fand ich auch heuer in Losdorf das Mauer-Hungerblümchen (Draba muralis L.) auf einer sandig-sonnigen Anhöhe in ziemlicher Menge, eine ziemlich seltene Pflanze für unser Gebiet. Dr. Hantschels „Wegweiser“ gibt als Fundorte an: Am Fuße des Geltsch hinter Pitschkowitz, über dem Tunnel in Bodenbach. An dem zuletzt angeführten Standorte suchte ich sie vergeblich. — Den braunen Storchschnabel (Geranium phaeum L.) entdeckte ich zufällig unter dem zur Fütterung abgemähten Grase eines Hausgartens in Ohren bei Bodenbach. Nach Dr. Hantschel soll er bei Fugau, sonst nur im östlichen Böhmen vorkommen. — Eine Schülerin brachte mir Digitalis ambigua Murr. (Fingerhut), den sie am Fuße des Poppenberges gefunden hatte. Die Blumenkrone war merkwürdigerweise an allen Blüten verdoppelt — eine terratologische Erscheinung. — Eine blaublühende Abart von Phyteuma spicatum L. (Ährige Rapunzel) wurde von mir in wenigen Exemplaren in einem feuchten Wiesentale beobachtet. — Auffällig fand ich, daß in der Umgebung Losdorfs Pflanzen mit färbigen Blüten

öfters weiß blühten, was ich an anderen Orten nicht so häufig sah. Bei Tetschen fand ich Ajuga genevensis L. auch rot blühend. Die rote Farbe der Blüten hat sich ausnahmsweise sehr schön erhalten.

Rud. Dörre, Lehrer.

Bücher-Anzeigen.

Von A. Paudler.

Zur Heimatkunde. In der 4. Lieferung der von Dr. F. Hantschel bearbeiteten Heimatkunde des pol. Bezirkes B. Leipa werden die Abschnitte „Jagd" und „Fischerei" beendigt, und es folgt eine ausführliche Abhandlung über Industrie, Handel und Gewerbe, worin zunächst die Entwicklung des Gewerbes, sowie die Geschichte der Glasindustrie erörtert wird und viel bisher unbekanntes Material zur Besprechung gelangt, so daß schwerlich irgend ein Leser das vorliegende Heft, dem zwei hübsche Abbildungen beigegeben sind, unbefriedigt aus der Hand legen wird. — In der 11. Lieferung der Heimatskunde des Reichenberger Bezirkes, welche von Ant. Fr. Ressel bearbeitet wird, finden wir die Fortsetzung der speziellen Ortskunde, und jede Seite des Heftes lehrt uns, daß die Kenntnis vergangener Entwicklungen im Reichenberger Gebiete große Fortschritte gemacht hat.[1]) — Der Leipaer Anpflanzungs- und Verschönerungs-Verein hat anläßlich der Feier seines dreißigjährigen Bestandes (1875—1905) ein von J. Weber zusammengestelltes „Gedenkblatt" veröffentlicht. Der Leipaer Stadtpark wurde 1875, die Kahlenberganlagen wurden 1884 gegründet und 1902 parkartig erweitert. Zu den Schöpfungen des Vereines gehört auch der „Hamannweg" (1894). Auch der Weg durch den Höllengrund wurde mit Bewilligung der Herrschaft Neuschloß im Jahre 1900 gründlich verbessert. — Die Friedländer Zeitung vom 27. September 1905 brachte einen Aufsatz von Ant. Ressel: „Die Freiherren von Tschirnhaus als Besitzer der Herrschaft Grafenstein."

„Geschichte der Stadt Niemes und ihrer nächsten Umgebung von Josef Tille. Mit 72 Abbildungen, 1 Stadtplan und 1 Bezirkskarte. Niemes (1905)." Der Verfasser hat, wie er im Vorworte berichtet, durch achtzehn Jahre an dem Stoffe für das umfangreiche Buch gesammelt. Über das Erreichte wiederholen wir das Urteil, welches Dr. Ed. Langer in seiner Zeitschrift[2]) abgegeben hat: „Nur sehr wenige Städte Deutschböhmens können sich einer so ausführlichen Darstellung ihrer Geschichte und ihrer kulturellen und sozialen Verhältnisse rühmen, nur wenige wissen den Verlauf ihrer Stadtgeschichte mit den allgemeinen Zeitläuften und den geschichtlichen Ereignissen im Lande zu verknüpfen. Daher ragt denn auch die Bedeutung dieses Buches weit über die Grenzen der geschilderten Stadt Niemes hinaus und darf das Interesse der weitesten Kreise, besonders aber Deutschböhmens für sich in Anspruch nehmen." Ich wünschte, es wäre mir vergönnt, auch einmal die Einzelheiten des Buches zu besprechen.

„Deutsche Arbeit. Jahrgang IV." Das Juni-Heft, welches mit vollem Rechte als „Budweiser Heft" bezeichnet wird, enthält einen längeren Aufsatz über Budweis und seine Geschichte. Budwoy soll Alt-Budweis gegründet haben, aber kein Angehöriger des Witigonenhauses gewesen sein.[3]) Vielleicht besaß Alt-Budweis eine Wasserburg. Prangerreste soll es dort bis 1779 gegeben haben. Dr. Val. Schmidt behandelt die deutsche Besiedlung Südböhmens und bemerkt, daß die Witigonen deutschen Ursprunges waren und daß auch die bayrische Abstammung der Strakonitzer Herren wahrscheinlich ist, da Bawor Bayer bedeute und somit die Herkunft bezeichne. Ich sehe auch im Namen „Hirz v. Klingenberg" ein Zeugnis des Deutschtums; die Schreibung ist fremd, aber

[1]) Am 16. Mai 1677 wurde bei den „Bärenkuppen" unweit Ober-Hanichen ein gewaltiger Bär erlegt (p. 472). — [2]) Das östliche Deutsch-Böhmen, V, 74. — [3]) Ein Chronist, dessen Aufzeichnungen aus dem 17. Jahrhunderte stammen, behauptete, daß zu Hohenfurth in capitulo regulari Herr Zawisch v. Falkenstein († 1290) begraben worden sei, der Sohn des Herrn Budwoy, der die Stadt Altbudweis gründete. Schon früher (Exk.-Klub, XXIV, 295, 296) haben wir mit Gründen dargetan, daß neben Budwoy auch die deutsche Form Budwein bestanden haben müsse, von welcher der Name Budweis (Budweins) hergeleitet ist. (Vgl. Schles. Mitt.; XLI, 303).

es bleibt immer ein „Hirsch". Die Orte deutschen Ursprunges sind fast durchgehends Reihendörfer.[1]) Bemerkenswert ist es, daß der Name Urtinowitz auf ein deutsches Ortwins zurückgeht. Ortwin (1259) war ein Schwiegersohn des Herrn v. Landstein. Aug. Schneider erörtert „Deutschvölkisches Leben in Südböhmen sonst und jetzt." Joh. Peter bespricht das „Holzschwemmen" und J. Schramek die „Einschichtenbewohner des Böhmerwaldes". Die Kirche in Gutwasser bei Budweis hat Kilian Dintzenhofer erbaut (1733—1739). — Das Juli-Heft bringt sieben Gemälde von G. Max (Judas), F. Thiele, Ed. Lebiedzki und Anderen. Im Aufsatze über die wirtschaftlichen Schutzvereine Böhmens erörtert der Verfasser den Bund der Deutschen in Böhmen und den Bund der Deutschen in Ostböhmen, zu denen sich nun auch der deutsche Volksrat gesellt. Herrn Hofrat Dr. J. Schindler ist eine kurze Biographie samt seinem Porträt gewidmet. Der „Schwarzhofbauer" mit der „Versteigerung der Ernte auf dem Halme"[2]) verdient gelesen zu werden. Es wird eine tiefgründige Ursache für den Niedergang des Bauernstandes bloßgelegt. Aber es gibt leider noch andere Ursachen, die es bewirken, daß nicht nur die Schwächlichen, Weichlichen und Leichtsinnigen rettungslos verkommen, sondern auch Viele vom landwirtschaftlichen Mittelschlage sich nicht zu halten vermögen. Und das ist jederzeit ein trauriger Notstand für eine Volksklasse, besonders aber für einen dem Staate so ungemein wichtigen Stand, wie es der Bauernstand ist. Der Bildschnitzer Joh. Rint, der sich zunächst mit Pfeifenschnitzerei und Pokalschmuck befaßt, später aber eine Reihe künstlerischer Holzreliefs geschaffen hatte, war 1815 in Kukus geboren und übersiedelte 1848 nach Linz, wo er im Jahre 1900 gestorben ist. Er gehörte zu den letzten Freunden Ad. Stifter's (p. 676). — Im August-Hefte empfiehlt K. Krattner neuerdings die Errichtung einer deutschen Kunstschule in Prag. J. Bachmann bespricht das „Kinderspiel im Egerlande". Weiterhin finden wir einen Zyklus „Rosenkranz" von Karl Bayer und den „Kreidepunkt" in der Mundart des Isergebirges von Karl R. Fischer. Nach Dr. Siegl (p. 745) wird in Eger schon 1630 der Ankauf eines „Posthörl" erwähnt und ein Briefkastel schon 1711. Letzteres muß aber schwer zugänglich gewesen sein. Denn aktenmäßig ist die Rede 1743 von einer 26 Klafter langen Eisenstange zu den Postbriefen unter dem Brucktore und 1746 von einem 25 Klafter langen Zwirnschnürl zum Postkastel vor dem Obertore. Von den diesem Galerie-Hefte beigegebenen Kunstbeilagen seien genannt: „Freude" von Fr. Hegenbarth, „Nymphe" von F. Rumpler, „Modell" von E. Orlik. — Das Septemberheft (Stifterheft) ist dem Andenken Adalbert Stifter's, des angesehensten Schriftstellers der Deutschböhmen, welcher eine solche Auszeichnung wohl verdient hat, anläßlich seines hundertsten Geburtstages (23. Okt.) gewidmet. Einer von den Aufsätzen behandelt das Verhältnis zwischen Adalbert Stifter und seinem Verleger Gustav Heckenast. Mit Recht. Denn der Verleger übt auf die Tätigkeit eines Schriftstellers, besonders eines Anhängers der Gaukunst, den allergrößten Einfluß aus und bildet seine unentbehrliche Ergänzung. Man erwäge nur, welche Förderung Fritz Reuter und Karl v. Holtei durch ihre Verleger erfahren haben. Das verdient Anerkennung. Detlev Baron Liliencron versichert (p. 838), daß er Stifter's „Narrenburg" wohl über dreißigmal gelesen habe. Dieser Ausspruch wird mich beruhigen, wenn ich manche Erzählungen Stifter's fünfmal, sechsmal gelesen habe. Auch die „Narrenburg" bietet Schilderungen, die für mich von überwältigender Wirkung sind. G. Jungbauer sucht die Quelle zum „beschriebenen Tännling" in zwei Sagen (p. 792), von denen die eine in Oberplan, die andere in den Dörfern erzählt wird. Ich bin fest überzeugt, daß das Zusammentreffen beider Sagen nur ein zufälliges ist und daß Stifter, der sonst bezüglich der Örtlichkeiten so geheimnisvoll tut, in dieser Erzählung aber so genau berichtet, einer ähnlichen Sage Ausdruck gegeben hat, aber keiner Sage von einer Kindesmörderin. Wahrlich, um einen Dichter wie Stifter würde es mir sehr leid tun, wenn er die Wahrheit der Überlieferung in solcher Weise verkehrt und die ergreifende Erzählung, deren Mittelpunkt weniger das Mädchen als der Holzknecht ist, aus einer Mordgeschichte entwickelt hätte. Nein, ich glaub' es nicht.

[1]) Die Slawen bevorzugten die Rundlinge, was mit dem Zustande ihrer Unfreiheit zusammenhing. — [2]) Ich kannte einen Herrn, dem man eingeredet hatte, es sei am Besten, das Holz im Walde auf dem Stocke zu verkaufen. Endlich sagte ihm ein Holzhändler: „Lassen Sie das Holz nur schlagen. Das täuscht weder den Käufer noch den Verkäufer." Auch der Einfältigste sollte sich jederzeit klar machen, was wirtschaftlich für ihn vorteilhaft oder nachteilig werden muß.

„Bundes-Kalender für 1906. Herausgegeben vom Bunde der Deutschen in Böhmen. Zusammengestellt von Hans R. Kreibich. Prag 1906" Der 11. Jahrgang enthält außer den Beiträgen des Schriftleiters Erzählungen und Beiträge von W. Appelt, R. Haas, Ant. Aug. Naaff, J. Wichner, W. Nowack, Joh. Peter, ferner Gedichte von A. A. Naaff, F. Dahn, Frida Gumpinger, A. Paudler (Dein Volk), Ant. Gartisch, M. Greif, K. Pröll, W. Floth, H. R. Kreibich (Alle Nenne); eine Humoreske von H. R. Kreibich und eine „mundartliche Ecke" mit Beiträgen aus verschiedenen Gegenden Deutschböhmens, darunter von J. Vatter, W. Oehl, mögen noch ausdrücklich erwähnt sein.

„Schematischer Leitfaden der Kunstgeschichte bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Eine Übersicht von Käthe Strunz. Leipzig und Wien 1906." Unsere geschätzte Mitarbeiterin, aus deren Feder wir demnächst einen Aufsatz über „Volksbüchereien" zu veröffentlichen gedenken, hat einen „schematischen Leitfaden der Kunstgeschichte" herausgegeben, den wir unsern Lesern, welche sich eine Übersicht über die Entwicklung der Kunst bis vor hundert Jahren verschaffen wollen, empfehlen können. Da in der neuesten Zeit auf die Kunst und ihr Verständnis in den weitesten Kreisen ein großes Gewicht gelegt wird, so wird eine kurzgefaßte und leicht faßliche Übersicht vielen, die sich auf diesem umfangreichen Gebiete, das früher bei uns so wenig bearbeitet wurde, unterrichten wollen, recht willkommen sein.

Im Verlage von Otto Henckel in Tetschen sind 1904/5 bereits im zehnten Jahrgange erschienen: „Periodische Blätter für Realien-Unterricht und Lehrmittelwesen" als Organ der Gesellschaft Lehrmittel-Zentrale in Wien und des Lehrerklubs für Naturkunde in Brünn, geleitet von Professor Robert Neumann in Brünn und Julius Fischer, k. k. Bezirksschulinspektor in Schluckenau, empfohlen vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht. Wie uns der Herr Verleger mitteilte, haben die „Periodischen Blätter" besonders in Nordböhmen Verbreitung. In den uns vorliegenden, je 48 Seiten fassenden Heften vom 1. April und 1. Juni 1905 fanden wir u. a. von heimischen Mitarbeitern: Naturdenkmäler und deren Erhaltung von Prof. Dr. J. E. Hibsch in Tetschen, Versuche über die totale Reflexion des Lichtes von Josef Rust in Bensen, eine einfache Wellenmaschine und einen einfachen Versuch über die Polarisation elektrischer Wellen von Fr. Laube in Bodenbach, das Stereoskop in praktischer Verwendung von Frz. Jos. Preidel in Schluckenau; kleinere Mitteilungen: von Josef Müller in B. Kamnitz über das Vorkommen von Leuchtmoos in der Sandhöhle bei Neu-Ohlisch, über Krähen als Fischräuber und über die zunehmende Häufigkeit des Girlitz (Serinus hortulanus Koch) in der Umgebung von B. Kamnitz; von Josef Maaz in Obereinsiedel über die Schädlichkeit der Raben- und Nebelkrähe, von Jos. Preidel in Schluckenau über den Winterschlaf der Frösche. Als Beilagen der beiden Hefte sind zwei Nummern des ersten Bandes der „Österreichischen Jugendschriften-Rundschau", geleitet von Julius Fischer, beigegeben (je 12 Seiten); dieselben enthalten u. a. einen Aufsatz von Heinrich Jahne in Rumburg über Haus- und Klassenlektüre, einen Bericht des Jugendschriften-Prüfungs-Ausschusses des „Freien nordböhmischen Lehrer-Vereins" und die Zusammenstellung einer billigen Muster-Schüler-Bücherei. Die Zeitschrift, welche ihren Zwecken in musterhafter Weise dient, kostet samt Beilage jährlich fünf Kronen. Dr. F. H.

Den Festgästen der 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Meran (1905) ist eine Festschrift gewidmet worden, welche überaus vornehm ausgestattet und mit prachtvollen Abbildungen geziert ist: „Kurort Meran." Inhaltlich hat auch unser Landsmann Hofrat Dr. Emil Rochelt einen größeren Aufsatz über die „Entwicklung Meran's als Kurort" beigesteuert. Wer das Buch besitzt, wird es gewiß als wertvolles Andenken aufbewahren.

„Die Briefe des Eneas Silvius vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl. Reisebericht von Dr. R. Wolkan. Wien 1905." Der Verfasser hat aus deutschen, italienischen und österreichischen Archiven 1263 Briefe von und an Eneas zusammengetragen, wovon 366 auf die Laienzeit, 598 auf die bischöfliche Zeit und 299 auf das Kardinalat des Eneas entfallen. Es sind darunter auch 6 Briefe, welche im Staatsarchive zu Modena aufbewahrt werden und in den Jahren 1457 und 1458 von Eneas an Borso [1])

[1]) Kommt nicht aus dem Slawischen, sondern aus dem Deutschen und ist unser „Bursch" und unser Personenname „Borscho".

v. Este geschrieben wurden. Unter den Handschriften ist ein Münchner Kodex (clm. 12725) sehr wichtig, noch wichtiger aber ein Chigi'scher Kodex in Rom, in welchem sich außer dem Urtext zwei Redaktionen des Verfassers unterscheiden lassen. Daraus ersieht man, daß in keiner gedruckten Ausgabe der ursprüngliche Wortlaut der Briefe vorliegt, während die Handschriften in drei Klassen zerfallen, je nachdem sie den Urtext, die erste oder die zweite Redaktion enthalten. Der Urtext ist wichtig, um Eneas als Humanisten und Politiker zu beurteilen. Die beiden Redaktionen kennzeichnen seinen Stil und seinen Charakter.

In den Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereines für Schleswig-Holstein (XIII, 115—143) bespricht Dr. W. Heering „Bäume und Wälder Schleswig-Holsteins". Zunächst erfahren wir von Bäumen und Wäldern in Sage und Geschichte, sowie im Aberglauben des Volkes. Über die vormalige Verbreitung des Waldes heißt es: „Ein Eichhörnchen konnte von Meldorf bis an die Grenze Dithmarschens von Baum zu Baum hüpfen, ohne den Boden zu berühren."[1]) In Dithmarschen gab es eine Linde, mit welcher die Freiheit des Landes verbunden sein sollte, ähnlich wie bei uns mit den Bäumen des Winterberges. Die Steinhorster Eiche, welche eine Rune des Kriegsgottes Thor trug, war noch 1745 vorhanden. Das Feuer wurde ehedem in die „Brandbäume" gebannt, ähnlich wie in die Leipaer „Schlössellinde", welche noch jetzt im Hofe des Gymnasialgebäudes steht. Ein Besitzer in Hollebüll (p. 130) ließ trotz Abratens seiner Nachbarn eine Silberpappel fällen, von welcher eine Brandsage erzählt wurde. Drei Tage später ist sein ganzer Hof abgebrannt.[2]) Auf einer Koppel in Lunden stand ein Weißdorn, dessen fünf Stämme den fünf Hufen des Weilers entsprachen. Jetzt besteht nur noch die Wurzel, um welche der Besitzer herumackert. Wird diese Wurzel entfernt, so wird die ganze Ortschaft abbrennen. Die meisten „Brauteichen" sind einer Verordnung vom 27. April 1737 zu verdanken, laut welcher jeder Bräutigam vor der Hochzeit 10 Eichen oder 15 Buchen anzupflanzen hatte. Vor der „Brauteiche" bei Schuby pflegten die Hochzeitszüge behufs eines Trunkes Halt zu machen. Von Bedeutung ist auch das Verzeichnis der einheimischen Holzgewächse, ihrer früheren und jetzigen Verbreitung. Der Wacholder ist mancher Orten sehr zurückgegangen, anderwärts ganz verschwunden. Die Mistel, welche auch „Marentaken" oder „Alfranken" heißt (p. 166), soll auf Birken, Kiefern und Eichen, aber auch auf Äpfel- und Birnbäumen vorkommen oder vorgekommen sein. Die Moosbeere wird „Tütt-beere", die Preiselbeere wird „Kronsbeere" genannt. Der Seidelbast (Kellerhals) heißt auch „Peporbusch". Die Heidelbeere oder Bickbeere bedeckt einen riesigen Bestand (400 *ha*) im Forst Segeberg.[3]) Der wilde Rosmarin wird als „Porst" bezeichnet. Auch Myrica gale heißt „Porst", im Dänischen aber Pors.

„Wanderer im Riesengebirge. 25. Jahrgang. April, Mai, Juni." Der Streit um Warmbrunn's Stadtgerechtigkeit, der Jahresbericht und der Rückblick auf die Vereinstätigkeit von 1880—1905 seien besonders hervorgehoben. Der deutsche Riesengebirgsverein zählt 97 Ortsgruppen mit 11.000 Mitgliedern. Zu beachten ist ein Aufsatz über die „Musik" der Bergbewohner, wobei außer anderen Instrumenten die Schalmei, der Dudelsack, das Hackbrett, die Schwegelpfeife, das Brummeisen, die Bumbaßgeige, die Drehleier und die Strohfidel erwähnt werden. Die Bumbaßgeige soll J. Rechziegel aus Hochstadt an der Iser um 1845 bis 1847 am Hohen Rad gespielt haben. Ziemlich ausführlich wird erzählt, wie der Trautenauer Bürgermeister Hans Pfeifer, ein gebürtiger Görlitzer, am 28. Jan. 1506 wegen Bigamie geköpft wurde, wobei der herabspringende Kopf dreimal gähnte und die Zunge herausstreckte.

Festschriften. Anläßlich des Jubiläums- und Volksfestes im Stadtgarten zu Plan am 29. Juni 1905 ließ M. Urban ein „Deutsches Ehrenkränzlein" erscheinen mit Beiträgen von F. Dahn, A. Ohorn, A. Paudler, Ad. Pichler, Aur. Polzer, K. Pröll, P. Rosegger, W. Stibitz u. a. — Zum 11. Jahresfeste des Bundes der Deutschen in Böhmen erschien in Kaaden (1., 2. Juli 1905) eine Festschrift mit Beiträgen von F. Dahn, M. Eggersberg, Karl W. Grawalowski, M. Greif, Frida Gumpinger, Hans R. Kreibich, G. v. List, Ad. Mirsch, Ant. Aug. Naaff, Wilh. Oehl, A. Paudler, P. Rosegger, J. Stibitz.

---

[1]) Ähnlich behaupten manche, daß man von Großschönau über Warnsdorf und Zeidler bis Schandau gehen kann, ohne aus den Häusern heraus zu kommen. — [2]) Wenn ich mich recht erinnere, bestand auch bezüglich der Kirchenlinden in Pablowitz eine Brandsage. — [3]) Sonderbarer Weise wird die Heidelbeere, die doch ganz blau ist, in Leipa „schwarze Beere" genannt.

In **Lewin** bei Auscha wurde im Sommer 1902 der fünfhundertjährige Bestand der dortigen **Töpferzunft** festlich gefeiert. Aus diesem Anlasse erschien eine „Festschrift (Lewin 1902)", welche mit Eifer und Verständnis abgefaßt ist, deren Verfasser aber nicht genannt wird. Den Anlaß und Anhalt für das Fest gibt ein Siegel mit Eisengriff, Messingplatte und folgender Inschrift: „Das Hantwercksiegell der Toeper zv Leben 1402."[1]) Dieses Siegel entstand wohl erst seit dem 16. Jahrhunderte, aber man vermutet, daß die Jahrzahl durch ältere Urkunden begründet und berechtigt war. Gegenwärtig ist nur noch ein Zechbrief vom 16. Mai 1654[2]) vorhanden, ferner ein Rechnungsbuch (1779), ein Gesellen- und ein Lehrknabenbuch (1779) und das Meisterbuch (1798). Also ziemlich wenig für eine so alte Zunft, von welcher Balbin zu rühmen weiß: „Die Töpferkunst (Böhmens) ist nicht von solcher Bedeutung, daß sie erwähnt werden müßte, aber die von Beraun und **Lewin** sind in diesem Gewerbe ausgezeichnet." Doch wenn ich mich recht erinnere, so spricht Balbin an einer anderen Stelle auch von der „Töpferstadt" oder „Töpferheimat" (patria) Lewin. Im Jahre 1791 am 25. Mai sind in Lewin 34 Häuser mit 23 Scheuern durch eine Feuersbrunst vernichtet worden, desgleichen 28 Wohnhäuser mit 19 Scheuern am 6. März 1854. Bei diesem Brande erstickten auch elf Personen.[3])

Einem Buche, welches unter dem Titel: „**Bilder aus Böhmen** (Leipzig 1876)" anonym erschienen ist, wollen wir folgende Stelle über **Dittersbach** entnehmen: „Diese Gegend erscheint noch viel zu wenig gewürdigt. Alles beläuft die „sächsische Schweiz", und in der sogenannten „böhmischen", zu welcher **Tetschen** den Eingang vermittelt, stößt man bei jedem Schritte auf Schönheiten, die denen der sächsischen Kollegin nichts nachgeben. Wie reizend ist die Fahrt von **Tetschen** nach **Dittersbach**, wie idyllisch dieses letztere! Weltvergessen kann man es nennen. Wer einige Tage in der stillsten Zurückgezogenheit und dabei von der prächtigsten Natur umgeben leben will, der gehe nach Dittersbach, von wo wieder ein prächtiger Waldweg nach **Herrnskretschen** führt. Gott erhalte den Bächen, welche die lieblichen Täler der böhmischen Schweiz durchrauschen, noch lange ihre Forellen, und den Leuten, welche diese Täler bewohnen, ihre Gemütlichkeit!" (p. 226). — Auch über die böhmischen Wälder. „Wo sonst noch in Europa gäbe es wirklichen Urwald als in Böhmen? Wohl nagt jetzt der Borkenkäfer an ihm, aber der böhmische Wald ist unverwüstlich. Von ihm gilt auch das stolze Wort, welches die Herolde ausriefen, wenn ein französischer König das Zeitliche segnete. Der böhmische Wald stirbt nicht, als Ganzes lebt er seit Jahrtausenden fort in ungebrochener Macht und Größe. Er ist hier, er ist dort, er ist überall. An der Grenze tritt er in der Gestalt des majestätischen Böhmerwaldes auf, mit undurchdringlichem Urdickicht, in welchem Bären hausen, mit dunklen, tiefen Seen, himmelanragenden Bergen und romantischen Schlössern und Abteien. Wie ein weiter Gürtel schließt er das ganze Land, wie ein grünes Samtband die im Herzen dieses Landes gelegene Hauptstadt ein" (p. 245). — Auch das **Geltschbad** wollen wir nicht vergessen. „Außer Wartenberg gibt es noch zwei Kaltwasserheilanstalten in Böhmen, eine in **Eichwald** bei Teplitz, eine zweite in **Geltschberg**, die sich einer womöglich noch günstigeren Lage erfreut als Wartenberg. Man erreicht **Geltschberg** von **Leitmeritz** aus zu Wagen in zwei Stunden, und der Weg führt durch liebliches Gelände. Man streift das prächtige Lustschloß weiland Kaiser Ferdinands, **Ploschkowitz**, und nicht weit davon öffnet sich ein herrlicher Blick in das Tal von **Auscha**, das seiner Hopfenanlagen wegen berühmt ist. Das Klima dieser ganzen Gegend ist ein mildes und gesundes, Humboldt reihte es unter die angenehmsten Klimate Mitteleuropa's."

Des Fürsten Gundacker von Liechtenstein **Gutachten** über Edukation eines jungen Fürsten und gute Bestellung des Geheimen Rates. Von W. **Eymer**, k. k. Gymnasialdirektor. Sonderabdruck. Leitmeritz 1905.

Einlauf.

Wegkarte vom **Jeschken** und **Isergebirge** mit färbiger Wegebezeichnung 1:100.000. Preis 40 h. Herausgegeben von G. Adolph und Ad. Bengler (1905). Der Reinertrag ist für den Schwarzbrunnberg-Turmbau bestimmt.

---

[1]) Wenn hinter dem C wirklich ein R steht, dann dürfte es wohl ein Fehler des Graveurs sein. — [2]) Balbin, Misc. I, p. 59. — [3]) Der Klub besitzt eine Abbildung der Umgekommenen.

Steinwiesen und Bilfertstein. Von Karl v. Zimmermann. Sonderabdruck (1905).

Der geologische Aufbau von Böhmen. Von Dr. G. C. Laube. Zweite Auflage. (Prag.) 1905.

Schiller's Bedeutung für die Gegenwart. Von Prof. Dr. E. Müller in Stuttgart. (Prag.) 1905.

„Niemes mit dem Roll. Zweite vermehrte Auflage. Von Raimund Maras. Mit 16 Abbildungen, 1 Karte und 1 Rundsicht Niemes.[1])

Professor Dr. Joh. Franz Löw von Erlsfeld.[2]) Von Dr. Mich. Urban. (S.=A.)

„Die Marmoriererfamilie Hennevogl. Von Heinrich Ankert. (Sonderabdruck. Prag. 1905.)

„Dorfboten=Kalender für das Jahr 1906. Budweis 1906. Preis 1 Krone.

Professor A. Paudler †.

Der Nordböhmische Exkursions-Klub hat einen unersetzlichen Verlust erlitten. Sein hochverdientes Ehrenmitglied, Mitbegründer und Obmann=Stellvertreter, der Schöpfer und seitherige Leiter seiner „Mitteilungen", Professor A. Paudler, ist im Spitale der barmherzigen Brüder in Prag, wo er schon vor drei Jahren operative Hilfe gegen ein heimtückisches Leiden gesucht und vorübergehend gefunden hatte, am 10. November 1905, Nachmittags 1/46 Uhr, im 62. Lebensjahre verschieden.

Professor Paudler hat als Gelehrter, Schriftsteller und Dichter und als treuer Sohn seiner nordböhmischen Heimat dem deutschen Volke in Böhmen unschätzbare Dienste geleistet und unsere Vierteljahrs=Zeitschrift durch 28 Jahre mit seltener Fachkenntnis und Umsicht geleitet. Seine reichen Sprachkenntnisse befähigten ihn, auf mundartlichem Gebiete und bei der Forschung nach dem Ursprung deutscher Familien= und Ortsnamen Hervorragendes zu leisten, und als vorzüglichem Kenner des heimischen Sagenschatzes gelang es ihm, in Poesie und Prosa eine solche Verklärung und Verherrlichung Nordböhmens zum Ausdruck zu bringen, wie sie nicht vielen Landschaften zuteil geworden ist.

So hat der Verewigte auf gar mannigfache Weise zu Herz und Gemüt seiner Landsleute und deutschen Stammesgenossen gesprochen, und seines begeisterten Strebens für das Wohl seiner Heimat, seiner Verdienste in heimatskundlicher, literarischer und nationaler Beziehung werden mit dem Nordböhmischen Exkursions=Klub die zahlreichen Freunde des Verewigten stets in Dankbarkeit gedenken.

Viel zu tief aber sind Trauer und Leid um den so unverhofft Entrissenen, viel zu reich seine Verdienste um den Klub, als daß sein Verlust noch in diesem, so gut wie abgeschlossenen Hefte die gebührende Würdigung finden könnte. Es wird deshalb der Entschluß des Klub=Ausschusses gewiß vollen Beifall finden, das erste Heft des

[1]) Vgl. Exk.-Klub, XXV, 387, 388. Sch.=L. — [2]) Er war am 26. März 1648 Plan geboren, wo sein Vater Wolfgang Löw Bürgermeister und Burggraf war.

nächsten Jahrganges gewissermaßen als „Paudler-Heft“ den Manen des Verewigten zu widmen. Das Heft soll nebst Arbeiten aus seiner Feder Aufsätze über ihn enthalten, insbesondere seinen eingehend verfaßten Lebensabriß — unter Beigabe seines Bildes, des Bildes seines Geburtshauses und jenes des Leipaer Augustinerklosters, welches seine Bildungsstätte und durch 34 Jahre seine Heim- und Wirkungsstätte gewesen — und anschließend die zu seiner Charakterisierung dienenden Beileidskundgebungen, deren Anzahl bereits hundert übersteigt.

Wir bringen dieses Vorhaben im Wege der „Mitteilungen“ allen Jenen, die dem Dahingeschiedenen nahe standen, mit der Bitte zur Kenntnis, etwaige Beiträge für das Widmungs-Heft in Bälde einsenden zu wollen.

Dr. F. H.

Danksagung.

Dem Vorstande bzw. Ausschusse des Nordböhm. Exkursionsklubs und der Schriftleitung seiner „Mitteilungen“ sind aus Anlaß des schweren Verlustes, welchen der Verein durch das allzufrühe Hinscheiden seines unvergeßlichen, schier unersetzlichen Mitbegründers und richtunggebenden geistigen Leiters, hochverdienten Ehrenmitgliedes, Obmannstellvertreters und Schriftleiters der „Mitteilungen“, Herrn

P. Amand Anton Paudler,

k. k. Gymnasialprofessor i. R. in Leipa,

erlitten hat, aus dem Kreise der Mitglieder und Freunde des Vereines, seiner Lokalklubs und der im Schriftentauschverkehre stehenden Vereine und anderen Körperschaften und Zeitschriften überaus zahlreiche Beileidsschreiben zugekommen, in welchen zugleich die allgemeine Verehrung und Wertschätzung zum Ausdrucke kommt, deren sich der nun Verewigte wegen seines edlen treudeutschen Sinnes, seines von Liebe zur Heimat und zum Volkstum begeisterten Wirkens als unermüdlicher Forscher und Schriftsteller erfreute.

Außerstande all' diese Beileidskundgebungen einzeln zu beantworten, beehrt sich der Ausschuß des Nordböhm. Exkursionsklubs für die vielen Beweise herzlicher Anteilnahme vorläufig an dieser Stelle **Allen und Jedem innigsten Dank** auszusprechen.

Leipa, im November 1905.

Rudolf Walda, Obmann.

Jos. Just d. J., Schriftführer.

Vom Nordböhmischen Exkursions-Klub.

Der Klub steht im Zeichen der Trauer um seinen bewährten Führer, um den Schöpfer und zielbewußten Leiter seiner Zeitschrift: Prof. A. Paudler ist nicht mehr! „Die Krone der Herrlichkeit ist uns vom Haupte gefallen; unsere Liebe, unser Stolz ist tot!“ Treffender hätte der Klub-Obmann den erlittenen Verlust nicht zum Ausdrucke bringen

können, als mit diesen Worten der Schrift! — An uns ist es nun, sein Andenken zu ehren und seine Wege weiter zu wandeln; Ersterem gilt der oben bereits mitgeteilte Beschluß, das nächste Heft als Widmungs-Heft herauszugeben.

Unter den sonstigen Ereignissen der letzten Zeit ist wohl das bedeutsamste die Herausgabe des zweiten Teiles des Hauptregisters: dem im Vorjahre ausgegebenen Sachregister ist jetzt, kurz vor Abschluß dieses Heftes, das ebenfalls von Dr. F. Hantschel verfaßte Personen-Register nachgefolgt und damit der heimatlichen Forschung großer Vorschub geleistet. Ob und wann der dritte Teil, das Ortsregister, erscheinen wird, steht noch gänzlich in Frage, da die Mittel dazu fehlen.

Die Eröffnung der neuerbauten Spitzbergturm-Veranda hat am 9. Juli 1905 unter entsprechendem feierlichen Gepränge stattgefunden; damit hat sich der Klub ein neuerliches Merkzeichen seiner touristenfreundlichen Bestrebungen gesetzt. Gleiche Bestrebungen lagen auch der Versammlung zu Grunde, welche der Klub als Mandatar der Gebirgsvereine Nordböhmens und der Oberlausitz am 19. November 1905 nach Leipa einberufen hatte und in welcher die Herstellung eines einheitlich bezeichneten, neuen Touristensteiges vom Jeschken bis zum Donnersberge — mit Rücksicht auf die Gebirgsformation „Kegelweg" genannt — beschlossen wurde; die Zusammenfassung der bis Ende Jänner 1906 zu beendendn Vorarbeiten obliegt ebenfalls dem Klub.

In den „Neueren Nachrichten" dieses Heftes findet der Leser die Anzeige von dem Ableben des Großindustriellen Anton Richter, Senior-Chefs der Firma „Ignaz Richter und Söhne" in Niedergrund an der böhm. Nordbahn; derselbe war dem Klub am 29. Feber 1884 als gründendes Mitglied beigetreten.

Das vorliegende Dezember-Heft, das Schlußheft des 28. Jahrganges, hat den Umfang von acht Druckbogen, ist also das stärkste Heft seit Bestand der Zeitschrift. Das wäre jedoch nicht möglich gewesen, wenn nicht unser teure Dahingeschiedene, noch bis in seine letzten Lebenstage um sein Schoßkind, die „Mitteilungen", besorgt, den Kostenbetrag für zwei Druckbogen aus Eigenem hinterlegt hätte. Es wird Aufgabe des Klubs im nächsten Vereinsjahre sein, im Sinne und Geiste des Verewigten die Begeisterung für den Ruhm der Heimat und die Herrlichkeit des eigenen Volkes empfänglich zu erhalten. Das ist unser Wunsch, unsere Hoffnung. Und in diesem Gedanken bitten wir alle unsere werten Leser, Freunde und Mitarbeiter, nebst dem Ausdrucke des Dankes für die bisherige Unterstützung, um die ungeschmälerte Fortdauer des zur Erreichung unserer Zwecke unentbehrlichen Wohlwollens. Dr. F. Hantschel.

Neuere Nachrichten.

„Haupt-Register für die Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs, Jahrgang I bis XXV. Zusammengestellt von Dr. F. Hantschel. Zweiter Teil: Personen-Register. Leipa 1905. Verlag des Nordböhmischen Exkursions-Klubs." Dieser Teil des Haupt-Registers wurde vor Kurzem fertiggestellt und umfaßt 198 Seiten, also um nahezu $1^1/_2$ Druckbogen mehr als der erste Teil. „Wer irgend eine wissen-

schaftliche Arbeit über Nordböhmen in Aussicht nimmt, an diesen Registern darf er nicht achtlos vorübergehen oder doch nur zu seinem eigenen Schaden."

Die 5. Lieferung der „Heimatskunde des politischen Bezirkes B. Leipa" bringt die Fortsetzung ihres wohl umfangreichsten Abschnittes über „Industrie, Handel und Gewerbe". Dem Hefte ist u. a. das Bildnis des Grafen Josef Maximilian Kinsky auf Bürgstein und Schwoika beigegeben, dieses vielseitigen Förderers der heimischen Industrie.

Kreisturnfest. Im verflossenen Sommer (22. bis 24. Juli) hat in Leipa das neunte deutsch-österreichische Kreisturnfest stattgefunden. Zu den hervorragendsten Festlichkeiten gehörte das „Kyffhäuser-Festspiel" von Prof. F. Topsch in Prag, wobei 250 Personen mitwirkten, die Enthüllung des Jahn-Gedenksteines, der Festzug und der Fest-Kommers. Am Festzuge beteiligten sich gegen 6000 Turner aus den verschiedensten Gegenden Deutsch-Österreichs, so daß 277 Vereine mit 186 Vereinsfahnen vertreten gewesen sein sollen.[1]) Das sprichwörtliche „Leipaer Festwetter" ist der Stadt auch diesmal soweit getreu geblieben, daß, obwohl am Hauptfesttage (23. Juli) Mittags ein heftiger Regen niederging, dennoch während der Jahnfeier, welche Vormittags, und während des Festzuges, welcher Nachmittags stattfand, das Wetter tadellos war. Der dritte Festtag und der folgende Wochentag, der zu Ausflügen verwendet werden sollte, wurden durch Regenwetter leider beeinträchtigt. Für eine Stadt wie Leipa war die Durchführung eines so großen und vielbesuchten Festes eine gewaltige Aufgabe, aber die monatelangen Vorarbeiten wurden durch einen schönen Erfolg belohnt.[2]) Anläßlich dieses Kreisturnfestes erschienen auch die bereits besprochenen „Edelworte Vater Jahn's"[3]), sowie ein handlicher „Festführer", welcher eine kurzgefaßte Geschichte der Stadt Leipa (A. Paudler) und eine Geschichte des deutschen Turnvereins Leipa (Rösler) enthielt, überdies aber mit hübschen Abbildungen aus Leipa und Umgebung geziert war. A. P.

Sterbefälle. Am 13. Oktober 1905 starb in Niedergrund an der B. N.-B. nach kurzer Krankheit im Alter von 57 Jahren der Großindustrielle Anton Richter, Senior-Chef der weitbekannten Firma „Ignaz Richter u. Söhne". Mit ihm ist einer der angesehensten und tüchtigsten Großindustriellen Nordböhmens, ein hervorragender Wohltäter und ein allseits hochgeschätzter Förderer gemeinnütziger Bestrebungen heimgegangen. Im vorigen Jahre erbaute er auf eigene Kosten in herrlicher Lage am Waldessaume in Niedergrund ein Siechen- und Versorgungshaus und schenkte es der Gemeinde Niedergrund. Erst kurz vor seinem Tode errichtete er eine Volksküche. Eine besondere Pflege widmete er auch dem Alpinismus: eine prächtige Villa und ein Elektrizitätswerk in Krimml und ein stattliches Schutzhaus im Raimbachtale unterhalb der Reichenspitzgruppe, 2700 *m* hoch, „Richterhütte" genannt und zum Andenken seines vor zehn Jahren verunglückten ältesten Sohnes 1896 bis 1897 erbaut, verdanken seiner großen Neigung für die Schönheiten der Alpenwelt ihre Entstehung. Er hinterläßt einen Sohn, Richard, welcher schon seit Jahren in dem großen Unternehmen leitend tätig ist, und eine Tochter, Emilie, die an den Arzt Dr. Ludwig Kleller, Mitinhaber des Sanatoriums Hacking bei Wien, verheiratet ist.[4]) Unserem Klub gehörte er seit 29. Feber 1884 als gründendes Mitglied an. — Am 13. Juni 1905 starb in Franzensbad Herr Dr. Viktor Zopf, Stadt- und Bahnarzt aus Bodenbach. Er war 1845 in Leitmeritz geboren, gehörte zu unsern Leipaer Studiengenossen und lebte als Arzt 1875—1884 in B. Aicha, worauf er nach Bodenbach übersiedelte.[5]) — Am 15. September 1905 starb in seiner Vaterstadt B. Kamnitz Herr Eduard Schwaab, Personaldechant i. R. Er war am 11. Dezb. 1845 in B. Kamnitz geboren und wirkte als Kaplan in Daubitz und Weißkirchlitz, als Pfarrer in Arnsdorf[6]) und Weißkirchlitz, bis er sich zur Ruhe in seinen Geburtsort und in sein Vaterhaus nach Niederkamnitz zurückzog.[7])

---

[1]) Leitm. Ztg. v. 26. Juli 1905. — [2]) Eine ausführliche Schilderung des Festees enthält die D. Leip. Ztg. v. 26. Juli 1905. — [3]) Exk.-Klub, XXVIII, 221. — [4]) Vgl. Boh. u. Pr. Tagbl. v. 16. Okt. 1905. — [5]) Vgl. Prag. Mediz. Wochenschrift, 1905, Nr. 27. — [6]) Ed. Schwaab gehörte zu jenen Jugendfreunden, welche sich zur Kamnitzer „Lätitia" zusammengeschlossen hatten. Auch spielte er in einer lustigen Geschichte, welche ich unter der Überschrift „Nächtliche Gäste" in einem Leipaer Kalender (1891) veröffentlicht habe, unsern liebenswürdigen Gastfreund. A. P. — [7]) B. Kamnitz. Wochenblatt v. 23. Septb. 1905.

Auskunft der Schriftleitung.

G. P.: In den Sammlungen des D. Riesengebirgsvereines befindet sich aus der Glashütte im Weißbachtale eine Glocke mit der Inschrift: „Hans Preusler, Glashüttenmeister, 1655." Wanderer, X, 120. — M. M.: Der Nordböhm. Volksbote (Steinschönau) v. 22. Juni 1905 brachte aus dem Nachlasse des † Ant. Seidel eine Skizze: „Zur Entstehung der nordböhmischen Glasindustrie." A. Seidel hat für unsere Zeitschrift zahlreiche Beiträge geliefert, von denen der Aufsatz: „Zwei Glasgraveurkünstler aus Steinschönau" (Exk.-Klub, XX, 281—289) noch nach Jahrzehnten gelesen und wieder gelesen werden wird. — St.: Das Unwetter am 5. Juli 1905 hat die „Hutmacherlinde" gefällt, welche bei Kratzau auf einer Anhöhe gegen Hohendorf stand und schon 1860 durch einen Blitz in Brand geraten war, sich aber doch wieder erholt hatte. D. Volksztg. v. 7. Juli 1905. — E. W.: Im Walde oberhalb der Bahnstation Bäringen ist eine prächtige Leuchtmoosgrotte entdeckt worden. D. Volksztg. v. 22. Juli 1905. Auch hat die Bezirksvertretung von Graslitz den „Hohen Stein" bei Kirchberg-Stein für 20.169 K angekauft, damit die schöne Aussichtsstelle erhalten und verschönert werde. Boh. v. 19. Juli 1905. — L.: Ein Steinkreuz wurde vom Wege Gablonz-Seidenschwanz-Kukan in das Gablonzer Museum übertragen. (Boh. v. 23. Juli 1905.) Solche Übertragungen empfehlen sich nur dann, wenn das Kreuz an seiner alten Stelle oder ihrer Nachbarschaft unmöglich noch länger erhalten werden kann. Steinkreuze und Denkmäler müssen sozusagen „Residenz" halten. — L.: H. Peter (Thür. Mon.-Bl., XIII, 89—92) erklärt den Namen „Weinstraße" als „Wagenstraße" und den Namen „Wiegarth" (Eisenach) als „Weihgart" (Weihgebiet, wegen der Domkirche und des Marienstiftes). — ü.: Bürgerschuldirektor Siegmund aus Reichenberg leitet die von 150 Schülern besuchte deutsche Schule in Saloniki, an welcher noch 4 Lehrer und 4 Hilfslehrer tätig sind. Rchbg. Ztg. v. 20. Aug. 1905. — Sch.: Der Kapellmeister Ludwig Slansky, der 1838 in Haida geboren war, starb in Prag am 15. Aug. 1905 (Boh. v. 16. Aug. 1905). Sein Leben und Wirken hat Rob. Lahmer in unseren „Mitteilungen" (Exk.-Klub, XV, 231—234) ausführlich geschildert. — St.: Neue Balladenbücher gibt es in Hülle und Fülle. Diese Gattung kann überhaupt nie veralten. Vgl. Neue Bahnen, V, 405—408. — A. H.: K. R. Fischer berichtet in der Gablonzer Ztg. v. 16. Juli 1905 über eine „Wappenscheibe aus dem Jahre 1605". Peter Wander, Glashüttenmeister in Friedrichswald, hat 1603 sechs Wappenscheiben für die Reichenberger Ratsstube geliefert und Kaspar Schürer v. Waldheim, Hüttenmeister auf Labau und Salenbach, hat am 7. Okt. 1602 dem ehrbaren Rate ein Fenster gewidmet. — O.: In der „Lyra" v. 1. Aug. 1905 wird berichtet, daß der Schriftsteller Karl Herloßsohn richtig Karl Herloß hieß und der Sohn eines Prager Schneidermeisters war. Der Schriftstellername bewirkte, daß man Herloßsohn für einen Juden hielt. — Sl.: Der in B. Auerbach's Waldfried (III, 91) erwähnte hl. Arbogast (21. Juli) war Bischof von Straßburg. Er kam aus Aquitanien und heißt in Frankreich St. Algast. Von ihm und seinen Wundern erzählt der „heilige Forst" im Elsaß, wo er als Einsiedler lebte. Vgl. Detzel, II, 168, 169. — J. W.: Bei Kreibitz wurde Ende Juli 1905 ein Herrnpilz gefunden, der 1180 *gr* wog. Sein Hut maß 28 *cm* im Durchmesser und 82 *cm* im Umfange. Boh. v. 1. Aug. 1905. Auch im Hartenberger Walde wurde ein 2 *kg* schwerer Steinpilz gefunden, dessen Hut 32 *cm* im Durchmesser hatte. Boh. v. 1. Septb. 1905. — St.: Schon Molière spricht im Don Garcia v. Navarra (Werke, I, 140) von „den schönen Silberwellen, die reich und kunstlos als lebendige Quellen fließen". Lebendige Quellen — das ist die Herrlichkeit, das ist die geheimnisvolle Stimme, durch welche das Innere der Erde zu uns spricht. — N.: Das Wort „Pfefferküchler", das Gustav Freytag einmal gebraucht hat (D. Sprachv., XX, 236) ist bei uns einheimisch und allgemein gebräuchlich. — A.: Auf einem Bauernfelde in Schönau bei Wernstadt fand man einen Kornhalm mit elf Ähren, welche teils fingerlang, teils verkümmert waren. Auch hat man daselbst vier „schneeweiße Rebhühner" beobachtet und eines davon erlegt. Leitm. Ztg. v. 6. Septb. 1905. — J. F. L.: Es ist wahrscheinlich, daß unter „Bendels Vorwerk" der Klostermeierhof (Kreisamt, Bezirkshauptmannschaft) und unter „Klein-Schlössel" ein Gebäu zu verstehen ist, welches sich an Stelle des jetzigen Augustinerklosters befand. — Geschlossen: 30. XI. 05. Dr. F. H.


3 0000 108 686 043





